GERMANIA.

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

BEGRÜNDET VON FRANZ PFEIFFER.

FORTGESETZT VON KARL BARTSCH.

JETZT HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO BEHAGHEL.

UNIVERSITY OF TORONTO
38640
16/2/97

DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.
NEUE REIHE EINUNDZWANZIGSTER JAHRGANG.

WIEN.
VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.
1888.

PF
3003
G4
Ag.33

INHALT.

Seite

Zur mythologischen Methodik. Von L. Beer 1
Der nordische Tristanroman und die ästhetische Würdigung Gottfrieds von Straßburg. Von G. Glöde 17
Eine deutsche Übersetzung von Ciceros Cato aus der Humanistenzeit. Von K. Hartfelder. 27
Zu Reinolt von Montelban. Von F. Pfaff 31
Die Handschriften des Reinolt von Montelban. II. Von Demselben. 34
Zu Germania XXXII, 97. Von G. Ehrismann 45
Pfaffe Amis 1—72. Von E. Einert 46
Beiträge zur Geschichte der Minnesinger. III. Von F. Grimme 47
1. Brunwart von Augheim 47
2. Bruno von Hornberg 48
3. Walter von Breisach 50
4. Der schuolmeister von Enzelingen 51
5. Goldener. 52
6. Pfeffel 53
7. Der von Sachsendorf 53
8. Hardegger 55
9. Meister Heinrich Teschler 56
Rätsel. Von K. Bartsch 57
Zu Iwein v. 553 ff. Von F. Grimme 58
Erinnerungen an Karl Bartsch. Von K. J. Schröer 59
Karl Bartsch † 19. Februar 1888. Von R. Bechstein. 65
Verzeichniß der selbständig erschienenen germanistischen Schriften Karl Bartschs. Von G. Ehrismann 94
Karl Bartsch als Romanist. Von Fr. Neumann 98
Johann von Soest, 'Dy gemein Bicht'. Von K. v. Bahder 129
Zu Steinmar. Von Bernh. Wyss. 158
Handschrift 1590 der Leipziger Univeristätsbibliothek. Von K. Euling 159
Die Nachbildung der Manesse'schen Handschrift in Heidelberg 173
Narrengesellschaften. Von Felix Liebrecht 175
Seewasser in Tempeln. Von Demselben 177
Ein Volksvers. Von Demselben 179
Zur Alexiuslegende. Von Max Friedr. Blau. 181
Zu Reinke de Vos. Von R. Sprenger. 220
Märchen aus Lothringen. Von F. Peters. 224
1. Drei Sprüche. 224
2. „Der Weihnachtsbub“. 226
Bericht über die Verhandlungen der deutsch-romanischen Section auf der XXXIX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Zürich 231
Einundzwanzig Fabeln, Schwänke und Erzählungen des XV. Jahrhunderts. Von J. Baechtold 257
1. Fuchs, Wolf und Eimer. S. 258. — 2. Falke und Eule. S. 259. — 3. Schüler und Bauer. S. 260. — 4. Ein böses Weib scheidet eine Ehe. S. 261. — 5. Respice finem. S. 262. — 6. Von Buhlschaft und treuer Liebe. — 7. Von einem Sohn, der dem Vater die Nase abbeißt. S. 264. — 8. Der Wolf als Fischer. S. 265. — 9. Die listige Frau. S. 267. — 10. Die Katze als Nonne. S. 269. — 11. St. Petrus und der Holzhacker. S. 270. — 12. Der Pfaff im Käskorb. S. 271. — 13. Von Frauenlist. S. 273. — 14. Von zwei Bettlern. S. 274. — 15. Wolf und Geige. S. 275. — 16. Der dankbare Lindwurm. S. 276. — 17. Der beichtende Schüler. S. 279. — 18. Die gestohlene Monstranz. S. 280. — 19. Von einem häßlichen Pfaffen. S. 281. — 20. Von einer Büßerin. S. 281. — 21. Göttliche Strafe. S. 282.

Seite

Ein Tagelied. Von J. J. Baebler 283
Altdeutsche Glossen aus Innsbruck. Von Adalbert Jeitteles. 287
Zur Legende der heil. Kumernus oder Wilgefortis. Von J. H. Gallée. 311
Der Schelch im Nibelungenliede. Von Karl Haas 312
Mich wundert, daß ich fröhlich bin. Von Reinhold Köhler 313
Märchen aus Lothringen. Von F. Peters 333
2. Der Soldat und das Kind 333
3. Das Gelübde 337
Der verstellte Narr. Von Heinrich v. Wlislocki 342
Die Reimbrechung in Gottfrieds von Straßburg Tristan und den Werken seiner hervorragendsten Schüler. Von O. Glöde 357
Zum Seifrid Helbling. Von Gustav Ehrismann 370
Zu Reinke de Vos. Von Ed. Damköhler. 379
Der Minnesänger Albrecht von Johansdorf. Von J. Hornoff. (Schluß folgt.). . 385
A. Person des Dichters 385
B. Lieder 392
I. Überlieferung 392
II. Echtheit 396
III. Rhythmik und Metrik 398
IV. Sprache 428
Die Bezeichnungen *her* und *meister* in der Pariser Handschrift der Minnesinger. Von Fritz Grimme 437
Die Wielandsage und die Wanderung der fränkischen Heldensage. Von W. Golther 449
ader = aber. Von Ed. Damköhler. 480
Mittheilungen aus der kön. Universitätsbibliothek Tübingen. Von K. Steiff . . 481
Zu Gerhard von Minden. Von Ed. Damköhler 497
Ein Brief an Albrecht von Eyb. Von M. Herrmann 499
Erwiderung. Von R. Bechstein. 506

LITTERATUR.

Recensionen. Von K. Bartsch 108
Litteratur-Notizen. Von Demselben 116
Anzeigen. Von Demselben 118. 234
Anzeigen. Von A. Nagele 125
Aus Zeitschriften. Von K. Bartsch 238

MISCELLEN.

Einige Beiträge zur Geschichte der Frauen. (Schluß.) Von Felix Liebrecht . 243
Aus alten Handschriftenkatalogen 255
Mittheilungen 256. 384. 508
Berichtigung 384
Ein Scherz Simrocks mit Adalbert von Chamisso. 508
Nibelungenfehde 508

ZUR MYTHOLOGISCHEN METHODIK.

Ich habe Band XIII, S. 1 ff. der „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur“ eine Untersuchung der Orendelsage angestellt, welche sich zu der Behandlung einer größeren Gruppe zusammengehöriger Überlieferungen gleichen mythischen Gehaltes gestaltete und in der Feststellung eines pangermanischen, vielleicht sogar indogermanischen Jahreszeitenmythus gipfelte. Es sei gestattet, einige principielle Bemerkungen über diese und ähnliche Untersuchungen nachzutragen.

Die Mythologie als Wissenschaft ist in unseren Tagen in Mißcredit gerathen, derart, daß ernste Wissenschaftler ihr mit Verachtung den Rücken kehren und auf Bestrebungen in ihrer Richtung den spröden Bescheid ertheilen: ich glaube überhaupt, daß die meisten unserer Sagen sehr späten Ursprungs sind! ein Bescheid von merkwürdiger Wissenschaftlichkeit, da es 1. wohl der Mühe verlohnte, für einen derartigen Glauben den Beweis anzutreten, 2. die wissenschaftliche Bedeutsamkeit einer Überlieferung durchaus nicht lediglich von ihrem Alter abhängt.

Im Übrigen ist die Discreditirung der mythologischen Forschung eine nothwendig erzeugte. Als Jakob Grimm, der Begründer unserer germanistisch historischen Wissenschaften, das deutsche Volk mit einer deutschen Mythologie beschenkte, sah er sich veranlaßt, in Ermangelung einer geschlossenen Quellenüberlieferung, wie sie die Edden für den nordischen Glauben zu bieten schienen, eine Analogiensammlung aus allen erfindlichen Niederschriften anzustellen nach den nämlichen Principien, denen wir seine Analogiensammlungen zur Begründung einer deutschen Grammatik und einer deutschen Rechtsalterthumswissenschaft verdanken. Dabei widerfuhren ihm vornehmlich zwei Irrthümer: 1. schwebten ihm als ein Ideal religionsgeschichtlicher Überlieferung die Edden vor, die er, wie noch in unserer Zeit mancher vorzügliche Forscher, für eine Quelle erster Hand hielt, und er suchte ihre Sagen und Göttergestalten auf westgermanischem Boden wiederzufinden; 2. stand er, wie alle Begründer der deutschen Philologie, unter dem Banne der classischen Alterthumswissenschaften, faßte

also den Begriff Mythologie in der ganzen Beschränktheit der mit festgefahrenen Terminis hausenden classischen Forschung und freute sich andererseits, classische Vorbilder auf germanischem Boden wieder zu entdecken. Damit begründete er die gefährlichste Krankheit dieser Wissenschaft: die Analogienwirthschaft, die frischweg deutsche Überlieferungen einerseits auf eddische Muster ausdeutete und andererseits mit ähnlichen griechischen und, später, vedischen Traditionen verglich und nach ihnen beurtheilte.

Aber mit diesen Analogiensammlungen, welche in der Analogienwirthschaft nur ins Kraut geschossen sind, wies Grimm den Weg zu einer ganz neuen Methode, welche weit über die von der classischen Philologie ausgebildete hinausging. Indem er einerseits zum ersten Male eine wohlgeordnete Sammlung mythischer Einzelüberlieferungen elementarer Gestalt bot unter Hinweisungen auf überraschende Parallelen fremder Mythik, bahnte er den Weg zu der Begründung einer vergleichenden Mythenforschung, welche Kuhn zuerst[1]) zum Princip erhob. Indem er andererseits seine Belege aus der Volksüberlieferung schöpfte, wies er den Weg zu der reinsten Quelle mythischer Belehrung, zu dem Volksleben, und wurde der eigentliche Begründer des berühmten Schwartzischen Princips, daß die Volksnatur, die Mutter der Mythik, mutatis mutandis noch heute unter gleichen Anlagen, Trieben, Gesetzen die Mythenbildung fortsetzt, daß ihr allein die Gesetze der Mythenbildung abzulauschen, und somit eine concrete Kritik und Ausnutzung der mythischen Überlieferungen aller Zeiten abzugewinnen ist. Der Weg zu dieser Erkenntniß der principiellen Seite einer wissenschaftlichen Mythologie ist nach diesem Gelehrten die Analogiensammlung zunächst auf deutschem Boden, aber unter Heranziehung außerdeutscher Analoga. Für letztere freilich mangelte ihm die philologische Genauigkeit, und er steuerte mit vollen Segeln in die Analogienwirthschaft hinein.

Die beiden neuen Richtungen combinirte Mannhardt in seinen berühmten germanischen Mythen, welche den, wenn auch mit noch so vielen Irrthümern versetzten, so doch zum ersten Male umfassenden Beweis führten, daß die germanische Mythik die Abzweigung eines indogermanischen Mythenstammes darstellt. Aber wenn Schwartz durch philologische Mängel das Zutrauen der exacten Gelehrtenwelt verscherzte, so war Mannhardt ein schwacher Historiker und ein

[1]) Ich sehe von Max Müller ab, der, abseits der deutschen Forschung, aus eigener Kraft zu bedeutsamen Resultaten gelangte.

noch schwächerer Psycholog. Von jeher hat er ohne scharfen historischen Blick unter jede Rubrik alle möglichen Überlieferungen durcheinander geworfen und nicht beachtet, daß zwischen dem Alf Loki und dem drückenden Alb oder den unterirdisch schmiedenden Krüppeln eine große Spanne Entwickelung lag. Das Princip der Entwickelung fehlte ihm nicht, aber er hat nicht verstanden es anzuwenden. Auch als ihn die Strahlen kritischer Erleuchtung trafen, die von Lachmanns Genie über alle philologische Forschung ausstrahlten, ist er, unselbständig seinen Mustern nachstrebend, immer auf halbem Wege geblieben; er hat angefangen, die griechischen Überlieferungen mit kritischer Sichtung zu behandeln; aber er ist nicht dazu gekommen, von der philologischen Quellkritik zu der psychologischen Analyse der Überlieferung überzugehen. Immer geneigt, eine Überlieferung als Ganzes hinzunehmen oder als Ganzes zu verwerfen, wußte er abermals dem Gedanken der Entwickelung nicht zu seinem wissenschaftlichen Rechte zu verhelfen. Begeisterung und treuliche Arbeit war sein bestes Eigenthum; aber ein bahnbrechender Geist wie Schwartz war er nicht, und das ist heute um so nöthiger hervorzuheben, als man anfängt über Schwartz' Einseitigkeit und kritischen Verirrungen zu vergessen, wieviel man ihm verdankt, und daß er der epochemachendere Wissenschaftler von beiden, daß Mannhardt sein an Genauigkeit (späterhin) weit überlegener, an intuitiver Erkenntniß (der ersten Bedingung wissenschaftlicher Großthat) weit ärmerer Schüler war.

Drei methodische Sätze sind es, in denen Schwartz' Forschungen gipfeln: 1. Ein Mythus ist nur zu deuten, indem man alle seine Belege sammelt und vergleicht, bis man zu einem erleuchtenden Punkte gelangt[1]); 2. die philologische Quellkritik darf nicht so weit gehen, Nachrichten einer zeitlich späteren Quelle unmittelbar als die inhaltlich minder zuverlässigen anzusehen, da der spätere Berichterstatter vielleicht den genaueren Bericht aus dem Volksmund erhielt oder aber getreuer aufzeichnete; über die Ursprünglichkeit des Beleges kann nur der Analogienvergleich entscheiden; 3. jede Ceremonie ist eine Pantomime: Apolls Drachenkampf ward durch eine irdische Wiederholung gefeiert. Vornehmlich auf dem ersten Satze fußend, gelangte Mannhardt dazu, die deutschen Volksgebräuche, für welche Grimm bereits zahlreiche Belege gesammelt hatte, umfassend zusammenzustellen. Dieselben waren vornehmlich ländlicher Natur, denn unser

[1]) Die eiserne Berta, ein Sturmdämon, wird erst verständlich, wenn der Nachtrabe, ebenfalls ein Sturmdämon, mit eiserner Schwinge eine Hürde zerschlägt.

Mythen wahrendes Volk ist vornehmlich ländlich. Mannhardt wurde aufmerksam, verfolgte den Volksglauben weiterhin und fand ihn allenthalben besonders lebendig in Haus, Feld und Wald. Er verfolgte die griechischen und römischen Volksbräuche: das gleiche Ergebniß. Und so kam er dazu, aus dem übereinstimmend ländlichen Charakter spätdeutscher, späthellenischer und spätrömischer Volksbräuche und Anschauungen zu schließen, daß auch die indogermanische Dämonie eine wesentlich vegetative gewesen sei, denn die Gottheit, welche die Vegetation gab, mußte ursprünglich selbst die Vegetation gewesen sein.

Das Register hatte aber ein Loch. Sämmtliche Gottheiten, die nach germanischer Überlieferung die Vegetation verliehen, waren atmosphärischer Natur: Odinn ein Windgott, Thor ein Gewittergott, Freyr als Vane wieder ein Windgott. Noch mehr: ein deutscher Vegetationsgott war gar nicht aufzutreiben; denn Njördr war Vane, also wieder Windgott. Nicht besser stand es indisch: Indra, Agni, Vishnu, Varuna — lauter atmosphärische[1]) Gottheiten. Ja, Welcker hatte sogar mit guten Gründen behauptet, daß die Hauptgötter fast aller Völker atmosphärischen Charakter wiesen. Endlich hat man sogar einen pangermanischen Hauptgott Tyr-Ziu feststellen wollen, einen Himmelsgott, einen deutschen Zeus: allerdings ein arges Beispiel von Analogienwirthschaft. Man betrachte folgende Tabellen (auf Grund von Fick I, 108):

A. ***di*** scheinen, blinken.

	daiva:		*div*:
skr.	deva, göttlich, m. Gott		Dyaush Name, div Himmel. Tag
lat.	divus	deus	Joupiter
griech.			Zeus
westgerm.			Tiv
nord.		tívar	Tyr
lith.		dévas	
slav.		deiwas	
kelt.		deivos	

	diva:	*divia*:
skr.	diva Himmel. Tag	divya himmlisch, am Tag
lat.	biduum	sub dio unter freiem H.
griech.	ἔνδιος[2]) ἔνδιος[3])	δῖος himmlisch, göttlich

[1]) Unter atmosphärischen Wesen begreife ich Wesen der in der Atmosphäre sich vollziehenden Erscheinungen: also auch Sonnenschein, Regenbogen, wie andererseits Nebelbildung, Lichtreflexe.

[2]) Unter freiem Himmel.

[3]) Mittägig.

B. di		I.		II.	III.	IV.
a daiva, *b* div	I. göttlich Gott	skr. *a*		*b*	*b* β^1 β^2	*b* β^1 β^2
β^1 diva, β^2 divia	II. Götternamе	griech.	β^2	*b*	β^1 β^2	β^1
	III. Himmel	lat. *a*		*b*	β^2	β^1
	IV. Tag	westgerm.		*b*		
		nord. *a*		*b*		
		lith. *a*				
		slav. *a*				
		kelt. *a*				

Aus diesen Tabellen ergibt sich, 1. daß die indogermanischen Götternamen von der Wurzel *di* sämmtlich dem Thema *div* abgebildet sind; 2. daß diesem Thema nur im Skr. die Bedeutungen Himmel, Tag beiwohnten, griech. und latein. Weiterbildungen des Thema *div*; germ., lith., slav., kelt. überhaupt der Wurzel *di* Worte dieser Bedeutungen nicht abgebildet wurden; daß folglich von einem deutschen Himmelsgott *Tiv* keine Rede sein kann; 3. daß von der Wurzel *di* alle[1]) indogermanischen Sprachen[2]) ein Appellativ 'göttlich' abgebildet haben, welches somit der Bedeutung 'leuchtend, glänzend' entsprang; 4. daß mithin die Namen Dyaush, Joupiter, Zeus, Tiv nichts bedeuten als 'der Leuchtende'; eine Bedeutung, welche sie mit anderen Götternamen theilen, und die wohl auf ein großes Alter, keineswegs aber auf eine ehemalige Omnipotenz des germanischen *Tiv* zurückschließen läßt; 5. daß auf indogermanischer Stufe den Göttern die Eigenschaft des Leuchtens, Glänzens als wesentlich zugeschrieben wurde, mithin ihre atmosphärische Natur dominirte.

Dieses Ergebniß hat nichts Erstaunliches. Der primitive Mythus ist eine naive Naturanschauung, eine Auffassung des Unbegreiflichen nach Analogie des Begriffenen. Diese Auffassung konnte nur stattfinden, wenn ein tiefer Eindruck das Gemüth aufregte; nicht der Erkenntnißwerth: der Gefühlswerth bestimmt die Mythen — wie jede Begriffsbildung. Die fürchterlichen Erscheinungen des atmosphärischen Übels und die wiederkehrende Wohlthat der Himmelsheiterkeit mußten die unmittelbar wirksamsten Factoren der Mythenbildung werden.

Die Vegetation als solche trat erst in den Gesichtskreis des Menschen, als er aus einem vornehmlich von Fleisch lebenden ein auch Pflanzen verzehrendes Wesen wurde. Zu jenem erzog ihn zu-

[1]) Dem Westgerman. ist das Appellativ wohl nur verloren gegangen.

[2]) Das Griechische erst mittelbar.

nächst der Kampf um das Dasein: die Nachbarschaft der wilden Thiere gebot die Jagd. Erst mit dem Beginne des regen Ackerbaues, der, wie nunmehr nachgewiesen, der indogermanischen Epoche noch nicht angehörte, erst in jener Periode der Seßhaftigkeit in cultivirten, relativ entwildeten Geländen, denen man mit steigender Intensität die Frucht des Bodens abgewann, mußten sich, bei der Abhängigkeit des Menschenwohls von Saat und Ernte, die Korngeister entwickeln; aber auch sie waren, wie E. H. Meyer bereits andeutete und hoffentlich bald eingehend beweisen wird, der atmosphärischen Dämonie entwachsen; ist doch der Wind je nach dem der Förderer oder Vereiteler der Befruchtung. Daß die Waldesvegetationsdämonie einen wichtigen Bestandtheil ebenfalls von der Sturmdämonie empfing, die am erhabensten im Walde sich kundgibt, hat wieder Meyer angedeutet; sie hat außerdem noch eine Reihe verschiedenartigster Mythenelemente aufzuweisen, die leider Mannhardt alle in Bausch und Bogen verarbeitete. Alles, was mit der Zeit an den Wald sich knüpfte, hat er wie dem Baum entwachsen aufgefaßt; und bezeichnend ist, daß er seine Construction des deutschen Baumcultus an den Parallelismus von Mensch und Baum knüpfte. Der Mensch soll einmal wie ein Baum der Erde entwachsen sein: warum? etwa weil man das Baumleben nach Analogie des Menschenlebens erklärte? umgekehrt: weil man das Räthsel der Menschenexistenz aus der Baumexistenz zu begreifen suchte! In dem einzigen Punkt, in welchem einmal Mensch und Baum gleichgesetzt wurden, ist der Mensch dem Baume, nicht der Baum dem Menschen angeglichen worden.

Von E. H. Meyer steht ein Handbuch der Mythologie in Aussicht; es ist zu hoffen, daß mit ihm die Theorie einer ursprünglichen Vegetationsdämonie dahinfällt. Außer mit dieser Theorie gilt es, sich mit zwei weiteren auseinanderzusetzen. Die eine stammt von dem ehrwürdigen Nestor der mythologischen Forschung: von Max Müller. Sprachwissenschaftler von ganzer Seele, hat er mit den Augen des Sprachforschers die Mythik betrachtet. Sie war ihm eine Phase der Sprachbildung, oder richtiger: die Degeneration einer solchen Phase. Ein Gegenstand hatte z. B. ursprünglich nach verschiedenen Eigenschaften mehrere Benennungen, von denen nur ein einziges Synonym mit der Zeit überdauerte; die übrigen hielten sich idiomatisch, in Sprüchwörtern, im Dichterwort etc.; man verstand ihre Beziehung nicht mehr, nahm sie als Wesenheiten für sich: und der Mythus war fertig. Z. B. die in die Fluthen tauchende Sonne sei als Frosch bezeichnet worden: nach Verlust der Anschauung habe sich daraus

der Froschjüngling ergeben, der, wenn er das Wasser sah, in Froschgestalt in dasselbe habe untertauchen müssen. Ein anderer Mythen bildender Factor ist ihm die Homonymie: der Umstand, daß in Folge einer gemeinsamen Eigenschaft verschiedene Dinge eine gemeinsame Benennung erhalten[1]). Auch hier entstehe der Mythus, indem gleichsam die Sprache in den Zustand des Selbstvergessens verfalle: die alte Bedeutsamkeit nicht mehr verstanden werde. Müller unterliegt bei dieser Theorie einem psychologischen Irrthum, den die Wissenschaft noch nicht allzulange aufgeklärt hat: Der Mensch denkt keineswegs in Worten, zumeist in Vorstellungen. Selbst wir, die wir in unserer redegewohnten Zeit die langsamen Gedankenprocesse vielfach in Worten durchlaufen, vollziehen unsere schnellsten Denkprocesse (man denke nur an ein schnelles Überlegen, blitzartiges Überschlagen aller Eventualitäten) nur durch Vorstellungsverlauf. Angenommen also, die Sonne wurde einmal als Frosch angesehen, so war das eine Vorstellung, keine Benennung; die Benennung setzte nur die Vorstellung in Umlauf. Die Sprache ist dem Verkehr entsprungen, die Vorstellung dem individuellen Seelenleben. In dem Umlauf allerdings brauchen sich die Worte ab, verändern sich die Bedeutungen; das Wortspiel, der Wortwitz, die Volksetymologie treten hinzu; und innerhalb der Grenzen, in welchen Laistner (Nebels.), allerdings etwas zu ausgiebig, von der Homonymientheorie Gebrauch macht, sind Homonymien und Synonymien als mythenfortbildende, umbildende Elemente anzuerkennen; nur bleibe man sich klar, daß der Mythus als solcher Anschauung, das Wort Mittheilung dieser Anschauung ist, und daß alle Zeiten ununterbrochen mythenbildend thätig sind: nicht indem sie vergessen, sondern indem sie wahrnehmen.

Die zweite Theorie, die Müllenhoffs, ist eine litterarhistorische. Die Mythologie interessirte ihn nur von dem Standpunkt des Erforschers der deutschen Heldensage, und diese ist ein Capitel der Litteraturgeschichte. Die Sagengeschichte ist ein Capitel menschlichen Dichtens; und indem er die Sagen zurückverfolgte bis in ihre ersten Anfänge, fand er nichts als Dichtung: bei den Dichtern in gebundener, bei den Nichtdichtern in gemeiner Rede. Müllenhoff hatte ganz Recht: etwas Gemeinsames ist zwischen Dichten und Naturanschauung. Aber er vergaß den Unterschied zwischen activer und passiver Phantasie. Jede Vorstellungsauslösung entspringt der Phantasie, ohne Gedicht zu sein. Wenn man am Gründonnerstag Grünkohl essen soll oder

[1]) Z. B. Erde wie Wolke als Kuh.

das Rothkehlchen ob seiner Farbe den Blitz herabzieht, so ist das ebenso concrete Phantasiethätigkeit, wie wenn Thor einen rothen Bart hat oder man in der Wolke einen Wasser gießenden Brunnen findet. Aber die Phantasie verhält sich passiv bei dieser Thätigkeit; ohne Willensimpuls erweckt eine Vorstellung die andere, ergänzt sich das Unbekannte vermittelst eines associativen Momentes aus der Masse des Bekannten. Das Dunkel der Nacht und des Unwetters, das Rollen des Donners, des Bergsturzes, der Kegelkugeln, der Kellerfässer ordneten sich naturnothwendig zusammen, und wäre die Mythenneubildung heute noch von genügender Lebhaftigkeit, so würde das Volk naturnothwendig im Gewitterlärm das himmlische Geschützfeuer vernehmen. Ähnlich verhält es sich zunächst mit der Sagenbildung, welche sich um historische Persönlichkeiten oder Ereignisse krystallisirt. An die deutsche Kaisersage sind eine ganze Reihe atmosphärischer Mythenelemente durch passiv associative Auslösung angewachsen; der Todtenkampf über den katalaunischen Gefilden ist ein weit verfolgbarer atmosphärischer Mythus. Um ein Ereigniß von starkem Gefühlswerth, sei es aus dem Natur- oder Menschenleben, als Krystallisationscentrum schießen die phantastischen Mythisirungselemente reichlich zusammen, noch ehe ein Erzähler von Initiative mit schöpferischer Willkür an die Ausgestaltung der Überlieferung herangetreten ist. Festzuhalten ist also: der Mythus entspringt passiven Vorgängen der durch Ereignisse von Gefühlswerth aufgeregten Phantasie: er ist die ohne Willensimpuls erfolgende associative Angleichung des Unbekannten an das Bekannte.

Die Sprachforschung[1]) lehrt, daß das indogermanische Urvolk sich über eine weite Fläche ausdehnte, weit genug, daß verschiedenenorts verschiedene dialektische Differenzirungen eintraten und verschiedenenorts aufkommende neue Culturbegriffe in relativ kleinen Bezirken herrschend wurden. Solche Bezirke aber berührten und kreuzten sich mannigfach, und so ergab sich das complicirte Verwandtschaftsverhältniß der späterhin getrennten Einzelvölker. Ähnlich ist das mythische Urverhältniß zu denken. In indogermanischer Zeit haben (vornehmlich) atmosphärische Vorgänge mythenbildend gewirkt; man verstand sie gemäß Vorgängen des täglichen Lebens: die Wolken als Heerden, die Wetter als Kämpfe, die Wasser als Milch der Wolkenkühe etc. Verschiedenenorts verstand man sie verschieden; solche Auffassungen wanderten und wurden Gemeingut gewisser Districte. Indem

[1]) Vgl. Schrader, Sprachvergleichung 185.

sich solche Gebiete theilweise deckten, vermischten sich die disparat entstandenen Anschauungen und wurden mit einander in Einklang, in Compromiß gesetzt; sie verwuchsen und verglichen sich. Diesen Vorgang kann man jederzeit verfolgen. Bei den Einen ist heute der Sturm ein rollender Fuhrmann, bei den Anderen der jagende Hackelberg, bei Dritten der eiserne Nachtrabe. In Folge dessen wird auch berichtet, daß Hackelberg ein Fuhrmann gewesen; Anderen fliegt der Rabe dem Jäger oder Fuhrmann voraus, Dritten ist er gar ein verwunschener Fuhrmann.

Die atmosphärischen Erscheinungen tragen stets den Charakter einer Vielheit. Es sind viele Wolken, viele Blitze, viele Gestirne, vielstimmige Winde. Darum steht zu Anfang jeder Religion eine Polydaimonie. Es sind aber auch Einheitsmomente vorhanden, wie das Alles verklärende Sonnenlicht. So mag es gekommen sein, daß aus der Polydaimonie sich local eine oder einzelne Gottheiten herrschend erhoben. Dieselben erwiesen sich furchtbar oder segensreich; man war von ihnen abhängig. Hier setzt der Cult ein und mit ihm die Religion.

Dem Cult ist eigen die Ceremonie. Der naive Mensch spricht eindringlich durch Geberden. Noch bis auf unsere Zeit flehte der Ackerbürger um Regen, indem er Idol oder Symbol begoß oder in Wasser tauchte; um Fruchtbarkeit, indem er sich neben ein Weib auf das Ackerfeld mit der Geberde der Zeugung legte [1]).

An die Ceremonie hat sich dann naturnothwendig das begleitende Wort geschlossen, und zwar, da der gehobenen Handlung der Rhythmus eigen, die rhythmische Rede, deren so vielleicht der Mensch überhaupt mächtig wurde. Natürlich handelte das begleitende Wort von dem Inhalt der Ceremonie: von der Götterthat, dem Weltereigniß. Es ist bekannt, daß hier Epos und Drama ihren Ursprung haben.

Die naive Naturanschauung, der primitive Mythus, mußte nach anderer Richtung eine Ausgestaltung erfahren. Sobald sie nach Maßgabe menschlicher Verhältnisse sich gestaltete (beispielsweise das Gewitter als ein — wiederkehrender — Kampf), verfiel sie der motivirenden Phantasie: aus der Anschauung wurde ein begründetes (aber nicht vor Zeiten geschehenes, sondern wiederkehrendes) Ereigniß [2]): eine Fabel. Diese Fabel pflanzte sich von Mund zu Mund,

[1]) Daß es sich hierbei nur um einen Fruchtbarkeitszauber handelte, nicht die Nachahmung eines himmlischen Vorganges, zeigt der analoge Gebrauch, das Baumpfropfen von einem nackten Mädchen vollziehen zu lassen, dem ein Mann unnatürlich beiwohnte.

[2]) Z. B. der Gewitterkampf begründet durch den Frauenraub.

gestaltete sich weiter aus, wurde immer menschlicher und schließlich ein einmaliges, vormaliges Ereigniß: eine Sage[1]). Auf dem Wege beständiger Fortbildung entwickelte sich so die schlichte Fabel zum complicirten Roman, aus dem der Redegewandte, der Poet, künstlerische Gebilde schuf: jener Kunst folgend, die er dem Cult abgelernt.

Die Ausgestaltung eines Mythus war zu allen Zeiten vornehmlich[2]) eine folgerichtige Ausmalung der Consequenzen gegebener Verhältnisse. Prämisse: eine gespenstische Kuh geht um. Folgerung: wehe, wem sie begegnet. Zweite Folgerung: Der Nachtwächter muß ihr zwar begegnen, aber ihm schadet sie nicht. Der Blick des Basilisken tödtet; um ihn zu tödten, hält man ihm also einen Spiegel vor: die verbreitete Sage vom Spiegeldrachen. Weit verbreitet ist die Sage von Fluthen entstiegenen Stieren (eine nachweislich atmosphärische Anschauung): natürlich vermischen sie sich auch mit irdischen Rindern. Natürlich sind die erzielten Kälber von besonderer Schönheit. Im Walde weilen Waldfrauen. Natürlich vermischen sie sich auch mit Menschen: das Weib unterliegt dem Gesetz der Zeugung[3]). Weit verbreitet tanzen Wasserfräulein über Quellen und Seen (Nebelmythen). Natürlich kommen sie auch in das Dorf zum Tanze. Wenn sich das Wasser blutroth färbt (Luftspiegelung?), hat der grausame Nick in der Tiefe eine Blutthat vollbracht[4]). Die Wasserjungfern verspäten sich einmal beim Dorftanze, und wie sie untergetaucht sind, steigt ein Blutstrahl auf: sie büßen mit dem Leben.

Gleichen Fortbildungen ist jeder lebendige Brauch unterworfen: der Maibaum wird als Fetisch wider Übel aller Art auf Haus oder Stall gepflanzt, aber auch vor Liebchens Kämmerlein oder die Schwelle eines hochwohlweisen Magistrats zu gebührenden Ehren. Wehe dem Mägdlein, dessen Leben nicht unbescholten; statt des blühenden Baumes erhält es einen dürren Besen.

Eine ganz bestimmte Art der Fortbildung ist die zum Popanz. Die Kinder sollen nicht die Halme niedertreten: man warnt sie vor

[1]) Die Worte Mythus und Sage sind im Grunde gleichbedeutend; aber es ist der Weg der Sprachfortbildung, daß ursprünglich gleichbedeutende Ausdrücke der Verdeutlichung verschiedener Nuancirungen dienlich werden.

[2]) Ein weiteres Moment ist die Anwanderung fremder Bestandtheile und die Verschiebung der Motive.

[3]) Sollte man glauben, daß ein bedeutender Forscher in dieser einfachen Fortbildung den unwiderstehlichen Eindruck der Waldnatur erblickte?

[4]) Eine von den tanzenden Jungfrauen ganz unabhängig auftretende Auffassung.

der Kornmutter[1]), die im Getreide sitzt, Kinder fangend und tödtend. Zu Frau Holle im Berg kommen die unartigen Kinder[2]). Eine andere Fortbildung ist der Spuk, das Gespenst. Frau Holle als Nebelgestalt wird zum Trunkenbolde äffenden Spuk. In nordischer Überlieferung wird Kari zum Windspuk, der in der Julnacht mit den Fenstern klappend die einsamen Mädchen zu Tode ängstigt. Das Alles, wie der Fetischismus, sind späte Fortbildungen, als solche von einer concreten mythologischen Forschung bei Seite zu setzen.

Mit atmosphärischen Mythen hat die Mythik begonnen; und vornehmlich atmosphärische (Nebel — Wolken — Wetter — Irrlicht — etc.) Mythen sind es, mit denen sie fort und fort bereichert wird. Mit der Zeit wandelten sich des Volkes Wohnsitze, Lebensgewohnheiten, Anschauungen. In der Folge auch seine Mythik. Wie aber nach Schraders (180) richtiger Bemerkung neue Begriffe, sofern sie nicht, mit neuen Culturgegenständen übernommen, ihre Namen mitbrachten, aus dem eigenen Sprachreichthum heraus sich ergänzend benannt werden, so gilt für die Mythik, daß neue Eindrücke der Natur mit Hilfe alterworbener Anschauungen erfaßt werden: wie jede Mythik das Unbegriffene nach Analogie des Bekannten auffaßt, so werden neu zu Bewußtsein gelangende Erscheinungen nach Analogie der vorhandenen Naturauffassung versinnlicht. Ohne Noth schafft kein Volk neue Worte; so lange das vorhandene Material reicht, wird es verwandt: gewandelt, nicht vermehrt. Dem entsprechend durchwandelt das Korn in der That der alte Windwolf, der Grauhund der Wolke[3]), und, wie er zum Korndämon verschoben, erscheinen Eber und Roß: alte Windwolkengestalten, Dämonen oder Trabanten befruchtender atmosphärischer Gottheiten. Jedes spätere Zeitalter wirthschaftet fort mit überkommenem Capital.

Innerhalb all dieser verschiedenen Phasen der Mythenfortbildung zu einfachen und complicirten Fabeln und Romanen einerseits, zu Religion und Ceremoniell andererseits greift ein bedeutsames Moment ein: die Wanderung[4]). Anschauungen und Gebräuche, Volkserzählungen und Gedichte wandern von Mund zu Mund. Getrennt Entstandenes

---

[1]) Über deren ursprünglich atmosphärische Natur Laistner willkommene Anhaltspunkte gewährt hat. (Nebels.)

[2]) Ursprünglich alle Kinderseelen.

[3]) Wenn der Wind das Korn bewegt, sagt man: der Wolf geht durch (über) das Korn.

[4]) Ein Moment, das Müllenhoff bei seiner berechtigten Forderung, die Überlieferung an Ort und Stelle festzuhalten, zu wenig beachtet.

wird vereinigt; eine schlichte Überlieferung macht verschiedenenorts divergirende Differenzirungen durch, diese begegnen sich von Neuem, werden vom Erzählermund combinirt oder mischen sich unwillkürlich in des Berichterstatters Gedächtniß, mit einander verwachsend. Fast jede auf uns gekommene Überlieferung ist ein complicirtes Resultat von Fortbildung, Anwanderung, Compromiß, Combination, Verwachsen. Einzelne Züge werden beliebt und wandern von Sage zu Sage. Einzelne, ehedem bedeutungsvolle Züge werden leeres Wanderrequisit: Wunderschwerter, undurchdringliche Gewänder. Wenn Freyr zu Balders Leichenfeier auf dem Eber reitet, so wird ihm dieser lediglich als typisches Requisit beigegeben.

Diese Wanderverhältnisse, welche Gustav Meyer in so verblüffender Weise für die Märchenkunde erwiesen hat, sind auch für die Erscheinungen des Polytheismus in Betracht zu ziehen. Die meisten Göttergestalten wie der Griechen so der Germanen stehen einander ganz nahe in ihrer Bedeutung; Oðinn der Sturmgott ist auch Dämonenbekämpfer[1]) und Fruchtbarkeitsgott, herrscht in den Wolken wie im Meer, sein Speer scheint den Blitz zu bedeuten; alle diese Eigenschaften treffen für Thor zu, der größte Theil für Freyr, ein Theil für Tyr, der mit Oðin und Freyr auch die Sonnengottschaft und mit allen genannten die jahreszeitliche Bedeutung gemein hat[2]). Folglich können alle diese Götter nicht gleichen Ortes gleichzeitig entstanden sein; sie müsseu sich durch Wanderung zusammengefunden haben. Max Müller hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Veden kein System kennen: der Vater ihnen bald der Sohn, der Bruder der Gemahl ist. Ähnlich verhält es sich bei den Germanen: nur für den Norden ist ein (schwankendes) Göttersystem festzustellen, sonst überall lediglich ein beschränkter Polytheismus zu erweisen. Nicht viel anders in Griechenland, wo das ausgebildete System nur für die unter natürlichem Zwang ihrer Kunst systematisirenden Dichter zu existiren scheint. So ergibt sich mit Nothwendigkeit: jedes System ist ein Compromiß zusammengewanderter Gottheiten, die alle, hieratisch in den Cult übernommen, mit einander in Ausgleich gebracht und nach Analogie menschlicher Verhältnisse genealogisch verknüpft wurden. Das System hat nur die Bedeutung einer Phase; einer Phase aber zu ihrem historischen Rechte zu verhelfen, das vermag nur eine principiell gefestete Geschichtswissenschaft.

[1]) Das Alles soll andrenorts verfolgt werden.

[2]) Daß Balder die meisten der erwähnten Züge ursprünglich zukamen, haben Grimms und Müllenhoffs Untersuchungen wahrscheinlich gemacht.

Der Zusammenfassung der Götterwelt zu Systemen entspricht die Zusammenfassung der Sagenwelt zu Cyklen: Beides Werke der Tendenz des menschlichen Bewußtseins auf einheitliche Auffassung. Um eine heroische Gestalt oder That krystallisiren sich alle möglichen Überlieferungen. Die hellenische Ilias, die nordische Lokimanie haben cyclische Sagenansammlungen und Sagenumbildungen veranlaßt. Der zürnende Held, der bettelhaft zurückkehrend die Buhler seines Weibes erschlägt, wächst an die Troersage: er ist einer der von Troja heimkehrenden Helden, unterwegs gescheitert; und in den Rahmen zwischen Ilias und Nostos krystallisirt sich eine Welt von Schiffermärchen. Im Norden hat eine Zeit hindurch der Weltuntergangsmythus vorgeherrscht und alle erreichbaren Sagen angeglichen. Dichter haben kosmogonische Phantasien verfaßt und alles geeignete Material eingeordnet. Um die Gestalt des Siegfrid und seine specifische Heldenthat krystallisirte sich eine Anzahl Abenteuer; um dieses Centrum erwuchs ein Geschlechtsroman, und das Ganze wurde local in einen künstlerischen Rahmen ethischen Inhalts eingeordnet: enthaltend den Fluch des (geraubten) Goldes, der erst erlischt mit seinem Heimfall.

Mythus, Fabel, Roman, Cyklus sind streng zu scheiden. Dem ersten ist es zu thun um die Auffassung, der zweiten um die Motivirung, dem dritten um die Ausgestaltung, dem vierten um die Zusammenfassung. Man wird zugeben, daß unter solchen Verhältnissen die strengste Analyse erforderlich ist: nicht allein für die Gedichte, für jede Sagenüberlieferung,

Fassen wir diese gesammten Erörterungen in einen Satz zusammen, so lautet er dahin, daß disparat entstandene, gewanderte und verglichene oder verwachsene Naturanschauungen auf allen diesen Stadien sich zu Glauben, Bräuchen, Sagen fortentwickelten, und daß alle diese Gebilde auf allen Stadien ihrer Entwickelung wanderten, sich mischten, verglichen, verwuchsen. Hiermit sind wir angelangt bei der methodischen Fragestellung: 1. Wie gruppirt sich das überkommene Material (bezgl. wie ist es gruppirt worden)? 2. Wie ist es wissenschaftlich zu bewältigen?

Die Überlieferungsmasse enthält: 1. Volksglauben sehr verschiedener Art: *a*) Glauben, der sich direct anschließt an Götter und Dämonen, an deren Walten und Persönlichkeit; freilich aus sehr verschiedenen Zeiten und auf verschiedensten Entwicklungsstufen; *b*) Glauben unangesehen Götter uud Dämonen: die Menschen als Bäume gewachsen; *c*) Glauben auf der Stufe von Spuk und Popanzen-

thum (Schamanismus). 2. Volksgebräuche: entweder rituell-ceremonieller Natur oder abgeleitetes Amuletenthum, Fetischismus; die ersteren theils entsprungen dem Volksglauben betreffs Götter und Dämonen: pantomimische Bitten, Demüthigungen, Lobes- und Dankeserhebungen — theils irgend einer Ideenassociation entsprungen, wie das Verbot, bei Mondwachsthum Bäume zu fällen; die letzteren theils degradirte Ceremonien, ihres rituellen Charakters entkleidet, oft unverstanden und mißdeutet oder falsch angewandt, nur im Geruche der Heiligkeit stehend und für das Wohlergehen unerläßlich, bezüglich zu allerlei Erwünschtem verhelfend — theils Amulet gewordene Symbole oder Attribute der Gottheit — theils aber auch unangesehen irgendwelchen rituellen Ursprungs auf natürliche Analogieübertragung zurückgehend: so das Durchkriechen wachsthumsschwacher Kinder durch die Wurzeln sprossender Stämme: es soll etwas von der Triebkraft übertragen werden. Volksglauben und Volksbräuche, soweit sie nichts mit Göttern und Dämonen zu thun haben, faßte man zusammen unter dem Namen Volkskunde. 3. Prosaische Volksüberlieferungen einmaliger Erlebnisse, vielfach Volkssagen genannt: fabulirende Auswüchse wirklicher Begebenheiten von Gefühlswerth, sei es einmaliger historischer oder wiederkehrender Naturereignisse. 4. Prosaische Volksüberlieferungen unmöglicher, von Niemandem erlebter Wunderdinge: die Märchen; theils eingewandert, wobei wiederum die angewanderten heimischen Elemente, die nationalen Anwüchse abzuscheiden und für sich zu betrachten sind — theils local erwachsen als Ausartung hieratischer Wunder zu unmöglichen Phantasmen. Denn dem Märchen als solchen ist das unbegreiflich Wunderbare, das ungezügelt Fabulirende wesenseigenthümlich und Selbstzweck; was bei den Buddhisten moralisirende Legende war, wurde abendländisch staunenerregende Phantastik; und ganz dem nämlichen Entwicklungszustand streben im Volksmund die alten Mythen von der Jungfrau auf dem Glasberg und dem Jungfrauen raubenden Drachen zu. 5. Poetische Überlieferungen von einmaligen Ereignissen der Götter- und Heldenwelt. Sie tragen einen durchaus individuell dichterischen Charakter, werden aber gleichwohl mit den Volkssagen unter die 'Sagenkunde' begriffen, während wiederum die Märchenkunde mit der Volkskunde verquickt wird. Hieratischer Volksglauben und Volksbrauch, der an Götter und Dämonen anknüpft, Volkssagen und poetische Überlieferungen hieratischen Inhalts werden unter dem Namen 'Mythologie' zusammengefaßt. Also eine auf ungenügender Kenntniß des Materials beruhende unpraktische Namengebung. Denn es ist klar, daß die hieratischen und die nicht

hieratischen Naturanschauungen für eine Naturgeschichte des menschlichen Geistes, als welche jede Geisteswissenschaft zu fassen ist, nicht trennbar sind, die Volksbräuche verschiedenster Art den nämlichen psychologischen Gesetzen entspringen und alle Arten der Volkssage den nämlichen Gesetzen ihren Entwicklungsverlauf verdanken. Man muß sich bewußt bleiben, daß jeder Volksbrauch auf einen Volksglauben, ein Theil der Volkssagen auf Volksglauben und Volksbrauch, die einheimischen Märchen bezüglich Märchenelemente auf Volksglauben, -Brauch und -Sage zurückgehen, das Sagengedicht aber eine freie dichterische Schöpfung auf Grund eines vorhandenen Materials von Volksglauben, -Brauch, -Sage und -Märchen ist. Der Mutterboden dieser Entwickelungsreihe ist also der Volksglauben, d. i. eine Summe von Naturanschauungen, welche die unbekannten Naturvorgänge nach Analogie der bekannten auffassen: die Wolkenheerde als Lämmerheerde, den Donner als Bergsturz oder Hammerwurf, den Regen als Brunnenwasser oder nährende Kuhmilch, den Menschen als losgelösten Baum. Um ihn zu gewinnen, muß man studiren: 1. Die litterarische Eigenthümlichkeit jedes Sagengedichtes: wer hat es verfaßt, zu welcher Zeit, für welches Publikum, auf was abzweckend, aus welchem Anschauungskreis, von wem beeinflußt, unter Verwendung welcher Elemente? 2. Die genetische Eigenthümlichkeit jedes Märchens: was ist einheimisch, was zugewandert, unter Ersterem was typisches Requisit, was nach Mustern, was Grundstock, was zusammengewandert, aus was die überlieferten Bestandtheile verschoben? 3. Die genetische Eigenthümlichkeit jeder Volkssage, hieratischer wie nicht hieratischer: wie, wo und wann entwickelte sie sich, unter Mitwirkung welcher psychischen, physischen und historischen Bedingungen, unmittelbar anknüpfend an eine Naturanschauung? unter Anwachsen von Wanderelementen? unter logischen Folgerungen aus gegebenen Prämissen, Compromiß, Combination und sonstigen Fortbildungen? mithin eine Herausschälung des Sagenkernes unter Feststellung *α)* der fortbildenden Elemente, *β)* der Gesetze der Fortbildung, *γ)* der Gesetze der Wanderung, *δ)* des Inhaltes der isolirten Grund- und Nebenbestandtheile. 4. Das Verhältniß des Volksbrauches zum Volksglauben und das historische Verhältniß der verschiedenen Arten der Volksbräuche zu einander: eine Studie der pantomimischen Ceremonie einerseits, des abergläubischen Fetischismus andererseits. 5. Die Feststellung und historische Kritik des überlieferten Volksglaubens jeder Art, um zu gewinnen: *a)* das Verhältniß des primitiven Mythus zu dem Naturereigniß; *b)* die Gesetze seiner Fortbildung zu Fabel, Roman, Cyklus

(System, Genealogie) einerseits, zu Religion, Cultus, Ceremonie andererseits. Auf diese Weise wird man eruiren: I. eine Summe verschiedenenorts und verschiedenzeitig entstandener Naturanschauungen, II. die Gesetze, nach welchen dieselben entstehen, und III. nach welchen sie sich fortbilden. Es ist dann schon eine wissenschaftliche That, eine einzige Sage zu isoliren und nach ihrer Natur, Verbreitung, Wandelung und Wanderung zu ergründen, einerlei, ob sie älter oder jünger, hieratisch oder profan, urdeutsch oder eingewandert, dem einen oder dem anderen Gotte zugeschrieben sei. Dann sind die Aufgaben der Mythologie als der Wissenschaft von den Naturanschauungen hieratischer Bedeutung (und ihren Fortbildungen in Sage und Dichtung) nur lösbar als Theil einer Geisteswissenschaft, welche anstrebt, den Gesammtbestand der überlieferten Sagengedichte, Sagenprosen und Märchen; Ceremonien und Qacksalbereien wie Fetischismen; Götterhimmel und Dämonenreiche wie Schamanismen und Popanzen; Naturanschauungen hieratischen wie profanen Inhalts zu untersuchen auf die Gesetze ihres Werdethums und ihrer Entwickelung. So schwer für eine derartige Wissenschaft eine umfassende Benennung zu finden wäre, so bestimmt steht ihr Programm da: wie die Sprachwissenschaft die Sprache als ein spätes und complicirtes Product einer unabsehbar langen Entwickelung auffaßt und deren Entwickelungsgesetze, Urelemente, spätere Bereicherungen zu ergründen sucht, so hat eine Wissenschaft von Volksglauben, -Brauch und -Überlieferung das überkommene Material (zunächst national) als Entwickelungsproduct aufzufassen und diese Entwickelung: ihre Gesetze, die Urelemente, die Anwüchse oder Verschiebungen, festzustellen; wie die Sprachgeschichte darthut, daß alle Sprachen unserer Völkerfamilie einem gemeinsamen Mutterboden entwachsen sind, so sind die nationalen Überlieferungen an Glauben, Brauch und Sage zurückzuführen auf einen indogermanischen gemeinsamen Bestand von Urelementen; wie unter den sprachlichen Urelementen verschiedene Wurzeln die gleiche Bedeutung aufweisen, also verschiedenenorts zur Befriedigung eines identischen Bedürfnisses entstanden, durch Wanderung Gemeingut und im Compromiß verglichen wurden, so haben sich auf dem Gebiete der Naturanschauungen indogermanischer Zeit für den nämlichen Vorgang verschiedenenorts die verschiedensten Auffassungen gebildet, durch Wanderung vermischt, in Compromissen geschlichtet oder innige Verbindungen eingegangen; und so sind ferner aus der Polydämonie verschiedenenorts verschiedene Gottheiten von nahezu identischem Gehalt erwachsen, die durch Wanderung von Mund zu Mund sich zusammenfanden und im Compromiß genealogisch und systematisch vereinbart wurden.

Eine historisch-kritische Zurückführung der gegebenen hieratischen wie nicht hieratischen Überlieferungsmasse an Sage und Brauch, Glauben und Aberglauben auf ihre Urelemente und Entwickelungsgesetze, ein indogermanischer Bestand gemeinsamer Urelemente, eine principielle Entwickelungsgeschichte dieser Elemente zu ihren späteren Gebilden in Religion und Sagenthum: das ist das Prognostikon, das dieser Geisteswissenschaft zu stellen ist.

BERLIN, 21. Mai 1887. L. BEER.

DER NORDISCHE TRISTANROMAN UND DIE ÄSTHETISCHE WÜRDIGUNG GOTTFRIEDS VON STRASSBURG.

Bis zum Jahre 1878, wo Kölbing den nordischen Tristanroman edirte[1]), wußte man, daß Gottfrieds Tristan, die Bruchstücke des Thomas (bei Fr. Michel), das englische Gedicht und die nordische Sage im Allgemeinen derselben Tradition folgten. Vollständig bekannt gemacht wurde der nordische Prosaroman zuerst von Kölbing und konnte daher auch erst von diesem Zeitpunkte ab in Bezug auf seinen Werth für die Beurtheilung des deutschen Tristandichters geprüft werden. Kölbing hat dies in der Einleitung zu seiner Ausgabe gethan und ist zu einem Resultat gekommen, welches die frühere Auffassung von Gottfrieds Werk gänzlich verwirft. Wegen der Wichtigkeit dieses Urtheils für meine ganze Untersuchung will ich hier Kölbings Worte vorausschicken; er sagt Einleitung p. CXLVII ff.: „Am resultatreichsten erscheint mir die auf dem vorigen Bogen gebotene Untersuchung für Gottfried von Straßburg zu sein. Wir wissen jetzt ziemlich sicher, daß er nach dem Gedichte des Thomas gearbeitet hat. Als Repräsentant für dessen verlorene Abschnitte gilt uns die Saga. — Jetzt erst sind wir wenigstens annähernd in der Lage, uns über das Verhältniß dieses Dichters zu seiner Quelle ein Urtheil zu bilden. Wir können dasselbe dahin zusammenfassen, daß Gottfried sich in Allem, was den sachlichen Inhalt seiner Vorlage angeht, peinlich genau an dieselbe gehalten, ja lange Stellen fast Wort für Wort über-

[1]) Die nordische und die englische Version der Tristansage, herausgegeben von E. Kölbing. I. Theil: Tristrams Saga ok Isondor, herausgeg. von E. Kölbing. Heilbronn 1878.

tragen hat. Modificationen oder Weglassungen hat er sich nur dann erlaubt, wenn sein für das wirklich Poetische fein angelegter Geschmack sich gegen ein Thema oder einen Ausdruck ablehnend verhielt, aber selbst dann weist er uns — wenigstens an einer Stelle — selbst darauf hin. Gottfried ist, ebenso wie Hartmann, ein feinsinniger Übersetzer, nur daß er freilich die Befähigung hierzu in noch wesentlich höherem Grade besitzt als jener; als einen Dichter, welcher in selbständiger Gestaltungskraft über seinem Stoffe steht, der Unebenheiten des Originals bessert oder ausgleicht, die Darstellung modernen Verhältnissen näher bringt, sich volksthümlicher zeigt, aus bewußter Welt- und Menschenkenntniß ändert, Charaktere veredelt im Verhältniß zu seiner Quelle, mit einem Worte, als einen so idealen und großen Geist, als welchen ihn Heinzel[1]) hinstellen möchte, werden wir ihn von jetzt ab nicht mehr zu betrachten haben. Diese herbe Enttäuschung wird nun vielleicht dazu dienen, einer in neuerer Zeit vielfach vertretenen Richtung, als deren geistreichsten und scharfsinnigsten, aber zugleich doch auch wohl am wenigsten maßhaltenden Vertreter sich Heinzel in seiner Abhandlung über Gottfried gezeigt hat, der Neigung, denjenigen unserer mhd. Dichter, welche nach französischen Quellen gearbeitet haben, diesen gegenüber eine übergroße Fülle von Subjectivität und selbständigem Urtheil zu vindiciren, ein- für allemal ein Ende zu machen. Gerade hier ist eine pessimistische Anschauungsweise nur allzu gerechtfertigt. Es wird sich vielmehr in Zukunft das Augenmerk in wesentlich höherem Grade, als dies bisher geschehen, auf die stylistischen Unterschiede zwischen den altfranz. Quellen und ihren mhd. Übertragungen richten müssen, und gerade dabei werden die Vorzüge wie die Schwächen der letzteren in ein neues und helleres Licht treten.

„Daß mancher einzelne Punkt in meiner Abhandlung strittig bleiben, vielleicht auch manche Einzelauffassung als unrichtig nachgewiesen werden wird, daran zweifle ich keineswegs. Die hier am Schlusse aufgeführten Gesammtresultate aber werden hoffentlich unanfechtbar sein.“

Kölbing nennt sein Resultat eine herbe Enttäuschung, und eine solche ist es ohne Zweifel, wenn man betrachtet, wie hervorragende Männer unserer Wissenschaft über Gottfried und sein Werk geurtheilt haben.

Der alte Docen in seinem für die Werthschätzung Gottfrieds

[1]) Über Heinzels Arbeiten werde ich später sprechen.

epochemachenden Aufsatze (Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, herausgeg. von v. d. Hagen, Docen u. Büsching, Berlin 1809) sagt von den mhd. Dichtern insgesammt: „Sie arbeiteten und schufen mit jenem lebendigen Gefühl eigenen Bildens, ohne welche die Poesie nur ein mühsames Nachzeichnen, keine neue Belebung des gegebenen Stoffes gewesen wäre. Mit diesem Gefühl wurde von den griechischen Tragikern und den Malern Italiens immer derselbe Gegenstand erneuert dargestellt, ohne daß Jemand hier nach dem Verdienst der ersten Erfindung gegeizt hätte."

Auch J. Grimm nennt den Tristan „das anmuthigste Gedicht der Welt", und Maßmann (Dichtungen d. d. Mittelalters, Bd. II, Einl. p. 9, Leipzig 1843) sagt von dem Tristandichter: „Er ist ein Dichter im ganzen Sinne des Wortes, der seinen Stoff mit vollster Freiheit beherrschte und gestaltete, daß sein Tristan als durchaus neu und sein Eigen erschien, ein Werk vorher nicht dagewesener Schilderungsgabe, voll lieblicher Anmuth, seltener Seelenkunde und reichster Gedankenfülle, ein Werk wahrhaft künstlerischer Formvollendung."

Dann ist es vor allen Dingen R. Bechstein, der Herausgeber von Gottfrieds und Heinrichs von Freiberg Tristan, der Gottfried das höchste Lob spendet. Schon sein auf die Herausgabe der Werke des Meisters und seines bedeutendsten Schülers verwandter Fleiß gibt ein Zeugniß von seiner Verehrung; ausgesprochen hat er dieselbe an verschiedenen Stellen seiner Werke. Er sagt [Ausgabe d. Tristan, 1869, Einl. p. IV]: „Die Literaturgeschichte hat ihr Urtheil dahin festgestellt, daß Gottfried von Straßburg als einer der hervorragendsten Dichter, den Deutschland je geboren, in Ehren zu halten ist, als ein wirklicher Classiker unseres Alterthums": p. XXXVII: „So spricht und dichtet niemals ein Übersetzer, sondern nur ein freier Künstler." Bechstein schließt die Einleitung zu seiner Ausgabe mit den Worten: „Zum Schlusse sei mir vergönnt den Wunsch auszusprechen, daß meine Bemühungen für dieses goldene Gedicht dazu beitragen möchten, seine Freunde ihm noch näher zu verbinden und neue Bewunderer ihm zu gewinnen."

Ebenso weiß R. Heinzel in seinen beiden ausgezeichneten Aufsätzen[1]) Gottfrieds ungemeine Empfänglichkeit für die Welt der Schönheit, des Genusses und vor allen Dingen der Liebe, seine bewußte

[1]) 1. Über Gottfried v. Straßburg, Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1868, p. 533—563. 2. Gottfrieds v. Straßburg Tristan und seine Quelle, Ztschr. f. d. Alt. XIV (II), 1869, p. 272—446.

Welt- und Menschenkenntniß, sein Geschick in der Composition u. a. m. nicht genug zu rühmen.

Schon 1876 sagt R. Bechstein [Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit, Anm. 3]: „Quellenforschungen sind jetzt an der Tagesordnung. Aus ihnen wird später auch die ästhetische Beurtheilung Gewinn ziehen. Es wird sich immer mehr herausstellen, wie unsere alten Dichter gearbeitet haben, inwieweit sie der Quelle unterthan und inwieweit sie in der Benutzung des Stoffes selbständig sind. Manches, was ich als bezeichnend für die Dichtung der Vorzeit aufgestellt, mag künftighin modificirt werden."

Zwei Jahre später erschien Kölbings Buch, und die Beurtheilung von Gottfrieds Werk wurde dadurch nicht in einigen Punkten modificirt, sondern fast umgestoßen und durch eine andere ersetzt, wie Kölbings Worte oben selbst gezeigt haben. In demselben Jahre, wo Kölbing den nordischen Prosaroman edirt, sagt E. Lobedanz [Das französische Element in Gottfrieds von Straßburg Tristan, Rost. Diss. 1878, p. 7], der sehr wahrscheinlich Kölbings Buch noch nicht kannte, über das Verhältniß unserer mhd. Epen zu ihren Vorbildern: „Es waren dies keineswegs Nachdichtungen im modernen Sinne. Diese haben gleiche oder ähnliche Grundlagen wie ihre Vorbilder, aber sie tragen doch den Stempel einer neuen geistigen Individualität. Im Mittelalter beschränkte der Nachahmer sich wesentlich auf eine freie Übersetzung des Originals, die er durch eigene Betrachtungen sittlichen oder psychologischen Inhalts glossirte."

Gegen diese Ansicht von Lobedanz hat sich schon K. Lüth [Der Ausdruck dichterischer Individualität in Gottfrieds Tristan, Parchim 1881, Programm] ausgelassen, aber Kölbings Ansicht erwähnt er mit keinem Worte. Seine Arbeit enthält ein ausgezeichnetes Material zur Widerlegung von Kölbing, denn nachdem dieser sich in so absprechender Weise über Gottfried geäußert hatte, durfte kein späterer mehr wagen, über den Ausdruck dichterischer Individualität in Gottfrieds Tristan zu schreiben, ohne gegen Kölbing in der heftigsten Weise zu polemisiren. Der Einzige, der Kölbing widersprochen hat, ist R. Bechstein. Im „höfischen Epos" [Stuttgart 1881] nennt er die von ihm abgedruckte Stelle aus dem Tristan [p. 10807—11370] unbeirrt durch Kölbings Resultate eine, die zu großem Theile in Composition und Ausführung das volle Eigenthum des Dichters ist, die Gottfrieds feine und mit Humor durchwürzte Darstellungskunst in schönstem Lichte zeigt." [Einl. p. V]. Einleitung p. XXIV spricht der Verfasser von Kölbings Edition des Prosaromans und seiner Beur-

theilung des Tristan und sagt: „Ich begnüge mich dieses in meinen Augen durchaus falsche und ungerechtfertigte Urtheil hier einfach anzuführen. Zur Polemik und Widerlegung ist hier nicht der Ort.“ Bewiesen hat Bechstein diese Behauptung nirgends. Ich will nun in der folgenden Untersuchung Kölbings Einleitung genau durchprüfen und sehen, ob seine Resultate als endgiltig entscheidende anzusehen sind. Er gibt ja selbst zu, „daß mancher Punkt strittig bleiben, manche Einzelauffassung als unrichtig nachgewiesen werden kann“, aber wie steht es dann mit dem unanfechtbaren Gesammtresultat? Wenn es gelingen sollte, mehrere Auffassungen, die sich auf die ästhetische Würdigung von Gottfrieds Werk beziehen, als unrichtig nachzuweisen, würde der alte Sänger von Straßburg dann nicht in ganz anderem Licht erscheinen, wäre dann die „pessimistische Anschauungsweise“ noch gerechtfertigt? Quellenuntersuchungen wie die Kölbings haben schon oft umgestaltend auf die Auffassung einzelner Autoren gewirkt, sei es in Bezug auf die Größe derselben vernichtend oder ihren Ruhm steigernd, immer aber müssen sie sorgfältig geprüft werden. So ist es auch in unserem Fall; Kölbings Urtheil, das er sich durch gründliches philologisches Studium erworben hat, ist da, es muß von allen Seiten angesehen werden und ist zu acceptiren, wenn es nicht widerlegt werden kann, unbekümmert um persönliche Vorliebe für Gottfried und sein Werk.

Zunächst werden wir auf einen Unterschied in der Behandlung des Stoffes geführt, bei Gottfried Poesie, im nordischen Prosaroman Prosa. Gottfrieds melodische Sprache, sein bilderreicher Stil ist öfters Gegenstand der Untersuchung geworden. Ist nicht auch die äußere Form maßgebend bei der ästhetischen Beurtheilung seines Gedichtes? Koberstein sagt einmal: „In der mhd. Poesie wird in der besten Zeit Alles individuell beseelt, mannigfaltig in Ausdruck und Wendung, die Perioden sind kunstreich und geschmackvoll gebaut und der Stil der Natur des Stoffes angepaßt trägt dabei das Gepräge der besonderen Persönlichkeit des Dichters.“ Also auch nach dieser Seite hin erkennen wir die charakteristische Richtung der mittelalterlichen Dichtweise. Es soll darum hier eine Darlegung folgen, inwieweit auch die Form, in der uns Gottfried sein Gedicht hinterlassen hat, sein individuelles Gepräge trägt, und in dieser Beziehung bringt die Arbeit von Lüth ein schätzenswerthes Material. Gottfried nimmt, was seine Sprache ihm bietet, und in besonderer Herrschaft und Überlegenheit bedient er sich derselben. Zierlich und leicht gleitet seine Rede dahin, sich dem Gange der Erzählung anschmiegend;

wo er betrachtend und reflectirend den Stoff ausdehnt, da geht auch sein Redestrom breitere Bahnen. Sein Ausdruck ist scharf und treffend, die Fülle und der Reichthum an Worten bewunderungswürdig. Die Verbindung allitterirender Worte, die Anapher, der Chiasmus, das Asyndeton, Gottfrieds weit ausgedehnte Synonymik, die Wortzusammensetzungen, Alles wird bei Lüth eingehend besprochen, und Gottfrieds meisterhafte Anwendung aller dieser Mittel hervorgehoben. Eine solche Sprache, ein solcher Stil reift nur durch jahrelange Übung heran (Bechstein, Einl.). Wie sein Stil, wie seine Worte, so tragen auch die Verse, zu denen er sie vereinigt, das individuelle Gepräge des Meisters. Er hat es verstanden, sie zu schönen, reinen, leicht dahingleitenden Paaren zu verbinden, mehr als einer der Kunstgenossen. Die Reinheit der Reime, die bei Gottfried geradezu bewundernswürdig ist, die zahlreichen rührenden Reime verrathen auf Schritt und Tritt den Künstler. Besonders ist es auch die Reimbrechung, die Gottfrieds Versen jene Lebendigkeit verleiht, die jeden Leser stets wieder mit neuem Vergnügen erfüllt[1]). Dies Alles erwähnt Kölbing mit keiner Silbe, als ob jeder beliebige Mensch der mhd. Periode dies auch hätte ausführen können. Ein Übersetzer war sicherlich nicht im Stande, ein solches Werk zu schaffen. Kölbings Buch ist eine peinliche, streng wissenschaftliche Vergleichung der nordischen, englischen und deutschen Version der Tristansage, und als solche ist sie von der höchsten Bedeutung, aber bei einer ästhetischen Beurtheilung von Gottfrieds Tristan müssen alle von mir bisher erwähnten Momente in Betracht gezogen werden. Wir werden am Schlusse dieser Untersuchung sehen, ob und wie sie das Gesammtresultat verändern.

Vor allen Dingen war es Gottfrieds Sache, seinen Stoff aus der großen Menge der vorhandenen Sagenkreise auszuwählen. Wenn er auch nicht mit dem Namen „Dichter“ zu bezeichnen wäre, so liegt doch immerhin ein kleines Verdienst darin, daß er als feinsinniger Übersetzer sich einen Stoff wählte, der von so allgemeinem Interesse war, daß seine poetische Reproduction der Vorlage auf Theilnahme beim Publikum rechnen durfte. Dies ist ihm nun im vollsten Umfange gelungen, seine Zeitgenossen hielten ihn für einen großen Dichter, ja sie lasen sein Werk auch, was die vielen Handschriften bis ins 15. Jahrh. reichend beweisen. Er fand im Mittelalter zwei Fort-

[1]) Über dieses ästhetisch schöne Princip der Reimbrechung werde ich im Zusammenhang in dieser Zeitschrift sprechen.

setzer, und in der Neuzeit haben Männer wie Immermann, Kurz, R. Wagner u. A. den Stoff nicht verschmäht.

Eine andere Frage, die mir am wichtigsten erscheint, ist die, ob der nordische Prosaroman, der sicher Gottfrieds Tradition vertritt, überhaupt in vollem Sinne als competent anzusehen ist, um von ihm Rückschlüsse auf den deutschen Tristan zu machen. Es ist zu bedenken, daß er selbst nur das Spiegelbild des Originals ist; wir vergleichen also nur zwei Überarbeitungen eines nicht vorhandenen Originals mit einander und schließen daraus auf den Werth der einen.

Der nordische Prosaroman ist 1226 aus dem Französischen übertragen, uns nur in wenigen Bruchstücken in einer Membrane des 15. Jhd. erhalten, während die Sage vollständig nur in einer Papierhandschrift des 17. Jhd. aufbewahrt ist. Diese Thatsache hat Kölbing nicht berücksichtigt, aber bei der Wichtigkeit der Frage — ein bisher als gottbegnadet bezeichneter deutscher Dichter wird zum „geistreichen Übersetzer“ degradirt — darf man sie nicht aus den Augen lassen, um gerecht zu urtheilen. Bei allen Schlüssen ist zu beachten, daß das französische Original allein unanfechtbare Folgerungen gestattet. Aber vielleicht ist dasselbe auf ewig verloren, und Kölbings Edition bleibt immerhin eine verdienstvolle Leistung. Sie zeigt uns, daß Gottfrieds Gedicht sich in allen wichtigen Punkten an das französische Original anschloß, und dies wußten wir allerdings auch vorher. Gottfried selbst sollte neue Züge erfunden haben? Dann wäre er allerdings kein mhd. Dichter, er stände da wie ein einsamer Fels im Meer, einzig in seiner Zeit. Man muß doch bei der Beurtheilung eines Dichters an erster Stelle die Zeitverhältnisse betrachten, unter denen er lebt. Was einem ganzen Zeitalter widerspricht, ist von vornherein mit Vorsicht aufzunehmen und hat sich noch in den meisten Fällen als unhaltbar erwiesen. Gottfried wie alle mhd. Dichter thut sich im Gegentheil viel darauf zu Gute, daß er seiner Quelle so genau folgt, besonders anderen Traditionen gegenüber, die er als minder schön erkannt hat.

Also der Werth des nordischen Prosaromans scheint mir von vornherein für eine Werthschätzung von Gottfrieds Tristan sehr gering zu sein. Im Folgenden will ich die Vergleichung der Prosabearbeitung mit dem Gedicht Gottfrieds vornehmen und die Schlüsse Kölbings prüfen, die dieser aus der Vergleichung gezogen hat.

Der Prosaroman sagt in der Einleitung, daß die Geschichte von Tristram und der Königin Isond im Jahre 1226 p. Chr. auf Befehl des Königs Hakon vom Bruder Robert aufgezeichnet sei und zwar

in norwegischer Sprache. Gottfrieds Einleitung umfaßt die Verse 1—242, und in diesen wenigen Eingangsstrophen liegt eine ungeheuere Menge von Lebenserfahrung und dichterischem Genie. Eine Quelle, woraus Gottfried hätte schöpfen können, lag hier sicherlich nicht vor, diese Strophen sind sein unantastbares Eigenthum, hier ist er sicher kein „geistreicher Übersetzer"; und an solchen Stellen können wir ja gerade sein Dichtertalent erkennen, wo er frei mit seiner Sprache schaltet ohne Rücksicht auf die franz. Vorlage. Er wendet sich au die Guten und Edelgesinnten, daß sie die Kunst fördern helfen und das Verdienst anerkennen, denn nur durch Anerkennung entwickelt es sich.

v. 17: Tiur unde wert ist mir der man
der guot und übel betrahten kan,
der mich und iegelîchen man
nâch sînem werde erkennen kan.

Darauf tadelt Gottfried solche, die durch Verkleinerungssucht alles Verständniß und jede Fähigkeit der Beurtheilung auslöschen; er selbst dichtet für die edle Welt

v. 59: diu sament in einem herzen treit
ir süeze sûr, ir liebez leit,
ir herzeliep, ir senede nôt,
ir liebez leben, ir leiden tôt,
ir lieben tôt, ir leidez leben.

Er schreibt uns sein Gedicht zur Kurzweil und Freude; das ist schöne und edle Freude, sich betrachtend und mitfühlend hingeben dem Schicksale derer, die einst waren.

Dann kommt der Dichter auf sein Thema, die Geschichte der beiden Senedaere, „die reine sene wol tâten schîn, ein senedaere, ein senedaerîn."

Wer immer diese Einleitung zu Gottfrieds Tristan mit jenem Verständniß liest, das er selbst für gute Bücher verlangt, kann dem deutschen Sänger weder Originalität, noch Anmuth in der Rede, noch einen tief sittlichen Charakter absprechen. Jedenfalls wird er nach der Lectüre dieser wenigen Verse es für seine heiligste Pflicht halten, allen Anschauungen, welche Gottfried zu einem Übersetzer machen wollen, nicht eher zu glauben, als bis er sich durch den Vergleich überzeugt hat.

Kölbing sagt p. XVII über diese Einleitung zum Tristan: „Diese ergibt für unseren Zweck nichts", was ganz richtig ist, da er ja nur nach Übereinstimmungen zwischen dem englischen Tristan, Gottfrieds

Werk und der nordischen Sage sucht; aber für das letzte Urtheil über den Werth des deutschen Dichters hätte gerade diese Einleitung nebst den übrigen von mir schon erwähnten Punkten berücksichtigt werden müssen. Ich bin überzeugt, daß die gerechte Würdigung dieser Einleitung allein schon das Endurtheil zu Gunsten Gottfrieds verändert hätte, wenigstens Achtung erweckt hätte für den Mann, der sich in der folgenden Erzählung nur als „geistreicher Übersetzer" präsentirte.

Schreiten wir nun zur Vergleichung einzelner Partien aus dem Tristan und der nordischen Sage. Gottfried beginnt v. 243 die Geschichte Riwalîns und Blancheflûrs.

Ein hêrre in Parmenîe was,
Der jâre ein kint, als ich ez las:
der was, als uns diu wârheit
an sîner âventiure seit,
wol an gebürte künege genôz,
an lande fürsten ebengrôz,
des libes schoene und wunneclich,
getriuwe, küene, milte, rîch;
und den er fröude solte tragen,
den was der hêrre in sînen tagen
ein fröude berndiu sunne.
er was der werlde ein wunne,
der ritterschefte ein lêre,
sîner mâge ein êre,
sînes landes zuoversiht.

S [1]).

Á Bretlandi var eitt ungmenni. hinn friðasti maðr á líkamans fegrð, hinn vildasti ríkra gjafa, ǫflugr ok auðugr ríkra kastala ok borga, koenn til mangrar kunnáttu, hinn røskvasti at riddaraskap, hinn øruggasti at allskonar drengskap etc.

Gerade an dieser Stelle, wo es sich um die Beschreibung von allen möglichen Eigenschaften eines mächtigen Fürsten handelt, kann man die Unterschiede deutlich darlegen. Der Prosaroman beginnt mit der Hervorhebung der äußeren Schönheit, die ja auch Gottfried als mhd. Dichter durchaus nicht zu erwähnen vergißt (v. 249: „des libes schöne und wunneclîch"). In plastischer Weise erklärt er das „hêrre" durch „an gebürte künege genôz, an lande fürsten ebengrôz." Das „künec" geht an dieser Stelle auf die Geburt, das „fürste" auf die Herrschaft, und die Wirkung liegt darin, daß die Vergleichung im zweiten Glied gesteigert wird. Der Prosaroman schildert die Vorzüge des Riwalin in concreten Ausdrücken: „reich an Kastellen und Städten, bewandert in manchen Kenntnissen u. s. w." So etwas er

[1]) Ich gebe den Text hier ganz genau nach Kölbings Ausgabe; einzelne Bemerkungen über Stellen, wo meiner Ansicht nach anders zu lesen ist, werde ich am anderen Orte bringen.

zählt Gottfried nicht, aber die weitreichende Macht und die Vorzüge des Kanelengres werden uns ebenso klar — nur in schönerer Form — vorgeführt.

Es ist nicht meine Absicht, den ganzen Tristan und den nordischen Roman in dieser Weise zu vergleichen; daß Gottfrieds feinfühlige Art der Darstellung, sein hoher poetischer Sinn überall die Sage übertreffen, wird wohl keiner ernstlich leugnen. Ich will nur noch kurz auf diejenigen Stellen hinweisen, die sein volles Eigenthum sind, wo an „Übersetzung" schon deshalb nicht zu denken ist, weil das Original [und dessen schlechter Abklatsch, der Prosaroman] den Dichter im Stich ließen. So ist die Schwertleite voll poetischen Schwungs. Da sich hier natürlich keine Vergleichungspunkte finden, so wird bei Kölbing die ganze Stelle übergangen, bei der Würdigung eines Dichtwerkes sind aber gerade dies die besten Stellen, wo der Verfasser aus eigener Kraft schafft. Gottfried geht hier seinen eigenen, ganz originellen Weg. Ebenso sagt Kölbing nichts über die „Jagd" (v. 2757—3376). Auch hier sehen wir, was Gottfried aus seiner Vorlage zu machen verstand, wenn überall der Prosaroman dieselbe einigermaßen wiedergibt, was ich für durchaus unmöglich halte. Die Worte der nordischen Sage klingen so trivial als möglich, das Gespräch des Jägermeisters mit Tristan fehlt, und doch ist nichts natürlicher, als daß — wie bei Gottfried — sie den Fremdling nach seiner Heimat fragten, worauf Tristan dann antwortet:

v. 3094: „jensît Britanje lît ein lant,
deist Parmenîe genant:
dâ ist mîn vater ein koufman."

Ich könnte noch manche Stellen anführen, wo Kölbing selbst die Überlegenheit Gottfrieds zugibt, die Beschreibung der „Minnegrotte" ist ein wahres Meisterstück. Auch nach Kölbing hat der Sagaschreiber oftmals die Feinheit des Ausdrucks zerstört, Heinzel hat oft recht, wenn er Änderungen Gottfrieds auf dessen individuelles Gefühl zurückführt.

Die Vergleichung jeder Stelle von Gottfrieds Tristan mit der entsprechenden des Prosaromans wird den Werth des deutschen Epos nur noch heben; auf jeden Fall werden dadurch Kölbings Ansichten an vielen Stellen modificirt und umgestoßen, und wie steht es dann mit dem Endurtheil über den Tristan Gottfrieds? Es ist seinem Hauptinhalt nach unhaltbar und falsch. Gottfried behält die Stellung innerhalb der mhd. Glanzperiode, die ich im Eingange dieser Untersuchung charakterisirt habe, denn der nordische Roman ist durchaus kein

Repräsentant der französischen Vorlage; wäre er dies, so würde Gottfried in ein noch höheres Licht treten; dann dürften wir ihn nicht mehr einfach einen großen Dichter nennen, sondern einen gottbegnadeten Sänger unserer deutschen Vorzeit, und sein Werk würde das beste, was das Mittelalter hervorgebracht hat, übertreffen. Bevor die französische Vorlage vollständig vorliegt, sind aber auch solche Lobpreisungen unberechtigt, mehr aber noch die absprechenden Urtheile jener Kritiker, auf die ich Gottfrieds Worte anwenden möchte (Trist. 29—32):

„Ir ist sô vil, die des nu pflegent,
daz sî daz guote z' übele wegent,
daz übel wider ze guote wegent:
die pflegent niht, si widerpflegent."

WISMAR i. M. O. GLÖDE.

EINE DEUTSCHE ÜBERSETZUNG VON CICEROS CATO AUS DER HUMANISTENZEIT.

Die Heidelberger Universitätsbibliothek besitzt eine Papierhandschrift (cod. Pal. Germ. 469), welche auf den 97 ersten Blättern eine deutsche Übersetzung von Ciceros Cato enthält. Die Handschrift selbst gibt keinen Namen für den Übersetzer an, sondern auf das erste gänzlich leere Blatt folgt sofort der Anfang der Übersetzung selbst.

Bis jetzt galt die Übersetzung als wahrscheinlich von Jakob Wimpfeling, dem bekannten Schlettstadter Humanisten, herrührend. So sagt schon Friedrich Wilken: „Cicero vom Alter, wahrscheinlich von Jakob Wimpfeling von Schlettstadt übersetzt." [1]) Von Wilken ging diese Ansicht in Goedekes Grundriß über[2]), und ich selbst schloß mich dieser Meinung an in meiner Arbeit: Deutsche Übersetzungen classischer Schriftsteller aus dem Heidelberger Humanistenkreis (Heidelberg. Progr. 1884), S. 10 u. 34, wobei ich jedoch das „wahrscheinlich" immer betonte.

Der einzige Grund, weshalb man Jakob Wimpfeling als den muthmaßlichen Übersetzer annahm, war der Umstand, daß sich unmittel-

[1]) Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelbergischen Büchersammlungen (Heidelberg 1817), S. 484.

[2]) Grundriß der deutschen Dichtung II², S. 412, Nr. 59.

bar an die Übersetzung des ciceronischen Cato eine deutsche Epistel Wimpfelings an Friedrich von Dalberg anschloß [1]), die eine Dedication zu einer Übersetzung des Beroaldus De tribus fratribus sein sollte, von welcher Schrift aber nur das Argument aufgenommen ist, während die Schrift selbst fehlt. Man glaubte, daß auch der ciceronische Cato von Wimpfeling übersetzt sein müsse, weil die unmittelbar folgende, Schrift seinen Namen nannte.

Nun ist aber klar, daß dieser Schluß keine zwingende Kraft hat. Weil die zweite Übersetzung auf Wimpfeling zurückgeht, braucht die erste deshalb nicht auch von ihm zu sein. Wollte man dagegen anführen, daß die ganze Handschrift von derselben Hand geschrieben, so ist dies allerdings richtig. Aber die Hand ist nicht die Wimpfelings. Der Schreiber der Handschrift und Wimpfeling sind sicher verschieden. Zwar ist das Alter des Codex nicht sicher zu constatiren. Er gehörte ehemals zur Bibliothek des Kurfürsten Ottheinrich von der Pfalz (1556—1559), wie das in Gold gepreßte Bild des Kurfürsten und die Jahreszahl 1558 auf dem vorderen Deckel zeigt. Auch die Züge der Schrift weisen in das 16. Jahrhundert. Aber eine genauere Datirung ist aus Mangel an Anhaltspunkten nicht möglich.

Daß aber Wimpfeling die fragliche Schrift Ciceros übersetzt hätte, dafür existirt keine sonstige zuverlässige Angabe. Nun aber braucht der Übersetzer des Cato gelegentlich das Zeitwort „sein" zum Zwecke einer Umschreibung der flectirten Formen des Verbums; er sagt also: sie sin (= sind) sich gesellen = sie gesellen sich etc. Gegen diesen Mißbrauch der Copula eifert aber Wimpfeling in einem Briefe an Jakob Boll als gegen eine schwäbische Unart, welche die Rheinländer nicht hätten, folgendermaßen: Sic etenim dicunt illi illepidi concionatores (er meint die Schwaben). Dixit Jesus, ibat, ambulabat, sanabat, docebat, respondebat. Der herre was sprechen, er was gon, er was wandelen, er was gesunt machen, er was leren, was antwurten, sicque de innumerabilibus: Ubi simplex verbum Germanicum sufficeret: Der her sprach, Er gieng, Er wandelt, Er macht gesunt, Er leret, Er antwurt etetc [2]). Schwerlich wird Wimpfeling in einen Fehler, den er selbst so hart tadelt, verfallen sein. Daher scheint mir die fragliche Übersetzung trotz Wilken und Goedeke im Index der Wimpfeling'schen Schriften zu streichen.

[1]) Dieselbe ist ganz mitgetheilt in meiner erwähnten Arbeit, S. 32.

[2]) Der Brief, welcher in Wimpfelings Schrift „De inepta superflua verborum resolucione etc." steht, wurde durch Crecelius wieder abgedruckt in Birlingers Alemannia XII (1884), S. 45.

Von wem aber soll nun die Übersetzung herrühren? Ich glaube eine neue Spur gefunden zu haben. Der Friedrich von Dalberg, für welchen Wimpfeling die Schrift des Beroaldus übersetzte, welche ursprünglich nach unserer Cato-Übersetzung gestanden hat, ist der jüngere Bruder von Johann von Dalberg, genannt Camerarius, dem Bischof von Worms und Kanzler der Pfalz, dem humanistisch gebildeten Mäcen der rheinischen Humanisten. Nun weist Karl Morneweg in seiner Monographie über Johann von Dalberg [1]) nach, daß für Friedrich von Dalberg der Oppenheimer Stiftspfarrer Johann Gottfried von Odernheim, der eine Pfründe bei St. Katharina zu Oppenheim hatte, 17 Übersetzungen classischer und humanistischer Schriftsteller ins Deutsche angefertigt hat. Unter dieser erscheint neben anderen Schriften Ciceros, wie De fato (nicht De divinatione, wie Morneweg meint) und Paradoxa, auch eine Übersetzung von Ciceros Cato von 1491. Die Übersetzungen Johann Gottfrieds standen in einer Handschrift, welche ehemals zur Bibliothek des Dr. Kloß von Frankfurt a. M. gehörte, dann 1835 in London versteigert wurde und seither verschwunden ist, die aber möglicherweise noch in einer nicht beachteten englischen Bibliothek steckt.

Die Vermuthung liegt nahe, daß wir in der Heidelberger Handschrift eine Abschrift der Gottfriedschen Übersetzung besitzen.

Daß in der That eine Beziehung unserer Handschrift zu den Gottfriedschen Übersetzungen vorhanden ist, macht noch eine andere Thatsache wahrscheilich. Die deutsche Handschrift 451 der Heidelberger Universitätsbibliothek, welche ebenfalls Übersetzungen lateinischer Autoren ins Deutsche enthält, ist von derselben Hand geschrieben wie Cod. Pal. Germ. 469 und gehörte auch einst in die Bibliothek Ottheinrichs [2]). Der ganze Inhalt dieser zweiten Heidelberger Handschrift deckt sich aber mit einzelnen Nummern der zur Zeit verlorenen Kloßschen Handschrift mit den Gottfriedschen Übersetzungen: Cod. Pal. Germ. 469. f. 1—29 = Kloß nr. 17 (Isokrates *πρὸς Δημόνικον*), CPG. f. 30—73 = Kloß nr. 1 (Cicero de fato), CPG. f. 74—88 = Kloß nr. 8 (Aristoteles von den häuslichen Dingen), CPG. f. 89—132 = Kloß nr. 14 (Lukian Charon), CPG. f. 182–231 = Kloß nr. 9 (Aristoteles von den Sitten). Es wird niemand glauben, daß eine so auffallende Übereinstimmung reiner Zufall ist.

[1]) Johann von Dalberg, ein deutscher Humanist und Bischof (Heidelberg 1887), S. 20.

[2]) Das Genauere darüber in meinem Programm S. 11 H.

Wenn es nun höchst wahrscheinlich ist, daß unsere Übersetzung von Ciceros Cato identisch ist mit der einstweilen verlorenen Übersetzung Gottfrieds in der Kloßschen Handschrift, so hätten wir in dieser 1491 entstandenen Übersetzung zugleich die älteste deutsche Übersetzung von Ciceros Cato. Denn nach Degen[1]) ist die älteste gedruckte Übersetzung von Cato die von Kaplan Johann Neuber zu Schwartzenberg 1522 in Augsburg erschienene.

Für den Fall, daß die erwähnte Handschrift noch irgendwo vorhanden ist, dürfte es aber von Wert sein, die etwaige Identität mit der Heidelberger zu constatieren, und zu diesem Zwecke möge es gestattet sein, das Ende der Heidelberger handschriftlichen Übersetzung hierher zu setzen[2]):

[Fol. 94.b] Darzu so ruwet mich auch nit, das ich etwan han gelebt; dann ich acht mich also gelebt han, das ich nit vmb sunst oder vnnutzlichen sy geborn gewesen, vnnd bin vss disem leben als vss einer herbergen vnd nit als vss einem huss abgeschaiden, wan die natur hait uns gegeben ein offenn huss zu rasten, mit stettiglich zu wonen. O den erlichen tag, so ich werde komen inn dise gotliche geselschafft der geist vnnd von diser vnruwigen vnnd vnreynigen befleckung abscheyden; wan ich werde komen zu den erlichen männer, von den ich wenig hiefür han gesagt, sonder auch zu meynem kathoni, dem da in den dogenden[3]) grosser vnnd in gutigkeit vbertrefflicher keiner nye ist funden worden, des dotter lib von mir ist verbrant eelichen das sich vil mehn het gezemet von im mynen leib verbrant worden sin. Aber sein geist hait mich nit verlassen, sonnder stettiglich anschauwen, ist furwar komen zu den stetten, da hin er mich hait gesehen bald komen werden, vnnd ich bin geachtet worden disen mynen fall grossmuttiglichen getragen vnd mich selbs getrost haben, schetzende, nit gross oder wyth abscheydung sin zwuschen vnns. Von disen solichen dingen hast du, o Scipio, gesagt dich mit lelio[4]) grosslichen pflegen zuuerwondern, das alter ist licht vnd nit allein nit verdrosslich, sonder lusslich. So ich aber irre in dem, das ich glaub, die geist der menschen sin vndotlich, bin ich gern vnnd begirlichen irren vnnd will auch, dwyl ich lebe, soliche irrung, die mich grosslich[5]) ist, erlustigen nit von mir genomen werden. So ich aber dot,

[1]) Versuch einer vollständigen Litteratur der deutschen Übersetzungen der Römer I, 89. Nachtrag S. 56.

[2]) Der Anfang steht schon in meinem Programm S. 34 abgedruckt.

[3]) Tugenden.

[4]) Laelius, der Freund Scipios.

[5]) errorem, quo delector. Sollte da nicht „trostlich" zu verbessern sein?

als etliche klein philosophi sagen, nichts solicher ding werde entpfinden, forcht ich nit, das disse myn irthum die dotten philosophi verspoten werden, vnnd so wir auch zukunfftiglichen nit weren vndotlich, so ist doch dem menschen begirlich siner zyt zurstoret werden. Wann die natur zw gleicher wyse, als alle andere ding, hat auch die mass des lebens, das alter aber ist ein vollenbringung der zitt des lebens, des muttigkeit vnnd belessige beschwernus vil nah als einer fabeln, wir vlyssiglichen meyden sollen, allermeynst, so ime settygung vnd verdrossen sin zugefugt vnnd angehangen. — Diss hab ich wellen sagen von dem erlichen alter, zu dem ich wunsche ir etwan werden komen, vff das ein solichs, das ir vss mir gehort haben in der warheit der werck vnd der that befindende bewerden mogen.

Das buch Catho (?) von dem alter endet sich seliglichen etc. [1]).

KARL HARTFELDER.

ZU REINOLT VON MONTELBAN.

I. Ludwigs Krönung 1153—1238.

Die ziemlich genau, freilich nicht ohne Mißverständniß beschriebene Scene ist culturgeschichtlich beachtenswerth. Mir fielen bei erneuter Lesung wieder besonders die Verse 1223—28 auf:

Da ime stunt die kron uff sinem heupt
und die krone ime spen zu der stedt,
da spen man ime einen sack dar zu.
Das betudet uns also:
die krone und der sack
bedutet freude und ungemach.

Daß der *sack* ein Kleidungsstück ist, bedarf keiner Erinnerung; welcher Art aber dasselbe war, das ist nicht so leicht ersichtlich. Bekanntlich versteht man darunter auch heute noch einen kurzen Männerrock ohne Taille. Die Sackform des Ganzen mit geradem Laufe der Nähte ist hier Ursache der Bezeichnung. Dies wird noch deutlicher durch die scherzhafte Rede: „Er hat eine Taille wie ein Maltersack." Im mhd. Wörterbuch und bei Lexer finden wir die Erklärung: „Kleidungsstück, Mantel aus grobem Sacktuch, wie sie gemeine Leute und Knechte trugen", auch „Frauenkleid der Juden".

[1]) Die Handschrift ist, ohne Veränderung der Orthographie, wiedergegeben. Nur die Interpunction ist meine Zugabe.

Hier also kommt nicht die Gestalt, sondern der Stoff des Kleidungsstückes in Betracht. Auch im Mnl. kommt der Begriff vor; Oudemans (Bijdrage VI, 14) erklärt: „Zeke, kleed, krijgsrock, wapenrock."

Der *saccus*, *σάκκος*, erscheint im lateinischen und griechischen Sprachschatze als Kleidungsstück. Bei Forcellini (totius latinitatis lexicon V [1871], 285) finden wir folgende Erklärung: *Saccus dicitur vestis crassiore filo contexta, qua praecipue utebantur in Aegypto monachi in poenitentiae signum, sine manicis* (Ärmel), *et presse corpore adhaerens: immo et orientales plerique populi antiquitus tempore luctus.* Danach und nach dem bei den Juden uralten Brauche in „Sack und Asche" zu trauern, scheint dies grobe ärmellose Gewand aus dem Orient zu stammen. Dazu stimmt es, wenn wir den Sack als Kleidungsstück der Patriarchen genannt finden. Stephanus, thesaurus graecae linguae VII (1845—54), 29. Codinus de officiis magnae ecclesiae, et aulae Constantinopolitanae. Cura et opera Jacobi Goar. (Parisiis 1648) S. 88. 232. Als Gewand der Patriarchen und Metropoliten war der *saccus e villoso serico* gemacht.

Bei dem großen Einflusse, den orientalische Sitten auf Byzanz hatten, kann es uns nicht Wunder nehmen, den *σάκκος* auch im Ornate der griechischen Kaiser genannt zu finden. Codinus XXXV, 88. 99. Stephanus 29.

Der deutsche Kaiserornat nun war zunächst eine Aneignung der weströmischen Tracht (Patriziat), später aber zum Theile auch Nachahmung des griechischen Kaiserornats. Der Sack wird hier nicht ausdrücklich genannt, scheint aber der Alba zu entsprechen, einem Rocke, der über dem Untergewande, der Dalmatica, Tunica talaris, und unter dem Rückenmantel, dem Pluviale, getragen ward. Ein sicheres Zeugniß führt Du Cange an (Gloss. med. et inf. latinitatis VI [1846], 8[a]): *Saccus inter vestes regias recensetur in Ordine ad consecrandum Regem Franciae*[1]).

Im Reinolt scheint kein kostbares Seidengewand, sondern ein Rock aus grobem Stoffe gemeint zu sein, eigentlich ein Frauengewand, dem bei der Krönung eine symbolische Bedeutung zukommt. Die Krone bedeutet Freude, die Erhöhung des zu Krönenden; dagegen soll der Sack, der ja Ungemach bedeutet, den Fürsten am Tage seiner Erhebung an seine hinfällige menschliche Natur erinnern, die sich in nichts von der eines armen Knechtes unterscheidet.

[1]) Vgl. auch Kraus in dessen Realencyklopädie der christlichen Alterthümer II (1886), 702[b].

Ich habe zu dieser Stelle des Reinolt weder in der altfranzösischen noch in der altdeutschen Dichtung unmittelbare Parallelen finden können. Vielleicht kann einer der Leser etwas darüber mittheilen.

II. *Kantel* und *lyniere.*

Reinolt 14004 *und stach ime mit syme spieß,*
das er sin nit kund genießen,
durch den schilt und durch daz kautele,
das da inn bleib von dem sper ein teil
und er es als zu stucken brach.
14827 *und Emmerich, der jungherre,*
stach ine wider mit großer gere
uff das kauteil in die lyniere,
das sie beide fielen schyer.

Für *kautele* und *kauteil*, wie die Hs. schreibt, ist *kantele*, *kanteil* zu lesen. Im Altfranzösischen ist häufig *chantel*, *cantel*, *cantiel* in der Bedeutung „Theil, Bruchstück, Quartier (des Schildes)". *De, en, à chantel* bedeutet „zur Seite". Das Wort geht vom griechischen *κάνθός* aus und ist in den meisten romanischen Sprachen, auch als Lehnwort im Deutschen, heimisch. *Eschanteler l'escu* = den Schild in Stücke hauen[2]). 14006 *durch den schilt und durch daz kantele* ist demnach tautologisch. Es bleibt nur noch die *lyniere* zu erklären. Am nächsten läge wohl, das Wort von *lin* abzuleiten. In der That bedeutet auch das altfranzösische *liniere* f. „collet de lin". Vgl. Godefroy, dict. IV, 791[b]. Es könnte demnach ein leinenes kursît oder wâpenkleit gemeint sein[3]); indessen wäre dann die Ausdrucksweise von 14829 etwas sonderbar. Viel wahrscheinlicher ist es, an das Helmfenster, mnd. *lumenere*, *lumenyre*, mnl. *limiere*, ein von *lumen* abgeleitetes Wort, zu denken. Vgl. die Stellen bei Schultz, das höfische Leben II, 54, Anm. Demnach wäre zu lesen:

uf daz kanteil in die lymiere.

[2]) Vgl. Diez, etymol. Wb.[4] 85 ff. Diefenbach, orig. europ. 278—80. Godefroy dict. II, 56.

[3]) Vgl. Schultz, das höfische Leben II, 47.

DIE HANDSCHRIFTEN DES REINOLT VON MONTELBAN [1]).

II.

Kein Werk unserer altdeutschen Übersetzungsliteratur außer Malegys und Ogier zeugt so sehr von dem gänzlichen Mangel aller Begabung und alles Kunstfleißes bei dem Bearbeiter wie der Reinolt von Montelban. Vor die Aufgabe gestellt dies wunderliche, aber doch in mancher Hinsicht beachtenswerte Machwerk herauszugeben, kann man über den einzuschlagenden Weg kaum zweifelhaft sein. Nachdem ich aus der äußern und innern Beschaffenheit der Hs. A den Schluß gewonnen, daß diese als das Original der deutschen Übersetzung anzusehen ist, konnte ich kaum mehr thun, als einen getreuen Abdruck von A geben. B weicht fast gar nicht ab. Herzustellen war an dem Texte eigentlich nichts. Es handelte sich nicht darum einen nachweislich älteren Text aus dem durch spätere Schreiber herbeigeführten Verderb zu retten. Wären auch keine Gründe gewesen, die für die Originalität von A sprachen, das stand doch fest, daß das deutsche Gedicht dem 15. Jahrhundert angehörte, also unter allen Bedingungen der Abfassungszeit von A nahestehen mußte. Als Zweck einer wissenschaftlichen Ausgabe muss doch wohl betrachtet werden, daß der Text so hergestellt werde, wie er von dem Verfasser selbst beabsichtigt war. Kennt man Schreibebrauch der Zeit und Eigenthümlichkeiten des Verfassers genau, so ist man darüber hinaus eigentlich nur berechtigt, die heutige Interpunktion einzuführen. Will man also ein Gedicht des 15. Jahrhunderts in wissenschaftlicher, d. h. historischer Weise herausgeben, so hat man keine Wahl als die „wüsten Auswüchse der Schreiberorthographie des 15. Jahrhunderts in ihrer Urwüchsigkeit“ zu belassen. [2]) Mögen andere anders darüber denken; ich halte sehr wenig von der sogenannten „normalisirten“ Schreibung unserer landläufigen Ausgaben und bleibe bei meiner, Reinolt S. 497. 498 ausgesprochenen, „besonnenen Ausstellungen“, mag auch ein Kochendörffer sie als „naive Bemäkelungen“ brandmarken.

Wie ich Germ. XXXII, 56 sagte, ist es sehr schwer von einer Hs., die ohne unmittelbare Anhaltspunkte ist, zu beweisen, daß sie

[1]) Vgl. Kochendörffer, Anz. f. d. Alt. XII, 253–56; Pfaff, Germ. XXXII, 49—65; Kochendörffer, Anz. XIII, 397—410.

[2]) Anz. XIII, 408.

den Verfasser des in ihr enthaltenen Textes zum Schreiber hatte. Die Möglichkeiten, die für irgend eine Lesart in Betracht kommen können, sind mannigfaltig. Schon sehr oft haben scheinbar sichere Gründe für die Beurtheilung solcher Fälle sich durch einen plötzlichen Fund als nichtig erwiesen. Der Zufall hat ein viel weiteres Recht als man gewöhnlich annimmt. Warum herrschen über die Handschriftenverhältnisse so vieler Texte so verschiedene Meinungen? Doch nur, weil es sehr schwer und oft unmöglich ist durchaus unumstößliche Gründe beizubringen, und weil eine Berechnung des Zufalls unmöglich ist.

Mit Gründen, wie ich sie zunächst vorbrachte, d. h. solchen, die aus dem graphischen Zustande der Hs. geschöpft waren, ließ sich nichts beweisen, sondern nur eine Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit erheben. Für mich war das Graphische einzelner Stellen im Verse nicht zwingend; wohl aber habe ich die Überzeugung, daß A vom Verfasser von P geschrieben ist, daraus gewonnen, daß A, für sich betrachtet, keine Lücken hat. Die durch Überspringung von gleichen zu gleichen Worten entstandenen Lücken sind nach meiner Ansicht der einzige schlagende Beweis dafür, daß irgend eine Hs. Abschrift ist.

Doch auch hier bleibt ein Bedenken, wenn nämlich der Text Übersetzung und namentlich schlechte Übersetzung ist. Auch einem Übersetzer kann ein solcher Überspringfehler begegnen. In langathmigen Epen mittelmässiger Dichter ist nicht jeder Satz für den ganzen Zusammenhang nöthig. Oft beginnen verschiedene Sätze und Verse mit denselben Worten. Besonders leicht kann es da zu Auslassungen kommen, wo keine Reimbrechung herrscht. Aber auch bei Reimbrechung können gleiche Reimworte auf derselben Seite der Hs. Auslassungen hervorrufen. Alles das kann einem Übersetzer, der nach dem Auge arbeitet, begegnen. Wie viel mehr noch begegnet es einem Abschreiber! Da ist nun wirklich wunderbar, wie verschieden sich in dieser Beziehung die beiden Hss. des Reinolt verhalten. In B sind solche Auslassungen ganzer Stücke sehr häufig[1]), während sie in A fehlen. Die Paar Kleinigkeiten in A, die etwa als Auslassungen angesprochen werden können[2]), können nichts erweisen; sie verschwinden gegen die wirklich erheblichen und unzweifelhaften Lücken von B.

Sind A und B, wie Kochendörffer will, selbständige Abschriften aus einem verlorenen Originale X, so sollten doch wohl gemeinsame

[1]) Germ. XXXII, 53.

[2]) Ebenda 55.

Lücken nachweisbar sein. Ein einziger solcher Fall (nach 9801) kann vielleicht wahrscheinlich gemacht werden, wie ich Germ. 59 und Reinolt 644 bemerkt habe; doch damit ist nicht zu rechnen.

Diesen Lücken in B zur Seite stehen die Wiederholungen [1]). Es ist dabei hervorzuheben, daß diese meist mit dem Beginne einer neuen Seite eintreten, also in der äußerlichsten Weise graphischer Art und unbestreitbare Zeugnisse für Bs Eigenschaft als Abschrift sind. Wo sind solche Wiederholungen in A? Da höre ich Kochendörffer sagen: „Das gerade sind die Fälle, die Reinolt 471. 472, Anz. 404 mitgetheilt werden. Das sind evidente Abschreiberversehen." Darauf antworte ich: Solche Fälle können Abschreiberversehen sein, sie sind es aber nicht nothwendig. So lange nicht noch ganz andere Gründe hinzutreten, ist der Beweis windig. Wem, der beim Schreiben sich selbst beobachtet, ist nicht schon der Fall begegnet, in dem man ein Wort des schon fest im Sinne stehenden Satzes vorausgreifend niederschreibt, noch ehe es dem Zusammenhange nach kommen sollte. Das begegnet beim freien Schaffen ohne Anlehnung an einen abzuschreibenden oder zu übersetzenden Text, wie viel leichter kann es geschehen, wenn man aus einer ganz nahe verwandten Sprache Wort für Wort nur einfach dem Laute nach übersetzt, wie der Bearbeiter des Renout es so vielfach that. Es sind also Fehler möglich, die eigentlichen Abschreibfehlern sehr ähneln. Und nun war der Übersetzer doch ein so leichtfertiger Patron, wie kaum erhört ist. Wer „Übersetzungen" geben konnte, wie ich sie Reinolt 487—89 mittheile, der war doch wohl Alles fähig. So schreibt der Edle 601. 602:

„*Sprechent zu uns durch uwer ere*
umb wol tun ummermer!"

Vgl. Rt 93. 94 *Spreict iegen ons, Haymijn here,*
Dat u God geve ere!

Zuerst sehen wir da das Bestreben zu kürzen bei dem Bearbeiter, dann die Reimnoth [2]) und dadurch die unsinnige Flickerei.

2118 *Herre got han sie verbrochen alle gader.*

Das soll ursprünglich heißen: „Ihr Gut haben sie allesammt verwirkt", wie die Volksbücher ausweisen. Offenbar liegt ein grobes Mißverständniß des Verfassers von P zu Grunde.

2512 *das er begunde da verbluden*

Vgl. Rt 209 *Dat men there sach verbloden.*

[1]) Vgl. Germ. 53 unten.

[2]) Die Kochendörffer (405) nicht zugeben will.

Soll heißen: „Daß man das Heer (der Verfolger) sah verzagen.“ Auch hier grobes Mißverständniß in P und daher unsinnige Textgestaltung.

2705 *Da sprach von Galsongen, das were der synn myn,*
Reymar, ein ritter kone und fin.

Vgl. Rt 482 *Doe sprac van Gascoengen Renier*
.I. coene ridder ende .i. fier.

Hier entschieden Reimnoth wegen des ungeläufigen *fier,* vielleicht auch wegen der Verlesung des Namens Renier in P; in Folge dessen Einflickung eines ganz unsinnigen Zwischensatzes.

2845 *Nu wil ich ein huß tun machen.*

Vgl. Rt 651 *Gi heren, bedi wille hi*
.I. huus maken also vast.

Es ist gänzlich widersinnig, dem König Yve die Absicht zuzutrauen, daß er für Reinolt eine Burg bauen wolle, wie hier P thut.

3405—9. Reynolt schneidet nach P seinem Vater Hand, Nase und Mund ab. Dies kann nur ein grobes Versehen von P sein, denn in Wirklichkeit wird Heyme nur gebunden (vgl. 3437), wohl aber der Bote verstümmelt.

An der Schreibung *det* 3898 für *mit* sehen wir, daß der Schreiber A bei seiner Arbeit doch etwas dachte; daß er die Irrigkeit seines Gedankengangs, nachdem er wieder in die Vorlage gesehen, merkte und dann gemäß der Vorlage änderte. Immerhin viel für einen „Schreiber“!

10066 *Do sprach die frawe Claradys,*
und die trost Malegys:
„Frauwe, laßt uch druwen.“

Vgl. Rt 1378 *Vrouwe, laet staen u wenen nu.*

Die Vorlage von P hatte sicher *u truren.* Die Textgestaltung in P läßt als sicher annehmen, daß schon P den Fehler *sprach* für *wende* Rt machte. P verstand falsch: „Laßt euch anvertrauen“ oder „Habet gute Zuversicht“.

Grobe Mißverständnisse und in Folge dessen unsinnige Textgestaltung finden wir ferner 12013. 14, 12092, 12343—46, 12433, 14943 u. o.[1]).

Sind einem solchen Übersetzer, denn diese Stellen gehören doch wohl selbst für Kochendörffer diesem an, nicht Fehler zuzutrauen, wie sie K. 407 aufzählt?

---

[1]) An allen diesen Stellen liest B getreulich ebenso wie A.

Aber Herr K. ist sehr verstockt und „hartgesotten", wie er sich geschmackvoll ausdrückt, er rückt mir da ein Beispiel vor, von dem er sagt: „liegt nicht auch hier die Abschrift zu Tage?" Wir wollen das ansehen.

10026 muß heißen *din fuß hat sie empfangen bar*; aber A liest *in buß*, B *ir buß*. Das ist ja recht merkwürdig, daß beide Hss. da so genau bis auf einen Buchstaben im Fehler zusammenstimmen. Nach K. soll das ein Abschreibfehler in A sein, denn auf B läßt sich K. hier gar nicht ein. Also B macht denselben Abschreibfehler wie A, und einen ganz merkwürdigen. Nun frage ich: welcher Philologe wird glauben, daß diese beiden Hss., die nach Kochendörffer nicht unmittelbar, sondern durch eine gemeinsame Vorlage X verwandt sein sollen[1]), diesen „Schreibfehler" unabhängig von einander gemacht haben? „Wer die Sprache dieser Versehen nicht versteht, der sollte aufhören sich für einen Philologen zu halten", sagt Kochendörffer, und er thäte nach solchen Leistungen sehr wohl, diesen Satz zu bedenken. Ganz ähnlicher Art sind die Fehler, die ich Germ. 52 zusammengestellt habe, um den unmittelbaren Zusammenhang von A und B zu beweisen[2]). Ein grundsätzlicher Unterschied ist durchaus nicht nachweisbar. Beides sind Übereinstimmungen in groben Fehlern, auf welche der Zufall kaum führen könnte. Alle jene Stellen sollen nach Kochendörffer'scher Methode nur erhärten können, daß A und B derselben „Gruppe" angehören: „Schreibfehler können doch zwei Schreiber unabhängig von einander aus einer Hs. herübernehmen, die schon diese Schreibfehler hatte" (400). Also müssen diese Fehler schon in Kochendörffers gespenstischem „X" gestanden haben! Nun, wer hat denn dies „X" gemacht? Doch wohl der Verfasser von P. Und doch soll in dem Falle 11026 in Bezug auf A gerade „*die Abschrift zu Tage liegen*". Jene gemeinsamen Fehler sollen eine gemeinsame Vorlage X für A und B erweisen, die also jene Fehler schon gehabt haben soll; der Fehler 11026 dagegen soll nur bezeugen, daß A Abschrift ist. Aber B hat mit einer unbedeutenden Variation denselben Fehler: folglich stand nach Kochendörffers Auffassung der Fehler schon in X, denn an einen Zufall wird hier Niemand glauben. Und doch soll dies X „*die verlorene erste Niederschrift der Übersetzung*" sein (406)! Die Folgerung wird bedenklich. Ich wiederhole: A ist, schuld jener Fehler, Abschrift; aber durch

[1]) Anz. 400.

[2]) 2445 *slahen*] *sahen* AB, 2705 *Gascongen*] *Galsongen* AB, 11373 *laßen*] *kaßen* AB, 14950 *wol*] *wor* AB.

diesen Fehler aus der gleichen Kategorie in A und B wird erwiesen, daß auch X, das Original, solche Fehler haben konnte. Was beweisen nun unter solchen Umständen jene Fehler für A??

Allerdings, die Abschrift liegt zu Tage, die Abschrift B aus A. Aber Kochendörffer wird sich zu helfen wissen, er wird wahrscheinlich nun sagen: das X war schon Abschrift aus einem Y, und dem Schreiber X passirte das Schreibunglück *in buß* für *din fuß*. Nun dies Vergnügen ist dem Herrn zu gönnen. Mag er alle möglichen XYZ erschließen!

Was die Stelle 11026 angeht, so denke ich nicht daran, schon der Rths. ein *boet* für *voet* zuzutrauen, sondern ich halte sie einfach für einen Beweis der ungeheuerlichen Gedankenlosigkeit des Verfassers von P. Er wird wohl wirklich an Buße gedacht haben, denn 11025 *in sunde begunde si sere clagen* lenkt auf solche Gedankenverbindung; aber es fiel ihm nicht ein, sich mit dem Sinne des Satzes zu plagen. Solcher Gestalt war die „Gedankenarbeit" des Dichters von P.

Nachdem die einfache Thatsache einmal erkannt war, daß der Verfasser von P seine Vorlage zum Theile mit sclavischer Treue, zum Theile mit unbekümmerter größter Nachlässigkeit behandelte, mußte man auch in der Beurtheilung der Schreibfehler der Hss. äußerst vorsichtig sein. Fehler, eigentlichen Abschreibfehlern ähnlich, und selbst Lücken konnten vorausgesetzt werden. Für Lücken hat sich kein entschiedener Beweis führen lassen. Einer oder der andere Fall konnte auch nicht genügen, um so mehr, als die einzige Hs. des Rt, wie ich im Reinolt gezeigt habe, überarbeitet ist. Nur eine Reihe ganz sicherer Lücken hätte etwas gegen die Originalität von A beweisen können. Bei B traf dies zu, nicht bei A. Da nun B in einer Reihe von Fehlern zu A stimmt und keine andere unmittelbare Vorlage voraussetzen läßt, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß A die erste Niederschrift von P ist. Dies ist der Hauptgrund, auf den ich baute, nachdem der unmittelbare Eindruck der Hs. A einmal diese Vermuthung in mir erweckt hatte. Diesen unmittelbaren Eindruck konnte ich natürlich Niemand geben. Alle Beschreibungen nützen da nichts [1]). Man muß da auf etwas Glauben hoffen. Es ist freilich in unserer Zeit Brauch geworden Alles anzuzweifeln, was anzweifelbar

[1]) Doch sei hier darauf hingewiesen, daß A viel mehr Correcturen hat als B. Das Gewöhnliche ist doch das Stehenbleiben von Schreibfehlern. Daß der Schreiber A solche Sorgfalt an sehr vielen Stellen beweist, erhebt ihn wieder etwas über gewöhnliche Abschreiber.

ist. Jenen Hauptgrund konnten gelegentliche andere Beobachtungen nur stützen, ohne für sich allein entschiedene Beweiskraft zu haben. Dahin gehören jene Stellen Germ. 56. 57, gehört die Thatsache, daß A viel mehr niederländische Worte und Schreibungen hat als B, also dem Originale entschieden näher steht.

Ich hielt also nach allen Erwägungen A für das Original von P und gab demnach einen Abdruck von A. Dafür hatten sich schon, ehe ich an die Arbeit herantrat, mehrere bewährte Gelehrte entschieden. Da nun der Verfasser von P so elend gearbeitet hatte, stellte es sich in vielen Fällen als sehr schwer, ja überhaupt nicht unterscheidbar heraus, was bloß Schreibfehler und was von dem Dichter verschuldeter Unsinn war. Es wäre ja ein billiger Ruhm gewesen, die meisten dieser Stellen zu bessern; aber ich beschränkte mich in, wie ich meine, philologischer Vorsicht darauf, Besserungen in den Anmerkungen mitzutheilen. Hier und da bot B eine bessere Lesart, doch stets nur in Fällen, die kaum einen Zweifel zuließen; dann folgte ich B.

Diese zerstreuten besseren Lesarten von B sind es, mit denen Kochendörffer seine Behauptung über die Selbständigkeit von B gegenüber A im Wesentlichen stützt (Anz. 400). B schrieb schön und sorgfältig: daher die nur ganz geringen Abweichungen von A. Fehler macht jeder Abschreiber: daher die Lücken und Wiederholungen in B. Diese Besserungen, oft auch wirkliche Schlimmbesserungen, in B können alle von einem Schreiber herrühren. So die Besserungen einzelner Worte, so die größerer Stellen. Ich verweise auf meine Erörterungen Germ. 55. 56. Die Stelle 9308. 9 ist schon durch den dreifachen Reim der Fassung B bedenklich. Daß 2658, aus welcher Stelle mir Kochendörffer auch einen Vorwurf schmiedet, in A nicht fehlt, habe ich Germ. 55 bereits gesagt[1]). „Die unzweifelhaft echten Sätze und Satztheile, welche in A fehlen, sind ganz unerklärlich, wenn B Abschrift von A ist", meint Kochendörffer. Nun, wo sind denn diese so pomphaft benamsten Sätze und Satztheile? Diese paar Kleinigkeiten ganz ohne allen Belang sollen unübersteigliche Hindernisse sein!

Ich habe allerdings die Ansicht ausgesprochen, B habe sich aus der mnl. Vorlage Raths erholt. Nichts wäre im Stande gewesen mich zu diesem Ausspruche zu bringen, hätte nicht in meiner Collation der Vers 2658 in A gefehlt. Da schien in der That ein unübersteigliches Hinderniß zu liegen. Ich hatte beide Hss. vor dem Drucke des Reinolt

[1]) Ich empfehle Kochendörffer, das „Erinnerungsvermögen" anderer Leute nicht zu „beleuchten", ehe er selbst seiner Sache gewiß ist.

nie neben einander benutzen können, war also auf mein Versehen nicht aufmerksam geworden. Als mir später Herr Dr. Wille in Heidelberg die Nachricht sandte, der Vers fehle in A nicht, war es längst zu spät.

Ich hatte mir Schriftproben von A gemacht. Als ich B verglich, überraschte mich die Ähnlichkeit des Ductus. Ich zweifelte noch, ob ich beide Hss. einer Hand zuschreiben könne. Eine Nachricht des Herrn Dr. Wille hob meine Zweifel. Als ich später beide Hss. in Heidelberg neben einander benutzte, konnte ich jene Annahme nur bestätigt finden. „Wer die Identität zweier Hände beweisen will, der muß sich mehr Mühe geben als Pfaff", sagt der gestrenge Richter (402). Schön, aber wie sollte ich das ohne Schriftproben, die mir der litterarische Verein nicht hätte machen lassen? Alle nöthigen Vergleiche hatte ich ja angestellt; aber würde man mir das aufs Wort geglaubt haben? Herr K. glaubt mir ja nicht die überraschende Ähnlichkeit beider Hss. Wir sehen, wie Kochendörffer aus leeren Dingen große Vorwürfe zimmert.

A ist flüchtig und hastig geschrieben, daher die vielen Correcturen und die Schreibfehler; B zeigt eine ruhigere, steifere Schrift. Ich hatte schon Gelegenheit, Brief- und Bücherschrift von urkundlich derselben Hand des 15. Jahrh. zu vergleichen. An dies Verhältniß wollte mich fast die Stellung der beiden Hss. zu einander gemahnen.

„Ausschlaggebend" sind Kochendörffer Gründe (402) gegen mich nicht. Die Namen beweisen bei einem Arbeiter wie der Verfasser von P einfach nichts. Sollte denn nicht selbst ein Abschreiber den so häufigen Namen *Reinolt* völlig in der Gewalt haben? Aber nein, da haben wir *Reinolt, Reynolt; Reinald, Reinalt, Reynalt; Renolt, Rennolt.* Die Reime auf *-alt* und *-olt* beweisen doch wohl einen nicht etwa nur in einer Abschrift, sondern in P selbst bestehenden Unterschied. Wir haben *Friczhart Fryczhart, Fritzart* und *Wryczhart*[1]). Namentlich dieser letzte Fall beweist etwas, denn er ist entschieden Eigenthum des Verfassers von P, der hier also auch einmal völlig gedankenlos aus Rt die mnl. Form herübergenommen. Der Name des Grafen von Chalons kommt in folgenden Formen vor: *Tsalons, Tsaloyns, Tsaloyn; Thalons; Salonß, Saloyn, Saloy.* Soll die große Verschiedenheit der Formen mit *Ts-* und mit *S-* Schuld des „Abschreibers" A sein? Verschiedene Formen in P liegen unzweifelhaft vor in *Mondisdiet* : *nit* 4930; *Monsdier* : *schier* 10720, *Mondenstier* : *Berengier*

[1]) B setzt *Friczhart*, steht also dem nl. Originale ferner.

11512; *Bayeren* : *Mondisteyren* 10770. Rolants Schwert heißt einmal im Reime *Durendal* (: *wal*) 11789, ebenso im Versinnern 10195. 10350. 10386. 11836. 11838; aber 10192 und 10225 *Durendart*. Also doppelte Namensform sogar über nur zwei Verse hinaus (10192 : 10195). Aus diesen Fällen, die ich leicht verdoppeln könnte, geht mit Sicherheit hervor, daß wir P sehr verschiedene Namen und überhaupt gewaltige Verlesungen zutrauen dürfen. Der Bearbeiter arbeitete zum Theile einfach als Abschreiber.

Vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, hat auch der Verfasser des Rt sich solche grobe Fehler zu schulden kommen lassen. Es handelt sich um die Stelle P 231—34:

Er rieff Wilhelm von Oryngen
und bat rat zu diesen dingen,
er rieff dem greven Gyllyn
und dem herren van Orynpin.

In der Anmerkung zu der Stelle ist bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die hier genannten Personen höchst wahrscheinlich eine Person sind. P könnte nur *Orynpin* für *Oryngen* zufallen. *Wilhelm* und *Gyllyn* neben einander erklären sich aber nur aus der französischen Vorlage des Rt.

Ich glaube voll und ganz, daß A (P) 3257 sein *mante wan* für *Montelban* aus einem Mißverständniß oder besser Nichtverstehen der Stelle, bewirkt durch das etwas ungewöhnliche *uwer sone von M.*, geschöpft hat. Ebenso glaube ich, daß B ganz selbständig dies in *Montelban* gebessert hat. Man bemerke immerhin, daß A nur einmal diesen Fehler begeht, während B *Montelban* sehr häufig verliest oder verschreibt! Wieder ein ganz verschiedenes Verhalten beider Hss.

Sollte nun auch mit dem Entgehen des Falls 2658 meine Ansicht, daß der Schreiber B selbst den Rt benutzt habe, sollte meine Vermuthung, der Schreiber A und B sei derselbe, hinfällig werden, so ist doch unter allen Umständen daran festzuhalten, daß A die erste Niederschrift des Verfassers von P, und B Abschrift aus A ist.

Nun noch ein paar Einzelheiten. Kochendörffer meint, ich stelle mir die Herstellung einer Hs. sonderbar vor, da ich glaube, der Schreiber beginne auf dem Vorsetzblatte. Unter „Vorsetzblatt" versteht man doch gewöhnlich ein vorgeheftetes Blatt, das nicht zur ersten Lage des Buches gehört. Kochendörffer möge Reinolt S. 468 nachlesen, dort heißt es deutlich: „Bl. 1 a, b steht die Jahrzahl .1474.

und darunter Attempto.“ Oben war von Bl. 1 a, a die Rede. Der Herr übersieht, daß ich nicht 1 a und 1 b sagte[1]).

Ist es nicht trotz Kochendörffers Anmerkung S. 398 „ungewöhnlich, daß ein Buch allein durch den Wahlspruch eines Fürsten als zu dessen Besitze gehörig ... gekennzeichnet ward“, wie ich Germ. 51 sagte?[2])

Kochendörffer hat wirklich Recht (401 Anm.): ich habe wirklich Reinolt S. 472 gesagt, daß zwischen beiden Hss. sechs Jahre lägen, und es ist doch, wie ich schon Germ. 61 bemerkte, etwas weniger, vielleicht aber doch auch mehr!

Also der „Titel“ des Gedichtes lautete im 15. Jahrh. wohl schon „Reinolt von Montelban“? (403 oben.) Schön, daß wir das wissen.

Kochendörffer will (405) nicht gelten lassen, daß der Bearbeiter P Reimnoth gehabt habe, denn er habe sich ja oft genug um Reime gar nicht gekümmert. Nun, ich meine, der Bearbeiter hat doch reimen *wollen*, sonst hätte er überhaupt Prosa geschrieben. Er hat sehr verschieden gearbeitet, war einmal nachlässiger als das andere Mal: also konnte er einmal Reimnoth haben, ein anderes Mal die Reime ruhig weglassen[3]).

Ob meine Untersuchungen so ganz ohne Verdienst sind, wie Kochendörffer meint (408), lasse ich dahingestellt sein. Daß ich sie möglichst vollständig ausgestattet, ist nur gut, denn es hat sich ja gezeigt, daß einer Behauptung ohne augenfällige Beweisstücke nicht geglaubt wird.

„So wird die wichtige Frage nach dem Verfasser einer eventuellen späteren Untersuchung vorbehalten aus dem seichten Grunde, weil Pfaff von Heidelberg fern ist!“ meint Kochendörffer S. 408. Ich hatte Reinolt S. 475 gesagt, ich könne in der Frage, ob *Johann von Soest* als Verfasser von P anzusehen sei, aus jenem Grunde nicht entscheiden. Es lag doch auf der Hand, daß zunächst Johanns Kinder von Limburg (25000 Verse) und der Malegys (über 20000 Verse), auch

---

[1]) Zeile 17 lies: Bl. 2 a.

[2]) Kochendörffer scheint zu meinen, Jeder, der mit dem litterar. Vereine zu thun hatte, müsse auch die etwa 180 Publicationen dieses Vereins gelesen haben! Ich bedauere bisher nicht die Zeit dazu gehabt zu haben, so gern ichs gethan hätte. Wenn der jetzige Präsident des Vereins S. 250 der Publ. 56 über den Punkt „Attempto“ des Längeren handelt, so wäre es doch dieses Herrn Pflicht gewesen, mich auf das Versehen aufmerksam zu machen, da alle Manuscripte und Correcturen seiner Aufsicht unterliegen.

[3]) Vgl. das S. 36 über 601. 601 und 2705 Gesagte. Hier ist dem Reime, der doch auch fehlen konnte, zu Liebe der Sinn geopfert.

der Ogier, welche alle ungedruckt und nur in Heidelberger Hss. überliefert sind, eingehend zu prüfen seien, ehe irgend etwas über den Verfasser von P festgestellt werden konnte. Ich war nicht in der Lage mir diese werthvollen Hss. alle senden zu lassen und hatte auch schlechterdings keine Zeit sie nur zu lesen, denn dies hätte doch auf der Bibliothek stattfinden müssen. Bei täglichen sechs Amtsstunden mit anstrengender Thätigkeit, bei Krankheit im Hause waren das unmögliche Dinge. Aber ich war doch bei einem vorübergehenden Aufenthalte in Heidelberg im Stande, das Eine festzustellen, daß Johann von Soest mit Reinolt und Malegys nichts zu thun hat[1]) Vgl. Reinolt S. 678 unter Nachträge. Das ist der „seichte Grund" des Herrn Kochendörffer!

Daß Kochendörffer dem gewöhnlichen Sprachgebrauche entgegen unter „Besitz" etwas anderes verstanden haben will als unter „Eigenthum", ändert an der Sachlage schlechterdings nichts.

Kochendörffer hat sich auf seine „Conjectur" *Karleti* für *Barleti* im Rückentitel der Hs. B sehr viel zu Gute gethan, er hält sie für einen Beweis von „Intelligenz". Daß ich diese auf der Hand liegende Besserung verachtete, scheint dem Herrn „Dünkel"! Um zu denken, daß der Rückentitel B von der Hand eines römischen Geistlichen herrühre, bedurfte es keiner sonderlich „lebendigen Phantasie", wenn man weiß, daß die bei den Heidelberger Hss. häufigen hellen Pergament- und Pappbände, wie der von B, sehr wahrscheinlich aus Rom stammen. Insofern wich meine nicht öffentlich ausgesprochene Ansicht über *Barleti* allerdings von der Kochendörffers ab, als ich nie daran dachte, daß **Karleti* eine „Zusammenziehung" aus *Karlmeineti* oder Verlesung aus *Karlemi* (= *magni*) sein könne. Auf solche wunderliche Bahnen kam ich gar nicht. Die einzige Möglichkeit schien mir die Annahme eines Deminutivs **Karletus*; da mir aber diese Form niemals vorgekommen war, unterdrückte ich diesen Einfall gänzlich. Ich hatte versäumt, Förstemanns altd. Namenbuch zu Rathe zu ziehen. Da finden wir verzeichnet die Formen *Carlictus*, *Carlittus* und *Caroletus*. In dem von Förstemann angezogenen Andreae Bergomatis Chronicon[2]) finden sich die Formen *Karolitus*, *Karoletus*, *Karlitus*. Allerdings fehlt auch hier ein **Karletus*; aber diese Form gewinnt nun Wahrscheinlichkeit. Also keine „Zusammenziehung", kein *Karlmeinetus*

[1]) Über Johann von Soest vgl. jetzt meinen Aufsatz im Jahrgange 1887 der Allgem. conserv. Monatsschrift. H. Suchier wird eine Ausgabe von Johanns Gedichten bringen.

[2]) Mon. Germ. V (Script. III), 238.

und *Karlemagnus*, sondern Deminutivform! Übrigens bleibe ich dabei, daß der Schreiber des Rückentitels an jenen *Barletus* gedacht haben kann, zudem lag das Wort an sich einem Italiener nahe [1]).

Die Sache mit dem Präsidenten des litterarischen Vereins will ich hier nicht erörtern, da sie persönlicher Natur ist. Ich bin nicht der Einzige, der zu klagen hat. Die Zeichen werden sich mehren.

Es hat sich, glaube ich, nicht zu Kochendörffers Vortheil gezeigt, wo der „Dünkel“ und die „Defecte in Wissen und Urtheil“ zu suchen sind. Die neuen Verdächtigungen meiner amtlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit, die feine Art, mit welcher der Herr einen Dritten heranzieht, und namentlich der mir ohne einen Schatten des Beweises gemachte Vorwurf der Unwahrheit bezeugen zur Genüge, weß Geistes Kind Kochendörffer ist. Ich bin mir bewußt, in der ganzen Sache mit Offenheit und Geradheit gehandelt zu haben. Daß Kochendörffer sich über die „nicht gerade höfliche“ Form meines Briefes wundert, ist etwas naiv: er hatte mich mit öffentlichem Hohne bedacht und erwartet nun noch mit Handschuhen angefaßt zu werden. Diese Herren greifen Jeden an, der nicht zu ihnen gehört; wehrt er sich dann, so zeigen sie mit Fingern auf ihn. Ich übergebe nun die Sache dem Urtheile gerechter und parteiloser Richter, die es verstehen Tadel und Hohn einander fern zu halten, und sage meinerseits: Hiermit genug!

FREIBURG i. Br. 1887. FRIDRICH PFAFF.

ZU GERMANIA XXXII, 97.

Von der Paulinzeller Rennerhandschrift haben die Herren Rector Schmid und Professor Einert in Arnstadt seither wieder ein Blatt gefunden, wovon sie mir freundlichst Abschrift einsandten. Es enthält die Verse 22959—23401; zwischen 23072 u. 73 sind eingeschaltet die Verse 21843—56 und 19769. 70. Die Abstammung von z bestätigt sich durch die Beschaffenheit der Lücken und durch mehrere in H und Pz gleiche Fehler, wovon folgende die wichtigsten sind: V. 23040 Stryt vnd torney had vorlegen (had *fehlt* H). 23044 Daz wir vns selden uf richten wedir (selden vns H). 23396 Wer sprichet ich habe dicke geruret.

PFORZHEIM. GUSTAV EHRISMANN.

[1]) Mlat. *barletus*, ital. *barile*, *barletto* = Fäßchen.

PFAFFE AMIS 1—72.

Die Handschrift bildet den Einschlag einer Amtsrechnung aus Klingen. Schw. Sond.

Hirvor was pris und ere
Geminnet also sere
En hovisch man to hove quam
Dat me gerne von im vornam
Seidenspil singin oder sayn
Dat mut me nu sere vorsayn
Und is nu leider alliz unwert
Dat is nimant engert
Konde en man one mere
Die gut den luten were
Vor sorge und vor armut
Und dunnet nu vil sedden gut
Wat ymant mit worden kunsten kan
Wi selden en hovesch man
To hove ge baren
Des kan ik nich bewaren
Ik kan geruger worde vil,
Dat betuge ik wie it horen wil
Wor men der hone tucht nicht engert
Dar bin ik enes doren wert
Also wert ik des gewert
Nu hort was hervor geschach
Do sute wort die sorgen brach
Und man ere vor sorge untfing
Und wi die milde vor dem kargen ginc
Vor die lughen ginc die warheit
Und die vromecheit vor die bosheit
Und ginc dat recht vor unrecht
Die demut was des vrides knecht
Dat was in den stundin
E trigen worde vundin
Von ienis manis munde.

Nu sait uns die strickere
Wer die erste man were
Die ligen trigen angevienc
Und wa sin wille vor sich ginc
Dat hie widersate ni envanc
Hie hatte hus in engelant
In ener stat Tranis
Und die pape het amis
Und was der buk en wiser man
Und vorgap vil wat hie gewan
Beide dor ere und ok dor got
Dat hie der milden gebot
To nener stunt nie overgie.
Hie let die geste und entfinc
Me den die jene taten
Die oner on gebot haten
Sin milde wat so grot
Dat is dem biscop vordrot
Dem hie was gehorsam
Dat so vil von om vornam
Des let hie nicht ane nit
Und quam to im in ener tit
To im sprak der biscop
Here gi hebbet grotern hof
To allen tiden den ik
Dat dunket mi ungelik
Gi hanet over rikes gut
Dat gi mit honisheit tut
Sus sul gi mi en del geuen
Dar dozue gi nicht wider sheuen
Des wil ik nicht enbern
Wen gi mut mi gewern
Dat wil ik von in harde gern.

Do sprak die pape amis
Min mut stet to sulker wis
Dat ik min gut wol vortere
Mit rechten ik mi des irwere
Dat mi nicht oner bliven sol
Were is mer ie bedorfte is wol.

E. EINERT.

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER MINNESINGER. III.

1. Brunwart von Augheim.

Der Dichter Brunwart von Ougheim, dessen Heimat der Breisgau ist, gehört dem Ausgange des 13. Jhs. an. Das Geschlecht, dem er entstammt, scheint nicht bedeutend gewesen zu sein, da uns nur äußerst spärlich Mitglieder desselben begegnen. Nach v. d. Hagen IV, 417 ist das älteste bekannte Johannes im Jahre 1130. Dann haben wir eine Lücke von über 100 Jahren, und erst im Jahre 1236 treten uns Heinrich von Augheim und sein Bruder Rudolf milites entgegen, welche mit ihren Hausfrauen und Kindern der Abtei Olsberg das Dorf gleichen Namens für 150 Mark Silbers verkaufen unter der Bedingung, dass die Nonnen dieses Klosters der Kirche zu Zeiningen eine Rente von jährlich 10 Solidi Basler Münze auszahlen. Unter den Zeugen dieser Urkunde findet sich noch ein namenloser de Ocheim et Heinricus filius suus. (Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle II, $\frac{5}{3}\frac{4}{7}$). Der oben genannte Rudolf ist als schultheisze ze Nuwenburg anwesend bei der Ausgleichung zwischen dem Markgrafen von Hochberg und dem Grafen und den Bürgern von Freiburg. 8. Oktober 1265 (Schreiber: Urkundenbuch der Stadt Freiburg I, $\frac{6}{1}\frac{0}{6}$). Außer den erwähnten ist es einzig der Minnesänger, welcher in der Folgezeit von dem Geschlechte noch genannt wird, und zwar findet er sich vom Jahre 1286—1303, nicht, wie v. d. Hagen angibt, bis zum Jahre 1296, in Urkunden. Zu den bereits von letzterem gebrachten Nachweisen kann ich noch drei neue hinzufügen. Zuerst ist Brunhardus de Oucheim miles Zeuge zu Neuenburg im Breisgau am 18. Oktober 1289, als der Neuenburger Bürger Johannes von Tusslingen dem Ulrich von Langenberg und dem Kollegium zu Beromünster alle Güter zu Augheim verkauft, welche er von den Grafen von Froburg erworben hatte. (Neugart, Episcopatus Constantiensis II. 369). Die folgende Urkunde ist ebenfalls zu Neuenburg ausgestellt im Jahre 1295 und meldet uns über den Vertrag, den der Leutpriester Ulrich zu Augheim mit dem Kapitel zu Beromünster über die Theilung der Früchte im Jahre 1295 geschlossen „nach ehrbaren luthen rathe“. Unter diesen wird zum Schluß genannt: und Herr Johannes Brunwarth von Ougheim (ib. 557). — In dem Streite des Bischofs und der Stadt Basel mit dem Grafen und der Stadt Freiburg i. B. bestimmt der Bischof von

Straßburg als Schiedsrichter, dass die Parteien sich an den Spruch des Gerichtes zu Cume (Como?) halten sollen, in dem das Streitobject schon beigelegt sei. Borre, 12. März 1296. Unter den Zeugen: ratliute von Friburg, herr Brunward von Oughein (Trouillat II. $\frac{7}{5}\frac{2}{5}\frac{7}{1}$ und Schreiber: Urkundenbuch von Freiburg I. $\frac{1}{5}\frac{4}{2}\frac{3}{}$). Diese Urkunde ist zwar von v. d. Hagen schon erwähnt, der Inhalt jedoch falsch angegeben. — Endlich findet sich in dem Verzeichniß der Einkünfte und Leistungen der Herzoge von Österreich und Landgrafen im Elsaß aus dem Jahre 1303 noch folgende Stelle: Daz torf ze Brunkein daz da giltet ... ze sture bi dem meisten VI ℔, zem minsten IIII ℔ ist wol uf XL jar gestanden mit allem recht ze hinsture hern Brunwart von Oughein fur XXIIII mark silbers (Trouillat III. $\frac{6}{3}\frac{9}{2}$).

2. Bruno von Hornberg.

Im 13. und 14. Jh. sind mir bis jetzt drei Personen aufgestoßen, welche den Namen Bruno von Hornberg tragen; von diesen können jedoch für den Minnesinger nur zwei in Betracht kommen, da der Brun von Hornberg, welcher zu Rottweil am 7. Juni 1387 in einem Vertrage zwischen Snevelin zu Weier und den Herren von Hornberg wegen des Dorfes Ebringen und des Schlosses Schneeberg genannt wird, entschieden zu jung ist. (Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 18. 465). Bruno I. tritt uns zuerst in Verbindung mit seinem Bruder Werner am 16. November 1219 als Zeuge entgegen, als der Dynast Rudolf von Ysenberg eine Urkunde ausstellt über die Verleihung der Güter bei Langenbogen, welche das Kloster Thennenbach von Hans von Kenzingen erworben hat, zu einem rechten Erblehen an das genannte Kloster (Mone, Zeitschrift 9. 231). Es folgt dann die schon von v. d. Hagen angeführte Urkunde aus dem Jahre 1234. Wenn nun letzterer meint, der im Jahre 1276 mit Walter von Klingen in Basel beim König Rudolf sich befindliche Bruno von Hornberg sei identisch mit dem vorgenannten, so wird er sich doch wohl in einem kleinen Irrthum befunden haben. Ich glaube vielmehr, daß dieser Bruno der zweite des Namens ist, welcher vom Jahre 1275 bis 1306 in Urkunden erscheint. Es müßte doch merkwürdig sein, daß eine adelige Persönlichkeit aus einem ziemlich bedeutenden Geschlechte 42 Jahre vollständig aus den Urkunden verschwinden sollte; außerdem müßte dieser Bruno ein sehr hohes Alter erreicht haben, da er, wie gesagt, bereits im Jahre 1219 als Zeuge vorkommt. Seine Geburt haben wir somit spätestens an den Ausgang des 12. Jhs. zu verlegen. Da nun der andere Bruno im Ganzen in sechs Urkunden auftritt, die

in nicht allzugroßen Zwischenräumen sich folgen, so ist der Schluß nicht sehr gewagt, daß diese sämmtlichen Urkunden sich auf dieselbe Person beziehen.

Das Geschlecht, dem der Minnesänger angehört, darf nicht als zu unbedeutend aufgefaßt werden, wie aus den folgenden Urkunden hervorgeht; treffen wir doch sogar Bruno von Hornberg mit Walter von Klingen in Kaiserdiplomen als glaubwürdigen Zeugen. Es ist dies der Fall in der berühmten Urkunde des Kaisers Rudolf, d. d. Hagenau 8. December 1275, in welcher er die Stadt Straßburg in seinen besonderen Schutz nimmt und ihr alle früher bewilligten Freiheiten bestätigt (Urkundenbuch der Stadt Straßburg II. 47). Es ist wohl anzunehmen, daß diese Urkunde die gleiche ist, welche Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde I. 57 anführt mit dem Datum 5. December 1276. Beide haben denselben Gegenstand und die gleichen Zeugen. — Als Egeno III. Graf von Fürstenberg, nach langer heftiger Fehde mit den Einwohnern von Villingen endlich zum Vergleiche sich herbeiläßt, stellt er am 26. Juli 1290 der genannten Stadt einen Sühnebrief aus. In diesem verspricht er, die Rechte und Privilegien der Stadt unangetastet zu lassen und stellt dafür neun Bürgen, u. a. seinen Bruder Friedrich; darauf folgen sogleich avunculi Friedricus et Bruno de Hornberg (Neugart, episc. Constant. II. 371 und Fürstenbergisches Urkundenbuch I. 607). Während der Herausgeber des letzteren den Namen avunculi einfach für einen Ausdruck der Courtoisie erklärt, macht Mone, welcher den zweiten Band von Neugart bearbeitet hat, zu der obigen Urkunde die Bemerkung: „Wenn das Wort avunculus in seiner eigentlichen Bedeutung genommen wird, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß Agnes, die Mutter Egenos, die Schwester jener war." Welche Erklärung die richtige ist, wird sich schwer erweisen lassen. Wie dem aber auch sei: der Beiname avunculi, sowie die Stellung der beiden Brüder direct hinter dem Grafen Friedrich sind wiederum ein Beweis von dem Ansehen, welches das Geschlecht derer von Hornberg in seiner Heimat genoß. — Die folgende Urkunde gibt uns einen kleinen Anhalt über die Besitzungen der Familie. Die Brüder Friedrich und Bruno von Hornberg verkaufen nämlich alle ihre Besitzungen zu Emmendingen, Mundingen und Aspen um 20 Mark Silbers an das Kloster Thennenbach, und Graf Egeno und Friedrich besiegeln die darüber ausgestellte Urkunde. Freiburg 11. Februar 1296 (Mone, Zeitschr. 10. 316). An derselben ist das gemeinsame Siegel der Brüder von Hornberg erhalten, welches Mone beschreibt, wie folgt: „Es ist rund, in dreieckigem, von zwei auf einem Berge knienden

jugendlichen Gestalten gehaltenen Schilde zwei auf drei Bergen mit ihren Spitzen aufstehende Hörner; hinter dem Knaben rechts Friedrich, hinter dem links Bruno. Umschrift: S. Nobilium de Horenbergh.“ Er fügt noch hinzu, daß die Herren von Tryberg mit ihnen verwandt sind und das gleiche Wappen führen. Dieses stimmt genau mit dem der Pariser Handschrift. — Zu Freiburg am 17. Januar 1297 verpfändet Graf Heinrich von Freiburg seinem Bruder Egen die Silberbergwerke im Breisgau, welche sie beide gemeinsam vom Bisthum Basel zu Lehen führen, was seine Berechtigung daran betrifft, für die wegen 1000 Mark Silbers von demselben und seinem Sohne Conrad für ihn ihrem Vetter, dem Grafen Egen von Fürstenberg und Friedrich und Bruno von Hornberg geleistete Bürgschaft, für die nächsten fünf Jahre (Mone, Zeitschr. 19. 80). Wieder treffen wir die beiden Brüder in Verbindung mit dem Grafen von Fürstenberg, und wenn sie zusammen mit jenem eine Summe von 1000 Mark Silbers verleihen können, so ist das sicher ein Zeichen von der Bedeutung, Macht und dem Reichthume des Geschlechtes. — Als Werner von Staufen dem Grafen Conrad von Freiburg für sich und alle seine Freunde und Helfer Urfehde und Sühnebrief ausstellt wegen erlittener Gefangenschaft und aller Beschädigung, Freiburg 2. December 1306, besiegelt die Urkunde Bruno von Hornberg (Mone, Zeitschr. 11. 446). Seit diesem Jahre ist mir Bruno in Urkunden nicht mehr begegnet, während sein Bruder Friedrich sich noch am 18. Februar 1311 und am 24. September 1314 in Freiburg findet.

Fragen wir nun, in welchem der beiden letztgenannten Brunos wir den Minnesinger zu erblicken haben, so werden wir uns wohl schwerlich mit v. d. Hagen für den älteren entscheiden. Vielmehr spricht alles, besonders der Charakter der uns erhaltenen Gedichte, dafür, daß der zweite Bruno der Dichter sei, wie auch schon Mone (Zeitschr. 10. 316) vermuthete. Die Heimat des Geschlechtes ist Horenberg auf dem Schwarzwalde an der Gutach, wo Althornberg, die Stammburg der Edlen von Hornberg, stand.

3. Walter von Breisach.

Bauer hat in der Germania 1873 zu erweisen gesucht, daß der im letzten Viertel des 13. Jhs. zu Freiburg im Breisgau sich findende rector puerorum Waltherus identisch sei mit dem Meister Walter von Breisach. Bevor ich den genannten Aufsatz gelesen, war mir die gleiche Vermuthung aufgestoßen, und ich schließe mich daher den Ausführungen Bauers voll und ganz an. Zur weiteren Kenntniß des

Lebens dieses bürgerlichen gelehrten Sängers führe ich noch Folgendes an. Der Schultheiß Hiltebrant Spenlin von Breisach entscheidet einen Streit zwischen dem Kloster Thennenbach und denen von Keppenbach wegen Nutzung der Weide und des Wassers in der Gemarkung Keppenbach, wo beide Theile begütert sind. 9. Januar 1276. Unter den Zeugen: Meister Walther, der schûlmeister ze Vriburg (Mone, Zeitschr. 9. 461). — Die Kinder des verstorbenen Reinhard von Falkenstein verkaufen mit Genehmigung der Grafen von Freiburg ihren Hof zu Holzhausen, der von ihren Eltern an das Frauenkloster Adelhausen verpfändet war, um diese Schuld tilgen zu können, um $70^1/_2$ Mark an das Kloster Thennenbach, Freiburg, 20. August 1294, wobei unter den Zeugen Meister Walther, der schûlmeister ze Friburg erscheint (ib. 10. 250). — Der Nachfolger Walters in Breisach kann magister Cuno de Brisaco gewesen sein, der am 11. Februar 1279 in einer Urkunde des Bischofs Rudolf von Constanz als Zeuge auftritt (ib. 9. 471).

4. Der schuolmeister von Ezzelingen.

Über den magister Henricus rector scholarum seu doctor puerorum in Ezzelingen, welcher der Zeit nach und nach den Anspielungen in seinen Gedichten wohl für den Minnesinger gehalten werden muß, führt Bartsch, deutsche Liederdichter LXV vier Urkunden aus den Jahren 1279—1281 an. Ich kann die Nachweise noch um zwei weitere vermehren. Am 27. Februar 1280 verkaufen Abt und Convent von Bebenhausen ein Haus in Eßlingen dem Merckelin von Dürkheim, wobei Heinricus rector puerorum in Ezzelingen als Zeuge erscheint (Mone, Zeitschr. 3. 346). Vielleicht ist die genannte Urkunde identisch mit der von Bartsch angeführten vom 27. Februar 1279. — Derselbe Heinricus rector puerorum in Ezzelingen bezeugt ferner zu Eßlingen am 30. Mai 1281 eine Urkunde des Wolfram von Bernhausen, in welcher dieser mit Zustimmung seines Lehnsherrn, Grafen Eberhard von Würtemberg, um 800 ℳ Pfennig an das Kloster Bebenhausen, die Vogtei zu Ittingshausen mit allem Zubehör und Rechten verkauft (ib. 421). Über diese Zeit hinaus ist Heinrich bis jetzt noch nicht nachgewiesen. Daß er nicht all zu lange mehr gelebt haben kann, geht daraus hervor, daß wir schon im Jahre 1293 einen Conrad als Schulmeister in Eßlingen finden, der bis zum Jahre 1302 fünfmal mir in Urkunden begegnet ist.

5. Goldener.

Da Goldener in seinen Gedichten den Markgrafen Otto II., den Langen, von Brandenburg und Fürst Wizlav von Rügen erwähnt und lobend hervorhebt, so muß er um das Ende des 13. Jhs. gelebt und gedichtet haben. Um diese Zeit habe ich nun drei Personen des Namens Goldener getroffen; der älteste von ihnen ist Conrad, welcher am 5. März 1261 zu Messkirch als Zeuge auftritt, als Bischof Eberhard II. von Constanz den zwischen dem Kloster Salem und dem Kirchherrn Bertold in Boll vollzogenen Tausch eines Gutes bei Messkirch gegen ein innerhalb der Gemarkung des Madachhofes gelegenes Gut bestätigt (Mone, Ztschr. 25, 399). Er nennt sich hier Conradus dictus Goldenaer. — Ob dieser Conrad identisch ist mit dem Conradus Goldner, von dem das Stiftungsbuch des Cisterzienser-Klosters Zwetl, ed. von Joh. v. Frast S. 509 berichtet: Item Cunradus Goldner de una XXXV denarios ..... Item Goldner XL denarios minus uno, wage ich nicht zu behaupten, da die Aufenthaltsörter doch etwas zu weit von einander entfernt liegen. — Es folgt dann der Zeit nach Perchtoldus Golder, der zu Guntramsdorf am 1. September 1289 zugegen ist, als Leopold sen. von Sachsengang bekannt macht, daß Abt Ebro und Convent von Zwetl duas urnas vini montani iuris et redditus duorum denariorum von Otto Herler um 15 solidi gekauft haben (ib. 571). Endlich ist zu erwähnen Calhochus de Goldner, welcher am 24. August 1302 eine Urkunde des Ortnid von Tanberch bezeugt, worin dieser meldet, daß mit seinem Willen Ulrich und Wernhard von Berg den Brüdern zu Schlägel einen Mansus zu Widersöt behufs der Urbarmachung versetzt haben. (Urkundenbuch des Landes ob der Enns IV $\frac{415}{41}$). — Sämmtliche Träger des Namens Goldner sind aus dem Süden Deutschlands, und wenn wir in einem dieser den Dichter erblicken wollen, so müßte derselbe zu Zeiten seine Heimat verlassen und als fahrender Sänger sich in Norddeutschland aufgehalten haben. Eine sichere Entscheidung über die Persönlichkeit des Dichters läßt sich bis jetzt noch nicht fällen, nur so viel können wir mit Gewißheit behaupten, daß der Goldenaere, welcher im Jahre 1197 im Urkundenbuche des Klosters Indersdorf erwähnt wird, viel zu alt, der Goldiner in Affeltrangen am 21. Januar 1356 (Regesten von Tobel, 86) und Claus Guldiner von Hertten, Reichenau, 22. Februar 1400 (ib. 67) entschieden zu jung sind.

6. Pfeffel.

Den Dichter Pfeffel, dessen Lobgedicht auf den Herzog Friedrich v. Österreich, den letzten aus dem Hause Babenberg, früher als das Jahr 1246 fallen muß, der somit immer noch der besseren Zeit des Minnegesangs angehört, kann man besonders hinter vier Personen vermuthen. Der erste ist Henricus Pheffel, welcher am 6. Mai 1220 zugegen ist, als Euphemia Gräfin von Chleberg dem deutschen Orden die Hälfte der Vogtei über die Kirche in Morel schenkt, nachdem der Orden die andere Hälfte durch die Schenkung des Königs Friedrich schon längere Zeit besessen hatte (Meiller, Regesten der Babenberger Herzöge $\frac{1}{1}\frac{2}{0}\frac{6}{3}$). Von diesem verschieden wird wohl Heinricus pheffili miles sein, den Herzog, Germania 1884, S. 35 aus einer Olsberger Urkunde im Jahre 1243 anführt, und den er für den Minnesinger hält, aber nur deshalb, weil er der einzige ihm bekannte Pfeffel vor dem Jahre 1246 ist. Ob er seine Ansicht jetzt auch noch aufrecht halten wird? — Über einen Pfeffel ohne Vornamen berichten die Annales Scheftlarienses (Quellen und Erörterungen zur bairischen und deutschen Geschichte I, 391): Anno 1244 Phaphelinus occiditur. Hic fuit auctor captionis castri in Wolfrathusen. — Der vierte ist Walter Phephel, der im Jahre 1256 Zeuge war, als Smilo von Brunow dem Prämonstratenserstifte Geras den Hof zu Raystorf zurückstellt (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 2, 33). Außer diesen finden sich bis zum Ende des 13. Jahrhs. noch Otto Pfeflinus zu Schaumburg am 14. Juni 1272 (Urkdb. des Landes ob der Enns III, $\frac{3}{4}\frac{1}{2}\frac{4}{2}$), Conrad Pfaffus von Schrowenstein, Schloß Tirol, 3. Januar 1273 (Ladurner, Urkundliche Beiträge zur Geschichte des deutschen Ordens in Tirol 37) und Heinrich dictus Pfeffelin zu Speier am 14. November 1291 (Mone, Ztschr. 25, 334). Dem 12. Jahrh. gehört an Eberhardus Phaphilin de Nellenburc, der unter Abt Christian von Reitenhaslach (1175–91) erwähnt wird (ib. 31. 70), desgleichen im Güterverzeichniß des Klosters Salem (ib. 1, 335).

7. Der von Sachsendorf.

W. Storck, der im Jahre 1868 die Gedichte Sachsendorfs herausgegeben, beschäftigt sich in der Einleitung auch mit der Persönlichkeit des Dichters, und obgleich er sich sehr vorsichtig ausdrückt, schenkt er der Bemerkung v. d. Hagens doch eine gewisse Beachtung, der MS. IV, 236 sagt, daß der namenlose von Sachsendorf wohl der höfische Ulrich von Sachsendorf sein könne, welcher im Gefolge des Herzogs Friedrich von Österreich den Ulrich von Lichtenstein auf seinem

abenteuerlichen Zuge als König Artus ritterlich begrüßte bei Neustadt a. d. Leitha. Auch Bartsch, Deutsche Liederdichter L, läßt die Frage nach der Persönlichkeit des Dichters unentschieden. — Das Geschlecht, dem obiger Sänger angehört, muß sehr unbedeutend gewesen sein, da uns Mitglieder desselben nur äußerst spärlich begegnen. Es sind überhaupt nur zwei Träger des Namens Sachsendorf, die mir bis jetzt aufgestoßen; zuerst Alhard von Sachsendorf als Zeuge in der Abfindung des Abtes Otto von Wilhering mit Otto von Buchberg wegen seiner Ansprüche auf das Gut Zemleub (Urkdb. des Landes ob der Enns II, $\frac{4}{3}\frac{6}{0}\frac{6}{4}$). Die Urkunde ist nicht datirt; aus inneren Gründen muß sie jedoch in die Jahre 1193—1200 fallen. Dann ist es noch der obenerwähnte Ulrich von Sachsendorf, über den wir zwei urkundliche Notizen haben. Das Stiftungsbuch der Cisterzienserabtei Zwetl meldet auf Seite 439: ‚Hic est census, quem persolvere debemus de predio nostro in Sitzendorf Ulrico de Sahsendorf de vinea una VIII denarios, de agris XII den. et IV caseos vel XVI den. Die Notiz fällt ungefähr in das Jahr 1248. Wichtig ist die folgende Urkunde, welche bei Frieß: die Herren von Kuenring, Urkundenbuch XXVII abgedruckt ist. Hadmar von Kuenring verpfändet nämlich dem Bischofe Conrad von Freising mehrere Güter zu Urleigstorf gegen Silbergeräthe und verpflichtet sich, wenn er zur festgesetzten Zeit dieselben nicht lösen würde, sammt seinen Mannen Engelschalk von Königsbrunn, Ulrich von Sachsendorf u. s. w. nach Passau zu kommen und daselbst nomine obstagii so lange zu bleiben, bis dem Bischofe Alles ersetzt wäre. 30. April 1249. — Was wir aus diesen Urkunden erfahren, ist, um es noch einmal kurz zusammenzufassen, Folgendes: Ulrich von Sachsendorf ist ein Ministeriale der Herren von Kuenring, außerdem hat er von der Abtei Zwetl einige Güter in Sitzendorf zu Lehen.

Da Alhard und Ulrich die einzigen Träger des Namens Sachsendorf sind, von denen wir bis jetzt Kunde haben, so müssen wir vorläufig in einer dieser beiden Personen den Minnesinger erblicken. Alhard ist entschieden zu alt dafür, da die Gedichte Sachsendorfs durchaus nicht das Gepräge des 12. Jahrhs. tragen, und so haben wir denn, wenn nicht noch andere Mitglieder der Familie aufgefunden werden, Ulrich für den Dichter zu halten.

Es bleibt uns noch die Frage: Wo war die Heimat des Geschlechtes, oder wenigstens, nach welchem Orte hat es sich genannt? v. d. Hagen IV, 236, A. 1 meldet, daß ihm nur Dörfer des Namens Sachsendorf in der Mark, Meißen und Henneberg bekannt seien, da jedoch der Dichter ein Österreicher ist, so können diese hier für uns

nicht in Betracht kommen. Dagegen gibt uns das Urbar des Passauischen Domcapitels, welches ungefähr um das Jahr 1230 verfaßt ist, (Archiv für die Kunde österreichischer Geschichtsquellen 53, 270) willkommenen Aufschluß. Dort heißt es nämlich: Anno, quando dominus Eberhardus de Jahenstorf prefuit officinae cellerarii (1220) sic ordinavit de rebus dominorum et aucgmentavit .... de decima in Chôlensdorf et in Sehssendorf et in Hannedorf dabuntur II metrete tritici et III siliginis et V ordei et una avene et porcus valens XXX denarios et dimidium talentum. — ib. 274 heißt es dann nochmals: In Sehssindorf de III areis XLV. Dieses Sachsendorf ist nun ein Dorf bei Kollersdorf, Gerichtsbezirk Kirchberg am Wagram in Niederösterreich, nicht viel nördlich der Donau. Da Sitzendorf, wo Ulrich von Sachsendorf Lehen innehatte, nur wenige Stunden nördlich von hier liegt, da außerdem die Herren von Kuenring, deren Vasall Ulrich war, dem niederösterreichischen Adel angehörten, so können wir mit völliger Gewißheit behaupten, daß von dem oben genannten Orte der Minnesinger sich genannt habe.

8. Hardegger.

Der St. Gallensche Dienstmann Heinr. von Hardegge, welcher höchst wahrscheinlich hinter dem namenlosen Hardegger sich verbirgt, findet sich nach v. d. Hagen und Bartsch vom Jahre 1227—1264 erwähnt. Doch nicht nur bis zum letztgenannten Zeitpunkte begegnen wir ihm; noch im Jahre 1275 tritt er mit Walter von Klingen in einer Urkunde auf. Zur weiteren Kenntniß seines Lebens führe ich die folgenden Urkunden an. Abt Berchtold von St. Gallen überträgt zwei kleine Güter in Dickbuch und Schotticon, welche Walter von Elgg, Dienstmann des Klosters St. Gallen, zu diesem Zwecke aufgegeben hatte, als Zinslehen dem Frauenkloster Töss. St. Gallen, 21. Februar 1252. Zeuge: dominus Heinricus de Hardegge (Wartmann, Urkdb. der Abtei St. Gallen III, 918). — Wilbrig, Gattin des Rudolf von Rorschach Ritter, verzichtet sammt ihren drei Söhnen auf alle Rechte an den ihr zum Leibgeding verschriebenen Hof Lankwatt .... prefata domina ad peticionem dicti mariti sui cessit et renunciavit omni iuri, quod sibi in eodem predio competebat ad manus nobilis viri Waltheri de Klingin, fratris sui. Constanz, vor der Kapelle St. Peter, 17. Juli 1275. Zeuge: dominus H. de Hardegge (ib. III, 1001 b). Es kann kaum auffallen, daß Heinrich in einem Zeitraum von elf Jahren, von 1264—75, gar nicht in Urkunden uns entgegentritt. Zuerst sind uns überhaupt nur fünf Urkunden erhalten aus der

Zeit von 1227—85, so daß wir über sein Leben nur höchst lückenhaft unterrichtet sind, sodann bezeugt die Antwort des Meisters Stolle auf eine seiner Strophen, daß er sehr lange gelebt und gedichtet haben muß. Wir haben daher gar keinen Grund, für die Urkunde vom Jahre 1275 einen zweiten Heinrich anzunehmen. Dieser begegnet uns erst zu St. Gallen am 11. October 1312 in einer Urkunde des Abtes Heinrich, wo unter den Zeugen ein Heinrich der Hardegger aufgeführt wird. (ib. 1204.) — In den Urkunden zu Joh. Caspar Zellwegers Geschichte des appenzellischen Volkes I, 62, ist das Verzeichniß der Zinse und Einkünfte der Kirche zu Marbach aus dem Jahre 1255 erhalten, in dem sich folgende Stelle findet: „.... dictus Hardegger recipit XI caseos de domino R. de Eschans socero suo..“ Zu bedauern ist es, daß gerade der Vorname, auf den hier so viel ankäme, nicht mit überliefert ist; der Zeit nach kann sich jedoch diese Notiz nur auf Heinrich von Hardegge beziehen, von dem wir hierdurch erfahren, daß er eine Tochter des R. von Eschans zur Frau hatte. Daß dieser genannte Hardegger kein Bürgerlicher sein kann, beweist schon der adelige Schwiegervater, und somit nehmen wir obige Notiz als einen willkommenen Beitrag zur Kunde des Minnesingers. — Weitere Personen des Namens Hardegge sind Wezilo, der am 12. Januar 1284 zu Lindau sich findet (Mone, Zeitschrift 39, 16). Rudolf von 1288—99 in Ragatz, und ein unbenannter zu Rapperswil am 7. September 1290.

9. Meister Heinrich Teschler[1]).

Meister Heinrich Teschler, welcher schon am 9. November 1252 in einer Urkunde des Rüdiger Manesse zu Zürich nachgewiesen ist, lebte noch im letzten Viertel des 13. Jahrhs. Wir treffen ihn nämlich am 7. October 1284 zu Oetenbach als Zeugen in einer Urkunde der Priorin und des Convents zu Oetenbach, wodurch diese, von Gläubigern gedrängt, ihren zu Böstein gelegenen Hof sammt Waldung dem Amtmann Berthold von St. Blasien zu Klingnau zu Handen des letzt genannten Klosters verkaufen um 34 Mark Silber in baar (Huber, Regesten von Klingnau 20). — Ob aber der Dichter, dem die Pariser Handschrift das Prädicat Meister beilegt, unbedingt dem bürgerlichen Stande angehöre, möchte ich noch bezweifeln. Wir dürfen doch voraussetzen, daß der Schreiber der Handschrift wenigstens über die Verhältnisse und Familien seiner engsten Heimat gut unterrichtet war.

[1]) Ich bemerke, daß mir bei Abfassung dieses Artikels die Schweizer Minnesänger von Bartsch noch nicht zugänglich waren.

Wenn er uns nun zu den Gedichten des Sängers ein Gemälde zeichnet, wie es nur für einen ritterlichen Dichter paßt, wenn er uns das Wappen mittheilt und, worauf ich das meiste Gewicht lege, wenn auf der Zeichnung sogar der Ritterhelm mit Zimier sich findet, so glaube ich doch, daß wir Grund genug haben, den Meister Heinrich Teschler unter die ritterlichen edlen Sänger einzureihen. Dazu kommt noch, daß er in der Urkunde vom 9. November 1252 aufgeführt wird als *Her* Heinrich Teschler. Auch v. d. Hagen berichtet im Anschluß an Bluntschli u. a., daß in Zürich ein altes vornehmes Geschlecht der Täschler bestanden habe. Endlich tragen die Gedichte des Sängers ein gewisses vornehmes Gepräge, wie man es bei bürgerlichen Dichtern, die doch meistens dem niedern Stande angehörten, nicht antrifft. — Was das Beiwort Meister angeht, so kann man es, wie das schon mehrfach geschehen, erklären als die Bezeichnung für Jemanden, der etwas Ausgezeichnetes, mehr als Andere, leistet, oder aber, was ich eher glauben möchte, kennzeichnet der Schreiber der Handschrift mit Meister die Bewohner der Städte, mögen diese nun adelig sein oder nicht, im Gegensatz zu den Rittern auf ihren Burgen. Daher haben wir denn einen Meister Gottfried von Straßburg, Meister Walter von Breisach, Meister Heinrich Teschler von Zürich u. A. Die weitere Begründung dieser Ansicht behalte ich mir vor für einen späteren Artikel. Ich glaube somit, daß wir berechtigte Gründe haben, den Züricher Heinrich Teschler in der Folgezeit für einen Sänger aus edlem Blute zu halten.

Im 14. Jahrh. begegnen uns noch mehrere Personen des Namens Teschler in verschiedenen Städten, so ein Nikolaus Tescheler in Speier in den Jahren 1317 und 1320 (Hilgard, Urkdb. zur Geschichte der Stadt Speier $\frac{2}{3}\frac{4}{0}\frac{0}{4}$ und $\frac{2}{3}\frac{6}{3}\frac{4}{1}$), ferner Jacob Teschler in Neudorf 1330 (Kopp, Gesch. der eidgenössischen Bünde V^2, 233), endlich Francisgk Täschler in München am 19. November 1392 (Wittmann, Monumenta Wittelsbacensia II, $\frac{5}{3}\frac{5}{7}\frac{4}{2}$).

MÜNSTER i. W., October 1887. FRITZ GRIMME.

RÄTSEL.

Nach Mittheilung von Alwin Schultz in Prag ist das Rätsel in meinen Beiträgen zur Quellenkunde S. 178, 10 nicht aufzulösen in *vut*, sondern in *wîp*, und ohne Zweifel ist diese Auflösung die richtige.

K. BARTSCH.

ZU IWEIN v. 553 ff.

Verschiedentlich ist schon im Allgemeinen darauf hingewiesen worden, daß in den höfischen Epen des Mittelalters Orientalisches sich finde, was auch als Folge der Kreuzzüge und bei den Beziehungen der Araber zu Frankreich nicht auffallen kann, aber bis jetzt ist es doch nur erst in wenigen Fällen gelungen, die Quelle genau nachzuweisen. Nachdem nun in der letzteren Zeit der orientalischen Wissenschaft eine größere Aufmerksamkeit zugewandt ist, und stets neue Ausgaben der arabischen und persischen Schriftsteller erscheinen, wird sich auch wohl in Bälde der Schleier lüften, der noch in so mancher Beziehung die höfischen Epen umschließt. Als einen geringen Beitrag hierzu möge man die folgende Notiz aufnehmen.

Im Iwein v. 553 ff. wird uns über den wunderbaren Brunnen berichtet. Etwas ganz ähnliches findet sich in: Mohammedi Filii Chondschahi vulgo Mirchondi Historia Gasnevidarum persice ed. Fr. Wilken, Berlin 1832. Der Verfasser lebte zwar in späterer Zeit als Hartmann von Aue, er sagt jedoch selbst, daß er aus alten Quellen geschöpft. In dem Werke heißt es nun cap. III:

„In der Nähe des Ortes, bei welchem die Ungläubigen ihr Lager aufgeschlagen hatten, war eine Quelle so rein und klar wie die Sonne. So oft aber Schmutz in dieselbe geworfen wurde, entstand ein schreckliches Getöse, laut wie Donner, es erhob sich ein Sturm, und grausige Kälte trat ein. Nasireddin ließ nun Schmutz in diese Quelle werfen; in Folge dessen entstand eine undurchdringliche Finsterniß, das Tageslicht verlöschte, und es trat eine so große Kälte ein, daß das Blut in den Adern erstarrte. Als dieses Erstaunliche sich ereignete, wagten die Inder nicht länger zu widerstehen, da sie furchtsam den sicheren Tod vor Augen sahen.“

Nach Wilken ibid. p. 147 Anm. findet sich die Geschichte des Zauberbrunnens auch in dem Werke des Ferischthah.

MÜNSTER i. W. F. GRIMME.

ERINNERUNGEN AN KARL BARTSCH.

Nicht unerwartet kam die Nachricht vom Tode des lieben Freundes! Weit über ein Jahr bangten wir fort und fort für sein Leben und wiederholt war er auch früher schon dem Tode nah. Dennoch ist es ganz was anders, wenn so eine Befürchtung wahr wird. Nun erst fühlt man den ganzen Verlust, ergreift uns der Schmerz mit aller Macht und drängen sich die Erinnerungen heran! Im Innersten erschüttert, kann ich gar nicht beschreiben, welche Empfindung mich ergriff, als vollends an demselben Tage, da die Todesnachricht eintraf — es war den 21. Februar l. J. — noch ein Päckchen ankam von ihm an mich, eine Sendung, wie ich sie so oft erhalten, wenn ihn die unerbittliche Krankheit niederwarf und er die dringendsten Arbeiten für die Germania mir übergeben mußte. Das war denn nun die letzte Sendung, ein letzter Gruß und Auftrag! —

Wir wollen aber nicht stehn bleiben bei dem traurigen Anblicke des Todten, wollen lieber seiner gedenken, wie er war in lebendiger Gegenwart und wollen uns fortgesetzt und bleibend seines Wesens freun und es so im Andenken bewahren.

Wenn man bei einem solchen Anlasse recht lebhaft das Mißverhältniß empfindet, in dem der Lohn der Welt steht zu den Verdiensten eines solchen Lebens und Strebens, da möchte man wol ausrufen: o versäumt den Augenblick nicht, der nicht wieder kommt und laßt jetzt die Liebe walten und jeden sein Scherflein beitragen zu seinem Gedächtniß! —

Schon haben bewährte Freunde sich die Aufgabe gestellt, eine Übersicht zu geben von seinem Leben und Wirken; zuerst Fr. Meyer von Waldeck für die Münchener Allgem. Ztg.[1]), dann R. Bechstein, Fr. Neumann und G. Ehrismann für die Germania, so daß dieses Heft, dessen Ausgabe ich deshalb verzögerte, besonders durch die letztgenannten Beiträge wol ein Bild geben dürfte von dem Umfange der Verdienste des Verblichenen.

Mich, der ich nahezu drei Jahrzehnte lang mit ihm befreundet war, drängt es, das Bild des lebendigen Menschen, wie es mir vor der Seele steht, hervorzurufen und der Begegnungen mit ihm zu gedenken, deren jede für mich eine angenehme Erinnerung zurückließ.

[1]) Erschien bereits in der Beilage 1888, Nr. 71. 75. 80. 83.

Wir waren durchaus nicht immer einerlei Meinung, aber das trübte uns keine Stunde. Er suchte immer entgegenstehende Ansichten zu würdigen, behielt davon so viel ihm taugte, und faßte nichts persönlich an.

Es war 1860, als wir als Mitglieder des Gelehrtenauschusses des germanischen Museums zu Nürnberg bei der Jahresversammlung daselbst uns zum ersten Mal begegneten und mit Franz Pfeiffer, Frommann, Joachim Meyer unvergeßliche Tage verlebten!

Bartsch war damals eine schlanke, elastische Jünglingsgestalt, mit edlen, markirten Gesichtszügen. Rasch genug nacheinander waren seine ersten Ausgaben altdeutscher Dichtungen, Karl der Große vom Stricker, die Erlösung, Berthold von Holle, mitteldeutsche Gedichte etc. gefolgt. Eine ungewöhnliche Begabung und Thatkraft hatte sich damit schon angekündigt. Dabei war er im Umgang heiter und von der anspruchlosesten Liebenswürdigkeit. So frei von allem Pathos, aller Pedanterie und Prätension, daß Pfeiffer und ich unsere Freude an ihm hatten und ihn herzlich lieb gewannen.

Näher trat er mir noch nach Pfeiffers Tode, 1868, als er nach Wien kam und ich mit ihm den Nachlaß Pfeiffers ordnete. Hier lernte ich die Geistesgewandtheit und das beispiellose Geschick Bartschs kennen, mit dem er in der Masse der aufgehäuften Schriften, Arbeiten, Abschriften etc. Pfeiffers sich auf das rascheste zurechtfand. — Seine Freude an der Arbeit, belebt durch die Leidenschaft zu entdecken, entdeckte Schätze des Alterthums der Vergessenheit zu entreißen, liehen ihm unermüdliche Schwungkraft. Die Arbeit flog ihm von der Hand.

Nur wer ihn bei der Arbeit gesehn, begreift die große Anzahl seiner Publicationen auf germanistischem und romanistischem Gebiete, die zum Theil auf schwerwiegenden Untersuchungen beruhten.

Von dieser Zeit begann ein reger Briefwechsel zwischen uns. Als er darauf 1870 in Paris mit der Abschrift der Troubadours beschäftigt war, erschien er uns in ganz besonderm Lichte: als der Typus des deutschen Gelehrten, der, hoch über nationaler Befangenheit stehend, die Schätze Frankreichs zu retten bestrebt ist, bevor sie durch die drohende Kriegsgefahr gefährdet sind! Den 10. Juli langte er in Paris an, wenige Tage vor der Kriegserklärung. Fünf Wochen hielt er aus und konnte „Dank sei es meinen Freunden, ungestört arbeiten. Die Troubadours waren in dieser stürmischen Zeit mein Trost, und ich habe reiche Schätze mitgebracht. Aber ich gestehe, daß ich alle meine Energie aufbieten mußte, um die zur Arbeit

nöthige Ruhe zu behalten.“ So schrieb er mir nach seiner Heimkehr aus Rostock.

Im Mai 1872 trafen wir darauf zusammen bei der Philologenversammlung in Leipzig, über die in der Germania desselben Jahres ausführlich berichtet wird. Schon vor mir in Leipzig angekommen, sorgte er für eine Wohnung für mich und war mit größter Liebenswürdigkeit um mich besorgt, da ich etwas leidend war. Ich hielt einen Vortrag, betheiligte mich auch etwas an einer Debatte. Er freute sich darüber, verhielt sich aber selbst ganz still, verkehrte mit allen Fachgenossen freundschaftlich heiter, ohne hervortretende Parteinahme nach einer oder der andern Seite hin.

Im Sommer 1873 weilte er bei mir in Wien; wir sahen die Weltausstellung häufig zusammen. An den Abenden arbeitete er damals an der neuen Ausgabe des Koberstein.

Wenn bei der Gelegenheit dagegen, daß er so viel übernahm, Bedenken ausgesprochen wurden, besonders wenn bei seinen andern gleichzeitigen Arbeiten die Aufgabe, die er sich stellte, nicht zu bewältigen schien, da gab er alle Einwendungen als berechtigt zu, und machte nur geltend seine Arbeitslust und die Erfahrung, daß ihm dergleichen doch schon so oft gelungen sei. Wir müssen gestehn, die rasche, zu rasche Arbeit ist in diesem Falle wol zu erkennen, aber wer sonst hätte sie übernommen und wäre in mäßiger Frist damit zu Stande gekommen? Willkommen war die neue Auflage doch!

Durch eine von der seinen abweichende Anschauung in wissenschaftlichen Dingen war er, wie schon bemerkt, nie zu verstimmen. Dies äußerte er mir gegenüber oft, und oft konnte ich erfahren, daß er der Wahrheit unbefangen ihr Recht gab, wenn er sah, daß er sich geirrt. Aufs Wärmste dankbar war er für Berichtigungen von Versehn, die durch seinen leidenden Zustand, oft auch durch Entfernung von seiner Bibliothek leicht entstehn konnten. Dennoch blieben ihm bei aller Sachlichkeit, wie wir wissen, auch unerfreuliche Angriffe und Fehden nicht aus. — Sei es einmal gestattet, des geschichtlichen Gegensatzes hier zu gedenken, der die Germanisten in zwei Heerlager spaltete, wodurch die sachliche Beurtheilung ihrer Verdienste so sehr beeinträchtigt ward! Er hinderte Jahrzehnte hindurch beide Theile gerecht zu sein. — Bekanntlich hatte sich mit Lachmanns Tode (1851) der Nibelungenstreit um die drei Handschriften erhoben, der zu einem allseitig befriedigenden Ergebniß nicht geführt, der uns aber vortreffliche Ausgaben aller drei Handschriften eingetragen hat: Lachmanns, Zarnckes und Bartschs. — Wir wollen nicht vergessen, daß zu den

aufgetauchten Bedenken gegen Lachmanns Nibelungen der erste Anstoß von Jacob Grimm ausgegangen und daß sein Einwurf, seine ganze Anschauung dabei tiefbegründet in seiner Natur lag. — Das Große in der Gestalt Jacob Grimms liegt in dem Blick, mit dem er in allen Erscheinungen den fruchtbaren Punkt findet, „von dem sich vieles ableiten läßt, oder vielmehr, der vieles freiwillig aus sich hervorbringt und — entgegenträgt!“ Ich wähle den Ausdruck Goethes mit Bedacht. So wie die Philosophen Fichte, Schelling und Hegel von Goethes Geiste befruchtet sind — daß sie ihn später wieder beeinflußten, darf uns nicht beirren — so waren es auch die Romantiker und war es auch J. Grimm, der noch völlig in den Zeiten des Idealismus wurzelt. Damals galt das hohe Wort: „Was fruchtbar ist allein ist wahr.“ Darin liegt, daß man in J. Grimm dichterische Begabung erkennen wollte, wie Goethe sie in Winckelmann fand. Einem solchen, auf Ideen ausgehenden Geiste mußte alles Mechanisiren der Methode bei Betrachtung von organisch Gewordenem widerstreben, und so denn auch die Annahme von Heptaden zur Bestimmung des Echten und Unechten im Nibelungenliede. Es mag sich nun mit den Heptaden wie immer verhalten, das ist klar, daß der Geist J. Grimms auf das geistige Band der Dinge gerichtet war, die andern auf die Theile in der Hand. Unendlich fruchtbar wirkte Grimm dadurch, daß er eine Fülle von Ideen enthüllte und weckte. Reich befruchtet von ihm ist die Forschung noch heute und nicht nur in Deutschland. Wie ein einsamer Riese ragt er weit über seine Zeit hinaus, wenn auch eine Menge von Einzelheiten seiner Forschungen, die man nun besser weiß, nicht mehr gelten. — Es soll hier nur hervorgehoben werden, daß der Gegensatz, der in diesen Fragen hervorgetreten ist, in nichts anderm zu suchen ist, als in dem Gegensatz der classischen Zeit des Idealismus zu der Folgezeit, die vieles Gute hervorgebracht, nur für Ideen kein Verständniß hat. Ich behaupte nicht, daß der gewaltige tiefgehnde Geist Grimms auf der einen oder auf der andern Seite einen Nachfolger fand. Mir galt es hier nur es auszusprechen, daß die Berechtigung, sich an seine Seite zu stellen, eine tief begründete war.

Es folgten bekanntlich die Angriffe Holtzmanns, Zarnckes gegen Lachmanns Nibelungen; die Germania Pfeiffers erschien seit 1856 mit Beiträgen von J. Grimm, L. Uhland und stand nun gegenüber der Zeitschrift Haupts für deutsches Alterthum, die auf der Seite Lachmanns stand. In der Germania traten Pfeiffer und Bartsch mit den bekannten bedeutenden Besprechungen von des Minnesanges Frühling auf; Pfeiffers Vortrag über den Kürenberger als Verfasser der Nibe-

lungen, Bartschs Untersuchungen über das Nibelungenlied folgten, und eine Fülle von Geist und Gelehrsamkeit offenbarte sich auf beiden Seiten. — Wenn wir was wegwünschen möchten, so ist es das persönliche Moment, das diese Fehden oft auf das Unerfreulichste verbitterte. Bartsch besaß eine Gelassenheit, Sachlichkeit und Milde in solchen Fällen, die offenbar den Frieden anstrebte. Seine Untersuchungen über das Nibelungenlied, seine Ausgabe von der Nibelunge nôt mit Lesarten und Wtb. sind von dauerndem Werth.

Im Jahre 1879 hatte ich mit ihm ein Zusammentreffen in Jenbach in Tirol verabredet, wo wir einen glücklichen Monat zusammen verlebten. Gemeinsame Ausflüge in der Umgegend, wie im Zillerthal, ein anmuthiges Zusammentreffen mit Defregger am Achensee, Besuche von Aufführungen tirolischer Volksbühnen, über die wir in Blättern berichteten und die Veranstaltung selbst eines Goethefestes den 28. August in Jenbach, waren uns Beiden unvergeßliche Erinnerungen. Ich arbeitete damals an meinem Faustcommentar, der Bartsch sehr interessirte. Bezeichnend für seinen bewährten Formensinn ist eine Arbeit, die daraus hervorging. Die Erscheinung des Alexandriners in Goethes Faust, der mit Hans Sachsischen Versen wechselt, die ich wiederholt zur Sprache brachte, veranlaßte ihn zu dem Aufsatze im Goethejahrbuch 1 (1880): Goethe und der Alexandriner.

1882 hatte ich noch das Glück bei ihm in Heidelberg, in seiner liebenswürdigen Familie glückliche Tage zu verleben. Seine liebe Frau, seine trefflichen Kinder bildeten einen Kreis, der ihn wol beglücken konnte!

Ich habe noch nicht seiner Dichtungen gedacht, seiner anmuthigen lyrischen Gedichte, seiner lebensvollen Novellen, verdienstvollen Übersetzungen. Sie kamen in diesem Kreise zur Sprache und man sah, welches Interesse dafür lebendig war. Gewiß stand auch seinen textkritischen Arbeiten die nachschaffende Gabe des Dichters zur Seite. — Was mir aber hier besonders lebhaft vor Augen trat, das war die anspruchlose Genügsamkeit und Schlichtheit des doch so hoch angesehnen Mannes. — Heidelberg ist keine große Stadt, sie kennt aber bei dem Andrang von Fremden, allen Luxus großer Städte. Bartsch blieb davon unberührt: in der Hinsicht der richtige deutsche Gelehrte! — Bei alledem durchaus nicht pedantisch und regen Antheil nehmend an Musik und Theater; anregend, geistesfrisch in Gesellschaft. Niemand begriff, wie er zu allem Zeit fand! — Wie freute ich mich der Stunden in seiner lieben Familie, seiner Begleitung nach dem Schlosse von Heidelberg, wo wir Goethes und des Urbildes der Suleika

gedachten. — Mit welcher Freude und Rührung muß ich nun zurückblicken auf alle die persönlichen Begegnungen, aber ebenso auf die große Zahl seiner Briefe, in denen er mich fortwährend im Laufenden erhielt in seiner großen vielseitigen Thätigkeit und an meinen Arbeiten immer regen Antheil zeigte. — Seit jener Zeit hat ihn wiederholt die Krankheit überwältigt. Die zahlreichen Briefe blieben aus; Karten traten an die Stelle, besonders in der letzten Zeit. Sein letzter Brief, dem nur mehr Zettel gefolgt sind, war vom 5. November 1887. Da schrieb er: er wolle sich wieder der Germania annehmen. Und am Schluß: „Mit mir geht es langsam vorwärts, jeden Tag darf ich 1 St. arbeiten. Sei herzl. gegrüßt von Deinem K. B.“ — —

Als ich jenes letzte Päckchen aufmachte, war das erste Blatt, das mir in die Hände fiel, eine Besprechung der 6. Auflage von Zarnckes Nibelungenausgabe: „Mit wahrer Freude begrüße ich diese Auflage.“ So beginnt die Besprechung.

Er findet, hocherfreut, eine Annäherung zwischen Zarnckes und seinen Anschauungen und bespricht die noch bestehnden Differenzpunkte: „Alle sind der Art, daß sie einen principiellen Gegensatz nicht enthalten, und so hoffe ich, daß wir uns allmälig noch etwas mehr nähern werden!“ — —

So, mit wissenschaftlichen Fragen beschäftigt bis zuletzt, verließ er uns, hoffend, hoffend! — Es ist ein schöner Lebensschluß ein solches Hoffen. Ja, lieber Freund, hoffen wollen wir, daß alle Guten sich noch einmal nähern werden!

Die nächste Pflicht, die ich nun vor mir sah, war die Sorge um die Germania. Daß erstens das erste Heft dieses Jahres, das unter Bartschs Namen das letzte sein sollte, durch Beiträge der genannten Freunde seinem Andenken gewidmet und zweitens sogleich auch schon ein neuer Herausgeber genannt werden könne. Meiner Überzeugung nach mußte eine bewährte und zugleich junge Kraft gefunden werden und ich freue mich, daß es gelungen ist, eine solche an Professor Dr. O. Behaghel zu gewinnen. Wir dürfen überzeugt sein, daß der Geschiedene selbst, wenn er gefragt werden könnte, über diese Wahl hocherfreut wäre!

K. J. SCHRÖER.

KARL BARTSCH

† 19. Februar 1888.

Mit trauerndem Herzen gedenken wir des schmerzlichen allzufrühen Heimgangs des Herausgebers dieser Zeitschrift, deren Leitung er nach dem Tode des Begründers in dem Bewußtsein einer theuern und unabweisbaren Pflicht übernommen und fast zwanzig Jahre mit sicherer Hand durchgeführt hat. Noch das letzte Heft des vorigen Jahrgangs 1887 brachte einen Beitrag von ihm, dem bereits schwer Erkrankten. Und wie wunderbar! Es waren Bruchstücke aus Strickers Karl, von denen er Textproben und Lesarten zu seiner eigenen Ausgabe darbot, also zu seinem ersten größeren Werke, mit welchem er sich auf dem Gebiete der deutschen Philologie so glänzend eingeführt hatte! So reichten sich Anfang und Ende die Hand.

Wie Franz Pfeiffer, der unvergeßliche Begründer der Germania, so ist auch Karl Bartsch in bestem Mannesalter dahingerafft worden. Pfeiffer brachte es nur etwas über 53 Jahre, Bartsch starb kurz vor der Vollendung seines 56. Jahres. Auch darin glichen sich die beiden Freunde, daß jeder von ihnen aus der Bibliothekarlaufbahn zum akademischen Amt berufen wurde, ohne vorher die Staffeln des Privatdocententhums und des Extraordinariats durchgemacht zu haben. Sonst war ihr Lebensgang verschieden. Pfeiffer entwickelte sich langsam, gelangte erst verhältnißmäßig spät zu einer gefesteten Lebensstellung und zur Gründung eines eigenen Herdes; Bartsch dagegen ist mit 17 Jahren bereits Student, mit 20 Jahren Doctor, erhält mit 23 Jahren eine Stelle, wenn auch keine völlig befriedigende, wird mit 25 Jahren ordentlicher Professor. Bald nachher tritt er in den Ehestand. Aber in einem sind sie wieder gleich: in ihrer unermüdlichen Schaffenslust und bewunderungswürdigen Fruchtbarkeit, in ihrem anregenden und zum Theil bahnbrechenden Wirken.

Bartsch widmete dem geschiedenen älteren Freunde in der Germania einen kurzen Nachruf[1]), keinen eigentlichen Nekrolog. Er mochte sich wohl ein ausgeführteres Lebensbild im Stillen vorbehalten haben. Ein solches schenkte er uns auch später in dem nachgelassenen, von J. M. Wagner herausgegebenen Werke Pfeiffers, in dem „Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig

[1]) Germania 13 (1868), S. 250 fg.

Uhland“ (Wien 1870). In seinem Nachrufe richtet Bartsch die Bitte an alle Freunde, der Germania, die Pfeiffer wohl wie keine andere seiner Unternehmungen beschäftigt habe, ihre Unterstützung zuwenden zu wollen, und knüpft daran die zuversichtliche Hoffnung, daß die Germania noch Jahre lang fort erscheinen werde. Diese Hoffnung ist zum Glück in Erfüllung gegangen. Dürfen wir jetzt, wo der thatkräftige Leiter, der immer auch der beste und fleißigste Mitarbeiter war, uns genommen ist, gleiche Zuversicht hegen? Mit der vermehrten Zahl der Theilnehmenden ist auch die Zahl der wissenschaftlichen Organe gewachsen. Sind es ihrer aber nicht bereits zu viel? Wird dadurch der einzelnen Zeitschrift nicht Kraft entzogen? Zeigt sich neuerdings anstatt des frühern Andrangs und Überflusses nicht schon eine gewisse Ermüdung und ein Nachlassen in der Bereitwilligkeit der Mitarbeiterschaft? Mitunter will es mich so bedünken. Betrachte ich aber die allerdings nicht große Zahl der noch lebenden älteren Gelehrten, welche der Germania treu geblieben sind[1]) und dazu die nicht unansehnliche Schaar der jüngern Mitarbeiter, so ist mirs nicht bange um die Zukunft der Germania. Was uns aber besonders mit Trost und Hoffnung erfüllt, ist die Gewißheit, daß der hervorragendste Schüler von Bartsch auf dem germanistischen Gebiete, sein Lieblingsschüler Otto Behaghel sich entschlossen hat, den verlassenen Platz am Steuer einzunehmen.

Wie Bartsch dem geschiedenen Pfeiffer in der Germania einen Nachruf widmete, so würde Behaghel jetzt die gleiche Pflicht zufallen, und er würde ihr genügen, wenn ich nicht im Voraus die Absicht gehabt hätte, das Andenken des entschlafenen Freundes zu feiern. Wenn ich aber dieses Vorrecht in Anspruch nehme, so geschieht es nicht allein, weil ich der ältere bin und seit bereits dreißig Jahren an der Germania mitarbeite, sondern auch weil ich das Glück gehabt habe, von Bartsch zu seinem Nachfolger in Rostock erkoren worden

[1]) Von den Mitarbeitern der Germania sind nach Pfeiffers Tode folgende aus dem Leben geschieden: Ferd. Deycks, Lorenz Diefenbach, Franz Dietrich, Anton Edzardi, Ludwig Ettmüller, Joseph Fasching, Karl Frommann, Karl Goedeke, Benedict Greiff, Joseph Haupt, Karl Hildebrand, Albert Hoefer, Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Karl Hopf, Adelbert von Keller, Arthur Köhler, G. L. Kriegk, Hermann Kurz, August Lübben, Adolph Lütolf, Hans Ferd. Maßmann, Hermann Palm, Heinrich Rückert, Theophil Rupp, Karl Schiller, Franz Starck, Joseph Maria Wagner, Emil Weller, August Witzschel, Adolph Wolf. Dazu kommen noch diejenigen, welche vor dem Eintritt Bartschens in die Leitung der Germania sich früher als Mitarbeiter betheiligt haben, nämlich: Theodor Benfey, Jacob Grimm, Adolph Holtzmann, Rudolf von Raumer, Franz Roth, Ludwig Uhland, Wilhelm Wackernagel.

zu sein. Zweimal habe ich schon über Bartsch und seine Wirksamkeit gehandelt, was freilich den Wenigsten der Fachgenossen bekannt geworden ist. Beidemal aus erfreulichem Anlaß, beidemal in der Rostocker Zeitung. Zuerst bei Gelegenheit seines fünfundzwanzigjährigen Doctorjubiläums am 12. März 1878 (Nr. 61, 64 vom 12. und 17. März mit Nachtrag über die Feier, Nr. 80 vom 5. April), sodann zum Gedächtniß seines Amtsjubiläums am 8. Mai 1883 (Nr. 104), mit welchem sich zugleich die Erinnerung an die durch ihn angeregte Gründung des deutsch-philologischen Seminars, des ersten seiner Art in Deutschland verband, welche bald nach seinem Antritt der Professur, am 11. Juni 1858 erfolgte. In beiden Aufsätzen hielt ich bei der Schilderung von Bartschens Leben und Wirksamkeit einen chronologischen Gang ein. Ich möchte nun nicht in gleicher Weise verfahren, wenn ich hier in der Germania zum Gedächtniß des geschiedenen Freundes das Wort ergreife. Ein eigentliches Lebensbild könnte ich auch nicht geben, weil ich dazu erst Material hätte sammeln müssen, ich brauche es aber auch nicht zu geben, nachdem der Heidelberger Freund und Fachgenosse Friedrich Meyer von Waldeck jetzt in der Allgemeinen Zeitung (Beilage Nr. 71. 75. 80. 83 vom 11., 15., 20. und 23. März d. J.) einen so trefflichen, ausführlichen, liebevollen und warm empfundenen Nekrolog dargeboten hat[1]), den gewiß alle Freunde mit wehmüthiger Freude gelesen haben werden. In diesem Nekrolog ist in die Schilderung eine so große Menge persönlicher Züge verwebt, die selbst manchem Nahestehenden bisher unbekannt geblieben sein mögen, daß ich aus dem Leben nur das zu berühren brauche, was zum Verständniß der Wirksamkeit nöthig scheint. Mir ist es vornehmlich um eine Charakteristik des Gelehrten und des Schriftstellers zu thun. Meine Quellen sind lediglich seine Werke. Bartsch war aber auch akademischer Lehrer, deshalb wird auch auf diese Seite seines Wirkens wenigstens einigermaßen Bedacht zu nehmen sein. Nicht um einen Preis seiner Verdienste soll es sich handeln, ich will vielmehr versuchen, in meiner Charakteristik die Stellung zu zeichnen, welche Bartsch in unserer Wissenschaft einnimmt, und welche Aufgaben er zu weiterem Ausbau hinterließ. Daß ich mich hier auf die Arbeiten beschränke, die Bartsch auf dem deutschen Gebiete geliefert hat, brauche ich nicht zu rechtfertigen, zumal Bartschens anderer Lieblingsschüler, Fritz Neumann, die speciell romanistischen Werke

[1]) Auch in einem besondern Abdruck erschienen, der mir kurz vor Abschluß dieser Abhandlung durch Frau Geheimrath Bartsch freundlichst zugesandt wurde.

zu behandeln gedenkt. Dagegen muß ich diejenigen Veröffentlichungen, welche beiden Wissensgebieten gemeinsam angehören, in den Kreis meiner Betrachtung ziehen.

Die ungemeine Fruchtbarkeit Bartschens habe ich schon kurz angedeutet. Diese Fruchtbarkeit, welche auch die von Pfeiffer weit übertraf, erscheint wie ein psychologisches Räthsel. Wie ist es nur möglich, daß ein Mann, der sich nicht der kräftigsten Constitution erfreut, der sogar öfters gezwungen ist, wegen seines leidenden Zustandes völlig und auf längere Zeit auszuspannen, dessen Amtsgeschäfte auch einen Theil der Zeit in Anspruch nehmen, der bei allem Fleiße doch auch der Geselligkeit sich nicht ganz entzieht, es dennoch zu Wege bringt, Jahr um Jahr umfangreiche Werke und daneben eine beträchtliche Reihe kleinerer Arbeiten erscheinen zu lassen? Seine selbständig, unter seinem Namen veröffentlichten Werke würden einen Schrank füllen, seine großen und kleinen Aufsätze würden vereint eine ganze Zahl von Bänden ausmachen. Diese überaus reiche Thätigkeit erscheint aber um so wunderbarer, als die Schöpfungen nicht immer in fortlaufender Rede geschrieben sind, sondern eine Fülle von Beispielen, Citaten, Zahlen, Verweisungen u. dgl. enthalten, die alle bekanntlich höchst mühselig sind, selbst wenn sie in vorbereiteten Aufzeichnungen zur Verfügung stehen, und diese Aufzeichnungen mußten doch auch erst gemacht werden. Dabei sind Bartschens Bücher in seltener Weise correct. Druckfehler begegnen so gut wie gar nicht. Diese ungemeine Rührigkeit und Gewandtheit ist aber nur die äußere Hülle; der innere Kern von Bartschens staunenswerther Production ist doch zu finden in seiner ausgebreiteten Belesenheit, in seinem tiefen und sichern Wissen, in seinem weitgehenden Interesse, in seiner innigen Liebe zu seinem Fache. Die Arbeit war ihm Bedürfniß, war ihm Leben.

Wie seine Fruchtbarkeit, so ist auch seine Vielseitigkeit bewunderungswürdig. Zwar hat er sich im Großen und Ganzen vorzugsweise der ältern Zeit zugewandt, aber auch die neue Periode fesselte ihn zu öftern Malen. Literatur, Sprache, dichterische Form, Textkritik: alle diese Gattungen der Philologie lagen ihm am Herzen und daneben auch die philologischen Hilfswissenschaften der Bücherkunde und der Paläographie. Aber auch die Alterthumskunde, die Culturgeschichte nahmen ihn bisweilen gefangen. Dabei war er auch schaffender Dichter und Übersetzer. Was ihn aber besonders auszeichnet, wodurch er sich von Andern unterscheidet und eine eigenartige Stellung in der Geschichte der philologischen Wissenschaft für alle Zeiten behaupten

wird, ist die seltene und immer seltener werdende Vereinigung der germanischen und romanischen Philologie. Bei dieser Erscheinung muß ich etwas verweilen.

Sein Universitätsstudium begann bekanntlich mit der classischen Philologie. Wir wissen auch, daß es Weinhold war, der ihn in Breslau für die Germanistik erwärmte. Aber wir haben keinen Anhalt, wenn wir fragen, wer ihn wohl in Breslau der Romanistik zugeführt habe. In Berlin hörte er später bei Steinthal Provenzalisch, aber er hatte schon vorher sich mit Spanisch und Italienisch beschäftigt. Somit hat er wahrscheinlich ohne die Anregung eines Lehrers aus eigenem Antrieb ein Gebiet betreten, auf dem er später eine so fruchtbare und erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Wenn Bartsch vielleicht auf deutschem Gebiet noch mehr als auf romanischem geschaffen hat, so zählt er doch zu den ersten Romanisten. In unserer Zeit, in der sich die Disciplinen immer mehr sondern und specialisiren, ist es immer etwas Großes, wenn ein einzelner Gelehrter auf verschiedenen Wissensgebieten heimisch wird und heimisch bleibt. In Zukunft wird solche Verbindung wenigstens im akademischen Lehramte verschwinden. Wenn Lachmann und Haupt die classische Philologie und zugleich die deutsche vertraten, so suchen wir heute vergeblich eine Universität, die ein solches Verhältniß bewahrt hätte. Die Verbindung zwischen allgemeiner Sprachwissenschaft (mit Einschluß des Sanskrit) und der Germanistik, wie wir sie z. B. bei Schleicher und Holtzmann fanden, besteht vereinzelt heute noch (Leo Meyer, Osthoff u. A.), auch germanische und romanische Philologie haben vor und neben Bartsch auch Andere vereinigt, wie namentlich Diez, Uhland, Adelbert v. Keller, Konrad Hofmann, Holland, Martin, Kölbing, aber diese Gelehrten neigten oder neigen, mit Ausnahme vielleicht von Konrad Hofmann, doch immer mehr zu dem einen oder zu dem andern Fache, sind vorwiegend Germanisten oder vorwiegend Romanisten. Bartsch dagegen ist das eine so gut wie das andere. Wäre er nur Herausgeber gewesen, so würden beide von ihm vertretenen Disciplinen vielleicht getrennt behandelt worden sein und hätten ihre Vereinigung nur in seiner Person gefunden. Aber so ist es nicht. Das gerade ist das Bezeichnende und zugleich das Verdienstliche seines Wirkens, daß er die Zusammengehörigkeit der germanischen und der romanischen Philologie, welche in dem beiderseitigen Einfluß der Sprache und der Literatur wurzelt, fort und fort zum Ausdruck brachte, wie es vor ihm in gleich umfassender und eindringender Weise nicht geschehen ist und wie es voraussichtlich auch schwerlich

mehr geschehen wird, weil die jetzt aufstrebende Generation eine Beherrschung beider Gebiete nachgerade nicht mehr erreichen kann. Wenn diese Seite von Bartschens Streben durch einige Beispiele erläutert werden soll, so möchte ich zunächst auf seine erste größere literarisch-kritische Abhandlung, auf sein Buch „Über Karlmeinet" (1861) hinweisen, in welchem bei Betrachtung der jüngeren Bearbeitungen des altdeutschen Rolandsliedes auch auf die altfranzösische Chanson de Roland sowie auf die jüngeren Rolandslieder Bedacht genommen wird, woran sich auch ein Aufsatz in der Germania schließt (6, 28). In seiner Ausgabe des Rolandsliedes (1874) mußte naturgemäß in der Einleitung das Verhältniß des deutschen Dichters zu seinem französischen Vorbild berührt werden; in den Anmerkungen gibt der Herausgeber vielfach Stellen aus dem französischen Gedichte zum Verständniß des deutschen Textes oder zur Charakteristik der Übereinstimmungen oder Abweichungen. Ebenso wird die ausgebildetere Kunstepik der Glanzperiode mit Beziehung auf die aus Frankreich stammenden Anregungen von Bartsch betrachtet. So weist er u. A. nach, daß Hartmann in seinem Erec eine etwas andere Version als die uns bekannte von Christians Gedicht benutzt haben muß (Germ. 7, 141). Auch auf den Zusammenhang zwischen der provenzalischen und der deutschen Liederkunst erstrecken sich seine Studien, wovon zwei Jugendarbeiten, die Abhandlung über den Grafen Rudolf von Neuenburg (Haupts Zeitschrift 11, 1859, 145, aber schon in Nürnberg geschrieben) und ein kürzerer Aufsatz über die Nachahmung provenzalischer Poesie im Deutschen (Germ. 1, 1856, 480) die ersten Zeugnisse geben. In diesen Kreis fällt auch die schöne Abhandlung über die romanischen und deutschen Tagelieder (1864, Ges. Vortr. u. Aufs. 250). Mit sichtlicher Vorliebe besprach Bartsch auch solche Werke, in denen dieser Zusammenhang zwischen romanischer und deutscher Poesie zu Tage trat oder zu Tage hätte treten sollen. Hierfür mag nur auf einige Recensionen in der Germania aufmerksam gemacht sein. So nenne ich die Besprechung der Ausgabe von Wace's Marienleben und Leben des heiligen Georg (Germ. 4, 501), von Gaston Paris' histoire poétique de Charlemagne (11, 224), von Lippolds Dissertation über die Quellen des Gregorius Hartmanns von Aue (17, 106), von Birch-Hirschfelds Sage vom Gral (23, 247), von Gautiers Les Epopées françaises (23, 365, Nachtrag zu einer Recension Liebrechts). Auch auf das sprachliche Gebiet dehnte B. seine Vergleichungen aus, wie sich namentlich in seinem auf der Rostocker Philologenversammlung 1875 gehaltenen Vortrag „Vom deutschen Geist

in den romanischen Sprachen“ in glänzender Weise bekundet. — Der Verbindung der beiden Literaturen verdanken wir auch die Gründung des Literaturblattes für germanische und romanische Philologie, welches ohne Zweifel von Bartsch angeregt und unter seiner Mitwirkung von seinen Schülern Behaghel und Neumann geleitet wurde. Dieses neue Organ hat sich bald einen Platz erobert, und sein Bestand scheint gesichert. Den Wunsch, den die Herausgeber in ihrem Vorworte (Januar 1880) aussprachen, daß ein enger Zusammenhalt zwischen den beiden Disciplinen bestehen bleiben möge, soll hier mit unmittelbarer Beziehung auf Bartschens Wirksamkeit wiederholt sein. Wenn bei der Ausdehnung der beiden Gebiete es den jüngern Gelehrten nicht mehr möglich ist, es Bartsch gleich zu thun, so mögen doch besonders die Germanisten, die des Romanischen mehr bedürfen als umgekehrt die Romanisten des Deutschen, sich immer seines Vorbildes erinnern und, so viel an ihnen ist, auch dem Romanischen ihr Studium weihen zu Gunsten der wissenschaftlichen Erkenntniß der deutschen Sprache und Literatur.

Wenden wir uns nun, nachdem wir die besonders charakteristische Seite in Bartschens Erscheinung hervorgehoben haben, den einzelnen Fächern zu, für die er auf deutschem Gebiete thätig war, so führt uns gleich seine allererste Arbeit, die wir freilich nur in ihrem Titel kennen, zu der Metrik hin, für welche Bartsch nicht allein eine besondere Vorliebe besaß, sondern welche er nach Lachmann wie kein Anderer gefördert hat. Gegenwärtig sind metrische Studien in Blüthe, aber erst in allerjüngster Zeit; als Bartsch auftrat, war er fast der einzige, der sich für Metrik in höherem Maße interessirte, sie erforschte und bearbeitete. Dann fanden sich zwar auch einige andere Gelehrte neben ihm zu gleichem Streben ein, aber wie wenige waren es doch im Verhältniß zu der schwierigen und umfassenden Aufgabe! Wenn wir von Bartsch sagen sollen, was er bei seiner ungemeinen Vielseitigkeit eigentlich und vorzugsweise war, so können wir nicht umhin, ihn als Metriker zu bezeichnen. Er war es mehr als Andere, er gründete auch auf die Metrik seine Textkritik, praktisch und theoretisch, als Herausgeber und als Kritiker. Im Anfang war er den Lehren Lachmanns durchaus zugethan, er wirkte für sie, baute sie aus; mit der Zeit brachte er auch eigene, von Lachmann unbeachtet gebliebene Wahrnehmungen und Regeln, später stellte er auch im Gegensatz und Widerstreit zu Lachmann neue Gesetze auf. Dies kann hier nur angedeutet werden, eine Ausführung würde viel zu weit führen; nur auf Einzelnes sei besonders

hingewiesen. — Jene erste Arbeit ist die Dissertation De Otfridi arte metrica vom Jahre 1853, mit welcher er in Halle den sogenannten kleinen Doctor machte[1]). Es ist zu bedauern, daß sie nicht veröffentlicht wurde. Sie wird wahrscheinlich eine Weiterführung der Lehren Lachmanns dargeboten haben. Nach dieser Erstlingsarbeit fesselten Bartsch längere Zeit provenzalische Studien, aber bereits im Jahre 1856 tritt er wieder mit einer metrischen Abhandlung hervor: es ist der erste Beitrag, den er der neu gegründeten Germania spendete. Bartsch betrachtete die metrischen Regeln des Heinrich Hesler und des Nicolaus von Jeroschin (Germ. 1, 192) und suchte sie zu deuten und mit den uns bekannten Gesetzen der mittelhochdeutschen Metrik in Einklang zu setzen. Das folgende Jahr brachte die noch wichtigere Abhandlung über den Strophenbau in der mhd. Lyrik, in welcher er auch bisweilen auf die provenzalische Poesie Rücksicht nimmt. Hier wird auch bereits zwischen jambischen und trochäischen Versen unterschieden, doch ist nicht recht ersichtlich, wie sich Bartsch die Entwickelung des Rhythmus vorstellt. Bedeutungsvoller aber ist die gesetzmäßige Bestimmung des innern Reims, der von W. Grimm in seiner Geschichte des Reims nur kurz behandelt wird. Bartsch hat sich schon damals seine Ansichten über diese Reimgattung gebildet und bringt dann diese auch verschiedentlich in mehreren Recensionen, wie namentlich in der über des Minnesangs Frühling, zur Geltung (Germ. 3, 1858, 481). Es hat aber eigentlich lange gedauert, ehe er den innern Reim monographisch behandelte, es geschah erst im 12. Jahrgang (1867, 129) der Germania mit Anknüpfung an die bekannte Äußerung Lachmanns in den Anmerkungen zu Walther (98, 40). Er selbst hatte schon vorher (1864) seine Theorien in der Sammlung der deutschen Liederdichter praktisch verwerthet. Was Bartsch gegen die Herausgeber von des Minnesangs Frühling in dieser Hinsicht vorbrachte, ist von Haupt in dessen Entgegnung (Zeitschrift 11, 563 fg.) zumeist gutgeheißen worden, freilich mit, ich möchte sagen, sauersüßer Miene, nicht freudig und rückhaltlos zustimmend.

[1]) Am 11., beziehentlich am 12. März 1853, wurde Bartsch unter Eiselen's Rectorat von der philosophischen Facultät in Halle durch den Decan H. C. Meier promovirt. Heinrich Leo war Referent. Er nannte die Dissertation „eine Arbeit, die nicht bloß von wohlrecipirter, sondern von selbständiger Gelehrsamkeit und durchgebildetem Urtheil zeugt." Ebenso Hervorragendes leistete Bartsch im Examen. In der Matrikel heißt es: *postquam commentationem doctam et acutam de veteris theodiscae linguae praesertim Otfridi arte metrica exhibuit et coram in ordinis concessu examen cum omnino cum laude tum in litteris germanicis summa cum laude sustinuit.*

Inwieweit andere Herausgeber lyrischer Gedichte sich praktisch an Bartschens Lehre angeschlossen haben, ist von mir bis jetzt leider noch nicht beachtet und nachgeprüft worden [1]). Eine theoretische Kritik dieser Lehre steht auch noch aus, und der, dem eine solche nahe gelegen hätte und der dazu verpflichtet gewesen wäre, hat sie nicht unternommen [2]). — Verfolgen wir die metrischen Arbeiten Bartschens im Anschluß an den Aufsatz über den mhd. Strophenbau chronologisch weiter, so bietet sich uns in der Einleitung zur Ausgabe des Stricker'schen Karl (1857) eine sehr ausführliche Darstellung der Metrik dar. Hier werden ganz nach Lachmann'scher Weise auch die Versausgänge verzeichnet, und es werden Regeln aufgestellt, was erlaubt und was nicht erlaubt sei. In den folgenden Ausgaben des Berthold von Holle (1858), der Erlösung (1858) und des Albrecht von Halberstadt (1861) wird das Metrische in den Einleitungen viel kürzer behandelt, dafür sind in den Anmerkungen eine ganze Reihe metrischer Beobachtungen niedergelegt. Auch in der Ausgabe der Meisterlieder der Colmarer Handschrift (1862) ist dem Metrischen eine besondere Sorgfalt zugewandt worden. Und so enthalten auch die folgenden Ausgaben mehr oder weniger metrische Bemerkungen. — Auch zwei selbständig erschienene Monographien hat Bartsch verfaßt: in der ersten (1867) behandelt er als Beitrag zur vergleichenden Metrik den saturnischen Vers und die altdeutsche Langzeile und findet in beiden im Verein mit der Grundform des griechischen Verses und der indischen Sloka die ursprüngliche allgemeine epische Form der indogermanischen Poesie; die zweite (1868) beschäftigt sich mit einer metrischen Erscheinung der mittelalterlichen Latinität, mit den

[1]) Ich selbst konnte nicht immer zustimmen in meiner Herstellung der Lieder im Frauendienst. Es scheint mir die Annahme und Schaffung eines Binnenreims bedenklich, sobald dadurch der Endreim verloren geht und die Reimzeile zum Waisen herabgedrückt wird. Nur unter bestimmten Bedingungen kann dies nach meiner Auffassung geschehen. Es hätte die Anmerkungen zu breit gemacht, wenn auch diese Verhältnisse im Einzelnen besprochen worden wären. Ich behalte mir es aber vor.

[2]) Richard M. Meyer citirt in seiner Schrift „Grundlagen des mhd. Strophenbaus" (Straßburg 1886, Q. u. F. 58) die oben angeführte Bemerkung Lachmanns zu Walther mit dem Zusatz, daß dieser Forderung auch heute noch kein Genüge geschehen sei. Somit hat er Bartschens Aufsatz im 12. Jahrgang gar nicht gekannt; er berücksichtigt nur den frühern Aufsatz im 2. Jahrgang und die Textherstellungen in den Liederdichtern. Was Meyer über den Binnenreim sagt, ist nicht viel, ist auch unbestimmt und subjectiv. Warum hat er denn nicht Lachmanns Anregung benutzt und ihr Genüge gethan? Wenn er einmal über den Strophenbau handeln wollte, so mußte der Binnenreim, der für den Bau der Strophe so wichtig ist, in seinem Wesen auch bestimmt und in seinen einzelnen Arten vorgeführt werden.

Sequenzen in musikalischer und rhythmischer Beziehung. Die Sequenzen sind bekanntlich von großem Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Leiche und der romanischen lyrischen Lais gewesen. Auch in dieser Abhandlung wird vielfach auf den Binnenreim Bedacht genommen. Wie hier Bartsch die lateinischen und mittellateinischen Verse und Strophenformen untersucht, so ist auch in einer Recension die mittellateinische Verskunst von ihm gewürdigt worden, in der scharfen Recension über seines Freundes Barack Ausgabe der Werke der Hrotsvitha (Germ. 3, 1858, 375), die eine Menge von Barack nicht berührter Eigenthümlichkeiten, namentlich solche, die den Reim betreffen, zusammenträgt. — In gleicher Weise ist die Metrik fast in allen gleichzeitigen und folgenden Recensionen der Mittelpunkt der Erörterung. Die Recension über des Minnesangs Frühling ist schon genannt. Nur auf die über Hopfs Hans Sachs (Germ. 3, 381) mag noch besonders aufmerksam gemacht sein, weil sie darthut, daß sich Bartsch auch über die Metrik der jüngern Periode der Silbenzählung schon in jungen Jahren genau und sicher unterrichtet hat. — Schon hier will ich im Voraus andeuten, daß Bartschens Hauptwerk, seine Untersuchungen über das Nibelungenlied, im Wesentlichen auf die Metrik gegründet ist. Hier sind auch verschiedene wichtige Einzelheiten, namentlich Gesetze der Betonung, vorgebracht und festgestellt, die theils Zustimmung, theils Widerspruch gefunden haben.

Ein so weitgehendes Interesse wie für die Metrik hat Bartsch für die Grammatik allerdings nicht gehegt, und doch ist er auch auf diesem Gebiete erfolgreich thätig gewesen. Für die deutsche Grammatik rührt zwar von ihm keine Aufstellung eines neuen Gesetzes her, wie für die romanische (s. Germ. 8, 1863, 363), aber er sammelt Stoff, baut das, was Andere vor ihm schufen, weiter aus und versteht es höchst geschickt und sinnig, Metrik und Grammatik in Wechselwirkung zu setzen. Gerade als er seine Schwingen regte, war Franz Pfeiffer mit seiner Behauptung des mitteldeutschen Dialektes siegreich hervorgetreten. Bartsch schloß sich ihm an, nicht allein in der speciellen Billigung des mitteldeutschen Lautsystems, sondern überhaupt in der Werthschätzung des Mundartlichen. In seinem Stricker'schen Karl bot sich ihm nicht viel Gelegenheit zu sprachlichen Auseinandersetzungen, weil der Dichter so gut wie gar keine mundartlichen Besonderheiten aufweist, dagegen gibt Bartsch in seinem Berthold von Holle offenbar nach dem Muster von Pfeiffers grammatischen Erörterungen eine genaue Darstellung der Laute und Flexionen in Bertholds Sprache. Hier fand er einerseits mitteldeutschen Dialekt,

andererseits Anschluß an die hochdeutsche Dichtersprache. Das war bestimmend für seine Auffassung, an der er immer festgehalten hat, daß das Mittelalter zwar keine Schriftsprache in modernem Sinne, sondern nur Schriftdialekte besessen hat, daß aber zugleich auch die Dichter sich öfters gegen ihre heimische Mundart eines Canons der allgemeinen und überlieferten Sprache bedienen. Unter den nicht wenigen Äußerungen, die mittelbar oder unmittelbar von dieser Auffassung Zeugniß geben, will ich nur an die Bemerkung erinnern, die Bartsch an das von ihm entdeckte Akrostichon in Heinrichs von dem Türlin Krone anknüpfte (Germ. 25, 1880, 96). In ihm begegnet nicht österreichisch *ei* und *ai* für *î* und *ei*; „beides bezeugt das Vorhandensein einer Literatursprache, die sich nicht auf den Boden der Mundart stellt, sondern über dieser steht." — Für das Mitteldeutsche hat Bartsch gar Manches gethan. Zuerst in der Einleitung zu seinem Albrecht von Halberstadt, wo auch auf Ernsts von Kirchberg Sprache zur Ergänzung und zur Vergleichung Rücksicht genommen ist, ferner in der Erlösung, dann in dem Aufsatz über den Dichter der Erlösung (Germ. 7, 1882, 1), der zugleich, namentlich auf Grund der sprachlichen Übereinstimmung als Verfasser des Gedichtes von der heiligen Elisabeth nachgewiesen wird, was Max Rieger in seiner Elisabeth-Ausgabe (1868) bestätigt; auch nimmt Bartsch öfters in Recensionen von Ausgaben Gelegenheit, seine Meinung über den mitteldeutschen Dialekt kundzugeben. In den Mitteldeutschen Gedichten (Lit. Ver. 1860) bringt er dagegen keine Darstellung des Sprachlichen, weil sich beweisende Reime in Menge darbieten. — Wie sich Bartsch zu den neuen Anschauungen der sogenannten junggrammatischen Schule gestellt hat, ist mir nicht aus seinen Schriften entgegengetreten. Er hatte eben keine Gelegenheit, sich darüber auszusprechen. Diejenigen, die bei ihm Grammatik gehört haben, werden darüber Auskunft geben können. Daß er als akademischer Lehrer auch das grammatische Studium und insbesondere auch das der Dialekte zu befördern suchte, ersehen wir aus der von ihm in Rostock gestellten Preisaufgabe, die Karl Nerger in seiner Grammatik des meklenburgischen Dialektes älterer und neuerer Zeit (1869) so glücklich gelöst hat.

Grammatik und Metrik sind die Grundlagen für die Textkritik, aber sie bedürfen der Stütze noch mannigfacher Kenntnisse, Erfahrungen und Operationen, ehe sie aus der Theorie in die Praxis übertreten können, ganz zu geschweigen der natürlichen Begabung, die der kritische Herausgeber für seine zum Theil künstlerische Aufgabe mitbringen muß. Bartsch besaß alle Vorbedingungen eines Her-

ausgebers in glücklichster Weise. Besonders kam ihm seine classisch-philologische Schule und sein eigenes Dichtertalent zu Gute. Eine Reihe kleinerer Fragmente hat er ja urkundlich abdrucken lassen, aber fast niemals begnügte er sich mit solchem Abdruck; er gab meist Lesarten dazu oder versuchte Besserungen des Textes in den beigegebenen Anmerkungen. Weitaus die meisten seiner Texte sind wirkliche Ausgaben. Es ist natürlich, daß diese Texte vorwiegend der mittelhochdeutschen Periode angehören. Es ist staunenswerth, wie viel er edirt hat! Ich brauche nicht die einzelnen Leistungen namhaft zu machen. Rudolf von Raumer nennt nächst Pfeiffer in seiner Geschichte der germanischen Philologie (1870, S. 708) Bartsch als einen der gewandtesten und bestausgerüsteten Herausgeber mittelhochdeutscher Werke. Das Urtheil ist gewiß ganz richtig und für Bartsch ehrenvoll. Wir müssen es hier aber dahin ergänzen, daß sich Pfeiffer und Bartsch doch auch in ihrer Eigenthümlichkeit als Herausgeber sehr wesentlich unterscheiden. Pfeiffer verfuhr der handschriftlichen Überlieferung gegenüber immer conservativ, er regelte der Metrik wegen nur höchst behutsam und überließ es lieber dem Leser, sich den Versbau richtig herzustellen, als daß er selbst den Text glättete und regelte. Ganz anders Bartsch. Er erstrebte nicht nur einen richtigen, verständlichen Text, sondern auch einen künstlerischen, den Text des Dichters, nicht den des Schreibers. In dieser Beziehung ähnelte er Lachmann viel mehr als seinem Freunde Pfeiffer. Weil er sich in vielen Dingen an diesen anschloß, der sich von den Berlinern getrennt hatte, weil er eine eigene Nibelungen-Theorie aufstellte, hat man ihn von mancher Seite als einen Gegner Lachmanns bezeichnet. Welch ein Irrthum, welch eine Thorheit! In Einzelheiten mag er von Lachmann abgewichen sein, aber in seinem Wesen als Herausgeber, im Princip und in der Technik ist er Lachmanns treuester Schüler und Nachfolger. Ich wüßte nach Haupt Keinen zu nennen, der auf den Namen eines Vollblut-Lachmannianers mehr Anspruch hätte als gerade Bartsch. Darin ging Bartsch über Lachmann allerdings hinaus, daß er dem Dialektischen einen größeren Einfluß gestattete, sonst aber in den mannigfaltigen kritischen Maßnahmen, auch in der Kühnheit der Ergänzungen, im Gebrauch der Conjecturen hat er dem großen Meister nachgestrebt. Wie er über die Aufgabe des Kritikers dachte, ist an unzähligen Stellen zwischen den Zeilen zu lesen, sein Glaubensbekenntniß finden wir aber genauer ausgesprochen in einem gegen Lichtenstein gerichteten Aufsatze (Germ. 27, 1882, 359). Wir sehen auch daraus, daß Bartsch in seiner langen Wirksamkeit als

Herausgeber nicht etwa Wandlungen durchgemacht, sich zu anderem System bekehrt hat, sondern daß er sich gleichgeblieben ist und auch diejenige Arbeit, der selbst manche Freunde wegen ihrer allzugroßen Unsicherheit der Textherstellung und wegen ihres Charakters als eines kritischen Exercitiums und Kunststückes Bedenken entgegensetzen mußten, nämlich seinen Albrecht von Halberstadt keineswegs bereute oder als Jugendwagniß verwarf. Immer hat auch Bartsch auf den kritischen Apparat großes Gewicht gelegt. Solchen Ausgaben, die ohne kritische Anmerkungen veröffentlicht wurden, wie die Kudrun und das Rolandslied in den bekannten Sammlungen, ließ er nachträglich den Apparat folgen (dagegen ist zu seinem Wolfram diese Zugabe noch nicht geliefert worden). So war er auch besonders dazu geschickt, einen ganzen Band Anmerkungen zu bieten, die Anmerkungen zu Konrads Trojanerkrieg (Lit. Ver. 133, 1877). — Die Textkritik übte er nun auch in seinen Recensionen, die er außer in der Germania in sehr vielen kritischen und literarischen Organen niederlegte. Die wenigen von mir genannten, die für die Metrik wichtig waren, sind ebenfalls in kritischer Hinsicht von Belang.

Das gilt natürlich von allen anderen auch, sobald sie Ausgaben betreffen. Herausgehoben sei aus seiner Jugendzeit die Recension über Rückerts Lohengrin (Germ. 3, 1858, 244), dann die spätere über Zarnckes Nibelungenlied (Germ. 13, 1868, 210), schließlich die über Lichtensteins Eilhart (Germ. 23, 1878, 242), welcher später verschiedene Aufsätze polemisch-kritischer Art folgten.

So sind wir von selbst auf die kritische Thätigkeit Bartschens hingelenkt worden. Was er als Recensent geschaffen, ist nicht allein in seiner Menge überraschend und zugleich stofflich höchst mannigfach und vielseitig, sondern auch gediegen, lehrreich und gewinnbringend, und dies letztere in höherem Maße in seinen längeren und ausführlichen Recensionen. Wenn man einen Gelehrten wie Bartsch recht erkennen und würdigen will, darf man nicht bloß seine größeren Werke beachten. Mancher Aufsatz ist unter Umständen öfters wichtiger und einflußreicher als ein dickes Buch, aber ebenso enthalten auch die Recensionen bedeutsame Anregungen, die an Tageserscheinungen anknüpfend ihre unmittelbare Wirkung ausüben. Bartsch war in seinem ersten Auftreten ein strenger Kritiker, der selbst die Freunde nicht schonte, später wurde er milder. Immer war es ihm um die Sache zu thun. Er zollte bereitwillig Anerkennung und tadelte selten ohne Begründung. Seine Polemik war maßvoll, nur manchmal vermied er nicht, wenn er gereizt war, den wuchtigen und scharfen Ausdruck, aber niemals ließ er sich zu unedler Rede hinreißen.

In einer Beziehung wich Bartsch in seinen Editionen von Lachmann ab. Wie schon bemerkt, gab er in seinen Einleitungen im Zusammenhang auch metrische und grammatische Belehrungen, ganz in Pfeiffers Weise, während Lachmann und später auch Haupt in der Regel nur kritische und metrische Bemerkungen und Parallelstellen am Schluße hinzufügten. Ebenso belehrte er ausführlich über die literarischen Verhältnisse. Auch in anderer Weise sorgte Bartsch noch für die Benutzer; er gab auch einzelne hermeneutische Erklärungen, ferner, wenn es nöthig schien, Hinweise auf die benutzten Quellen, sorgte für Glossare oder mindestens für Wörterverzeichnisse, nicht minder auch für Namenverzeichnisse. Er suchte eben auch seine gelehrten Ausgaben so brauchbar wie nur möglich zu machen. Außer diesen hat er nun auch mehrere für ein größeres Publicum geliefert, und in ihnen trat er auch als Erklärer auf. Für Pfeiffers Sammlung gab er die Kudrun, das Nibelungenlied (eigentlich die Nibelungennoth), sowie Wolframs Parzival und Titurel heraus. Bartsch spricht sich über dieses Unternehmen in der Biographie Pfeiffers aus. (S. LXXVII). Rückhaltlos sagt er: „Die Mängel in der Ausführung des Unternehmens kann man zugeben, und ich kenne zumal die meiner eigenen recht wohl" (damals waren aber der Parzival und Titurel noch nicht erschienen). Eine Erklärung der Werke Wolframs war eine der schwierigsten Aufgaben, die es geben konnte. Gewiß sind durch Bartsch, was er sich nach seinen Schlußworten in der Einleitung selbst nicht verhehlte, keineswegs alle Räthsel gelöst, alle Pfade geebnet, aber es liegt uns doch in diesem unscheinbaren Commentar, der wie spielend die gedankenschweren Verse Wolframs dem Verständnisse erschließt, eine Leistung allerersten Ranges vor. Ich wüßte Keinen unter den damaligen und den jetzigen Kennern des Mittelhochdeutschen, der dieser Aufgabe auch nur annähernd so gewachsen gewesen wäre wie gerade Bartsch. — An Pfeiffers Classiker des deutschen Mittelalters schließt sich die von Bartsch begründete und herausgegebene Sammlung deutscher Dichtungen, die der Vorperiode und der Epigonenzeit angehören. Sie war für einen kleineren Kreis berechnet, und wenn auch im Großen und Ganzen die frühere Weise eingehalten wurde, so suchte Bartsch doch auch deren Mängel dadurch zu vermeiden, daß er die Worterklärungen möglichst beschränken und dafür den Wortregistern mehr die Gestalt eines Glossars geben wollte, aber dabei vermied er es, seinen Mitarbeitern schablonenhafte Anweisungen zu geben. Er selbst lieferte für seine Sammlung die Ausgabe des Rolandsliedes. Wer Bartschens Commentar, auf den wir schon gele-

gentlich hinzuweisen hatten, mit denen in der ersten Sammlung vergleicht, wird sofort gewahren, daß er bei aller Popularität eine mehr gelehrte Haltung besitzt.

Hier mag es sich schicken, auch seiner Ausgaben zu gedenken, die er für Unterrichtszwecke lieferte. In demselben Jahre, in welchem Pfeiffers Sammlung begonnen wurde (1860), trat er mit der Auswahl deutscher Liederdichter des 12.—14. Jahrhunderts hervor. Dieses Buch, welches aber ebenso gut den Gelehrten dienen kann wie den Studirenden, gehört ohne Zweifel zu Bartschens besten Schöpfungen. Es ist ebenso wissenschaftlich wie praktisch. Es bietet eine treffliche Einleitung über die alte Liederkunst, belehrt über die einzelnen Dichter, gibt einen gereinigten Text nebst den wichtigsten Lesarten und schließlich ein Glossar, welches allerdings noch etwas ausführlicher sein sollte. Wie brauchbar und willkommen diese Liederdichter waren, beweist die nöthig gewordene zweite Auflage (1879), die mannigfache Verbesserungen erhalten hat. Diese Sammlung ist zwar nicht auf dem Titel als Schulausgabe bezeichnet, aber sie sollte es doch sein und diente auch als eine solche und wird sich auch künftig bewähren. Seine Ausgaben des Nibelungenliedes und der Kudrun gestaltete Bartsch auch zu wirklichen Schulausgaben um, indem er den Text ohne die von Pfeiffer zu metrischen Zwecken eingeführten Punkte und Apostrophe gab und statt der erklärenden Anmerkungen kurzgefaßte Wörterbücher hinzufügte. Ebenso lieferte er auch eine Schulausgabe der Gedichte Walthers, nachdem er sich nach Pfeiffers Tode der Bearbeitung mehrerer neuer Auflagen von dessen Ausgabe unterzogen hatte. Auch diese Schulausgaben sind beifällig aufgenommen worden.

Jede Ausgabe eines Literaturdenkmals ist ein Beitrag zur Literaturgeschichte, und sie ist es umsomehr, wenn der Herausgeber, so viel an ihm liegt, literarhistorische Unterweisung bietet. Dieser Forderung ist Bartsch in seinen großen Editionen immer, in seinen kleinen zumeist nachgekommen. Die Zeiten sind vorüber, in denen die Literaturgeschichte als philologische Hilfswissenschaft galt; daß die Literaturgeschichte das Ziel, zum Mindesten eines der Ziele der Philologie ist, dessen war sich auch Bartsch vollbewußt. Ohne Einleitung oder ohne Nachwort wollte er seine Texte nicht lassen. Er belehrte über den Dichter wie über den von ihm behandelten Stoff. Einige seiner für die Literaturgeschichte wichtigen Arbeiten mögen hervorgehoben werden. Die Einleitung zum Albrecht von Halberstadt erweiterte sich mit Bevorzugung des stofflichen Interesses zu

einer literarisch-vergleichenden Untersuchung über Ovid im Mittelalter. Sein Herzog Ernst führte ihn zu einer Behandlung der Sage. Sein Buch über Karlmeinet ist eine literarisch-kritische Arbeit, in der zum ersten Male in eindringender Weise die modernisirenden Bearbeitungen alter Dichtungen beleuchtet wurden. Der von mir genannte Aufsatz über den Dichter der Erlösung bringt eine neue literarhistorische Thatsache. Ferner schlagen fast alle Arbeiten, welche die Verbindung deutscher und romanischer Philologie kundgeben, in das literargeschichtliche Gebiet ein. Die meisten dieser Arbeiten sind literarisch-kritisch gehalten. Aber auch zusammenhängende Darstellungen finden wir, die sich sehr gut lesen. Das sind namentlich die Vorträge, die Bartsch an den verschiedenen Heimatorten und anderwärts gehalten hat. Dasselbe gilt von den zahlreichen Aufsätzen in literarischen Zeitschriften, sowie von den Einleitungen zu seinen populären Ausgaben. Auf eine Einleitung möchte ich besonders hinweisen, weil sie mir ein kleines Kunstwerk zu sein scheint, auf die schon erwähnte Einleitung zu den deutschen Liederdichtern. Hier ist jeder Satz, fast jeder Ausspruch durch einen Hinweis auf die bereitliegende Quelle des mitgetheilten Textes belegt, und sie macht in solcher Weise einen streng gelehrten Eindruck. Die kleinen Zahlen, die uns fort und fort begegnen, stören etwas die fortlaufende Lectüre; denken wir sie uns hinweg oder suchen wir sie unbeachtet zu lassen, dann haben wir eine wohl stilisirte, äußerst lehrreiche und anziehende Abhandlung vor uns. — Auch für mehrere encyklopädische Werke (Brockhaus, Allgemeine Deutsche Biographie u. a.) hat Bartsch literarhistorische Artikel geschrieben, welche Wissenschaftlichkeit und flüssige Form verbinden.

Allen Gattungen der Literatur und deren Vertretern widmet Bartsch sein Interesse, der Volksdichtung so gut wie der Kunstdichtung, dem Epos, der Lyrik, dem Drama, der Prosa. Wenn er auch für die mittlere Zeit zumeist thätig ist, so führt ihn das Studium doch öfters auch zum Althochdeutschen und Altsächsischen. Einen besonderen Reiz aber hatte für ihn die ältere Übergangsperiode, die Zeit der Assonanz; auch die Epigonenzeit und die Reformationsepoche nehmen ihn zu wiederholten Malen gefangen. Daß er auch der lateinischen Poesie des Mittelalters Beachtung schenkte, wurde schon erwähnt. Das zeigt u. A. ferner die, wenn auch kurze Recension von Voigts Ecbasis (Germ. 22, 97). Auch für das Niederdeutsche hatte sich Bartsch erwärmt, wie seine Mitarbeiterschaft am Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung bekundet. Zum Betrieb

der neueren Literatur blieb ihm nicht viel Zeit. Daß er aber auch für sie ein Herz hatte, beweisen seine Beiträge zum Goethe-Jahrbuch und seine Aufsätze in literarischen und belletristischen Zeitschriften.

Einem so belesenen und überall orientirten Kenner der Literatur, wie es Bartsch war, hätte eigentlich die Aufgabe nahe gelegen, eine Darstellung unserer Literaturgeschichte zu geben. Ich zweifle auch nicht, daß er sich später auch einmal dazu entschlossen hätte, wenn ihm nicht der Auftrag geworden wäre, sich der Werke zweier namhafter Literarhistoriker anzunehmen und sie den Anforderungen der gegenwärtigen Wissenschaft anzupassen, sie weiterzuführen und umzugestalten. Keiner war zu diesen Aufgaben so ausgerüstet und zugleich so geschickt wie Bartsch. Bereitwillig gewährte er Gervinus die erbetene Hilfe bei der fünften Auflage der Geschichte der deutschen Dichtung. Für die ersten Bände war diese Unterstützung seitens eines jüngeren Fachmannes besonders erwünscht und nöthig. Am zweiten Bande wurde bereits gedruckt, als Bartschens Übersiedlung nach Heidelberg erfolgte. Um dieselbe Zeit schied Gervinus aus dem Leben (18. März 1871). Das Werk stand damals gerade bei dem Abschnitt über das mittelalterliche Drama. Die Hoffnung auf ein gemeinsames Arbeiten war zerstört, Bartsch mußte nun die Fortführung des Werkes allein übernehmen. Auf den Titeln der letzten drei Bände (1872—74) ist er auch als Herausgeber genannt, was beim zweiten schon hätte geschehen sollen. Von dieser Bemühung für das Werk von Gervinus hatte Koberstein vernommen, der ebenfalls eine Umarbeitung seines literarhistorischen Werkes plante. Koberstein glaubte, Bartsch könne die Einzelstudien für den Grundriß noch besser verwerthen als in dem darstellenden Werke des Historikers. Ehe jedoch Koberstein mit Bartsch in Unterhandlung trat, wurde er aus diesem Leben abberufen (8. März 1871). Bartsch übernahm auf Wunsch des ihm schon befreundeten Verlegers und der Koberstein'schen Erben die Neubearbeitung des Grundrisses, der in der neuen, ebenfalls fünften Auflage zugleich den Titel einer Geschichte der deutschen Nationalliteratur erhielt. Ich habe nicht nöthig, das vielbenutzte und unentbehrliche Buch in seiner Neugestaltung zu schildern. Wenn die Benutzer mancherlei vermißten, so muß daran erinnert werden, daß Bartsch sich im Ganzen an das von Koberstein Überkommene halten und sich in seinen Nachträgen beschränken mußte, wenn er nicht den Charakter des ursprünglichen Grundrisses zerstören wollte. Mit vollem Rechte konnte Bartsch auch den Ausspruch thun, es wäre leichter gewesen, einen neuen Grundriß zu entwerfen, als das Werk eines Andern dem heutigen Standpunkte

der Forschung gemäß umzugestalten. Wie außerordentlich brauchbar Bartschens Neubearbeitung, insbesondere des ersten Bandes befunden wurde, ersehen wir aus der nöthig gewordenen sechsten Auflage (1884), welche, nachdem das Buch gewissermaßen aus Kobersteins Besitz in den von Bartsch übergegangen war, keine Beschränkung in der Verwerthung und Vertheilung des Stoffes mehr auferlegte. In einer Hinsicht muß es als ein ganz besonderes Glück erachtet werden, daß Bartsch zur Neubearbeitung gerade des Koberstein'schen Grundrisses auserkoren wurde. Denn keines der literarhistorischen Werke gleicher oder ähnlicher Art ist so wie dieses auch der Geschichte der Metrik gerecht geworden. Da war für die Neigung wie für die Kenntnisse des Bearbeiters ein ergiebiges Feld bereit. Wenn die Partien des Buches, die von den dichterischen Formen handeln, für sich zusammengestellt und besonders gedruckt würden, so wäre uns damit eine Geschichte der deutschen Metrik gegeben, wie sie sonst nirgends vorhanden ist.

Gegenüber dem darstellenden Werke von Gervinus kann das von Koberstein als ein bibliographisch-literarhistorisches bezeichnet werden. Ohne Frage hat der Grundriß seinen Schwerpunkt in den Anmerkungen. Die Neubearbeitung mußte somit auch vorzugsweise auf die Bibliographie gerichtet sein. Auch das traf sich glücklich, daß Bartsch zu solcher Arbeit besonders geschult war, was unter den Germanisten eigentlich recht Wenige sind. Diese Schulung hatte er während seines Wirkens am germanischen Museum erworben. Sie kam ihm für sein ganzes Leben zu Gute. Darum konnte es auch nur Bartsch sein, der zum ersten Male es auf sich nahm, eine bibliographische Übersicht der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie zu geben. Er begann mit dem Jahre 1862 im 8. Jahrgang der Germania (1863). Das Unternehmen fand allseitigen Beifall, weil es einem längst empfundenen Bedürfnisse entgegenkam und vortrefflich ausgeführt war. Später erfreute sich Bartsch für die ausländischen Gebiete der germanischen Philologie der Beihilfe hervorragender Gelehrten. Bis zum Jahre 1884 hat Bartsch die Bibliographie fortgeführt, die für 1885 konnte er, durch Krankheit verhindert, nicht mehr zu Stande bringen; er gedachte sie mit der für 1886 zugleich nachzuliefern. Aber diese Hoffnung hat die fortschreitende Krankheit verhindert: auch der letzte von Bartsch herausgegebene Jahrgang (1887) ist ohne die gewohnte Bibliographie geblieben.

Jede Bibliographie erfüllt zunächst einen praktischen Zweck,

sie bietet der Wissenschaft eine Hilfe. Zugleich aber gibt sie ein Bild ihres jeweiligen Standes und ist insofern ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Für die Geschichte der deutschen Philologie hegte Bartsch immer ein lebendiges Interesse. Von ihm rühren auch eine Menge Nekrologe verstorbener Fachgenossen her, die er zumeist in der Germania niederlegte. Aber auch für encyklopädische Werke (Brockhaus, Allgem. Deutsche Biographie u. a.) lieferte er eine Reihe Biographien deutscher Philologen. Der größeren Biographie Pfeiffers ist schon gedacht. Für eine Prorectoratsrede in Heidelberg (1881) wählte er auch ein Thema aus der Geschichte unserer Wissenschaft; er sprach über „Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg, 1804—1808".

Mit der Bücherkunde ist aufs Engste verbunden die Handschriftenkunde und die Paläographie. Für diese Hilfswissenschaft und vorbereitende Kunst hatte Bartsch ebenfalls am germanischen Museum die besten Grundlagen gewonnen, nachdem er sich schon vorher in London, Oxford und Paris im Lesen und Abschreiben romanischer Handschriften geübt hatte. Frühzeitiger, als es den Meisten vergönnt ist, hatte er sich so mit dem Handschriftenwesen vertraut gemacht und hatte schließlich eine Fertigkeit im Lesen der alten Schriften erworben, die uns in Erstaunen setzen muß. Hunderte von Handschriften und Handschriftfragmenten sind durch seine Hände gegangen; unzählige hat er verzeichnet, abgeschrieben oder collationirt. In der Taxation der Zeit konnte er sich auf sein Auge verlassen, seine Kenntniß der Mundarten verhalf ihm zur Bestimmung der Heimath, seine Belesenheit verrieth ihm bei den meisten Fragmenten ihre Herkunft. — Seine Hauptaufgabe am germanischen Museum bestand im Anlegen eines umfassenden Zettelkatalogs der für die altdeutsche Literatur wichtigen Handschriften, soweit solche bekannt waren. Und die letzte Arbeit, der er sich hingab und deren Vollendung er, der schon schwer Erkrankte, noch erleben durfte, war ebenfalls ein Handschriftenkatalog, der beste seiner Art, den wir besitzen. Das große Unternehmen eines Katalogs der Handschriften der Universität Heidelberg eröffnete er mit einem beschreibenden Verzeichniß der altdeutschen Handschriften (Vorrede vom Juli 1886, erschienen 1887). Wenn Bartsch auch Vorarbeiten vorfand und sich der Unterstützung jüngerer Gelehrten erfreuen durfte, die er wegen seiner Erkrankung in Anspruch nehmen mußte, so bleibt ihm doch das Hauptverdienst an diesem wahrhaft monumentalen Werke.

Nachdem wir Bartsch auf die mannigfachen Gebiete begleitet

haben, die er betrat, bebaute und beherrschte, wollen wir schließlich uns noch einem einzelnen insbesondere zuwenden, auf welchem er mit Vorliebe verweilte und mit dem größten Erfolge thätig war. Keiner unter den neueren Germanisten hat so viel für die Nibelungen gewirkt wie er. Daß er drei Nibelungenausgaben, eine streng gelehrte, eine für weitere Kreise und eine für Schulen, und dazu eine Nibelungenlied-Übersetzung lieferte, würde schon hinreichen, seinem Namen für alle Zeiten einen hervorragenden Platz in der Nibelungen-Literatur zu sichern. Was ihn aber unsterblich machen wird, selbst wenn er sonst gar nichts geschaffen hätte, ist seine neue Nibelungen-Theorie, welche nach meiner Überzeugung, die sich immer mehr gefestigt hat, die Theorie der Zukunft zu werden bestimmt ist; welche alle andern überdauern wird, weil sie allein die wahre literarhistorische Wertschätzung unseres Nationalepos ermöglicht. Ich habe hier nicht nöthig, diese Theorie darzulegen. Es ist bekannt, daß Bartsch bereits auf der Philologenversammlung zu Augsburg im September 1862 über eine neue Ansicht von der Entstehung der Nibelungen einen kürzeren Vortrag hielt, über den er dann auch im Jahrgang 1863 der Germania Bericht abstattete. Eine Ausführung seiner Gedanken in einer besonderen Schrift stellte er in Aussicht. Diese durchaus von den bisherigen Theorien abweichenden Anschauungen überraschten und interessirten die germanistischen Kreise in höchstem Maße. Eine Debatte schloß sich in Augsburg nicht an jenen Vortrag an; er soll aber, wie mir persönlich mitgetheilt wurde, Gegenstand lebhaftester Privatgespräche gewesen sein. Dasselbe war auch ein Jahr darauf in Meißen bei der Philologenversammlung der Fall. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie während einer geselligen Zusammenkunft Bartsch seine Ansichten einem befreundeten Kreise entwickelte und sich namentlich gegen die Einwände von Professor Gosche zu rüsten hatte. Im Jahre 1865 erschienen die mit Spannung erwarteten „Untersuchungen über das Nibelungenlied“. Es ist dies zwar nicht das umfangreichste seiner Bücher, wohl aber das allerbedeutendste, wichtigste, einflußreichste. Daß Bartsch sich sofort seines Sieges erfreute, kann durchaus nicht behauptet werden. Im Gegentheil, er hatte im Anfang nur Gegner auf den Plan gelockt. Seine neue Theorie war gewissermaßen eine vermittelnde, indem er in der Annahme eines einheitlichen Gedichtes sich auf Holtzmanns und Zarnckes Seite stellte, in der Annahme des Vorzugs der Nibelungennoth auf die Lachmanns. Der Vermittler hat immer, namentlich aber in wissenschaftlichen Streitfragen, einen schlimmen Stand: er stellt sich zwischen zwei Feuer und

muß sich den Geschossen zweier Seiten aussetzen. Aber auch an Zustimmung fehlte es nicht, und der Zustimmenden sind von Jahr zu Jahr mehr geworden. Bartsch hat auch dafür gesorgt, daß er auch von Solchen verstanden wurde, die nicht in der Lage sind, seine Untersuchungen genau durchzustudiren. Die Ergebnisse sind am Schlusse seines Buches in lichtvollster Weise zusammengestellt. Ebenso belehrt er über die Entstehung des Gedichtes in den Einleitungen zu seiner populären Ausgabe und kürzer zu seiner Übersetzung. Auch in seiner Bearbeitung des Koberstein'schen Grundrisses ist die neue Ansicht dargelegt. Vortrefflich und überzeugend ist auch das, was Bartsch in seiner Recension der Nibelungenlied-Ausgabe von Zarncke (Germ. 13, 1868, 216) beibringt. Das ist selbstverständlich nur für die Gelehrten, aber diese scheinen gerade die erwähnte Recension nicht recht beachtet zu haben. Auch Rudolf von Raumer widmete in seiner Geschichte der germanischen Philologie (1870, S. 703) der neuen Theorie eine klare Erörterung, aber er verfährt im Geiste des Historikers durchaus objectiv und nimmt nicht Partei. Wenn Raumer bemerkt, Bartsch untersuche, „vorbereitet durch seine Forschungen über die Umarbeitungen der deutschen Dichtungen aus dem kerlingischen Sagenkreise", ob nicht den überlieferten Texten unserer Nibelungen ein älteres Werk zu Grunde liege, so möchte ich dem Worte „vorbereitet" hinzufügen: „und angeregt". Selbst wenn Bartsch es nicht auf der ersten Seite seines Vorwortes sagte, daß ihm gleich seine erste größere Arbeit auf dem Gebiete der deutschen Philologie, die Herausgabe von des Strickers Karl, auf das durch die ganze mittelalterliche Literatur hindurchgehende Verhältniß von ursprünglichen und überarbeiteten Texten geführt habe und daß für ihn die Untersuchung über Karlmeinet wegen der hier vorliegenden Vereinigung verschiedener Werke zu einem Ganzen noch förderlicher gewesen sei, so müßten wir ganz von selbst darauf kommen, sobald wir uns nur ein wenig nach dem Lebens- und Studiengange Bartschens umsehen, daß in jenen Bemühungen seiner Jugend die ersten Keime zu seinem größten Lebenswerke ruhen. Fort und fort hat er diese Erscheinung, daß alte Dichtungen modernisirt werden, verfolgen können, namentlich in seinen metrischen Studien, bis ihm zuletzt die Erleuchtung kam, daß auch die verschiedenen Bearbeitungen des Nibelungenliedes jenem durchgehenden Zuge ihre Erstehung verdanken und auf ein älteres, uns leider unbekanntes, nur ideal vorgestelltes Originalwerk zurückgehen. Darin, daß die neue Theorie in der Literaturgeschichte ihren Halt findet, beruht ihre Stärke und gewiß auch ihr

endlicher Triumph. Der erste, der sich öffentlich entschieden und in streng wissenschaftlicher Nachprüfung für die neue Lehre bekannte, war Hermann Fischer in seiner Preisschrift über die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann (1874)[1]). Was von gegnerischer Seite vorgebracht worden ist, betrifft Einzelnheiten, Kleinigkeiten, Nebensachen wie die Kürenberger-Frage; um die Hauptsache gehen die Zweifler, wenn ich mich rückhaltlos in einem Bilde ausdrücken darf, wie die Katze um den heißen Brei herum; diese Gegner zweifeln, weil sie sich von vorgefaßten Meinungen nicht befreien können und sich das rechte literarhistorische und überhaupt das historische Denken nicht völlig zu eigen gemacht haben.

Kurz nur mag erwähnt sein, daß Bartsch seine Bemühungen für die Nibelungen auch auf die Klage übertrug, die er sich in gleicher Weise entstanden dachte (1875).

Wir können nun nach Betrachtung der Werke von Bartsch nicht umhin, auch noch ein Wort im Zusammenhange über die Schriften anderer Autoren zu sagen, deren Herausgabe oder Neubearbeitung er übernahm. Zumeist sind es die Verleger, die ihn zu dieser Mühewaltung ausersehen und zu bestimmen suchen. Es ist das ein Zeichen des ungemeinen Vertrauens, dessen sich Bartsch in der Buchhändlerwelt erfreute. Man wußte, daß er nicht allein solche Aufträge vortrefflich ausführte, sondern sie auch rasch und sicher förderte, wenn er sie einmal übernommen hatte. Der Herausgabe des Pfeiffer'schen Walther haben wir schon gedacht; der beiden Werke von Gervinus und von Koberstein mußte bei Betrachtung der literarhistorischen Arbeiten Erwähnung geschehen. Hier haben wir ergänzend nachzutragen, daß Bartsch auch eine von dem auf dem Gebiete des deutschen Volksliedes so thätigen und verdienten Freiherrn von Ditfurth nachgelassene Sammlung historisch-politischer Volkslieder des dreißigjährigen Krieges zur Veröffentlichung brachte (1882). und schließlich sei auch hingewiesen, wenn es auch Bücher der romanischen Philologie betrifft, auf die Neuausgabe der beiden berühmten Werke von Diez, der „Poesie der Troubadours“ und von „Leben und Werke der Troubadours“ (1882. 1883).

Ein Werk, welches zwar auch nur durch Beihilfe Anderer zu Stande gekommen ist, welches aber ohne Bartsch nicht ermöglicht worden

[1]) Meine Zustimmung habe ich in der Besprechung der Schrift von Hermann Fischer in den Blättern für literarische Unterhaltung (1876, Nr. 26) bekannt.

wäre, ist die Sammlung der Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg (1879/80). Zu den eigentlichen Sagen- und Mythenforschern können wir Bartsch sicher nicht zählen, aber er interessirte sich doch lebhaft auch für dieses Gebiet. Wie schon angedeutet, verfolgte er in seinen Ausgaben auch die behandelten Sagenstoffe; er las auch Collegien über deutsche Mythologie; in der Germania gab er auch einmal (12, 1864, 220) eine anziehende und überraschende Mittheilung vom Fortleben der Kudrun-Sage im nördlichen Deutschland, speciell in Meklenburg. Was er da in Erfahrung brachte, gerade das mochte ihn wohl zu einer Sammlung der meklenburgischen Sagen und Volksüberlieferungen angeregt haben. Jene Mittheilung ist datirt vom März 1866, im Februar 1867 erließ er bereits in Verbindung mit seinem Freunde Lisch in Schwerin zum Besten eines solchen Unternehmens einen Aufruf, der in allen Kreisen der Bevölkerung einer regen Theilnahme begegnete und zahlreiche Beiträge erwirkte. Auf Beiträge mußte vornehmlich das Werk gegründet werden, wenn auch frühere literarische Quellen nicht unbenutzt bleiben durften. Aber ein solches Unternehmen reift nur langsam heran. Bartsch verließ Rostock, ohne das Werk veröffentlicht zu haben, und es währte noch geraume Zeit, ehe es erscheinen konnte. Dieses Meklenburgische Sagenbuch, dem verstorbenen Großherzog Friedrich Franz, welcher Bartsch „immer ein gütiger Herr war", in Ehrfurcht gewidmet, kann als ein Geschenk des Sammlers und Herausgebers an seine einstige Heimat bezeichnet werden. Es hat auch in Meklenburg viel Freude bereitet. Wissenschaftlich betrachtet reiht es sich den bekannten trefflichen und hervorragenden Sagenbüchern Norddeutschlands ebenbürtig an, zumal es Bartsch nicht an Literaturverweisen fehlen ließ.

Haben wir somit auch der redactionellen Thätigkeit gedacht, die Bartsch auf verschiedenen Gebieten entfaltete, so haben wir hier besonderen Anlaß, auch seine Wirksamkeit und sein Verdienst als Herausgeber der Germania hervorzuheben. Ja, er war der beste und fleißigste Mitarbeiter! Ich erinnere mich noch ganz deutlich aus meiner Nürnberger Zeit[1]), daß Frommann uns Jüngeren einmal einen Brief Pfeiffers mittheilte, in welchem dieser sich höchst befriedigt über die Mitarbeiterschaft Bartschens an der Germania aussprach und seine Beiträge mit als die besten bezeichnete. Als er selbst nach Pfeiffers

[1]) Hier möchte ich zu Meyers von Waldeck Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung II, Nr. 75, 1106 [bes. Abdr. S. 11] bemerken, daß ich nicht zugleich mit Bartsch am germanischen Museum war; ich kam gerade dahin, als er nach Rostock ging.

Hinscheiden die Zügel in die Hand genommen, hörte er nicht auf, seinen Freunden und Mitarbeitern ein Vorbild zu sein. Jahr um Jahr lieferte er neben Aufsätzen, Textmittheilungen, Recensionen, Nekrologen die Bibliographie. Der Verlust eines solchen Mitarbeiters wird aber dadurch bedeutend erhöht, daß er zugleich der Leiter und die Seele des Organes war. Durch seine ungemeine Vielseitigkeit verstand er nicht allein die einzelnen Beiträge zu würdigen, sondern auch für ihre Correctheit im Drucke zu sorgen. Er beherrschte auch die Gebiete, auf denen er nicht selbsthätig schuf, wie das Nordische und das Angelsächsische, die er ja auch in seinen Vorlesungen behandelte. Wie aufmerksam er die Beiträge nachprüfte, bekunden die öfters hinzugefügten Bemerkungen, die Ergänzungen brachten oder bisweilen auch Zweifel äußerten. Aber er drängte sich nicht mit seiner Kritik hervor, er ließ vielmehr den Mitarbeitern volle Freiheit. Wenn in der Polemik ein allzuherber Ausdruck gebraucht wurde, so suchte er ihn zu mildern, doch nicht so, daß seine Wirkung völlig verloren ging.

Nicht bloß den Gelehrten, auch den Schriftsteller haben wir zu würdigen gesucht. Seine streng gelehrten Werke überwiegen weitaus, aber er hielt es nicht für einen Raub, auch für weitere Kreise der Gebildeten zu schaffen. Da darf auch ein Wort nicht fehlen über seine Schreibart, seinen Stil. Bartsch schreibt immer, auch in seinen gelehrten Arbeiten, in höchstem Maße klar, einfach und gewandt. Besondere Eigenart wohnt seiner Rede nicht inne, er sucht aber auch nicht, sie durch rhetorische Mittel und Mittelchen aufzuputzen. Auch seine populären Schriften, insbesondere seine Vorträge sind auf einen mittleren Ton gestimmt. Die beiden Rectoratsreden über die Treue in deutscher Sage und Poesie und über das Fürstenideal des Mittelalters im Spiegel deutscher Dichtung gemahnen etwas an Ludwig Uhlands Weise. Am schwungvollsten ist mir die Festrede erschienen, die er zum Grimm-Jubiläum in Hanau gehalten hat. Da merkt man, daß auch sein Herz mächtig bewegt war, daß auch ein Dichter zu uns spricht.

Und er war auch ein Dichter. Es ist schon bemerkt worden, daß ihm sein Dichtertalent bei der Ausübung der Textkritik zu Hilfe kam. Er verwerthete es aber auch zu eigenen dichterischen Schöpfungen. Bartsch hat uns in seiner biographischen Skizze „Aus der Kinderzeit“ selbst von seinen allerersten poetischen Versuchen erzählt. Über die weiteren seines Jünglingsalters berichtet Meyer von Waldeck in seinem Nekrolog. Aber nur eine einzige Sammlung lyrischer Ge-

dichte ist von ihm veröffentlicht worden (1874). Diese Dichtungen zeichnen sich nicht eigentlich aus durch ihren Gedankeninhalt, durch dichterische Größe; sie haben etwas Mildes, in der Form sind sie correct und anmuthig. Daß Bartsch es auch verstand, in mittelhochdeutscher Sprache zu dichten, hat uns ebenfalls Meyer in einem sehr hübschen Beispiel gezeigt. Später versuchte sich Bartsch auch auf dem Gebiete der Novelle, aber nur zwei solcher kleinerer Erzählungen sind bekannt gegeben in den Zeitschriften Vom Fels zum Meer und Nord und Süd. Auch diese Novellen erheben sich nicht über die bessere Erzählungsliteratur.

Viel bedeutender zeigt sich Bartschens Dichtertalent in seinen Übersetzungen, in der Verdeutschung der Lieder und Balladen von Robert Burns (1865), in der Übertragung des Nibelungenliedes (1867), in den Verdeutschungen von Dantes göttlicher Comödie (1877) und alter französischer Volkslieder (1882). Uns muß hier die Nibelungenlied-Übersetzung besonders interessiren. Sie unterschied sich von allen vorhergehenden dadurch, daß in ihr im Einklang mit dem Original nur stumpfe Reime gebraucht sind. Daß durch diese Maßnahme dem Übersetzer ganz bedeutende Schwierigkeiten erwuchsen, liegt auf der Hand. Denn er mußte allen Reimen aus dem Wege gehen, die im Mittelhochdeutschen sich dem Auge als zweisilbige darstellen, metrisch aber nur einsilbig sind, und deshalb die ganze Verszeile umgestalten.

So haben wir die wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit Bartschens in ihren außerordentlich mannigfachen Erscheinungen verfolgt, aber damit ist noch nicht der ganze Mann gewürdigt. Denn er war nicht Privatgelehrter, sondern waltete eines akademischen Amtes, und waltete seiner getreulich. Ab und zu sind wir in unserer Betrachtung auch auf einzelne Äußerungen seiner Lehrthätigkeit geleitet worden. Wenn wir sie im Zusammenhang beleuchten wollen, so müssen wir uns freilich mit Andeutungen begnügen. Denn aus dem bloßen Material, welches ein Professor behandelt, aus den angekündigten Vorlesungen im Lectionskatalog kann eben auch nur eine Seite seiner Wirksamkeit bekannt werden. Über deren eigentliches Wesen vermag nur ein gereifter Zuhörer zu berichten und zu urtheilen. — Bartsch verdankte seinen Ruf nach Rostock wesentlich der Fürsprache Wilhelm Wackernagels. Die Professur trat er Ostern 1858 an. Vom März dieses Jahres ist die Dedicationszuschrift datirt, mit welcher Bartsch seinem Gönner Wackernagel sein neuestes Werk „Die Er-

lösung mit einer Auswahl geistlicher Dichtungen" (1858) widmete. Sehr bezeichnend ist der Anfang: „Dies Buch, das nicht beziehungslos „Die Erlösung" heißt, mit Ihrem Namen zu schmücken, hätte ich nie wohlgegründeteren Anlaß finden können als gerade jetzt, wo ich aus beengenden Verhältnissen mich in einen schönen heiteren Wirkungskreis versetzt sehe. Denn Ihnen verdanke ich ja zumeist diese Wendung meines Schicksals ..." [1]). Dieses Wort hat man in manchen Kreisen Nürnbergs einigermaßen schmerzlich empfunden, weil Bartsch sich dort sehr wohl zu befinden schien und sich auch viele Sympathien erworben hatte. Allein Bartsch hatte vollkommen Recht mit seinem Bekenntnisse. Seine Stellung am Museum war doch eine beengende und ungenügende. Die Berufung an eine Universität war in der That eine Erlösung für den jungen Gelehrten; nur in der akademischen Luft konnte er wahrhaft wirken und gedeihen. Zwar war Rostock damals keineswegs ein besonders günstiger Boden für einen Professor der deutschen und neueren Literatur. Dem Schulfach ergaben sich nur verschwindend wenige Meklenburger; das Land bezog seine Lehrkräfte fast nur aus dem Auslande, namentlich aus Sachsen; eine Prüfungscommission bestand nicht und wurde erst dann eingerichtet, als Bartsch nach Heidelberg ging. So war der Kreis der Zuhörer an der ohnehin kleinen Universität nicht groß, vielfach kamen die Collegien gar nicht zu Stande. Bartsch kündigte Vorlesungen auf dem Gebiete der germanischen und der romanischen Philologie an. Aus dem ersteren las er über deutsche Grammatik, erklärte er Autoren, verband er auch grammatische Collegia mit Interpretationen, trug er auch Literaturgeschichte und Mythologie vor. Auch Goethes Faust wurde manchmal von ihm gewählt. Der Schwerpunkt seines Wirkens in Rostock lag aber ohne Zweifel in dem durch ihn ins Leben gerufenen deutsch-philologischen Seminar, wie bemerkt, dem ersten in Deutschland. Es war keine weit ausgedehnte, aber eine intensive Wirksamkeit, die er da entfaltete. Vier Stunden wöchentlich mußten dem Seminar gewidmet werden. Was er trieb, was er leistete, welche Theilnahme er

[1]) In Meyer's Nekrolog II, S. 1107 [bes. Abdr. S. 14] ist bemerkt: „Die Arbeit des strebsamen Forschers an diesem Werke (der Ausgabe der Erlösung) fiel mit seiner Berufung nach Rostock zusammen, so daß die Freunde neckisch behaupteten, diese „Erlösung" sei für ihn in Wahrheit eine Erlösung aus den beschränkten Verhältnissen des Germanischen Museums gewesen." Danach hätte Bartsch einen Scherz der Freunde benutzt in ernstem Sinne zu seiner Dedication. Ich glaube dagegen, daß Bartsch von selbst auf die Beziehung vom Titel des Buches zur Wendung seines Lebensschicksals gekommen ist.

fand, darüber geben die Acten genauen Aufschluß. Ich brauche hier nur auf die Denkschrift zu verweisen, welche ich aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des Seminars verfaßt habe[1]).

Nur Einiges mag hier bemerkt sein. Das Seminar war nicht etwa eine dem classisch-philologischen Seminar an die Seite gesetzte und nach seinem Vorbilde eingerichtete Neuschöpfung, sondern eine Fortsetzung und Umgestaltung des früheren philosophisch-ästhetischen Seminars, welches der Ästhetiker Professor Wilbrandt (der Vater Adolf Wilbrandts) geleitet hatte. Die Mitglieder waren anfänglich zumeist Theologen und Juristen, später änderte sich das, da wurden es der Glieder aus der philosophischen Facultät mehr und mehr, bis diese überwogen und schließlich die ausschließlichen wurden. Bartsch las im Seminar vorzugsweise Mittelhochdeutsch. Aus diesem Kreise wurden auch die meisten Themata zu schriftlichen Arbeiten genommen. Im Anfang behalf sich das Seminar ohne eigene Bücher, Bartsch beantragte die Gründung einer Seminarbibliothek, die auch bewilligt wurde und 1864 ins Leben trat. Bartschens systematischer Katalog ist nach den besten bibliothekarischen Principien eingerichtet. Seine Anordnung ist aus der knappen Beschreibung der Bibliothek in meiner Denkschrift zu ersehen. Von den von Bartsch als Director des deutsch-philologischen Seminars gestellten Preisaufgaben wurde leider nur eine gelöst, aus welcher die schon genannte Schrift über die meklenburgische Grammatik von Nerger hervorging.

Ostern 1871 ging Bartsch an des verstorbenen Holtzmann Stelle nach Heidelberg. Er hatte wie dieser die germanische Philologie zu vertreten, daneben aber nicht die allgemeine Sprachwissenschaft und das Sanskrit, sondern das Romanische. Seine Verpflichtung war also der in Rostock gleich, aber ein Seminar fand er nicht vor. In den ersten Semestern begnügte er sich mit Übungen, die er selbst veranstaltete, bewirkte aber auch die Gründung eines Seminars, welches mit dem Sommersemester 1874 begonnen wurde. Während in Rostock das Seminar ein deutsch-philologisches war, setzte Bartsch im Einklang mit seiner akademischen Doppelstellung die Gründung eines Seminars für neuere Sprachen durch, welches später den Namen eines germanisch-romanischen erhielt. An ihm wirkten unter Bartschens Leitung auch die andern Vertreter, Professoren und Docenten, der betreffenden Fächer. Für wie wichtig er die Seminarthätigkeit er-

[1]) Denkschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des deutsch-philologischen Seminars auf der Universität zu Rostock am 11. Juni 1883. Rostock 1883. gr. 4°.

achtete und wie verständnißvoll und praktisch er die Übungen einzurichten verstand, davon gibt der Vortrag, den er auf der Karlsruher Philologenversammlung (1882) über die Gründung germanischer und romanischer Seminare und die Methode kritischer Übungen hielt, glänzendes Zeugniß. In seinem Seminar wirkte er höchst anregend und ersprießlich; nicht nur gewannen die, welche die Lehrerlaufbahn einzuschlagen beabsichtigten, durch ihn eine treffliche Vorbildung, sondern auch Fachgelehrte sind aus seinen Händen hervorgegangen. Dennoch war das Seminar nicht in solchem Maße wie in Rostock der Schwerpunkt seines Wirkens. An der viel größeren Universität waren auch seine Vorlesungen ungleich mehr besucht, und wegen Mangels an Theilnahme brauchte keine auszufallen. Wir beschränken uns auf die Angabe seiner deutschen Collegia. Er las über Literaturgeschichte alter und neuer Zeit, Grammatik, Metrik, Mythologie, erklärte Ulfilas, die Edda, die Nibelungen, den Parzival, Walthers Lieder, Minnesinger, Goethes Faust. Eine Vorlesung hebe ich besonders hervor, weil das Thema, so viel mir bewußt, vorher in Deutschland niemals gewählt worden ist, das ist die Encyklopädie der germanischen Philologie. Im Seminar wurden in der deutschen Abtheilung besonders textkritische Übungen veranstaltet, aber auch Otfried, auch Angelsächsisch wurde getrieben. Rechnet man nun die verschiedenen romanischen Collegien historischer und exetischer Gattung sowie die dazu gehörigen Übungen hinzu, so kann man füglich sagen, daß es wenige Docenten gegeben haben wird, die Bartsch an Fülle und Vielseitigkeit des Lehrstoffes gleichgekommen sind. So ist er auch als akademischer Lehrer eine eigenartige Erscheinung, wie sie nicht wiederkehren wird. Ein Ersatz, ein völliger Ersatz für ihn ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Docent, der wie er die germanische und die romanische Philologie verbindet, kann nicht mehr gefunden werden. In dieser Erkenntniß ist für das deutsche Fach bereits ein Nachfolger berufen worden; es wird sich nun darum handeln, in Heidelberg auch eine ordentliche Professur für das Romanische zu gründen. Die Vertreter dieser beiden Disciplinen werden sich in die Leitung des von Bartsch gegründeten Seminars zu theilen haben. Mögen sie einmüthig im Sinne ihres großen Vorgängers weiter wirken! —

Kehren wir nun zurück zu Bartschens gelehrter Thätigkeit und werfen wir mit Beziehung auf einzelne seiner Werke auch einen Blick in die Zukunft! Die Germania möge vor Allem den Freunden und Anhängern des Geschiedenen empfohlen sein! Es wird insbesondere der Wunsch geäußert werden dürfen, daß die Bibliographie der letzten

Jahre noch nachgeliefert werden möge. Eine Lücke würde doch allzusehr fühlbar sein. Eine sehr lohnende Aufgabe müßte nach meinem Bedünken einem jüngern Germanisten erwachsen, wenn er im Zusammenhange die metrischen Lehren Bartschens darstellen, erläutern und kritisiren wollte. Ob der kritische Apparat zu Wolfram mit dem neuhinzugekommenen nicht unbeträchtlichen Material, welches Bartsch zu seiner Ausgabe benutzte, von einem Andern gegeben werden kann, falls sich Vorarbeiten im Nachlasse nicht vorfinden, erscheint allerdings fraglich. Dagegen wäre die Besprechung einzelner von Lachmann abweichender Stellen wohl möglich und in hohem Grade erwünscht. Der Katalog der Heidelberger Handschriften ist durch Bartschens Erkrankung nicht so vollständig ausgefallen, wie es in seinen Wünschen lag; wie uns im Vorworte berichtet wird, sollen Nachträge folgen. Von einem großangelegten Unternehmen hat uns Bartsch nur eine Probe gegeben, nämlich einen kleinen Anfang (A—AL) eines Verzeichnisses altdeutscher Gedichte nach den Eingängen in seinen Beiträgen zur Quellenkunde der altdeutschen Literatur (Straßburg 1886). Dieses Verzeichniß verdient unter allen Umständen fortgesetzt und vollendet zu werden. Finden sich im Nachlasse nicht noch weitere Stücke? Ein solches Verzeichniß würde ein höchst praktisches Repertorium sein. Aber es würde auch von sehr beträchtlichem Umfang werden. Ist es einem Einzelnen möglich, dieser Aufgabe völlig zu genügen? Müßte da nicht Arbeitstheilung eintreten? Und eine weitere Frage: würden sich nicht auch stoffliche Theilungen empfehlen? Liedanfänge überwiegen weitaus, sollen die Epen und Dramen mit eingereiht werden oder stehen sie nicht besser besonders? Das wäre wohl ein Thema zur Besprechung auf einer Philologenversammlung. Zunächst aber wäre es erwünscht, wenn einer der Freunde eine Mittheilung darüber machen könnte, wie sich Bartsch das ganze Verzeichniß gedacht hat.

Das letzte Werk, dessen Titel den Namen Karl Bartsch enthält, ist meine Ausgabe des Frauendienstes, die den 6. und 7. Band der von ihm herausgegebenen Deutschen Dichtungen des Mittelalters bildet. Die Jahreszahl 1888 ist sein Todesjahr. Ihm war es leider nicht mehr möglich, mein Werk mit seiner Fürsorge zu begleiten. Die letzte Zuschrift, die ich von ihm empfing, enthielt einen Glückwunsch zur Vollendung meiner Ausgabe zugleich mit der Nachricht, daß er ein Exemplar an Reinhold Becker zur Recension für die Germania gesandt habe. Dann setzte er hinzu: „Ich lebe ein schweres Leben.“

Von seiner Bürde, die so oft sein Leben beschwerte und die ihn zuletzt so schmerzlich niederdrückte, ist er nun befreit durch den erlösenden Tod. Wie sehr wir aber auch sein schweres Leben beklagen, so fühlen wir uns doch erhoben in dem Bewußtsein, daß wir ihn, dessen Verlust wir so tief empfinden, doch besitzen durften, und daß wir ihm so unendlich viel verdanken. Sein ganzes Leben war nicht schwer; es ist trotz vielen Leides nach den Worten des Psalmisten ein köstliches Leben gewesen, denn es ist Mühe und Arbeit gewesen. Sein Andenken bleibe in Segen!

ROSTOCK, Anfang April 1888. REINHOLD BECHSTEIN.

VERZEICHNISS DER SELBSTÄNDIG ERSCHIENENEN GERMANISTISCHEN SCHRIFTEN KARL BARTSCHS [1]).

Karl der Große von dem Stricker hgb. von Dr. K. Bartsch, Conservator der Bibliothek am Germanischen Museum. Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur. Bd. 35. Quedlinburg u. Leipzig, Gottfr. Basse, 1857. XCVI, 432 S. 8.

Die Erlösung mit einer Auswahl geistlicher Dichtungen hgb. von K. Bartsch. Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur. Bd. 37. Quedlinburg u. Leipzig, Gottfr. Basse, 1858. LXX, 381 S. 8.

Berthold von Holle, hgb. von K. Bartsch. Nürnberg, Bauer und Raspe, 1858. LXXVII, 250 S. 8.

Mitteldeutsche Gedichte, hgb. von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. LIII. Stuttgart 1860. XXXVI, 229 S. 8.

Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter, von K. Bartsch. Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur. Bd. 38. Quedlinburg u. Leipzig, Gottfr. Basse, 1861. CCLX, 501 S. 8.

Meleranz von dem Pleier hgb. von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. LX. Stuttgart 1861. 387 S. 8.

Über Karlmeinet. Ein Beitrag zur Karlssage von K. Bartsch. Nürnberg, Bauer und Raspe, 1861. VIII, 391 S. 8.

Meisterlieder der Kolmarer Handschrift hgb. von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. LXVIII. Stuttgart 1862. 734 S. 8.

---

[1]) Dabei konnte ein von der Verlagsbuchhandlung Carl Gerold's Sohn gütigst zur Verfügung gestelltes Verzeichniß von 31 Schriften Bartschs verglichen werden. Ein vollständiges Verzeichniß auch der in Journalen enthaltenen Aufsätze sowie der romanistischen Schriften soll später folgen.

Deutsche Liederdichter des XII.—XIV. Jahrhunderts. Eine Auswahl von K. Bartsch. Leipzig, G. J. Göschen, 1864. LXVI, 390 S. 8. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Göschen, 1879. LXXIV, 407 S. 8.

Kudrun. Hgb. von K. Bartsch. Deutsche Classiker des Mittelalters. Bd. 2. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1. Auflage 1865, 4. Aufl. 1880. (XXVIII, 357 S. 8.)

Untersuchungen über das Nibelungenlied von K. Bartsch. Wien, Wilhelm Braumüller, 1865. XII, 385 S. 8.

Das Nibelungenlied. Hgb. von K. Bartsch. Deutsche Classiker des Mittelalters. Bd. 3. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1. Auflage 1866. 5. Auflage ib. 1879. XXVI, 420 S. 8.

Die deutsche Treue in Sage und Poesie. Vortrag, gehalten am Geburtstage Seiner königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin Friedrich Franz am 28. Februar 1867 von Dr. K. Bartsch, ord. Professor der deutschen und romanischen Philologie, derzeitigem Rector der Universität Rostock. Leipzig, C. W. Vogel, 1867. 28 S. 8.

Der Saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile. Beitrag zur vergleichenden Metrik von K. Bartsch. Leipzig, B. G. Teubner, 1867. 62 S. 8.

Das Nibelungenlied. Übersetzt von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1. Auflage 1867, 2. Aufl. 1880. XXII, 858 S. 8.

Das Fürstenideal des Mittelalters im Spiegel deutscher Dichtung. Rectoratsrede am 28. Februar 1868 von Dr. K. Bartsch, ord. Professor der deutschen und romanischen Philologie, derzeitigem Rector der Universität Rostock. Leipzig, C. W. Vogel, 1868. 36 S. 8.

Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters in musikalischer und rhythmischer Beziehung dargestellt von K. Bartsch, ord. Professor der deutschen und romanischen Philologie, derzeitigem Rector der Universität Rostock. Rostock, Stiller'sche Hofbuchhandlung, 1868. VI, 245 S. 8.

Germania. Vierteljahresschrift für deutsche Alterthumskunde. Begründet von Franz Pfeiffer hgb. von K. Bartsch. Bd. 14—32. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1869—1887. 8.

Herzog Ernst hgb. von K. Bartsch. Wien, Wilhelm Braumüller, 1869. CLXXII, 308 S. 8.

Der Nibelunge Nôt mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet, den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuche, hgb. von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus. 2 Theile. Theil I 1870 (Text), Theil II, 1. Hälfte (Lesarten), 1876, 2. Hälfte (Wörterbuch), 1880 S. 8.

Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland. Hgb. von Franz Pfeiffer. Mit einer Biographie Fr. Pfeiffers, von K. Bartsch und den Bildnissen von Pfeiffer, v. Laßberg und Uhland. Wien, Wilhelm Braumüller, 1870. CVII, 342 S. 8.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. Hgb. von K. Bartsch. Deutsche Classiker des Mittelalters. Bd. 9—11. Leipzig, F. A. Brockhaus 1870—1871. 2. Auflage 1875—1877. 3 Bände in 8. XXXVI, 362; 314; 318 S.

G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Fünfte völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1871—1874. 5 Bände in 8. VIII, 642; X, 716; VII, 678; VIII, 670; VI, 887 S.

Reinfrid von Braunschweig hgb. von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. CIX. Tübingen 1871. 831 S.

Konrads von Würzburg Partonopier und Meliur. Turnei von Nantheiz. Sant Nicolaus. Lieder und Sprüche. Aus dem Nachlasse von Franz Pfeiffer und Franz Roth hgb. von K. Bartsch. Wien, Wilhelm Braumüller, 1871. XVI, 434 S. 8.

Germanistische Studien. Supplement zur Germania hgb. von K. Bartsch. 2 Bde. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1872 u. 1875. 316; 316 S. 8.

August Kobersteins Geschichte der deutschen Nationalliteratur bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. 5. umgearbeitete Auflage von K. Bartsch. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1872—1873. 5 Bände 8. (X, 454; 332; 498; XV, 955; XX, 596 + 156 S.) 6. Auflage, Bd. I, ibid. 1884 (XII, 480 S.).

Wanderung und Heimkehr. Gedichte von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874. VIII, 266 S. kl. 8.

Das Rolandslied. Hgb. von K. Bartsch. Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Bd. 3. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874. XXII, 382 S. 8.

Das Nibelungenlied. Schulausgabe mit einem Wörterbuch von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874, 2. Auflage 1880. 299 S. 8.

Kudrun. Schulausgabe mit einem Wörterbuch von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1875. 8.

Walther von der Vogelweide. Schulausgabe mit einem Wörterbuche von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1. Auflage 1875, VIII. 156 S. 8. 2. Aufl. 1885, VIII, 156 S. 8.

Diu Klage mit den Lesarten sämmtlicher Handschriften hgb. von K. Bartsch. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1875. XXIII, 224 S. 8.

Demantin von Berthold von Holle hgb. von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. CXXIII. Tübingen 1875. 400 S. 8.

Anmerkungen zu Konrads Trojanerkrieg von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. CXXXIII. Tübingen, 1877. XXX, 489 S. 8.

Hugo von Montfort hgb. von K. Bartsch. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. Bd. CXLIII. Tübingen 1879. 234 S. 8.

Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Gesammelt und herausgegeben von K. Bartsch. 2 Bände. Wien, Wilhelm Braumüller 1879 und 1880. XXV, 524; VI, 508 S. 8.

Walther von der Vogelweide. Hgb. von Franz Pfeiffer. 3. bis 6. Auflage hgb. von K. Bartsch. Deutsche Classiker des Mittelalters. Bd. 1. Leipzig, F. A. Brockhaus. 3. Auflage 1870 (LXIV, 344), 6. Auflage 1880.

Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804—1808. Rede zum Geburtsfest des höchstseligen Großherzogs Karl Friedrich von Baden und zur akademischen Preisvertheilung am 22. November 1881 von Dr. K. Bartsch, großherzogl. Badischem Geh. Hofrath etc. etc. derzeit Prorector. Heidelberg, Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning, 1881. 46 S. 4.

Gesammelte Vorträge und Aufsätze, von K. Bartsch. Freiburg i. Br. und Tübingen, Mohr, 1881. V, 504 S. 8.

Franz Wilhelm Freiherr von Ditfurth: Die historisch-politischen Volkslieder des dreißigjährigen Krieges. Aus fliegenden Blättern, sonstigen Druckwerken und handschriftlichen Quellen gesammelt und nebst den Singweisen zusammengestellt. Herausgegeben von K. Bartsch. Heidelberg, C. Winter, 1882. XVI, 355 S. 8.

Aus der Kinderzeit. Bruchstück einer Biographie von K. Bartsch. Tübingen ohne Jahr (1882). 32 S. 8.

Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg, von Clemens Brentano. Mit Vorwort und Anmerkungen herausgegeben von K. Bartsch. (Neudrucke aus dem Mohr'schen Verlage, Heft 1.) Freiburg i. Br. und Tübingen, Mohr 1882. 24 S. 8.

Die Brüder Grimm. Festrede gehalten am 4. Januar 1885 zu Hanau. In erweiterter Gestalt hgb. von K. Bartsch. Frankfurt a. M., Rütten und Loening, 1885. 31 S. 8.

Die Schweizer Minnesänger. Mit Einleitung und Anmerkungen hgb. von K. Bartsch. Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Bd. 6. Frauenfeld, J. Huber, 1886. CCXX, 474 S. 8.

Die altdeutschen Handschriften der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg. Verzeichnet und beschrieben von K. Bartsch. Katalog der Handschriften der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg. Bd. 1. Die altdeutschen Handschriften. Heidelberg, Gustav Köster, 1886. VI, 224. 4.

GUSTAV EHRISMANN.

KARL BARTSCH ALS ROMANIST.

Die romanistische Thätigkeit Bartschens zeigt so ziemlich denselben Charakter wie seine germanistische: dieselbe Beschränkung, dieselben Vorzüge, dieselben Fehler. Bartschens romanistische Forschungen bewegen sich fast durchweg innerhalb eines fest abgeschlossenen Kreises: Textedition, Textkritik, Literaturgeschichte und Metrik. Aus diesem Kreise trat Bartsch nur ganz vereinzelte Male heraus. Wenn ich hier gleich von vornherein feststelle, wie Bartsch sich in seiner Wirksamkeit als Romanist beschränkte, so soll damit in keiner Weise ein Tadel ausgesprochen sein. Gerade darin zeigt sich der rechte große Gelehrte, daß er sich über Art und Begrenzung seiner Begabung genau Rechenschaft gibt und danach den Kreis seiner Thätigkeit zieht. Wenige aber gibt es, die auf dem umzeichneten Gebiete den Kreis wiederum so weit gezogen haben wie Bartsch, und wie er das Doppelgebiet des Germanischen und Romanischen beherrschen. Was Bartsch innerhalb des bewußt umschriebenen Kreises geleistet hat, das zeigt in mehr als einer Beziehung die hohe, glänzende Begabung, welche dem Verstorbenen eignete. Besonders tritt dieselbe in seinen textkritischen Arbeiten zu Tage: außerordentliche Belesenheit in altprovenzalischer und altfranzösischer Literatur, und in Folge davon ausgedehnte und tiefe Vertrautheit mit Sprachschatz und Sprachgebrauch, eine seltene Fähigkeit, sich in Charakter und Art eines Schriftstellers hineinzuleben, ein kritischer Blick, der zuweilen sogar etwas Divinatorisches hatte — all das sind Eigenschaften, die ihn für eine fruchtbare Thätigkeit in der angedeuteten Richtung ganz hervorragend veranlagten: und so sind denn auch auf romanischem Gebiete seine textkritischen Arbeiten als die bedeutendsten hervorzuheben. Daneben bergen seine metrischen und literarhistorischen Untersuchungen eine Fülle von Gelehrsamkeit und Anregung: manches seiner Bücher, wie z. B. sein »Grundriß zur Geschichte der provenzalischen Literatur«, wird noch geraume Zeit Ausgangspunkt und Unterlage für die philologische Arbeit auf dem betreffenden Gebiete bleiben. Und wie groß ist die Zahl dieser Werke, welche wir der nie ermüdenden Arbeitskraft Bartschens verdanken! Er gönnte sich niemals Ruhe. War ein Werk vollendet, eine Untersuchung abgeschlossen und zum Druck gegeben, so ging es an die Ausarbeitung von weiteren; ja nicht selten beschäf-

tigten Bartsch mehrere Arbeiten zu gleicher Zeit. Hier stoßen wir aber auch auf die Quelle der Mängel in Bartschens wissenschaftlicher Thätigkeit. Das rastlose Streben, das ihn von Publication zu Publication trieb, diese von Hause aus gute Eigenschaft, mußte, übertrieben, zu einem Fehler umschlagen. Oft fehlte es Bartsch an der für eine wirklich fruchtbringende wissenschaftliche Bethätigung nothwendigen Ruhe und Sammlung. Manches, was er veröffentlichte, war nicht genügend ausgereift, und ließ daher an Gründlichkeit und Sauberkeit zu wünschen übrig. In der Hast, mit der Bartsch die Früchte seiner Arbeit Andern zugänglich zu machen bemüht war, ging ihm schließlich »die Lust zu vollendender Arbeit« verloren, wie sich Adolf Tobler einmal in einer Recension über Bartschens »Alte französische Volkslieder« ganz treffend ausdrückte.

Dasjenige Gebiet der romanischen Philologie, für das Bartsch eine ganz besondere Vorliebe hatte, und zu dem er immer wieder zurückkehrte, war die provenzalische Literatur, speciell die Poesie der Troubadours. Wie unser Altmeister Diez seine romanistische Thätigkeit mit jenen zwei epochemachenden Arbeiten über die »Poesie der Troubadours« und »Leben und Werke der Troubadours« eröffnete, so begann auch Bartsch, angeregt durch die genannten Werke von Diez und gefördert durch den persönlichen Verkehr mit Mahn in Berlin (1851—53), mit Publicationen, welche dem Gebiete des Provenzalischen angehören. Ein Plan, der Bartsch von seinem ersten wissenschaftlichen Auftreten an bis zu seinem Tode beschäftigte, und zu dem sich alle seine provenzalischen Veröffentlichungen eigentlich nur als Parerga verhalten, war die Gesammtausgabe aller überlieferten provenzalischen Troubadour-Biographien und Troubadour-Dichtungen. Besonders in den letzten Lebensjahren Bartschens stand dieser Plan im Vordergrund seiner Arbeiten und nichts wünschte er sehnsüchtiger, als diesen Plan noch verwirklicht zu sehen. Schon waren Unterhandlungen mit dem Verleger gepflogen, und ich weiß mich noch wohl zu erinnern, wie er vor einigen Jahren freudestrahlend mir verkündete, dass er einen Band »Biographien« in Kürze druckfertig zu stellen hoffe. Mit Bedauern sahen wir Freunde jedoch, wie Bartsch von der Ausführung dieser Arbeit, zu welcher er wie kein zweiter berufen war, und von der wir das schönste erwarten durften, immer und immer wieder durch andere oft mühsame und zeitraubende Arbeiten abgezogen wurde; Arbeiten freilich, denen er sich zu einem großen Theile, wie wir anerkennen mußten, nicht gut entziehen konnte, und die auf sich zu nehmen, er gewisse moralische Verpflichtung hatte:

ich erinnere an den Katalog der Heidelberger germanistischen Handschriften, der zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg im Jahre 1886 erschien. So kam es, daß der unerbittliche Tod Bartsch ereilte, ehe von der geplanten Gesammtausgabe der Troubadours etwas zum Druck befördert werden konnte. Für diesen schmerzlichen Verlust müssen uns die erwähnten Parerga entschädigen, welche Bartsch während der dreissig Jahre seiner Gelehrtenlaufbahn in großer Zahl zu Tage förderte. Ich hebe aus dieser Zahl im Folgenden das Wichtigste heraus.

Schon gleich die erste provenzalische Publication Bartschens muß insofern als hochbedeutend bezeichnet werden, als sie, wie wenig andere dazu beigetragen hat, das Interesse an provenzalischer Sprache und Literatur in Deutschland zu fördern. Ich meine das 1855 erschienene »Provenzalische Lesebuch«. Bartsch gibt darin einen kurzen, grundrißartigen Überblick über die provenzalische Literatur, ferner eine dem Inhalte nach geordnete Auswahl von Texten mit den Lesarten dazu, vieles zum ersten Male, nach den Handschriften, nebst knappem Wörterbuch. In einer Zeit, wo romanische Texte noch meist ziemlich dilettantisch, ohne feste kritische Methode edirt wurden, war das Lesebuch eine hervorragende wissenschaftliche That, welche den künftigen Herausgebern provenzalischer und altfranzösischer Texte die richtigen Wege wies. In noch höherem Maße geschah dies durch Bartschens Ausgabe von »Peire Vidals Liedern« (1857). Hier wurde zum ersten Male auf romanischem Gebiete unternommen, den Urtext der sämmtlichen Werke eines Dichters auf Grund des ganzen Handschriftenmaterials — soweit es damals zugänglich — herzustellen. Der Dilettantismus auf diesem Gebiete war gebrochen und ein Muster strenger textkritischer Methode auch innerhalb der romanischen Philologie gegeben, wie es Lachmann zuvor den Germanisten für die Herausgabe altdeutscher Literaturwerke gegeben hatte. — Derselben Zeit (1856) gehört noch die Sammlung von »Denkmälern der provenzalischen Literatur« an, die Bartsch als 39. Band der Publicationen des Stuttgarter Literarischen Vereins erscheinen ließ. Der Herausgeber vereinigt hier eine Anzahl ungedruckter provenzalischer Literaturdenkmäler, die er selbst auf einer wissenschaftlichen Reise in Frankreich und England in den Jahren vorher aus den Handschriften copirt hatte; wenn auch der eine oder andere der hier mitgetheilten Texte dem heutigen Stande unserer provenzalischen Kenntnisse gemäß einer neuen Ausgabe bedürftig erscheinen mag, so bewährte doch Bartsch auch in diesem Werke sein kritisches Talent aufs beste. Im

Zusammenhang mit den genannten provenzalischen Veröffentlichungen steht noch ein 1857 erschienener Aufsatz über die „Reimkunst der Troubadours“ (Jahrbuch für roman. und engl. Literatur, I, 171), mit dem sich Bartsch als romanischer Metriker gut einführte.

Als Bartsch in der Mitte der sechziger Jahre in die Lage versetzt wurde, von seinem provenzalischen Lesebuche eine neue Auflage zu bearbeiten, da zog er es vor, die Literaturübersicht von der Textsammlung nebst Glossar zu trennen, und durch eine Erweiterung der beiden Bestandtheile entstanden zwei ganz neue Werke: seine „Chrestomathie provençale accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire“ (1868) und sein „Grundriß zur Geschichte der provenzalischen Literatur“ (1872). Die Chrestomathie unterscheidet sich von dem Lesebuche zunächst vortheilhaft durch größere Zahl und reichere Mannigfaltigkeit der in chronologischer Folge mitgetheilten Texte: alle Gattungen der provenzalischen Literatur, vom ältesten Denkmal, dem Boethiusfragment, an bis zum 15. Jahrhundert, sind durch charakteristische Proben vertreten, darunter auch diesmal wieder manches bis dahin noch unedirte. Ein willkommenes Plus gegenüber dem Lesebuche bildet ferner die provenzalische Grammatik — wie der Titel angibt — oder besser — wie vor dem betreffenden Abschnitte zu lesen ist — das Tableau sommaire des flexions provençales, das Bartsch außer dem Glossar diesmal den Texten noch beifügte: so wurde alles geboten, was zum Verständnisse der Texte dienen konnte. Die letzteren sind kritisch hergestellt, meist unter Benutzung des ganzen oder doch fast ganzen Lesartenapparates. Daß die kritischen Bemühungen des Herausgebers nicht überall von gleichem Erfolge begleitet waren, ist bei der Schwierigkeit der Materie verständlich: vieles ist zur Besserung und Aufhellung von andern bis heute beigesteuert worden, manches wird noch beizusteuern bleiben. Dabei darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß manche fragliche Stelle schon durch Bartsch mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln hätte aufgeklärt werden können, wenn er allen Theilen seines freilich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Stimmungen entstandenen Werkes die gleiche Sorgfalt und Vertiefung hätte angedeihen lassen. Und wie ein Theil der Texte, so trägt vor allem das Glossar Spuren etwas übereilter Arbeit. Bei manchen Wörtern ist eine Bedeutung angegeben, mit der man sich vergeblich bemühen wird, einen Sinn in die betreffende Stelle zu bringen: man bekommt den Eindruck, daß Bartsch sich an verschiedenen Stellen mit einem nur oberflächlichen Verständniß zufrieden gegeben hat. Die Formenlehre ver-

zeichnet im wesentlichen nur die in der Chrestomathie vorkommenden Formen, gewährt aber immerhin einen nützlichen Überblick. Leider sind aber auch hier Flüchtigkeitsfehler nicht selten; die Anordnung ist, besonders da, wo es sich um verschiedene Gestaltung einer und derselben Form handelt, oft eine unglückliche und principlose, welche die historischen und genetischen Verhältnisse nicht selten auf den Kopf stellt. Es zeigt sich hier wie anderswo, wie wenig linguistische Forschung der Eigenart Bartschens entsprach. Bedauerlicherweise sind von den angedeuteten Mängeln der Chrestomathie in den weiteren Auflagen nur wenige beseitigt, so daß dieselbe dem Stande der Forschung von heute in vieler Beziehung nicht mehr entspricht. Jene im Laufe der Zeit stets gewachsene Hast und Überstürzung, mit der sich Bartsch — wie oben erwähnt — an neue und immer neue, dazu oft schwierige Aufgaben machte, entfremdete ihm zum Theile in der Folgezeit seine älteren Werke, und er brachte der Bearbeitung von neuen Auflagen nicht immer jene Liebe zur Sache, jene Sammlung und ruhige Überlegung entgegen, wie sie für die Vervollkommnung, Besserung und Feilung einer Arbeit nun einmal nöthig sind. Aber trotz alledem darf man der provenzalischen Chrestomathie nachrühmen, daß sie eins der nützlichsten Bücher der romanischen Philologie gewesen ist. — Das gleiche Prädicat verdient auch der aus der Einleitung zum provenzalischen Lesebuche entstandene »Grundriß zur Geschichte der provenzalischen Literatur«. Derselbe gibt eine gedrängte, aber annähernd vollständige Inventarisirung alles dessen, was von provenzalischer Literatur bis zum Jahre 1872 bekannt geworden war. In drei Perioden (10. und 11., 12. und 13., 14. und 15. Jahrhundert) eingetheilt, nach den verschiedenen Gattungen geordnet, wird die provenzalische Literatur vorgeführt, mit kurzen Ausblicken auf die Entwickelung von Sprache und Vers, auf die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse. Überall wird die an die Denkmäler sich knüpfende wissenschaftliche Literatur, soweit sie irgend Beachtung verdient, angegeben. Als Anhang ist ein alphabetisches Verzeichniß der lyrischen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts beigefügt: Bartsch verzeichnet darin sämmtliche damals bekannten Troubadourgedichte nach ihren Anfangsworten, gibt an, in welchen Handschriften dieselben enthalten sind, wo sie gedruckt zu finden sind u. s. w. Die reiche Fülle von meist zuverlässigen Nachweisen, welche hier auf dem knappen Raume von etwas über 200 Seiten geboten wird, hat zur Folge gehabt, daß der Grundriß noch jetzt — trotz der Ergänzungen und Berichtigungen, welche der Fortschritt der provenzalischen Philologie seit 1872 heute für das Buch nöthig

machen würde — eins der unentbehrlichsten Hilfsmittel des Romanisten ist, von unschätzbarem Werthe vor allem für den, der sich speciell mit provenzalischer Literatur philologisch beschäftigen will.

Abgesehen von den im vorstehenden etwas eingehender besprochenen wichtigeren Arbeiten auf provenzalischem Gebiete verdanken wir Bartsch noch eine Reihe kleinerer Beiträge zur provenzalischen Literaturforschung, die durchweg zu einer Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntniß des Provenzalischen beigetragen haben. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, auch diese Arbeiten einzeln zu besprechen und eine Würdigung des Verdienstlichen in denselben zu geben. Um jedoch zu zeigen, wie Bartsch seinem Lieblingsgegenstande stets treu geblieben ist, und wie er jenes große Ziel einer Gesammtausgabe der Troubadourdichtungen nie aus den Augen verlor, mögen hier wenigstens die Titel der hauptsächlichsten Arbeiten stehen. In erster Linie verdient genannt zu werden Bartschens treffliche Ausgabe des nach so vielen Richtungen hin (auch für die Geschichte der Troubadourdichtung) hochinteressanten provenzalischen, geistlichen Schauspiels von der „Sancta Agnes“ (1869). Eine große Zahl hierhergehöriger Aufsätze enthält das Jahrbuch für romanische und englische Sprache und Literatur, als dessen eifriger Mitarbeiter in selbständigen Aufsätzen und in Besprechungen Bartsch sich dauernd bethätigte. Ich nenne die zwei Essays über „Garin den Braunen“ (Bd. III) und „Guillem von Berguedan“ (Bd. VI, auch in „Gesammelte Vorträge und Aufsätze“), ferner „Beiträge zu den romanischen Literaturen“ (Band XI), „Zur provenzalischen Literatur“ (Band XII), endlich die Untersuchung über „Die Quellen von Johannes Nostradamus“ (Band XIII). Erwähnt seien im Anschlusse daran auch die Mittheilungen über den catalanischen „Cançoner d'amor“ der Pariser Bibliothek (Band II). Nach dem Eingehen des Jahrbuchs entfaltete Bartsch die gleiche reiche Thätigkeit als Mitarbeiter der von Gröber herausgegebenen Zeitschrift für romanische Philologie. Auch hier legt eine große Reihe von Recensionen und selbständigen Artikeln von jener dauernd der provenzalischen Literatur durch Bartsch gewidmeten Aufmerksamkeit und Thätigkeit Zeugniß ab. Ich erwähne „Zwei provenzalische Lais“ (Band I), „Die provenzalische Liederhandschrift Q“ (Band IV) u. s. w. Daß Bartsch nach alledem der berufenste Neuherausgeber von Diez' „Poesie der Troubadours“ und „Leben und Werke der Troubadours“ (1882 und 1883) war, dürfte wohl außer jedem Zweifel stehen.

Nicht ganz so zahlreich wie auf provenzalischem Gebiete, aber nicht minder fördernd und bedeutsam waren Bartschens Arbeiten auf französischem Gebiete. Seine Thätigkeit hier zeigt viel Verwandtschaft mit derjenigen, die wir soeben kennen gelernt haben: der Kreis von Aufgaben und Fragen, denen er hier sein Interesse zuwendet, ist der gleiche wie dort. Neben die Provenzalische Chrestomathie stellt sich hier die „Chrestomathie de l'ancien français (VIII—XVe siècle) accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire“ (1866). Die Anlage ist, wie schon aus dem Titel erhellt, dieselbe, wie bei der provenzalischen Chrestomathie. Sogar die gleichen Vorzüge und Mängel kehren wieder, hier wie dort. Auch hier eine geschmackvolle, glückliche Auswahl von Bruchstücken aus allen Gattungen altfranzösischer Literatur mit zumeist guter Textherstellung; auch hier ein das Verständniß der Texte förderndes Verzeichniß der Flexionsformen nebst Glossar. Aber auch hier vermißt man wieder jene „Lust zu vollendender Arbeit“, die bis ins kleinste hinein sorgsam verfährt: das Glossar und vor allem der grammatische Theil weisen bis in die neuesten Auflagen hinein eine Menge von unrichtigen und verwirrenden Angaben auf. Überhaupt kann, was von den späteren Auflagen der provenzalischen Chrestomathie oben gesagt wurde, hier von der altfranzösischen nur wiederholt werden. Immerhin sind die Vorzüge der letzteren doch so zahlreiche und so große, daß das Werk berufen wurde, eines der förderlichsten Hilfsbücher des Romanisten zu werden: wohl für die größte Mehrzahl derjenigen, die in den letzten 20 Jahren romanische Philologie studirt haben, ist Bartschens Chrestomathie eine Zeit lang der Führer gewesen. — Neben dieser älteren, 1884 in fünfter Auflage erschienenen altfranzösischen Chrestomathie ließ Bartsch 1887, der Aufforderung eines Pariser Verlegers nachgebend, eine zweite Sammlung altfranzösischer Texte erscheinen: „La langue et la littérature françaises depuis le IXème siècle jusqu'au XIVème siècle“. In der Anlage unterscheidet sich das neue Werk von dem früheren kaum: auch hier Texte, Grammatik und Glossar; wohl aber in der Ausführung. Einmal hat Bartsch den grammatischen Theil nicht selbst bearbeitet: in richtiger und von ihm selbst eingestandener Erkenntniß davon, daß eine solche grammatische Darstellung nicht ganz in den Kreis seiner Neigungen und seiner Begabung fiel, hat er dieselbe einer berufeneren Feder, der von Adolf Horning, anvertraut. Die Textsammlung bietet Bruchstücke altfranzösischer Literatur bis zum 14. Jahrhundert, während die ältere Chrestomathie noch das 15. Jahrhundert mit hereinzieht. Fand somit nach einer Richtung hin eine

Beschränkung statt, so konnte dafür nach anderer Richtung eine Erweiterung und Ausdehnung des Planes Platz greifen. Die Texte sind zahlreicher und vor allem umfangreicher. Während die oft kleinen Bruchstücke in der älteren Chrestomathie bisweilen eine nur unvollkommene Vorstellung von dem Inhalt und Charakter des betreffenden Literaturdenkmals vermitteln können, führen die hier gebotenen größeren Abschnitte aus den einzelnen geschickt gewählten Denkmälern weit besser und tiefer in den reichen Inhalt der altfranzösischen Literatur ein. Texte und Glossar sind freilich auch diesmal nicht frei von Fehlern: allein man muß sich erinnern, daß Ausführung und Druck des Werkes zum Theile schon in eine Zeit fällt, als Bartsch von schwerer Krankheit bereits heimgesucht wurde.

Wie auf provenzalischem, so ist auf nordfranzösischem Gebiete es wiederum die Lyrik, die Bartsch besonders anzieht: die engen Beziehungen, welche zwischen altdeutscher, altprovenzalischer und altfranzösischer Lyrik bestehen, mußten Bartsch von einem Gebiete zum andern führen. Dieser Beschäftigung mit nordfranzösischer Lyrik ist vor allem die Ausgabe der »Altfranzösischen Romanzen und Pastourellen« (1870) zu danken. Die Kritik fand zwar manches an dem Buche auszusetzen, einiges mit Recht, anderes mit Unrecht (vgl. Brakelmann in Zeitschrift für deutsche Philologie, Ergänzungsband und Bartschens Antikritik im Jahrbuch, Bd. XIV). Wie es sich aber auch mit den Ausstellungen, die gemacht wurden, verhalten mag, so läßt sich jedenfalls nicht bestreiten, daß Bartschens Ausgabe das Verdienst hatte, jene eigenartigste Schöpfung nordfranzösischer Lyrik zuerst allgemeiner zugänglich gemacht zu haben. — Einmal hat Bartsch übrigens auch zu verschiedenen strittigen Fragen aus der Geschichte des altfranzösischen Epos Stellung genommen. Es geschah dies in zwei umfänglichen Recensionen über Léon Gautiers Epopées françaises (Revue critique 1866, II, und 1867, II), Recensionen, welche als wichtige Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der altfranzösischen Epik bezeichnet werden dürfen.

Die Forschungen Bartschens über altprovenzalische und altfranzösische Lyrik führten ihn zu Untersuchungen über metrische Fragen. Vieles von diesen Untersuchungen steckt in den Einleitungen und Anmerkungen seiner Ausgaben. Daneben veröffentlichte er jedoch auch selbständige Abhandlungen zur Metrik. Besonders reizte ihn, den Zusammenhängen zwischen den metrischen Formen der verschiedenen Literaturen nachzuspüren. Die Einflüsse, welche französische Sprache und Literatur von Seiten des Keltischen erfahren haben, legten die

Vermuthung nahe, daß auch auf dem Gebiete der metrischen Formen derartige Einflüsse stattgefunden hätten. Bartsch sucht nun in der That solche Einwirkungen nachzuweisen in zwei Aufsätzen: »Ein keltisches Versmaß im Provenzalischen und Altfranzösischen« (Zeitschrift für romanische Philologie, Bd. II) und »Keltische und romanische Metrik« (Ebd., Bd. III). Allein die Resultate dieser Untersuchungen sind in keiner Weise als gesichert zu betrachten und haben auch den lebhaften Widerspruch von Männern wie Gaston Paris und D'Arbois de Jubainville gefunden (Romania VIII, IX). — In einer weiteren metrischen Abhandlung deckt Bartsch gewisse Wechselbeziehungen zwischen altdeutschen und romanischen dichterischen Formen auf: »Romanische und deutsche Tagelieder« (1865, Abhandlungen des liter. Vereins in Nürnberg, auch in »Gesammelte Vorträge und Aufsätze«, 1883).

Daß sprachgeschichtliche Forschung nicht in den Bereich von Bartschens spezieller Veranlagung fiel, und daß er dies selbst recht wohl wußte und erkannte, wurde schon vorhin bemerkt. Aus diesem Umstande erklärt sich, dass die oben besprochenen zwei Abrisse der provenzalischen und altfranzösischen Formenlehre zu den entschieden minderwerthigen Arbeiten von Bartsch gehören. Und ebenso erklärt sich daraus, daß er, abgesehen von jenen zwei Arbeiten, eigentlich nur ein einziges Mal noch mit einem Beitrag zur romanischen Grammatik hervorgetreten ist. Es ist das sein Vortrag »Vom deutschen Geist in den romanischen Sprachen«, den er auf der 30. deutschen Philologenversammlung 1875 gehalten hat. In den zwar durchaus anregenden Ausführungen dieses Vortrags ist jedoch nur weniges, das vor einer strengeren Prüfung Bestand haben wird. Obwohl somit Bartsch Grammatiker von Beruf niemals war und sein wollte, so ist er doch der Mitentdecker eines bekannten altfranzösischen Lautgesetzes gewesen: das Gesetz, wonach betontes freies *a* des Lateinischen unter bestimmten Voraussetzungen altfranzösisch nicht zu *e*, sondern zu *ie* wird, figurirt heutzutage gewöhnlich unter dem Namen »Bartschens Gesetz« (man vergleiche jedoch über den Antheil, welchen Adolf Mussafia an der Entdeckung hat, Germania, VII, 178, VIII, 51, 369, und Jahrbuch, VII, 115).

Schließlich bleibt, um das Bild von Bartschens romanistischer Thätigkeit zu einem vollständigen zu machen, noch zu erwähnen, wie der Verstorbene auch auf romanischem Gebiete bestrebt war, die Resultate wissenschaftlicher Forschung weiteren Kreisen zu vermitteln. Hierbei kam ihm das mit seiner sonstigen dichterischen Begabung

zusammenhängende treffliche Übersetzertalent sehr zu statten. Zu nennen ist hier in erster Linie Bartschens Dante-Übersetzung (1877). Unter eingestandener Benutzung der früheren Versuche gelang es Bartsch, eine Übersetzung zu schaffen, welche durch ihre Formvollendung bei größter Treue gegenüber der Vorlage alle anderen hinter sich läßt. — In seiner Übertragung »Alter französischer Volkslieder« (1882), von denen er die Originale zum größten Theile selbst einmal in den »Romanzen und Pastourellen«, dann in einer Sammlung französischer Volkslieder des 16. Jahrhunderts (Zeitschrift, Bd. V) veröffentlicht hat, hat Bartsch nicht so durchweg, wie in der »Göttlichen Komödie«, den Ton des Originals getroffen; doch liefert auch hier wieder eine Reihe von Liedern den Beweis von hervorragender Übersetzungskunst.

Ich habe mich gewissenhaft bemüht, in der vorstehenden kurzen Charakteristik von Bartschens romanistischer Wirksamkeit Licht und Schatten gerecht zu vertheilen. Des Todten Fehler zu verschweigen oder auch nur zu vertuschen, wie es wohl hie und da die Art von Nekrologschreibern ist, konnte ich mich nicht entschließen, so wohl es mir gethan haben würde, wenn ich über die wissenschaftlichen Arbeiten des verstorbenen Freundes nur gutes zu sagen gehabt hätte. Allein unbedingt Vollkommenes leistet Niemand, und Bartschens Leistungen auf dem Doppelgebiete der germanischen und romanischen Philologie sind bei alledem derart, daß sie ihm für alle Zeit einen Ehrenplatz unter den ersten Männern seiner Wissenschaft sichern. Seine Verdienste sind so außerordentlich große und dauernde, daß man seine Fehler nicht zu verschweigen braucht. Eine Lüge aber — und das Verschweigen der Fehler wäre eine Lüge — würde das Andenken des theuren Verstorbenen, der stets nach Wahrheit strebte, nur schänden.

FREIBURG i. B., den 19. März 1888.

FRITZ NEUMANN.

LITTERATUR.

Recensionen.

Von **K. B.**

Das Nibelungenlied, herausgegeben von Friedrich Zarncke. 6. Auflage. 12. Abdruck des Textes. Leipzig 1887. Georg Wigands Verlag. CXXXVII u. 445 S.

Mit aufrichtiger Freude begrüße ich diese neueste Auflage von Zarnckes Nibelungen, in der ich eine wesentliche Annäherung an meinen Standpunkt erblicke. Allerdings eine Anzahl von Differenzpunkten besteht noch immer, die ich im Folgenden zur Sprache bringen will.

Was die Heimat des Liedes betrifft, so halte ich auch jetzt an Österreich fest. Denn es bleibt immer der geographische Fehler mit den Vogesen, der erst von dem kundigeren Bearbeiter C gebessert wurde. Es bleibt auffallend, in wie wenig Stationen die Fahrt vom Rhein bis nach Passau abgethan wird, während von hier an eine genaue Ortskenntniß sich verrät. Der Fehler *Zeizenmûre* ist allerdings wol erst durch die Neidhartschen Lieder zu erklären und kann sich also nicht in dem B und C gemeinsamen Originale gefunden haben. Die Handschriften der Klasse B gehen über die Neidhartsche Zeit nicht zurück; besäßen wir ältere, wie von der Klasse C, so würden diese den Fehler nicht enthalten.

In Bezug auf die Handschriftenfrage erkennt Z. an, daß B und C zwei verschiedene Bearbeitungen eines verlorenen Originaltextes sind. Was aber kann der Grund dieser Umarbeitung anders sein als technische Rücksichten, wie Entfernung unreiner Reime? Die ganze formale Entwickelung der Poesie vom 12. Jahrh. zum 13. zeigt uns dieses Streben nach Umarbeitung und Beseitigung der ungenauen, erst der ungenauesten, dann überhaupt aller ungenauen Reime. Mit der Genesis beginnt die Reihe; im letzten Drittel des 12. Jh. wird die Zahl der assonirenden Dichtungen zahlreicher, die man theils kurze Zeit nachher, theils später umarbeitete. Das lehrreichste Beispiel bietet die Kaiserchronik, weil hier sowol das assonirende Original als die beiden Bearbeitungen erhalten sind. Nun ist geltend gemacht worden (von Paul), daß die Assonanz auch im 13. Jahrh. fortgelebt hat. Gewiß, das ganze Mittelalter hindurch in volksthümlicher Poesie. Aber in den ritterlichen und auch den gelehrten Kreisen regte sich im Fortschritt der Zeit das Bedürfniß, das alte formal nicht genügende dem neuen Geschmack mundgerecht zu machen. Würde man sich die Mühe des Umreimens gegeben haben, wenn die Gedichte in ihrer alten Form noch Beifall gefunden hätten? Also die ganze Entwickelung im 12. Jh. drängt dazu hin, für das Nibelungenl. das Gleiche anzunehmen. Wie alt die gemeinsame Vorlage von B und C war, ist freilich schwer festzusetzen. Es muß doch immer von den erhaltenen Assonanzen ausgegangen und müssen dieselben mit gleichzeitigen Gedichten verglichen werden. Danach gelangen wir doch zu einer frühern Zeit als um 1200, wie Z. will. Das Vorkommen von 6 ungenauen Cäsurreimen habe ich

allerdings wol zu weit ausgedehnt, ich glaube, daß man nur solche gelten lassen darf, bei denen gleichem Vocal verschiedene Consonanz folgt. Aber den Vergleich mit jüngern Dichtungen, in denen sich ebenso ungenaue Cäsurreime finden, kann ich nicht gelten lassen; denn ein Dichter, der genaue Endreime hat, hat keine Empfindung mehr für Assonanz in den Cäsuren, wol aber einer, bei dem die Bearbeitungen noch, wenn auch nicht zahlreiche Assonanzen im Endreim zeigen. Die zweifache Umarbeitung lasse ich gern fallen, sie hat keine principielle Bedeutung, aber an der Umarbeitung, halte ich, und zwar aus formalen Gründen, fest. Und auf Grund der erhaltenen Assonanzen gelangen wir denn doch für das B und C gemeinsame Original zu einer etwas frühern Zeit als um das Ende des 12. Jhs., wie Z. will. Es ist doch auch zu erwägen, daß die Klage mit ihrer ebenfalls doppelten Bearbeitung eines verlorenen, ebenfalls theilweise assonirenden Originals, auch untergebracht sein will.

Einen chronologischen Anhaltspunkt für das verlorne Original der beiden erhaltenen Bearbeitungen gewährt eine Stelle in C. Die vordere Halbzeile *wes iuch der künic bittet*, in B *wes iuch bitet Gunther. bittet* in der Cäsur war B anstößig, da es *bitet* sprach. Die Stellung in der Cäsur ist gleich der im Reime, denn die Cäsur darf ja gereimt sein. Nun erscheint *bitten* im Reime nur in Denkmälern, von denen keines jünger ist als das letzte Drittel des 12. Jhs. Vgl. Germania 13, 235, zu Zarnckes Ausgabe 84, 7[3] [1]). Nur im partic. *bittende* erhält sich das *tt* bis ans Ende des 12. Jahrhs.; noch im Anfang des 13. hat Hartmann a. Heinr. 24 *daz er im bittende wese.* Nun gewinnen wir auch Raum: um 1170 das Original, bald danach die Klage, als Fortsetzung, auch noch in ungenauen Reimen gedichtet (vgl. meine und Edzardis kritische Ausgaben der Klage); gegen Ende des Jahrhs. werden ziemlich gleichzeitig zwei Umarbeitungen der inzwischen in Hss. vereinigten Nibelungen und Klage unternommen, weil die alten Gedichte dem vorgeschrittenen Kunstbedürfniß nicht mehr genügten. Auf eine der beiden Umarbeitungen spielt am Anfang des 13. Jahrhs. Wolfram an.

Alle hier besprochenen Punkte sind der Art, daß sie einen principiellen Gegensatz nicht enthalten, und so hoffe ich, daß wir uns allmählich noch etwas mehr nähern werden. Wir beide stehen in Gegensatz zu der noch immer, wenn auch nicht mehr in öffentlicher Polemik, festgehaltenen Lachmannschen Ansicht mit ihren Heptaden.

Léon Gautier, **La Chévalerie.** Paris 1885. Victor Palmé, Editeur. XVI, 783 S. gr. 8.

Es ist nicht die Zeit des späten Ritterthums, die wir aus den Schilderungen von Froissart kennen, was Gautier in seinem Buche darstellt, sondern im Wesentlichen das Zeitalter der Kreuzzüge, das ja in gewissem Sinne die Blüthe des Ritterthums bezeichnet. Vor Allem für den streng katholischen

[1]) Meine dort gegebene Zusammenstellung ist von Z. als eine grammatische Belehrung angesehen worden. Das sollte sie durchaus nicht sein, sondern ich hatte den aus jenen Stellen zu folgernden Beweis im Sinne.

Verfasser, dem die Kreuzzüge als der Glanzpunkt des mittelalterlichen Katholicismus erscheinen müssen. Sein Buch verfolgt populäre Zwecke, wie die mittelalterliche Scenen des Ritterthums darstellenden Abbildungen beweisen: aber neben dieser Reihe von Abbildungen geht eine zweite her, die das Werk für den Forscher schätzbar und werthvoll macht: die Nachbildungen von mittelalterlichen Originalien, die ein anschauliches Bild von Trachten, Waffen u. s. w. jener Zeit gewähren. Schon in seinen Ausgaben des Roland hatte Gautier diese Seite der Alterthumskunde, die von unsern Philologen leider zu sehr vernachlässigt wird, in Anmerkungen hervorgehoben. Durch beide Bücher weht die Begeisterung für den Katholicismus; der wissenschaftliche Kern wird davon nicht beeinträchtigt. Ich habe auf das Werk hier aufmerksam gemacht, weil das deutsche Ritterthum den stärksten Einfluß von dem französischen erfahren hat.

Beiträge zur Quellenkunde der altdeutschen Literatur von K. Bartsch. Straßburg 1886. Trübner.

Ein Vorläufer sollen diese Beiträge sein zu einer 'Quellenkunde der altdeutschen Poesie, welche ein Verzeichniß sämmtlicher uns erhaltener poetischer Denkmäler bis 1500 umfassen soll'. An der Nützlichkeit eines solchen Werkes kann wohl kein Zweifel sein. Eine Probe vom Anfang ist in diesen Beiträgen gegeben, die im übrigen Material zur Kenntniß der Quellen enthalten. Den Anfang machen theils neue, theils bisher unvollkommen veröffentlichte Bruchstücke von Wernhers Maria. Es folgt Flore und Blanscheflur, mit Vergleichung der Heidelberger Hs. und Vorschlägen zur Besserung des Textes. So setzt sich die Reihe fort durch das 13.—15. Jahrh., von Prosadenkmälern ist nur Bruder Berthold behandelt. Keine neuen Quellen benutzt sind beim Engelhard, daher man zweifeln könnte, ob die Besserungsvorschläge genau genommen in den Rahmen der Beiträge gehören.

Baechtold, Jakob — **Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz.** 1.—2. Lieferung. 168 u. 44 S. Frauenfeld 1887. Huber. 8.

Genau genommen läßt sich die Literaturgeschichte eines einzelnen Theiles deutscher Zunge nicht schreiben; die Schweiz z. B. hängt mit Schwaben so eng in ihrer Entwickelung zusammen, daß man immer von dem einen auf das andere Gebiet hingewiesen wird. Dennoch ist begreiflich, daß bei der politischen Stellung der Schweiz hier der Gedanke besonders nahe lag, und die Durchführung ist den etwaigen Schwierigkeiten glücklich aus dem Wege gegangen.

Das 1. Heft umfaßt die ahd. Zeit, in der naturgemäß die Sanct-Galler Bestrebungen den Mittelpunkt bilden. In den Anmerkungen, die leider nicht im Texte durch Zahlen angedeutet sind, sondern am Schlusse unter Hinweis auf die Seite des Textes folgen, hat der Verf. manche schätzbare Forschung und Berichtigung niedergelegt.

Das 2. Heft umfaßt die höfische Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts, beginnend mit der Epik. Sehr zu loben sind die beigegebenen

Inhaltsanzeigen der Gedichte, und namentlich bei den ungedruckten sehr erwünscht. Nach B. ist der Lanzelot von Einfluß auf Hartmanns Erec gewesen; die Beantwortung der Frage hängt von der Untersuchung über die Abfassung des letzteren ab. Konrad Fleck wird als Schweizer nachgewiesen, auf Grund des Ruprecht von Orbent, dessen Familie in der Schweiz vorkommt. Ja den Dichter selbst glaubt B. gefunden zo haben in einem 1212 bis 1233 vorkommenden Cuonradus Basiliensis ecclesiae thesaurarius. — Die Heimat Rudolfs von Ems findet B. nicht in Vorarlberg, sondern in Churrätien; ein Rudolf von Ems kommt hier 1170 vor. Die Quellen des Alexander werden sorgfältig angegeben; ein gedrängtes Inhaltsverzeichniß des ungedruckten Gedichtes ist beigefügt. Daß der Alexander vor dem Wilhelm verfaßt sein soll, wird S. 107 zwar behauptet, aber nicht bewiesen: denn der Verweis in den Anmerkungen auf Schmidt ist durch meine Widerlegung Germania 24, 1 ff. hinfällig. Der Johann von Ravensburg, durch welchen Rudolf die Quelle seines Wilhelm erhielt, wird ebenfalls auf schweizerischem Boden 1246—50 bezeugt. Wenn hier dieselbe aufzufinden nicht gelungen, so werden bei der Weltchronik um so eingehender die Quellen nachgewiesen. Der alte Irrthum, daß Rudolf eine Bearbeitung des trojanischen Krieges verfaßt, wird auf seinen Ursprung zurückgeführt. Sehr eingehend wird Konrad von Würzburg behandelt, der von B., wenn auch als kein geborener Schweizer, so doch am längsten dort lebend für die Schweiz in Anspruch genommen wird. S. 121 wird irrthümlich die Erzählung von dem Troubadour Guillem von Cabestanh, die sich inhaltlich mit dem Herzmähre deckt, auf Boccaccio zurückgeführt. Bei der Welt Lohn wird auf die Darstellung der Frau Welt am Basler Münster verwiesen (S. 123); es hätte die am Wormser hinzugefügt werden können. Von einem Verzeichniß der Hss. des Alexius (Anm. zu S. 124) kann nicht die Rede sein; Maßmann verzeichnet a. a. O. sämmtliche deutsche Bearbeitungen der Alexiuslegende. Den Namen Manessische Handschrift sucht B. zu vertheidigen und nicht ohne Glück. Allerdings spricht Hadloub, der hier der einzige Gewährsmann ist, von ‘des er diu liederbuoch nu hât’, d. h. in Folge seines eifrigen Bestrebens hat er nun die Liederbücher. Unter diesen können nur kleinere Sammlungen verstanden sein; das schließt aber nicht aus, daß aus ihnen die Manesse dann den großen Codex zusammenstellen ließen. Denn überall ist derselbe auf Nachträge eingerichtet und hat solche auch gefunden; das entspricht ganz dem Charakter des Sammlers. Ich stehe also nicht an, die Berechtigung des Namens ‘Manessische Sammlung’ anzuerkennen.

Dunger Hermann, **Die Sprachreinigung und ihre Gegner.** Eine Erwiderung auf die Angriffe von Gildemeister, Grimm, Rümelin und Delbrück. Festschrift zur Begrüßung der 1. Hauptversammlung des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Dresden 1887. 8. 78 S.

Genau genommen gehört diese Schrift nicht in den Rahmen der Germania, da sie indeß auch einen kurzen historischen Rückblick gibt und die Sache selbst von aligemeiner Wichtigkeit ist, so möge sie nicht unbesprochen bleiben. Das Fremdwort im Mittelalter ist wiederholentlich Gegenstand der Forschung gewesen; zwei Perioden können wir scheiden: die ahd. und die

mhd. Jene hängt wesentlich mit der Einführung des Christenthums, diese mit der Entwicklung des Ritterthums zusammen. Allein während die ahd. Zeit sich in den durch die Culturentwicklung bedingten Grenzen hielt, sehen wir in mhd. Zeit die höfische Gesellschaft mit dem Fremdwort ähnlich spielen, wie es im 17. Jahrh. der Fall war. Wolframs und Gottfrieds Werke wimmeln von unnützen Fremdwörtern.

In ruhigem Tone widerlegt D., was von den auf dem Titel genannten Gegnern vorgebracht worden. Er zeigt, wie dieselben überall sich selbst in Widersprüche verwickeln, namentlich bei Rümelin. Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß der Gedanke, das Fremdwort zu bewältigen, leicht auf einen gewissen Widerspruch stößt. Man denkt unwillkürlich an die Sprachreiniger des 17. Jahrhs. mit ihren lächerlichen Übertreibungen und Verdeutschungen. Auch werden wir, wenn wir den Kreis unserer Gedanken nicht schädigen wollen, das Fremdwort nicht ganz entbehren können. Ja, wo es wirklich einen im Deutschen nicht auszudrückenden Begriff gibt, ist das Fremdwort berechtigt. Ein Beispiel. Wir sprechen von Komödiantenwirthschaft; Schauspielwirthschaft setzt den Begriff Schauspieler herab. Wir sagen ‘Er ist ein Komödiant’ oder ‘er spielt Komödie’, um einen Menschen zu bezeichnen, der sich nicht offen gibt. Gewiß kann man andere Ausdrücke dafür wählen, aber sie geben das bezeichnende Bild auf. Auch kann nicht geleugnet werden, was Delbrück hervorhebt, daß die Anwendung von deutschen, bisher mehr der dichterischen Sprache angehörigen Wörtern in der Prosa die Dichtersprache herabdrückt. In Frankreich ist es so weit gekommen, daß eine Reihe an sich untadelhafter Ausdrücke in der Dichtkunst gar nicht mehr gebraucht werden dürfen. Manche deutsche Wörter werden sich schwer wieder einbürgern, vielleicht noch Oheim, wiewohl im Lustspiel das mehr dem feierlichen Stile angehörige Oheim kaum den Onkel verdrängen wird, aber das zur Seite stehende Muhme wird schwerlich so leicht die ‘Tante’ verdrängen.

Eine gänzliche Ausrottung des Fremdwortes in aller Strenge ist auch wohl nicht die Absicht, sondern den Sinn für die Muttersprache zu schärfen und zu wecken. Darin liegt das Hauptverdienst, daß, wenn der Verein Verbreitung findet, man sich im einzelnen Falle besinnen wird, ob nicht das Fremdwort, das einem in die Feder läuft, durch ein deutsches ersetzt werden kann. Mir geht es schon seit Jahren so, ohne daß ich jedoch pedantisch — auch ein schwer wiederzugebendes Wort, das daher J. Grimm ohne Bedenken auf den Titel einer akademischen Abhandlung gesetzt hat — ans Deutsche mich klammerte. Bemerken will ich auch für das Streben nach Beseitigung der Fremdwörter, daß Gervinus' Literaturgeschichte in der ersten Auflage voll von Fremdwörtern ist, die er in den spätern beseitigt hat, wie er auch die ‘Nationalliteratur’ durch ‘Geschichte der deutschen Poesie’ ersetzte.

Das Vertheidigen der Unentbehrlichkeit der Fremdwörter ist vielfach thörichtes Vornehmthun: man glaubt seine Gedanken nicht so vollendet, so fein ausdrücken zu können im Deutschen wie in der fremden Sprache. Zu diesen Vornehmthuern gehört auch Hermann Grimm. Er lese die Schriften seines großen Oheims und überzeuge sich, daß man tiefe Gedanken in deutscher, von fremden Eindringlingen freier Sprache ebenso gut ausdrücken kann, wie in deutsch-französischem Kauderwälsch. Wie lächerlich wir dem Auslande durch unsere Fremdwörterwut sind, hat D. gebührend hervorgehoben.

Rockinger, Ludwig — **An der Wiege der baierischen Mundart-Grammatik und des baierischen Wörterbuches.** München 1886. 307 S. 8.

Ein Vortrag in der Monatsversammlung des historischen Vereins von Oberbaiern vom 1. August 1885 zur Erinnerung an Joh. Andreas Schmellers hundertjährigen Geburtstag. Derselbe gibt eine Geschichte von Schmellers mundartlichen Studien und enthält außerdem eine Reihe höchst anziehender Beilagen: 1. einen Aufsatz Schmellers 'Sprache der Baiern' vom 14. Februar 1816; 2. Schmellers 'Einladung' zur Mittheilung von mundartlichen Beiträgen, vom März-April 1816; 3. zwei Berichte Schmellers an die Akademie der Wissenschaften von 1816 und 1817; mit einem Gutachten über das Salzburgische Idioticon von Jirasek; 4. aus den Acten der Akademie von 1816 bis 1823, und zwar: *a*) Vortrag des Bibliothekars Scherer in der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe vom 15. Februar 1816; *b*) Bericht der Akademie hierauf vom 18. Februar 1816; *c*) Schmellers Gesuch an die Schul- und Studien-Geschäftsabtheilung bei dem geheimen Ministerialdepartement des Innern vom 15. Nov. 1816 um Hinweisung und Berücksichtigung der örtlichen Mundarten beim deutschen Sprachunterrichte; *d*) Schmellers Antrag an die Akademie wegen Besprechungen mit Recruten zu München für dialektische Zwecke vom 8. August 1820; *e*) Bericht der Akademie vom 29. Juli 1823 wegen Förderung des Erscheinens des baierischen Wörterbuches; 5. Schmellers Kampf ums Dasein in den Jahren 1818—23, und die Bemühungen der Akademie hierin; 6. Aus dem Briefwechsel Schmellers und des Hofrathes Hoheneicher vom 29. Juni 1816 bis zum 22. Juli 1823. Für die Entstehung von Schmellers Lebenswerk wie für seine Stellung zu München sind diese Beilagen gleich lehrreich.

Ascoli, G. L., **Sprachwissenschaftliche Briefe.** Autorisirte Übersetzung von Bruno Güterbock. Leipzig 1887. S. Hirzel. XVI, 228 S. 8.

Das Buch des berühmten italienischen Linguisten berührt nur zum kleinen Theile das deutsche Gebiet. Es ist in der graziösen Form von Briefen abgefaßt, die dem Italiener so leicht kein anderes Volk nachmacht. Ein Widmungsbrief an Francesco d'Ovidio geht voraus. Den Inhalt des ersten Briefes bilden zunächst einleitende Bemerkungen für diesen wie die folgenden Briefe; die ethnologischen Gründe der sprachlichen Umgestaltungen; die ursprünglichen Lautverbindungen vom Typus TIÁ im Griechischen durch solche vom Typus tejó teó fortgeführt; ὖς und σῦς. Der zweite Brief, an Napol. Caix, handelt über eine vom Römischen abweichende Lautschicht, die sich in den romanischen Sprachen bemerkbar macht. Der dritte, an Pietro Merlo, handelt speciell von den 'Junggrammatikern'. An Osthoff hebt er hervor 'ein rauhes streitsüchtiges Naturell; seine Überzeugungen kleiden sich leicht in eine anscheinend hochmüthige und gereizte Ausdrucksweise'; aber anderseits, daß die eigentliche Triebfeder auch bei ihm nur das reine Streben nach Wahrheit ist. A. bricht eine Lanze für Schleicher, dessen Bedeutung von den Junggrammatikern unterschätzt werde, indem dieselben behaupten, er habe es mit der Strenge der Lautgesetze nicht so genau genommen (vgl. namentlich auch den S. 136 Anm. erwähnten Aufsatz von Joh. Schmidt über Schleichers Auffassung der Lautgesetze). So revolutionär umgestaltend also,

wie es häufig dargestellt wird, ist das Wirken der Junggrammatiker daher doch nicht. 4. 'Nachschrift' behandelt 'die Lautgesetze' und 'Unermittelte Ursachen'; endlich 5. 'Nachträge' und ein Wörterregister.

Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Litteratur. Herausgegeben von W. Wilmanns. Heft 2. Über das Annolied.

Nach einer Übersicht der Litteratur über das Annolied gibt der Verf. den Quellennachweis, wobei er der bequemeren Übersicht wegen das Gedicht in kleinere Abschnitte zerlegt. Für den Nachweis der Quellen fehlte es nicht an fleißigen Vorarbeiten, die von W. erwähnt und benutzt sind. An der Hand der Quellen gibt er eine genaue Analyse des Gedichtes. Er gelangt zu dem Ergebniß, daß, da der Dichter nur geringe Kenntnisse zeigt, wahrscheinlich der größte Theil aus einem Buche entlehnt ist. Einige auf S. 48 hervorgehobene auffallende Punkte in der Composition scheinen dafür zu sprechen. Das Annolied zeigt hier Verwirrung, während die Kaiserchronik den ursprünglichen Zusammenhang gewahrt hat. Beide, Annolied und Kaiserchronik, stehen in Abhängigkeit von den Gesta Trevirorum, und als Tendenz des Annodichters weist W. nach, daß derselbe im Wetteifer mit Trier sein Loblied auf Köln geschaffen. Was das Verhältniß von Anno und Kaiserchronik speciell betrifft, so weisen beide mit größter Wahrscheinlichkeit auf eine in deutschen Reimen abgefaßte Weltgeschichte zurück. Die Erzählung vom Leben des heil. Anno beruht nicht auf Lambert von Hersfeld, sondern auf einer alten Vita Annonis, die auch dem Druck bekannter Vita zu Grunde liegt. Die alte Vita ist, wie S. 87 gezeigt ist, zwischen 1075—78 geschrieben. Das Annolied selbst entstand, und hier kommt W. auf Holtzmanns Ansicht zurück, zwischen dem Frühjahr 1077 und Ende 1078 (S. 61). Der Verf. war ein Salzburger Mönch. Ein erster Anhang stellt Anno und Kaiserchronik einander gegenüber, der zweite behandelt die Sage vom Ursprung der Franken. Man darf den Schritt für Schritt artig fortschreitenden Resultaten des Verf. unbedingt beistimmen und aufs neue seinen Scharfsinn anerkennen, der diesmal auf gesundem Boden arbeitet.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur. Herausgegeben von Max Koch und Ludwig Geiger. Neue Folge. 1. Bandes 1. Heft. 128 S. 8. Berlin 1887. A. Hauck.

Die beiden auf dem Titel genannten Zeitschriften haben sich zu einer verschmolzen. 'Die Zeitschrift strebt darnach, auch bei streng philologischer Bearbeitung der einzelnen Erscheinungen doch stets den großen Zusammenhang der ganzen Entwickelung im Auge zu behalten.' Namentlich die Pflege des Folk-lore hat sie sich zur Aufgabe gemacht; die meisten Länder haben schon einen Mittelpunkt dafür, an dem es Deutschland noch fehlte. Wir begrüßen diesen Gedanken mit aufrichtiger Freude, wie überhaupt das ganze Unternehmen. Das erste Heft enthält von Beiträgen, die auch den Kreis der Germania berühren: L. Katona, zur Literatur und Charakteristik des magyarischen Folk-lore; — L. Geiger, ein ungedrucktes Drama, von Jacob Locher, lateinisch, in Prosa, nur die Chöre in Versen; die Hs. aus dem Anfang des 16. Jahrhs. Es ist verfaßt 1513 und behandelt die politischen Verhältnisse

jener Zeit; — J. Bolte, zwei Humanistenkomödien aus Italien, die erste in zwei Abschriften von Hartmann Schedel (1440—1516) behandelt studentische Verhältnisse in Padua; darin begegnet ein Joh. Pirkheimer, wohl der Vater von Willibald P. Die zweite Komödie folgt im nächsten Heft. — G. Könnecke, neue Beiträge zur Geschichte der englischen Komödianten, zwei Urkunden von Landgraf Moritz von Hessen um 1528, aus dem Marburger Archiv. — Besprechungen, darunter: Alexander von Weilen, Contes populaires de Lorraine; A. Würtzner, G. Chaucers Werke, übersetzt von A. v. Düring.

Baumgart, Hermann — **Handbuch der Poetik.** Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. XII, 736 S. gr. 8. Stuttgart 1887. Cotta.

Ein rein deductives Verfahren, bemerkt der Verf., kann zu einer befriedigenden Theorie der Dichtkunst nicht führen, sondern es bedarf einer nach einheitlichen Gesichtspunkten verfahrenden Kritik, die aber nur unter steter Berücksichtigung der historischen Entwickelung angestellt werden kann. Er erinnert an einen Spruch Goethes 'Es ist weit mehr Positives, das heißt Lesbares und Überlieferbares in der Kunst als man gewöhnlich glaubt. Die heutige Poetik beruht auf Lessings und Schillers Hauptschriften, deren Resultate zu prüfen sind': von diesem Grundsatz geht der Verf. aus. Das historische hat er berücksichtigt, z. B. bei der Thierfabel geht er auf J. Grimms Theorie und die davon abweichende Scherers zurück, er behandelt den Unterschied zwischen Volksepos und Kunstepos, geht beim romantischen Epos auf das mittelalterliche Kunst- und Volksepos zurück, beim komischen Epos auf Reinecke Vos, welche Einreihung man freilich bezweifeln kann. Freilich nicht überall ist der historische Standpunkt berücksichtigt, so bei der Ballade und Romanze, wo der Verf., statt historisch vorzugehen, die theoretischen Unterscheidungen zwischen beiden zum Ausgangspunkte macht. Wir erfahren nichts davon, daß die Ballade ursprünglich ein Tanzlied ist, wie dies zusammenhängt, wie der Name und die Gattung nach England kam, nichts von dem historischen Ursprung der Romanze, wodurch erst jene Theorie eine feste Grundlage bekommt. — Immerhin ist das Buch als ein schätzbarer Versuch zu begrüßen, das historische Element in die Poetik einzuführen.

Ebert, Adolf — **allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande.** 3. Band. Die Nationalliteraturen von ihren Anfängen und die lateinische Literatur vom Tode Karls des Kahlen bis zum Beginne des elften Jahrhunderts. Leipzig 1887. F. C. W. Vogel. VIII, 529 S. 8.

Mit diesem Bande betritt der Verf. das Gebiet der Volkssprachen und damit gewinnt sein Werk für den Germanisten ein erhöhtes Interesse. Es war ein Irrthum classischer Philologen, daß nur die lateinische Literatur in dem Buche behandelt werden sollte: sie bildet nur das Substrat für die christliche Literatur in den Volkssprachen. Zuerst behandelte E. die ags. Literatur, dann die deutsche Poesie des 9. Jahrhunderts; darunter zuerst das Hildebrandslied, dem er in formaler Beziehung entschieden Vorzüge vor der ags. Poesie nachrühmt. 'Auch der Vers zeigt im Ganzen eine größere Einfachheit

der Bildung.' Da E. unter der Literatur den Text der MS. Denkmäler voranstellt, hier aber die Vierhebungstheorie nach Lachmann durchgeführt ist, so möchte man glauben, daß er auf diesem Standpunkte stehe, was gewiß doch nicht der Fall ist. Bei Otfrid wird der Übergang von der Alliteration zum Endreim behandelt, den er auf den Einfluß der lateinischen kirchlichen Dichtung zurückführt. Mit Otfrid schließt das 6. Buch, das 7. umfaßt die lateinische Literatur bis zum Zeitalter der Ottonen und die ags. Dichtung, das 8. die Literatur im Ottonischen Zeitalter, erst die lateinische Dichtung in Deutschland und Frankreich, dann die Anfänge romanischer Dichtung Frankreichs, hierauf die lateinische Prosa, und zum Schluß die ags. Literatur, die lateinische und Nationalliteratur. Schon diese gedrängte Übersicht zeigt, welchen Reichthum der neue Band des verdienten Werkes enthält, dessen baldige Fortsetzung wir nur dringend wünschen können.

Litteratur-Notizen.

Kormaks-Saga herausgegeben von Th. Möbius. Halle a. d. S. 1886. Buchhandlung des Waisenhauses. 208 S. 8.

Die sorgfältige Art der Möbius'schen Ausgaben ist bekannt und bekundet sich auch hier. Die Kormaks-Saga ist für die Geschichte der Skalden von besonderem Interesse, bietet aber auch wegen der zahlreichen Skaldenstrophen, die die Skaldenkunst auf ihrer Höhe zeigen, sehr große Schwierigkeiten. Möbius gibt zuerst einen kritischen Text, dann einen Abdruck der Visur treu nach den Handschriften. Die Anhänge behandeln die Sage nach Inhalt und Form, geben eine Kritik der handschriftlichen Überlieferung, dann erläuternde Anmerkungen, und endlich, was den Haupttheil und den schwierigsten Theil bildet, eine Erläuterung der vísur. Es folgt ein Verzeichniß der skaldischen Umschreibungen (Ausdrücke für Blut, Haar, Auge u. s. w.), ein Wortverzeichniß zu den vísur der Saga und ein Verzeichniß der Eigennamen. Man sieht, der Herausgeber hat es an nichts fehlen lassen, um seiner Ausgabe den Stempel der Vollkommenheit aufzuprägen.

Golther, Wolfgang — **Das Rolandslied des Pfaffen Konrad.** Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des XII. Jahrhunderts (gekrönte Preisschrift). München 1887. Christian Kaiser. VIII, 158 S. 8.

Eine von der Münchener philosophischen Facultät gekrönte Preisaufgabe. Drei Fragen sollten beantwortet werden: 1. worin stimmt Konrad zu seiner Vorlage? 2. was von der Vorlage findet sich bei ihm nicht? 3. welche Zusätze hat er gemacht? Der Verf. hat sich seiner Aufgabe mit großer Sorgfalt unterzogen und wohl den Preis verdient. Er behandelt zuerst die Übereinstimmungen zwischen Konrad und dem Oxforder und Venetianer Texte V^4, und gelangt zu dem Resultate, daß keine der beiden französischen Textgestaltungen K. vorlag, er hatte einen reicheren, vollständigeren Text. Das zweite Capitel behandelt die Stellen in OV^4, die K. nicht benützte. Es ergibt sich, daß K. im Allgemeinen wesentliche Theile der eigentlichen Handlung nicht ausgelassen hat. Eine bestimmte Tendenz der Streichungen ist

nicht zu erkennen. Das dritte Capitel behandelt K.'s Zusätze. Sie sind im vorderen Theile, etwa bis zu Riviers Tode, häufiger und bedeutender als im zweiten, wo er dem Ende zueilte. Man wird sich mit diesem Resultate wohl einverstanden erklären können.

Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhausen. (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Herausgegeben von J. Baechtold und F. Vetter. Ergänzungsband.) 1. Lieferung.

Diesen Ergänzungsband verdanken wir F. Vetter. Er gibt zunächst kurze Auskunft über die Hss., von denen die älteste (1365) die Heidelberger, nicht aber die beste ist, sondern eine Luzerner, jetzt in Bern. Sämmtliche Hss. hat der Herausgeber nicht verglichen, 4 vollständig, von 13 größere und kleinere Stücke. Sehr willkommen ist die Beigabe des lat. Textes von Jacobus de Cessolis, wobei mit Recht V. diejenige Textgestalt zu Grunde gelegt, die Kunrat vorlag. Ihr kommt die Wolfenbüttler Handschrift am nächsten; sie ist zu Grunde gelegt, aber aus 6 anderen Texten sind Besserungen herbeigezogen.

Ein sorgfältiges Studium hat V. den Quellen des Cessolis zugewendet, und ebenso den Zusätzen Kunrats; nur in wenigen Fällen ist es ihm nicht gelungen, die Quelle zu finden.

Durch das ganze Gedicht ist die Vergleichung mit den anderen Schachbearbeitungen durchgeführt.

Warum aber schreibt V. Kunrat von Ammenhausen und nicht Ammenhusen?

Sütterlin, L. — **Geschichte der Nomina agentis im Germanischen.** Straßburg 1887, Karl Trübner. 108 S. 8.

In der Entwicklung der Suffixe können wir einerseits das Untergehen derselben, anderseits das lebenskräftigere Hervortreten beobachten, wobei häufig eine Einschränkung in begrifflicher Hinsicht stattfindet. Der Verf. hat sich zur Aufgabe gemacht, von diesem Gesichtspunkte aus die Entwickelung der nomina agentis zu geben: 'es soll zusammenhängend gezeigt werden, welcher Mittel sich das Germanische in seinen einzelnen Dialekten und in seinen verschiedenen Perioden bediente zur Bezeichnung der thätigen Person.' Vergleicht man diese Suffixe mit denen der verwandten Sprachen, so findet man eine große Verschiedenheit. 'Das Germanische hat sich in diesem Punkte weit von dem Zustande entfernt, der einmal im Indogermanischen vorlag.' Seine Aufgabe hat der Verf. mit überall hervortretender Kenntniß und Beherrschung seines Gegenstandes gelöst.

Das Nibelungenlied. Schulausgabe mit einem Wörterbuche von K. Bartsch. 3. Auflage. Leipzig 1887. Brockhaus.

Ein unveränderter Abdruck der vorhergehenden, da seitdem neues Material sich nichts ergeben und meine Grundsätze in Bezug auf die Behandlung des Textes dieselben geblieben sind.

Wunderlich, Hermann — **Untersuchungen über den Satzbau der Pronomina.** München 1887. Verlag der Lindauer'schen Buchhandlung (Schöpfling). 72 S. 8.

Eine außerordentlich sorgsame Untersuchung, welche einen werthvollen Beitrag zur Syntax der Sprache bildet. Es liegt bis jetzt der erste Theil vor, welcher die Pronomina behandelt. Eine Übersicht der Abschnitte wird die Anlage des Ganzen zeigen: *a*) die einfache Verbalform; *b*) die Ergänzung aus dem Zusammenhange; *α*) Ergänzung des Subjects, *β*) Ergänzung eines Obliquus; *c*) das Personalpronomen; besondere Verhältnisse der Neutralform; *d*) das Demonstrativpronomen: 1. das Demonstrativ im Allgemeinen; 2. die Formen des Demonstrativs; 3. das in den Nebensatz übertretende Demonstrativ: die Relativsätze; 4. das Indefinitum im Relativsatze; nebst einem Anhang zu 3 und 4.

Anzeigen.

Goedeke, Karl — **Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen.** 1. u. 2. Band. 3. Bd., Bogen 1—10. Dresden 1884—86.

Dem unermüdlich fleißigen Goedeke ist der Griffel aus der Hand entsunken, ehe es ihm beschieden war, das Hauptwerk seines Lebens in neuer Bearbeitung zu vollenden. Zum Glück sind diejenigen Partien, die einer gründlicheren Umarbeitung bedurften, vollendet; das 6. Heft reicht bis ins 13. Jahrhundert hinein. Die hauptsächlichste Umarbeitung und Erweiterung hat das Mittelalter erfahren; hier ist die vollständige Aufzählung der Literatur von großem Werthe, und von noch größerem die Inhaltsangaben der Dichtungen. Denn was nützt dem Hörer oder Leser das Reden über einen Dichter, wenn er nicht die Werke selbst gelesen, und das kann man von einem Studenten oder Laien nicht verlangen. Diese Analysen sind mit großem Geschick gemacht. Auch das 16. Jahrh. hat, wenn auch nicht in dem Maße wie das Mittelalter, Erweiterungen erfahren, namentlich in Bezug auf die Entwickelung des Humanismus und des mit ihm eng zusammenhängenden lateinischen Schuldramas. Hoffen wir, daß im Nachlaß die Materialien vorhanden sind um das Werk zu Ende zu führem, was bei Goedeke's Art zu arbeiten wol erwartet werden darf.

Monumenta Germaniae paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachgelehrten herausgegeben von Karl Kehrbach. Band I. Braunschweigische Schulordnungen 1. CCV, 602 S. Bd. II. Ratio Studiorum et Institutiones Societatis Jesu 1. LIII, 460 S. gr. 8. Berlin 1886—87. A. Hofmann und Comp.

Der erste Band umfaßt den ersten Theil der Braunschweigischen Schulordnungen von den ältesten Zeiten (1251) bis zum Jahre 1828, mit Einleitung, Anmerkungen, Glossar und Register, herausgegeben von Friedrich Koldewey. Neben eigentlichen Schulordnungen in engerem Sinne sind, und mit Recht, auch Documente mitgetheilt, die für die Entwickelung des Schulwesens in weiterem Sinne von Bedeutung sind: Gründungsurkunden, Dienst-

verträge, Berichte, Schulgesetze einzelner Anstalten, Lehrpläne und Unterrichtsanordnungen. Die Einleitung gibt einen Überblick über die Entwickelung des Schulwesens in der Stadt Braunschweig; der zweite Theil wird nach Darlegung der Grundsätze, die bei der Textgestaltung maßgebend waren, für jede einzelne Ordnung die bibliographischen Nachweise und textkritischen Bemerkungen liefern. Der zweite Band, von dem gleichfalls der erste Theil vorliegt (die Zeit von 1541—1599 umfassend), ist von G. M. Pachtler herausgegeben und mit dem Bildniß von Ignatius Loyola geschmückt. Er behandelt das gesammte Schul- und Erziehungswesen der Gesellschaft Jesu, von der Stiftung des Ordens bis auf unsere Zeit. Die Einleitung gibt eine Übersicht der reichen vom Herausgeber benutzten Quellen. Dieser Band wird, wenn einmal vollendet, von höchstem Interesse, nicht nur für die Geschichte der Schule, sondern des gesammten Culturlebens seit dem 16. Jahrh. sein. Die Schule ist einer der wichtigsten Factoren, durch welche der Jesuitenorden gewirkt hat. Das ganze Werk verspricht, nach diesen beiden Bänden zu urtheilen, vortrefflich in der Ausführung zu werden.

Golther, Wolfgang — **die Sage von Tristan und Isolde.** Studie über ihre Entstehung und Entwicklung im Mittelalter. München 1887, Christian Kaiser. VIII, 124 S. 8. M. 3.20.

Der Verf. machte sich zunächst zur Aufgabe, sämmtliches erreichbare Material heranzuziehen und das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen erhaltenen Fassungen festzustellen. Mancherlei war vorgearbeitet für das Gedicht des Thomas, nicht so für das des Berolt, für welches Eilharts Tristan herangezogen wurde, und hier hat der Verf. den Versuch gemacht, ähnlich wie für das Thomasgedicht, die Untersuchung zu führen. Dabei hat er Gelegenheit genommen, die Frage nach Ursprung und Entstehung der Sage zu erörtern. Und da will es mir scheinen, als wenn der Verf. dem ursprünglichen keltischen Elemente zu wenig Spielraum eingeräumt hätte. Denn so viel auch das 12. Jahrh. von französischer Anschauung in die Sage hineingetragen hat, so bleibt das doch nur ein äußerer Firniß, der über den alten Stoff von ganz anderem Charakter gezogen ist, ein ähnlicher Proceß, wie er auch mit dem Nibelungenliede vor sich ging, nur daß er sich bei der Tristansage innerhalb zweier Literaturen, beim Niblungenliede innerhalb derselben Literatur vollzog.

Schweizersiches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. X. Heft. Bearbeitet von Friedrich Staub, Ludwig Tobler und Rud. Schoch. Frauenfeld 1886. Huber.

Mit diesem Hefte beginnt der zweite Band des trefflichen Werkes, welches ein Ehrendenkmal für die deutsche Schweiz bildet. Zu den zwei älteren Bearbeitern ist ein jüngerer in Dr. Schoch getreten, der sich auf germanistischem Gebiete bereits einen guten Namen gemacht hat; der raschen Förderung des Werkes kann dies nur vortheilhaft sein. Immer mehr, je weiter das Werk vorschreitet, müssen wir es beglückwünschen, daß die allgemeine

Theilnahme nicht bloß ein Wörterbuch der lebenden Mundarten ermöglichte, sondern ein auf historischer Grundlage ruhendes, unmittelbar ans Mhd. anschließendes.

Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen 1.—4. Heft. Straßburg 1887—88. 8. E. H. Ed. Heitz (Heitz und Meindel.)

Das Werk will ‘in zwangloser Folge Abhandlungen und Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte und Literaturgeschichte von Elsaß und Lothringen, Beiträge zur Kunde der natürlichen geograpischen Beschaffenheit des Landes, seiner Bevölkerung und seiner Bevölkerungsverhältnisse in der Gegenwart und in der Vergangenheit, seiner Alterthümer, seiner Künste und kunstgewerblichen Erzeugnisse’ liefern; ‘selten gewordene literarische Denkmäler durch Neudrucke allgemein zugänglich’ machen, und ‘durch Veröffentlichung von Erhebungen über Volksart und Volksleben, über Sitten und Brauch der Stände, über Aberglauben und Überlieferungen, über Singen und Sagen der Landesgenossen deutscher und romanischer Zunge das Interesse an der elsaß-lothringischen Volkskunde befördern.’

Vier Hefte liegen bis jetzt vor; das erste enthält eine Abhandlung von Constantin This, die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen, angeregt durch Prof. Gröber. Der Verf. ging bei Bestimmung der Sprachgrenze von der Frage aus: wie weit wird französisches Patois in der Familie gesprochen? Wenn an einem Orte in der Nähe der Sprachgrenze kein Dialekt, sondern nur eine Art Schriftfranzösisch gesprochen wird, so werden besonders die Schule, die Kirche und der Verkehr diesen Zustand herbeigeführt haben. Es zeigt sich, daß solche Ortschaften alle im Keime deutsch sind. Die Arbeit ist mit großer Genauigkeit und Sorgfalt gemacht. Das zweite Heft liefert einen von E. Martin veranstalteten Wiederabdruck von Th. Murners geistlicher Badefahrt, mit Nachbildung der alten Typen und der Holzschnitte, und mit einer Einleitung über das Badewesen im Mittelalter. Heft 3 gibt einen wichtigen Beitrag zur ältesten Geschichte des Landes in der Abhandlung von Wilhelm Wiegand, die Alamannenschlacht vor Straßburg 357 n. Chr.; beigegeben ist eine Karte und eine Wegskizze. Das 4. Heft fällt außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift, indem es ‘Lenz, Goethe und Cleophe Fiebich von Straßburg’, ein urkundlicher Commentar zu Goethes ‘Dichtung und Wahrheit’ zum Gegenstande hat.

Es ist, nach den vorliegenden Anfängen zu urtheilen, sowol in wissenschaftlichem wie in vaterländischem Interesse dem Unternehmen den besten Fortgang zu wünschen.

Weilen, Alexander von — **der ägyptische Joseph im Drama des XVI. Jahrhunderts.** Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Wien 1887, Alfred Hölder. VIII, 196 S. 8.

Nach einer Einleitung über die Legende vom ägyptischen Joseph behandelt W. zunächst die romanischen Joseph-Spiele, wobei Spanien, Frankreich und Italien in Betracht kommen. Die betreffenden Stücke werden analysirt und der Verf. zeigt sich hier auch mit den romanischen Sprachen vertraut. Allein bei weitem nicht hat der Stoff auf romanischem Boden die Popularität gefunden, wie in Deutschland im Zeitalter der Reformation, wo

er mit zwei anderen in die Beliebtheit sich theilt: der verlorene Sohn und Susanna. Diesen Reichthum entfaltet der Verf. in dem eigentlichen Haupttheile seines Buches: Chronologische Darstellung der Joseph-Dramen bis zum Jahre 1625. Die Reihe beginnt mit 1534, und sehr anerkennenswerth ist der Fleiß und die Sorgfalt, mit welcher er alle Notizen und Quellen gesammelt hat.

Spangenberg, Wolfhart, **ausgewählte Dichtungen.** (Elsässische Litteraturdenkmäler aus dem XIV.—XVI. Jahrhundert herausgegeben von Ernst Martin und Erich Schmidt mit Unterstützung der Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen. IV. Bd.) Straßburg 1887, Karl J. Trübner. XVI, 349 S. 8.

Spangenberg gehört zwar mit seinem Dichten nicht mehr dem Zeitraum an, welchen die Germania umfaßt; allein durch seine Nachahmung Fischarts ragt er geistig noch in die Reformationsperiode hinein, wenn er auch andererseits durch seine Stellung zu Opitz den Übergang zur neuen Zeit bildet. Gerade dadurch aber, daß er ein Mittelglied zwischen den Meistersängern und der Kunstdichtung des 17. Jhs. ist, nimmt er eine anziehende Stellung ein. Von seinen Reimgedichten, die Martin als typisch-didaktische bezeichnen möchte, ist mitgetheilt der 'Ganskönig', 'ein Spiegel der behaglichen Rechtlichkeit unserer Bürgerschaft vor dem 30jährigen Kriege' in breiter Schilderung, die aber doch des culturgeschichtlichen Interesses nicht entbehrt. Von den Tragödien ist der Saul mitgetheilt, den auch Gervinus rühmt, auf einem lateinischen, noch nicht wieder gefundenen Original beruhend. Anziehend ist der Vergleich mit der den gleichen Stoff behandelnden Tragödie von Virding, die man geneigt war als das Original Sp.'s anzusehen, was jedoch M. widerlegt. Von den für das Theater der Meistersänger in Straßburg gedichteten Stücken, die nicht wie das vorhergehende Schuldrama Übersetzung, sondern Original sind, werden zwei gegeben: 'Mammons Sold', in nicht ungeschickter Behandlung der Allegorien des Teufels, der Frau Armuth und der Frau Reichthum, und 'der Glückswechsel', welcher in derben, aber aus dem Leben gegriffenen Zügen schildert, wie Bauer, Landsknecht und Priester ihre Rollen vertauschen und die beiden letzteren den ersteren um sein Geld betrügen, aber nicht zum gewünschten Ziele gelangen.

Rydberg, Viktor, **Undersökningar i Germanisk Mythologi.** Första Delen. I. Urtiden och Vandringssagorna. II. Mythen om Underjorden. III. Ivaldeslägten. Stockholm, Albert Bonniers Förlag (Commission von K. F. Koehler in Leipzig). 756 und VI S. gr. 8.

Der reiche Inhalt dieses gelehrten Werkes gruppirt sich folgendermaßen: Die Einleitung behandelt die Arier in ihrer Gesammtheit und die Germanen insbesondere. Hierauf werden die Wandersagen im Mittelalter dargestellt, zuerst die Trojasaga, dann die Erinnerungen in den Volkssagen des Mittelalters an die heidnische Wandersage. Es folgen die Mythen über die germanische Urzeit, hauptsächlich wie sie in den nordischen Quellen erscheinen. Den zweiten Haupttheil bilden die Mythen über die Unterwelt auf Grundlage der nordischen Quellen, und den dritten diejenigen über Ivalde

d. h. den immer waltenden, allwaltenden, dessen andere synonyme Bezeichnungen S. 742 sämmtlich aufgeführt sind. Auf Einzelheiten einzugehen gestattet uns der Raum nicht, doch müssen wir ausdrücklich hervorheben, daß der Verf., wo er das nordische Gebiet überschreitet, mitunter nicht unbedenkliche Mängel in sprachlicher Hinsicht zeigt.

Die lateinischen Osterfeiern. Untersuchungen über den Ursprung und die Entwickelung der literarisch-dramatischen Auferstehungsfeier mit Zugrundelegung eines umfangreichen, neu aufgefundenen Quellenmateriales von Carl Lange. München 1887, Ernst Stahl sen. IV, 171 S. 8.

Mit Recht ist der Verf. von dem Gedanken ausgegangen, daß erst eine möglichst umfangreiche Sammlung von Texten vorliegen müsse, ehe die innere Entwickelung des Dramas aus der Liturgie der römischen Kirche sich verfolgen lasse. Dieser allerdings mühsamen Aufgabe hat sich der Verf unterzogen und die liturgisch-dramatischen Auferstehungsfeiern in den Bibliotheken von Deutschland, Österreich, der Schweiz, Frankreich, Holland und England durchforscht. Seine Bemühungen haben die Zahl der Denkmäler auf 224 gebracht Ein Verzeichniß ist S. 3 ff. gegeben. Es stellt sich durch die Vergleichung heraus, daß die Osterfeiern auf liturgische Gesänge des Ostersonntages zurückgehen, die aus vier Sätzen bestehen, welche vom Chor oder auch von Halbchören bei der Procession am Grabe wechselweise gesungen werden. Als Aufführungszeit ergibt sich der Regel nach die Matutin des Ostersonntags.

Keller, Ludwig — **die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen.** Nebst Beiträgen zur Geschichte der Reformation. Leipzig 1886, S. Hirzel. V, 189 S. 8.

Die Schrift schließt sich an eine frühere des Verf., 'die Reformation und die älteren Reformparteien', in welcher er versuchte den Beweis zu führen, 'daß diejenigen Epochen der deutschen Geschichte, welche auf die Gestaltung des kirchlich-religiösen Lebens den größten Einfluß ausgeübt haben, nämlich das 14., das 16. und das 18. Jahrhundert, in einem engen historischen Zusammenhang stehen, dessen Träger die unter verschiedenen Ketzernamen bekannten altchristlichen Gemeinden sowie die Corporationen der deutschen Bauhütte gewesen sind'. Von Wichtigkeit für die Frage ist die Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen, indem in die Geschichte der Waldenser-Bibel nach Ansicht des Verf. sich die Schicksale der alten Gemeinden vom 14. bis zum 18. Jahrh. bis zu einem gewissen Grade widerspiegeln. Wir gehen hier auf den von anderer Seite bekämpften theologischen Standpunkt des Verf. nicht ein, uns beschäftigt nur die philologische Untersuchung, und hier muß anerkannt werden, daß die Forschung über den Gegenstand, wofür der Verf. noch die neueste Schrift von Jostes benutzen konnte, nicht unwesentlich gefördert worden ist.

Wrede, Ferdinand — **über die Sprache der Wandalen.** Ein Beitrag zur germanischen Namen- und Dialektforschung. Straßburg 1886, Trübner. (= Quellen und Forschungen 52. Heft). VI, 119 S. 8.

Für die Sprache der Wandalen bilden Namen die einzigen Sprachreste. Den dialektischen Charakter derselben hat der Verf. insbesondere ins Auge

gefaßt, weil er gefunden, daß man bisher diese Sprachreste zu sehr nach dem Maßstabe der Sprache des Ulfila behandelt habe. Die Quellen bilden fast ausschließlich die Namen bei lateinischen und griechischen Schriftstellern; leider ist hier nicht überall die kritische Bearbeitung dieser Schriftsteller wissenschaftlich genügend. Die Wandalen, welche zu den Ostgermanen zu rechnen sind, während ihres Aufenthaltes in Afrika und ihre Sprache im 5.—6. Jahrh., ist der Gegenstand der Untersuchung. Der Verf. läßt zunächst ein Verzeichniß der Quellen folgen und gibt dann die Sprachreste selbst, und behandelt die dialektischen Merkmale des Wandalischen, sowie die Namen der Wandalen in ihrer Beziehung zur germanischen Namengebung und zur Bedeutung der namenbildenden Sprachelemente überhaupt. Die kleine Schrift verdient durch ihre Gründlichkeit alles Lob.

Kock, Axel — **Undersökningar i Svensk Språkhistoria.** Lund 1887. C. W. E. Gleerups Förlag. 2 Bl., 112 S. 1 kr. 50 öre.

Der durch seine sprachlichen Arbeiten rühmlich bekannte Verfasser liefert in vorliegendem Buche eine neue Reihe weiterer Einzelheiten der schwedischen Grammatik; ich gebe die Titel der einzelnen Stücke in deutscher Sprache wieder. 1. Abschwächung des Schlußlautes *-t* nach Vocal. 2. Zur Lautentwickelung *d-t*, *gh-k* im Schlußlaut, 3. Labialisirung von Vocalen im Altschwedischen. 4. Zur Behandlung des Diphthongen *ei*. 5. Zur Verlängerung von kurzem *a* im Altschwedischen. 6. Vocalsynkope. 7. Ist *o* lautgesetzlich in *a* in nichtbetonten Silben übergegangen? 8. Zur Behandlung des urnordischen *ht*. 9. Der Lautübergang *(v)aer-(v)ar*. 10. Die Endvocale in der schwedischen Sprache um 1500. 11. Die Runeninschrift auf der Etelhem-Spange. Man sieht, es ist eine große Mannigfaltigkeit von Fragen, und überall zeigt sich der Verf. als wohl vertraut mit der neuesten Forschung.

Hahn, Odwart — **zur Verbal- und Nominal-Flexion bei Robert Burns. I.** Programm der Victoriaschule in Berlin Ostern 1887. 35 S. 4.

Das Schottische ist in einer wissenschaftlichen Gesammtdarstellung bisher nicht behandelt worden; dankenswerth ist, daß wir hier wenigstens einen Theil einer solchen erhalten. Der Verf. hat im Anschluß an Kochs englische Grammatik eine Zusammenstellung der starken Verba und der bindevocallosen schwachen gegeben, nach den Werken der bedeutendsten schottischen und nordhumbrischen Dichter von Hampole bis Burns. Diese Übersicht bildet die Erweiterung eines Abschnittes einer Burns-Grammatik, die demnächst erscheinen soll. Belegstellen sind am Schlusse nur für die Formen gegeben, die nicht ohne weiteres aus den altengl., neuengl. und neuschottischen Formen sich erklären oder sich nicht bei mehreren Dichtern vorfinden.

An Anglo-Saxon Dictionary based on the manuscript collections of the late Joseph Bosworth. Edited and enlarged by J. Northcote Toller. Part III. Hwi-Sar. Oxford 1887, Clarendon Press. S. 577—816.

Des unermüdlich thätigen Bosworth angelsächsisches Wörterbuch nähert sich seinem Ende. Durch die Mitwirkung jüngerer Kräfte ist es in wissenschaftlicher Beziehung auf die Höhe der Gegenwart gebracht, und so kann man mit Recht sagen, es wird, wenn vollendet, ein Corpus anglosaxonicum von bleibendem Werthe sein.

T. O. Weigels **systematisches Verzeichniß der Hauptwerke der deutschen Literatur** aus dem Gebiete der Geschichte und Geographie von 1820 bis 1882. Bearbeitet von E. Fromm. Leipzig 1887, T. O. Weigel. VIII, 199 S. gr. 4.

Wenn auch zunächst nicht das germanistische Gebiet berührend, enthält das Buch doch, namentlich in dem Abschnitt Geschichte, vieles ihm nützliche. So das Verzeichniß deutscher Geschichtsquellen im Mittelalter S. 29 ff. Ein sorgfältiges alphabetisches Register ist hinzugefügt, wie denn überhaupt in Bezug auf Sorgfalt das Buch den Stempel trägt, den wir von unseren buchhändlerischen bibliographischen Unternehmungen gewohnt sind.

Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Zeitschrift für die Volkskunde der Bewohner Ungarns und seiner Nebenländer. Redigirt und herausgegeben von Prof. Dr. Anton Hermann. 1. Jahrg. 1. Heft. Fol. Budapest 1887. Selbstverlag der Redaction.

Die Zeitschrift enthält viel Vergleichendes zur Volkskunde, wodurch sie auch für Deutsche Forscher anziehend ist. Ich hebe diejenigen Artikel heraus, in denen deutsches berührt wird. 'Beiträge zur Vergleichung der Volkspoesie' enthält unter I 'Und wenn der Himmel wär' Papier', den von R. Köhler angeregten und belegten Gedanken der Volksdichtung, wozu hier Aigner Ergänzungen bringt. Der Aufsatz 'Märchenhort' von Ch. G. Leland charakterisirt die Märchen verschiedener Völker. 'Der Mond im ungarischen Volksglauben' zeigt manche Berührungen mit deutschem Volksglauben. 'Zauber- und Besprechungsformeln der transsilvanischen und südungarischen Zigeuner' bietet ebenfalls Verwandtes mit Deutschem; ebenso 'Beiträge zur Vergleichung der Volkspoesie'. 'Das geistliche Weihnachtsspiel unter den Zipser Deutschen' von S. Weber ist von besonderem Interesse. 'Heimische Völkerstimmen' enthält Deutsches S. 84 und 85. 'Beiträge zur Vergleichung der Volkspoesie', Hinweise auf Deutsches S. 94.

Meltzer, Otto, **die Kreuzschule in Dresden bis zur Einführung der Reformation (1539).** Dresden 1886. IV, 60 S. 8.

Der Gegenstand ist schon mehrfach behandelt worden, zuerst von Schöttger in einem Programm von 1742, dem aber nur wenig urkundliches Material zur Verfügung stand; dann noch von J. Chr. Hasche und H. M. Neubert, die zum Theil recht wichtige Daten aus Urkunden beibrachten. Über ein viel reicheres Material hat M. verfügt in dem Urkundenbuche der Stadt Dresden, und das noch Ungedruckte im königl. Staatsarchiv und im Rathsarchiv zu Dresden. So ist denn freilich seine Darstellung ungleich reichhaltiger als die seiner Vorgänger. Ein erster Anhang handelt über Peter von Dresden, ein zweiter enthält ein altes Bücherverzeichniß.

Brandstetter, Renward, **der Vocabularius Beronensis.** (Abdruck aus dem Geschichtsfreund Bd. 41, S. 175—186).

Ein Sammelband des 15. Jhs. in der Stiftsbibliothek zu Berona enthält als wichtigsten Theil einen Vocabularius auf Bl. 1—59 etwa 7000

nach Materien geordnete Wörter. Daraus theilt Br. alle Wörter mit, welche für das deutsche oder mittellat. Wörterbuch von Interesse sind, 458 im Ganzen. Hieran reiht er eine Quellenuntersuchung und theilt zu diesem Zwecke die 458 Wörter in fünf Classen; die erste enthält die Artikel des Voc. Ber., die hinsichtlich des Lat. und Deutschen mit Artikeln des Vocab. 29 bei Diefenbach, Nov. Gloss., verwandt sind; unter Classe II die Wörter, die in Voc. 1 und 5^b bei Dief., Gloss. lat. germ., unter Classe III die, welche nur im Voc. 1, und unter Classe IV die, welche nur im Voc. 5^b ihre Analoga haben. Unter Classe V gibt er die Wörter des Voc. Ber., die nur bezüglich des lat. mit Voc. 29, Voc. 1, Voc. 5^b stimmen, während die Verdeutschung verschieden ist, und ebenso endlich die Vocabeln, welche in Voc. 29, Voc. 1 und Voc. 5^b fehlen; unter diesen sind eine Anzahl bisher unbekannter deutscher Wörter.

Streifzüge auf dem Gebiete der Nibelungenforschung von Prof. Jul. Binder. Programm der Staatsoberrealschule in Laibach 1889.

Über das attributive Adjectiv im Nibelungenliede und in der Ilias. Von Prof. Hans Schmidt. Progr. des Staatsgymnasiums in Salzburg 1886.

Das stehende Beiwort im Volksepos. Von Prof. Anton Filipsky. Progr. des Staatsgymnasiums in Villach 1886.

Es ist eine umfangreiche, schwer zu übersehende und zu gliedernde Literatur, die sich als Nibelungenforschung allmählig angesammelt hat, und es ist deshalb immerhin dankenswerth, wenn derartige orientirende Schriften publicirt werden. Abgesehen von den Einleitungen in den Ausgaben von Bartsch, Zarncke, Holtzmann und Simrock ist auch die Zahl dieser Schriften im Anwachsen begriffen. Ich erinnere nur an A. W. Schultz, der gegenwärtige Stand der Nibelungenfrage, Progr. Schleiz 1874; Hermann Fischer, die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann, Leipzig 1874 (Karl Bartsch; Recens. Germ. XIX, 352 fg.); H. Paul, zur Nibelungenfrage, Halle 1887; R. v. Muth, Einleitung in das Nibelungenlied; Rudolf Henning, Nibelungenstudien, Straßburg 1883 etc. etc.

Binders Arbeit will nun diese orientirenden Schriften, von denen ich einen Bruchtheil anführte, vermehren, was ihm auch thatsächlich der Zahl, nicht jedoch dem Werthe nach gelingt; denn sie ist ebenso flüchtig als einseitig. Als Curiosität verzeichne ich, daß nach Binder wenigstens (S. 8 u. 9) K. Bartsch in Heidelberg „vor Kurzem auch schon verstorben" ist, und wünsche nur, daß das bekannte Sprichwort an K. Bartsch sich neuerdings erfüllen möge. Über die Ansichten zum neunten und zehnten, sechzehnten und siebzehnten Liede, die Scherer in der Literaturgeschichte vorträgt, findet sich keine Spur in der Abhandlung.

Für manche Leute scheint keine Literatur zu existiren; einen Beleg für diese Thatsache gibt das zweite Schulprogramm, das von Herrn Prof. Hans Schmidt verfaßt ist. Er benützte für seine Arbeit lediglich je eine Ausgabe des Nibelungenliedes und der Ilias und ein Programm; die Abhandlung ist aber auch darnach ausgefallen, indem sich der Verfasser darauf beschränkt, die betreffenden Ausdrücke aus den Epen abzudrucken und sie obenhin zu classificiren. S. 55 in der Anmerkung heißt es „diu ir urmâzen

schœne" — urmâzen ist noch dazu gesperrt und am Schlusse finden sich circa zwei Dutzend Corrigenda angeführt. Sollte es Hrn. Prof. H. Schmidt mit seinem urmâzen also veritabler Ernst sein? das wäre sehr traurig! Auch die Ausdrucksweise läßt viel zu wünschen übrig, z. B. heißt es S. 4 Anm.: „Manche als Eigennamen herausgestellte Wörter."

Ganz anders geartet ist die dritte Abhandlung, sie zeugt ebenso von vielfältiger Belesenheit wie von einem verständigen Urtheil und hat das moderne, wissenschaftliche Princip der Vergleichung zur Voraussetzung. Auffallend war mir bei der Lectüre der Abhandlung des Herrn Prof. Filipsky, daß die Kenntniß der deutschen Dichtung seine schwächste Seite ist. Schon p. III liefert dafür einen merkwürdigen Beweis. Dort werden nämlich Mahabharata, Ilias und Odysse und die „Nibelungen" angeführt. Gudrun aber fällt unter den Tisch, was sie, wenigstens nach der Meinung der neuesten Literaturforschung, ganz und gar nicht verdient. Ebenso ist sehr gering das zu taxiren, was der Verf. zur Frage über die „Entstehung" (ein Lieblingsausdruck des Verf.'s) des Volksepos sagt; er bewegt sich da auf dem bekannten gründlich ausgefahrenen Geleise, und ist so naiv, einen Bewunderer des Herrn R. v. Muth abzugeben, der bekanntlich mit höchst komischer Verve in die Welt hinausschrie: der Name der Verfasser der einzelnen Lieder, sowie der überhaupt gleichgiltige des letzten Sammlers, können nie festgestellt werden". Filipsky glaubt in den serbischen Liedern [1]) einen neuerlichen Beweis für diese altehrwürdige Theorie finden zu können — aber kann denn nicht daraus das gerade Gegentheil viel plausibler gemacht werden? Im Übrigen ist die Abhandlung des Hrn. Filipsky, die freilich sehr gewonnen hätte, wenn er mit dem „germanischen" Epos vertrauter gewesen wäre und manche diesbezügliche Schriften (z. B. ten Brinks Literaturgesch.) gekannt hätte, recht lesenswerth, wenn sie auch eher als eine Vorstudie zu dem in Rede stehenden Thema zu betrachten ist.

ANTON NAGELE

[1]) Der Verfasser hätte dabei die Schrift: „Narodne pjesme o boju na kosovu godine 1389, sastavio u cjelinu Armin Pavić" und die ausführliche, sehr interessante Recension derselben von Stojan Novaković in Jagić Archiv f. slav. Phil. III, 413 bis 462 doch auch berücksichtigen sollen. Ich vermisse in seiner Abhandlung auch sonst Manches, so namentlich einige Berücksichtigung der neugriechischen Volksdichtung, die bekanntlich sehr nahe Beziehungen zur südslavischen Volkspoesie unterhält. Ganz armselig ist das, was er S. XIX über das Epitheton des Pferdes vorbringt; ist ihm denn das „Heldenfohlen" des russischen Volksepos ganz unbekannt? Dahin wäre ja auch der Veillantif Rolands (Chanson de Roland v. 1153) und der Babieca Cids zu beziehen. Vgl. „über das volksthümliche Epos der Franzosen", Ztschr. f. Völkerpsychol. u. Sprachwissensch., herausgeg. von Lazarus u. Steinthal IV, 2, 203 ff und Jagić Archiv III, 549—593 „Beiträge zur Erklärung des russischen Heldenepos" von Alexander Wesselofsky). Wo der Verf. S. XVIII von den Flüssen spricht, bleibt die Donau, die doch eine hervorragende Rolle in der slavischen Poesie einnimmt, völlig unerwähnt. Was die Farben und ihre Namen anlangt, sind die Darstellungen des Herrn Filipsky durchaus ungenügend, einigermaßen hätte er sich leicht aus Götzinger (Reallexikon p. 175 u. 176) belehren und dort Literaturnachweise finden können.

Indogermanische Mythen. II. Achilleide. Von Elard Hugo Meyer. VIII, 710 S. Berlin 1887. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Auf der Grundlage von Müllenhoffs Deutscher Alterthumskunde, Bd. I, hat der Verf. weiter gebaut und jene Methode auf eine der berühmtesten Heroengestalten des griechischen Alterthums angewendet, die für uns von besonderem Interesse ist, weil sie mit einem der berühmtesten germanischen Heroen sich deckt. Freilich ist es nicht der Achilles, wie er in der Ilias uns entgegentritt, sondern gewissermaßen in seine Elemente aufgelöst. Viele Züge, die in der homerischen Ilias verdunkelt sind, empfangen durch die Heranziehung verwandter mythischer Züge erst ihre Begründung und ihr Verständniß. Der Dichter brauchte eben Vieles nicht oder brauchte es nur andeutend, was in der ursprünglichen Achilleussage eine ganz andere und tiefere Bedeutung hat. So ist der alte Zug von Achilleus, dem Drachentödter, in der Ilias ganz verdunkelt, Gestalten wie Briseis und Deidamia gleichfalls. Erst durch Heranziehung einer Menge anderer Quellen und Sagen können sie in ihrem Wesen erkannt werden.

Daraus folgt aber, daß die Ilias allein nicht als Quelle unserer Erkenntniß dienen kann, und, was wichtiger, daß die Ilias nicht als eine Sammlung von Volksliedern gelten kann. Sie ist das Werk eines Kunstdichters, der die Elemente der Volkssage benützte, so weit er sie brauchte. Damit ist der Wolfschen Liedertheorie ein gründlicher Stoß versetzt.

Die ganz analoge Entwickelung zeigt die deutsche Heldensage. Auch hier sind in der deutschen Gestaltung des Nibelungenliedes Züge zurückgedrängt, die in der ursprünglichen Gestalt der Sage bedeutsam hervortraten. Dahin gehört, in Übereinstimmung mit der Achilleussage, der Drachenkampf, der daneben als vollständiges Lied fortbestand, während er in der Hauptdichtung zurücktritt; dahin gehört, gleichfalls übereinstimmend mit dem griechischen Epos, die Gestalt der Brunhild, deren ursprüngliche Beziehungen zu Siegfrid wir erst durch die reineren nordischen Quellen erfahren.

Diese Parallele hat nun aber noch eine weitere Bedeutung für unsere Wissenschaft. Wenn die Ilias keine Zusammenschweißung von Volksliedern sein kann, so kann es auch das Nibelungenlied nicht sein, sondern beide sind Kunstdichtungen unter Benützung der volksthümlichen Sagenelemente. Lachmanns Nibelungentheorie fußt auf F. A. Wolfs Iliastheorie, ohne diese ist jene nicht denkbar. Die zwanzig Lieder von den Nibelungen empfangen dadurch aufs Neue einen argen Stoß, und es ist abzuwarten, wie ihre Anhänger sich damit auseinandersetzen werden.

Handschriften, berühmte — des Mittelalters, in phototypischer Nachbildung. Bd. I: Das Nibelungenlied nach der Hohenems-Münchner Handschrift (a) in phototypischer Nachbildung. Nebst Proben der Handschriften B und C. Mit einer Einleitung von Ludwig Laistner. München 1886. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 8. VIII, 48 S. nebst 125 Tafeln in Phototypie. Ganz Lwd. 60 M.

In vortrefflicher technischer Ausführung erscheint hier ein photographischer Abdruck einer unserer bekanntesten und berühmtesten altdeutschen Handschriften.

Die Nachbildung gibt ein treues Abbild des Originals und kann für Studienzwecke dasselbe vollständig ersetzen.

Schade nur, daß nicht B oder C, sondern A zur Nachbildung gewählt worden ist. Derselben geht eine Abhandlung von L. Laistner voraus, der man das Zeugniß geistvoller Deduction, wie Allem, was der Verf. schreibt, nicht versagen kann, die aber gleichwohl einen philologischen Werth nicht beanspruchen kann, weil ihr die philologisch sichere Grundlage fehlt.

Lachmann hatte gesagt, das Absetzen der Zeilen scheine beim Nibelungenliede ältere Weise zu sein. Er drückte sich vorsichtig aus 'scheine', weil er sich wohl bewußt war, daß die Thatsachen dem nicht entsprachen. In der That sind alle alten und guten Handschriften nicht abgesetzt geschrieben; A, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhs. entstand, ist die erste mit abgesetzten Versen, und dann kommen die jüngeren Hss., die dieselbe Einrichtung haben. Die Absetzung der Verse im Nibl. hat in A noch eine andere seltsame Einrichtung zur Folge gehabt: auch die Klage ist in Langzeilen geschrieben. Das widerspricht allem Gebrauche der Handschriften die Kurzzeilen in Langzeilen zu schreiben.

Was Lachmann zweifelnd ausdrückte, haben seine Nachahmer unbesehen angenommen. Und ebenso, daß der Text in A der echte und ursprüngliche ist. Alle philologischen Beweise, die diese Ansicht widerlegen, werden ignorirt. Und das hat leider auch L. gethan. Somit können wir seine ganze Beweisführung und Darlegung nicht einer Widerlegung unterziehen, weil wir erst verlangen müssen, daß die philologische Grundlage gesichert sei. Es ist zu bedauern, wenn man so viel Geist und Scharfsinn an eine von vornherein falsche Aufgabe verschwendet sieht.

Gottschick, **über Boners Fabeln.** Programm des königl. Kaiserin Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg 1886. (Nr. 68.) 32 S. 8.

Der Verf. tritt zunächst der Ansicht Schönbachs entgegen, daß Boners Fabeln erst nach dem Tode von des Dichters Gönner Johann von Rönggenberg abgeschlossen seien, und widerlegt sie mit guten Gründen. Die zweite von G. erörterte Frage ist die, ob Boner sämmtliche hundert Fabeln zur selben Zeit gedichtet, und namentlich ob die Fabeln nicht in der handschriftlich überlieferten Folge gedichtet sind. Daß eine andere Anordnung als die der Hss. im Ganzen aus den Reimungenauigkeiten nicht zu folgern, hat G. schon in einer späteren Abhandlung (1879) gezeigt. Weiter behandelt der Verf. den Dialekt Boners und widerlegt Schönbachs Ansicht, wonach Pfeiffer mit Unrecht dem Dialekte zu großen Eingang in seinen Text gestattet. Namentlich die Nachweise von Schoch lieferten hier ein überzeugendes Material. Im letzten und umfangreichsten Theile geht Verf. zu einer Darstellung der Anordnung der Bonerschen Fabeln und zur Erklärung derselben über, sowie zum Nachweise des zwischen den einzelnen Fabeln bestehenden Zusammenhanges. Auch hier ist das Resultat, daß die Fabeln im Ganzen in der Reihenfolge der Hss. entstanden sind. In dem Schlußalphabete (S. 28 ff.) handelt G. von Boners sittlichen Lehren und seiner Darstellungsart, und wendet sich hier mit Recht gegen Scherers herabsetzendes Urtheil. Die ganze Arbeit macht den Eindruck ruhig fortschreitender Besonnenheit, deren Resultate daher auch schwer werden anzufechten sein.

JOHANN VON SOEST, 'DY GEMEIN BICHT'.

Johann von Soest, dessen Lebensbild Fr. Pfaff entworfen hat[1]), hat außer seinen schon bekannten Dichtungen noch einen poetischen Beichtspiegel verfaßt, den Cod. Pal. 730 uns überliefert. Johanns Autorschaft ist auch Bartsch in seiner Beschreibung der altdeutschen Hss. der Heidelberger Bibliothek (unser Stück wird hier unter Nr. 323 erwähnt) entgangen. Das Gedicht ist von Johann selbst niedergeschrieben und nach der Schlußbemerkung am 27. Februar 1483 zu Ende geführt worden. Es fällt also drei Jahre später als die 'Kinder von Limburg'; nach Pfaffs Vermuthung (S. 247) etwa gleichzeitig das Gedicht von der 'unbefleckten Empfängniß Mariae'. Mit diesen beiden Dichtungen begibt sich der kurpfälzische Singermeister, der damals auch schon medicinische Studien betrieb, auf das theologische Gebiet, das ihm nicht fern lag; erzählt er doch selbst in seiner Biographie (Fichards Archiv 1, 120), daß er einmal die Absicht gehabt habe, Pfaffe zu werden. Auch seine übrigen Werke bezeugen seine fromme Gesinnung. Freilich, theologische Kenntnisse treten, abgesehen von einiger Bibelkenntniß, nirgends hervor. Die Beichte ist keine selbstständige Dichtung, sondern wie es in der Überschrift heißt, *'vs bewerter schrygfft tzu rym gesetzt'*. Er hat also nach einer Vorlage gearbeitet und dieser nur die poetische Form gegeben. Seine Quelle war in erster Linie der Modus confitendi des Andreas de Escobar[2]), das verbreitetste Beichtbuch der Zeit. Er hat nach dem Original, nicht nach einer deutschen Übersetzung gearbeitet, da er V. 1053 f. sagt:

nit langmodig vnd auch nit gut
byn ich gewesen oberlüt,
auch hatt ich gantz keyn guttigheit
tzu mynem nësten, ist myr leit;
das dan off ym hot onderscheit
tzu sprechen gut vnd guttigheit:
das erste, gut, heyst bonitas,
guttigheit ist benignitas.

[1]) Allgemeine conservative Monatschrift 1887, S. 147 f., 247 f.

[2]) Der Verfasser nennt sich Andreas Hispanus, Poenitentiar der römischen Curie, ehemals Bischof von Civita und Ajaccio, jetzt von Megara, Benedictinerordens. 1437 wurde er zum Cardinal erhoben.

Außer Andreas' Schrift hat aber Johann noch eine andere Quelle benutzt[1]). Der erste Abschnitt 'von den fünf Sinnen' hat bei Andreas nichts Entsprechendes (nachher folgt wohl ein Abschnitt 'de quinque sensibus', dem aber bei Johann die Vs. 883—918 *von sonden ingemeyn des gantzen libs* entsprechen). Ich habe diese Quelle nicht ermitteln können[2]), werde aber nachher in den Anmerkungen auf Übereinstimmungen mit anderen Beichtbüchern hinweisen. Diese Quelle scheint auch noch bei den Todsünden benutzt, nachher aber ist Alles aus Andreas entnommen, abgesehen von Einigem, das sichtlich Zuthat Johanns ist.

Beichtbücher in deutscher Sprache liegen seit dem 13. Jahrhundert in großer Menge vor. Geffken, Der Bilderkatechismus des 15. Jahrh., Leipzig 1855, bespricht eine große Anzahl handschriftlich erhaltener Beichten. Gedruckte Beichten führt Fr. Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche (Köln 1879) 46 bis zum Jahre 1519 auf, wozu noch zwei weitere kommen (Liter. Handweiser 1881, Sp. 529). Die große Mehrzahl dieser Schriften ist für den Laien bestimmt und enthält entweder Betrachtungen über die Bedeutung und den rechten Gebrauch des Sacramentes der Buße, oder gibt eine ausführliche, dem Beichtenden in den Mund gelegte (oft auch in Frageform gehaltene) Aufzählung der einzelnen Sünden. Beichtbücher der letzteren Art stehen in directem Zusammenhang mit der offenen Schuld, aus der sie sich entwickelt haben. Schon einige der ahd. Beichten gehen so ins Einzelne, daß sie als Grundlage für die Gewissenserforschung vor der sacramentalen Beichte dienen konnten. Als deshalb die offene Schuld die bestimmte Form annahm, in der sie noch jetzt gesprochen wird, wurden die älteren Beichten doch weiter fortgepflanzt (vgl. Denkmäler S. 619. 621) und nahmen allmählich durch immer strengere Formulirung der einzelnen Vergehen die im Wesentlichen (bei Abweichungen in der Anordnung, dem Schwanken einzelner Unterscheidungen) fixirte Form an, in der sie im 15. Jahrh. vorliegen, und welche die Grundlage des römisch-katholischen Katechismus bildet. Neben die Unterscheidungen nach den 7 Todsünden, 5 Sinnen, 10 Geboten trat allmählich die nach den 7 Heiligkeiten, 7 Gaben des h. Geistes,

[1]) Vielleicht war schon in der Vorlage diese mit dem Modus confitendi des Andreas vereinigt.

[2]) Kein näherer Zusammenhang besteht mit der Schrift 'Dyß ist eyne schone vnd fruchtbare beicht, wie sich eyn itzlich christenmensch seyner sunde erclagen ßal nach ordenung der funff synne eyngefurt durch die siben todtsunde' (angeblich Leipzig, Kacheloven).

7 Werken der Barmherzigkeit, 7 Haupttugenden, 4 rufenden und 9 fremden Sünden u. s. w., wobei die Zahlenbestimmungen manchen Schwankungen unterworfen sind. Den Versuch, eine solche Beichte in poetische Form zu kleiden, finden wir schon vor Johann von Soest gemacht, vgl. Liederbuch der Hätzlerin S. 301, Beichtbuch bei Weber, Bamberger Beichtbücher, Kempten 1885, S. 15 ff., 'Wie man beichten sol' in Kinderlings Hs. vgl. Allg. liter. Anz. 1801, S. 709, Penitentionarius bei Geffken, Beil. S. 188, 'Von der rechten beichte' Hoffmann, Wiener Hss. 224, S. 278.

Als Denkmal der homiletischen Literatur kann Johanns Beichte eine besondere Bedeutung nicht für sich in Anspruch nehmen. Dagegen scheint mir die Behandlung des Stoffes doch in mancher Beziehung Beachtung zu verdienen. So ermüdend die Aufzählungen des Dichters sind, und so wenig er es im Allgemeinen verstanden hat, den spröden Stoff dichterisch zu gestalten, so finden sich doch schöne Stellen, wo Johann seinem warmen religiösen Gefühl schwungvollen Ausdruck gibt. Manche Schilderungen sind culturhistorisch von Interesse. Am bemerkenswerthesten aber scheinen mir die Züge zu sein, die die Beichte dem Lebensbilde Johanns hinzufügt. An manchen Stellen hören wir den Arzt, den Dichter und Musiker sprechen. V. 589 f. wird eine Ausführung über die Einwirkung der Complexion auf die Gemüthsart eingeschaltet. Bei den V. 161 erwähnten *onnütz gesta von der lijb* mag Johann an seine frühere Dichtung gedacht haben. Auf seine musikalische Fähigkeit spielt er V. 299 an. Daß bei Besprechung der Ohrensünden V. 889 f. die Worte bei Andreas: *aures ad audiendum — cantus et instrumenta musicalia dedi*, nicht übersetzt sind, ist vielleicht nicht zufällig. Johann konnte in seinen musikalischen Neigungen nichts Sündhaftes sehen. Anderes macht durchaus den Eindruck eines Selbstbekenntnisses. Die Ausführlichkeit, mit der V. 385 ff. das Laster der Habsucht geschildert wird (nur einige Züge finden sich auch bei Andreas) und die leidenschaftliche Selbstanklage lassen vermuthen, daß die Worte dem Dichter aus dem Herzen kommen. Selbstbekenntniß ist das, was er über die Wirkungen des Zornes sagt, wie aus der Bemerkung über seine Complexion hervorgeht; ferner über die Anschläge gegen das Leben des Nächsten V. 780 f. und 785 f. Vielleicht ist auch die Bemerkung über die Untreue gegen den Herrn V. 833 f. so zu nehmen. Im Ganzen handelt es sich für Johann bei der Beichte um mehr als bloß eine dichterische Übung. Freilich hat er im Auge (V. 1168 f.), daß auch Andere durch die Beichte zur Erkenntniß ihrer Sünde

gelangen möchten. Aber zunächst ist es ihm um die Erleichterung seines eigenen Herzens zu thun; sehen wir doch auch aus seiner Biographie (1504 in Frankfurt verfaßt), wie lebhaft er die Verirrungen seiner Jugend beklagte.

Die Behandlung des Stoffes ist eine sehr ungleiche. Während in den Abschnitten über die 5 Sinne, 7 Todsünden, 10 Gebote der Dichter — soweit eine Vergleichung möglich — die Worte des Originals frei umschreibt mit Einflechtung mancher origineller Züge, gibt er von da an nur eine abkürzende Übersetzung der Vorlage, bis er am Schluß wieder in selbständiger Weise auftritt. Aber auch in den ersten Abschnitten liegt es ihm fern, den gesammten Inhalt der lat. Beichte zu umschreiben. Er begnügt sich, aus der Charakteristik der Sünden einzelne Züge herauszuheben und diese in freierer Weise auszuführen. Aus der getroffenen Auswahl sehen wir, welchen Vergehen Johann die größte Wichtigkeit beilegt. Trotz dieser Kürzungen nimmt die Aufzählung der einzelnen Sünden noch einen breiten Raum ein. Meistens wird im Perfectum berichtet und dabei, um die ewigen Wiederholungen zu vermeiden, das Hilfsverbum (*hab ich*, *bin ich*) nicht selten unterdrückt. Auch wird die Anreihung sehr oft durch *mit* oder *on* mit Substantiv bewerkstelligt, an das sich gewöhnlich ein Relativsatz anreiht, z. B. 281

on yr werck
dy ich verwarff mit grosser sterck

= *ich hab verworffen yr werck*. Flickwörter, um einen Reim zu gewinnen, werden vom Dichter häufig verwandt. Nehmen wir hinzu, daß auch die Wiederholung desselben Gedankens nicht selten vorkommt (vgl. Vs. 280. 81, 540. 42, 717 und 719), so begreift es sich, daß die ganze Dichtung keinen künstlerischen Eindruck macht.

Über Johanns Sprache könnte nur mit Heranziehung der übrigen Dichtungen erschöpfend gehandelt werden. Hier deshalb nur einige Andeutungen. Die Sprache ist aus rheinfränkischen und niederländischen Bestandtheilen gemischt. Trotz seines langjährigen Aufenthalts in Hessen und der Pfalz hat Johann doch die Sprache der Niederlande, wo er seine Jugend zugebracht hatte, nicht ganz aufgegeben. Er bemüht sich pfälzisch zu schreiben, aber die ndl. Formen kommen ihm überall dazwischen. Außerdem hat er diese oft absichtlich angewandt, um einen Reim zu gewinnen. Die Mischung des Dialektes mögen folgende Bemerkungen veranschaulichen.

â ist meist in *o* verwandelt, wird auch auf *o* und *ô* gereimt (seltener auf *a*). Dies *o* = *â* ist pfälzisch, es findet sich auch in

Heidelberger Drucken von 1487 und 1493[1]) und in dem von Milchsack herausgegebenen Passionsspiel.

ae ist durch *e* vertreten und wird auf *ê* und *ë* gereimt.

e in *o*[2]) verwandelt in *tzwolff* 16 u. ö. *fromden* 924 und der Vorsilbe *-ont*; hierher auch *wort* = *wirt* (im Reime 51. 616. 687. 984). *i* in *u*[3]) verwandelt in *ummer* (auch *ommer*), *nummer*, *duck.* — *i*, *u* (*ü*) wechseln nach md. Weise mit *e*, *o*. *e* für *i* erscheint in offener Silbe (*gesweghen*) und vor *l* + Cons. (*telghen*), *o* für *u* in offener Silbe (*joghent*), vor *r* (*wilkor*, *dorff*), *l* + Cons. (*gedolt*), *n* + Cons. (*sonde*, *gonnen*), in *son*, *on-*, *off*, *bedochte* (mit Kürzung des *û*), *geroch*, *betrog*.

Die Längen *î*, *û*, *iu* (geschrieben *u*) sind festgehalten. *i* oder *y* (das Zeichen *ij* immer im Worte *zijt*, sonst gelegentlich *cordijren* 86, *ey* nur in *drey* 21. 1164, *dreyen* 273) wird aber oft auf *ei* gereimt. *heit* : *zijt* 14. 144. 206 u. ö. *zijt* : *leit* 138. *teyl* : *yl* 150. *pompeyen* : *verlyen* 256. *allerley* : *hofferdy* 338. 52. *mancherley* : *by* 390. *myn* : *reyn* 434. *heyss* : *flyss* 524. *heit* : *wyt* 624. 1072. *pyn* : *bewein* 694. *Lombardy* : *ey* 782. *myn* : *klein* 1062. *erschynt* : *beweynt* 1078. *kleyn* : *syn* 1112. Johann sprach also wohl den Diphthong; gegen diese Annahme ist nur *lijb* : *vertryb* 162. *geschichten* : *bichten* 656. *gefyrt* : *getzyrt* 746. *mich* : *himelrich* 914 anzuführen, während Reime auf *-lich*, wie *hymelrich* : *jemerlich* 308. 62. 84. *gelich* : *bitterlich* 1120. 40. *ewiglich* : *rich* 1192 nichts beweisen. In den Drucken von 1487 und 93 ist *i* geblieben, dagegen hat das Pass. *ei*. — *u* (= *û* und *iu*) ist jedenfalls Monophthong, vgl. die Reime *gebrucht* : *geflucht* 306. *uch* : *ersuch* 312. *lüt* : *hüt* 546. *vss* : *füss* 978. *gut* : *lut* 1054. *für* : *twr* 1106. In der Biographie ist schon zum Theil *au* eingetreten, ebenso Pass. (neben *u*).

Die Dehnung der Kürzen in offener Silbe beweisen die Reime *gesehen* : *smehen* 104. *brehen* : *geschehen* 324. *verluhen* : *vertrwen* 398 u. a.

Die Diphthonge *ie* und *uo* (*üe*) sind durch Monophthonge vertreten, *ie* durch *i* oder *y* (aber *ye* 243. 498. 1070. 1157 und *hye* : *flyhe* 142), das auch im Reime auf *i* und *î* erscheint, *uo* (*üe*) theils durch *u* theils durch *o*. In den Reimen erscheint öfter *o* als *u*, vgl. *insocht* : *volbrocht* 216. *don* : *won* 332, : *schon* 352. *zerstort* : *gefort* 496. *obgerort* : *wort* 616. *stont* : *verkont* 662. *moss* : *bloss* 784. *mocht* : *socht* 810.

[1]) Boum der sypschaft. Heidelberg, Knoblochzer (um 1487). Ein vast notdürfftige materi einem yeden menschen der sich gern durch eine ware grüntliche bycht flyßiglich zu dem hochwirdigen Sacrament des fronlychnams vnseres herren ze schicken begert. Daselbst 1493.

[2]) Bezw. ö? O. B.

[3]) Bezw. ü? O. B.

getrost : *gebost* 944. *ertzogt* : *gefogt* 1082. Reime *û* = *uo* : *û* sind oben angeführt worden. Dazu *dominûs* : *mûs* 96. Im Pass. *u*, nur vor *r* öfter *o*. Reime auf *o* oder *u* wieder nur vor *r*. — Auch *ei* erscheint zuweilen monophthongisch als *e* (*treb* 621. 667, *bleb* 1112. 13; *helghen* 741 u. ö. neben *hilghen* 1163. 96 [Kürzung?], *encher* oft [Kürzung?] und *ou* (*öu*) oft als *o* (im Reime *lob* : *dob* 704. *erhogt* : *gebogt* 908. *geloben* : *geschoben* 986. *ertzogt* : *gefogt* 1082). Seltener erscheint der Diphthong als *au*, was im Pass. das Gewöhnliche ist.

Von vokalischen Zeichen ist Johann eigenthümlich ein *ä ë ÿ ö ü*, das nur für die Länge (auch unursprüngliche) gesetzt wird und bei *ä ö ü* auf keinen Fall den Umlaut bezeichnet und ein *ů*, das inconsequent für *iu üe uo ü u* steht. Besondere Umlautszeichen sind (von *e* abgesehen) nicht vorhanden; auch im Reim wird der Umlaut öfters nicht berücksichtigt (vgl. 174. 236. 550. 1048), woraus ich indeß nicht auf das Fehlen der Umlaute schließen möchte.

Bei den Consonanten ist Folgendes hervorzuheben. Ein vereinzeltes ndl. *f* = *b* im Auslaut steht 788 *häf*. Sonst erscheint hier *b* und *p* (*lyp*, *halp*, dagegen immer *hab* etc. bei abgefallenem *e*). *p* zu *pf* verschoben. *d* für *t* findet sich öfter im Anlaut (*don*, *dot*), doch nicht durchgehend, seltener im Inlaut. Regelmäßig anlautendes *t* in *verterben* (681. 721. 786. 790, doch *verderb* 691). Im Auslaut erscheint *t* (*leit*, *kint*, dagegen *sond*, *ted* etc. bei abgefallenem *e*). Ein unverschobenes *t* in *gant* 477 (Schreibfehler?). *g* im Inlaut vor Vokalen wird meist *gh* geschrieben, was auf spirantische Aussprache hinweist. Im Auslaut bleibt *g* außer in der Verbindung *ng* (*lanck*). Vereinzelt auch sonst *ck* im Reim *starck* : *karck* 148 und *gesmag* : *tag* 186 (für *gesmack* : *tack*). Nicht aus *g* entstanden ist *ch* in *manch* oder *mench* und *ench*, ebensowenig in *verleuchent* 998 (Pass. hat die Form *verleicken*). Durch Ausgleichung erklärt sich *g* für *ch* in *tzog* 390. *geschag* 1115. *vertzyg* 627. Grammatischer Wechsel zeigt sich im Praet. von *geschehen* und im Adj. *hog*. *chs* erscheint assimilirt in *sest* 803 (Überschrift), *ses* 919 (Überschrift), *neste* oft. Inlautendes *h* vor Vocalen wird meist geschrieben, war aber stumm, wie der Reim *pompeyen* : *verlyen* 256 zeigt. *sehen* 115, *tzehen* 711 werden einsilbig gebraucht. *r* ist ausgefallen im V. *fochten* (im Reime 170. 260. 492. 719). Diese Form, über deren Verbreitung Sievers, Oxforder Benedictinerregel S. IX f. handelt, findet sich im Heidelb. Pass. nicht. Johann wird sie in Hessen angenommen haben. Metathese zeigt *notroft* 763. Von einzelnen Formen führe ich noch an das ndl. *don* = *do* (im Reime 501), *lacht* = *legte* 592, *brenghen* 777, *kart* 895 (im Reim, sonst *kerte*), *gehebt* 337. 1015. 18.

Diese Übersicht, die nicht erschöpfen soll, zeigt genügend, daß Johann nicht in reinem pfälzischem Dialekt schreibt, sondern vielfach niederländische, auch einige hessische Formen einmischt.

Der Vers ist nach seiner Silbenzahl streng geregelt und umfaßt 8 Silben, wenn der Reim stumpf, 9 wenn er — was weit seltener — klingend ist. Auftakt ist also immer vorhanden. Verletzung der natürlichen Betonung kommt sehr häufig vor. Dreisilbige Worte wie *gutigher*, *gentzlichen* können nach nhd. Weise auf der ersten und dritten Silbe eine Hebung erhalten. Oft wird die haupttonige Silbe in die Senkung, die nebentonige in die Hebung gesetzt. Zweisilbige Worte wie *ober*, *lyplich* können die Hebung auf der zweiten, dreisilbige wie *lypliche*, *rosenfar* auf der Mittelsilbe erhalten. Diese Freiheit ist sowohl im Anfang als in der Mitte des Verses gestattet.

Der Reim ist genau, abgesehen von der Verbindung des umlautlosen mit dem umgelauteten Vokal (vgl. oben). Von einer Reimungenauigkeit kann nicht geredet werden, wenn alte Kürze mit der Länge reimt oder *î* mit *ei*, kaum auch bei der Verbindung von *i* und *ie*, *u* und *uo*, *iu* und *üe*. Öfters verschwindet eine scheinbare Ungenauigkeit bei Einsetzung der dialektgemäßen Form, z. B. 295 *offembart* : *wort* (l. *offembort*), 660 *gelassen* : *verdrossen* (l. *gelossen*), 1048 *frücht* : *volbrocht* (t. *frocht*).

Der folgende Abdruck des Stückes schließt sich genau an die Hs. an. Die Abkürzungen sind aufgelöst. Einige Schreibfehler und Auslassungen sind berichtigt, mit Angabe des Überlieferten unter dem Texte. Die inconsequente Interpunction der Hs. (auf den drei ersten Seiten Doppelpunkt, auf den drei folgenden Punkt nach jeder Zeile, von da ab nur im Innern der Verse zuweilen Punkt oder Doppelpunkt) ist nicht beibehalten worden.

Hy hebet an dy gemein bicht: Vs bewerter schrylfft tzu rym gesetzt: In welcher eyner syn sond mag erkennen lernen: Dar tzu ordenlich bichten lernen: tzu dem lob gottis:

Fürred:

Ieuhe, o barmhertziger
Almechtigher got guttigher,
Erbarm dych myn vmb myn mysdät,
Von myr gewyrket frw vnd spät
Dys lang itzont verganghen jar.
O mylter got mach offenbar
Dyn gotlich krafft in myr byt ich,
Ich werd verdampt sust ewiglich,
Dan ich tzu tyff gefallen byn
In todlich sond durch myn fünf syn,
Auch dyn gebott in manchen stetten
Hab hert vnd swerlich obertretten,
Dy werck auch der barmhertzigheit
Vnd syben sacrament altzijt,

Myt syben helghen geistes gaben
Vnd tzwolff artickel hog erhaben
Cristlichs gelobens myr gesetzt:
Da durch myn sel hab hert geletzt.
In obertrettung gantz bereytt
Gewesen byn acht seligheit,
Auch toghent drey der helghen schrifft,
On anghel toghent myr gestyfft,
Dy ich dan gentzlichen fur vol
Hab obertretten gar tzu möl,
On ander sond itz ombedocht
Von kynd off swerlichen volbrocht.
Ich byt dich got myn eyngher tröst,
Der manchen sonder hott erlost,
Erlöss mich auch vnd mach mich gut
Dorch dyn rosenfar heiligs blŭt,
Das du dorch myn sond host vergossen
An eynem bom hert onuertrossen:
Vss lÿb durch mich gabstu dich dar
Tzu hencken nacket also bar
An solchem herten groben holtz,
Mit dynem hubschen lybe stoltz
Gelich eyn seytte hert gespant,
Durchgraben füss vnd iglich hant,
Eyn tzytlanck aller welt tzu spott.
Ich solcher lÿb erman dich gott
Vnd bytt dich her kom mir tzŭ stŭr,
Send myr dyns helghen geistes fŭr
Eyn foncken, off das ich betracht
Mit warem rwen tag vnd nacht
Al myne sonde gross vnd kleyn
Vnd gyb mir das ich sy beweyn
Lyplich alhy von grond myns hertzen.
O got myn her tzu solchem smertzen
Hylff myr durch gnad, so weis ich vest,
Das mich das ortel allerlest
Nit dyns gerichtz verdammen wort.
Tzu dyssem rwen obgerort
On dich ich nummer komen mag:
Deshalp dich got off dissen tag
Roff an vss allen mynen kreften
Vnd byt vnd fleh dyn zorn tzu sefften
Ober myn sonde gross on tzal;
Myr sy vertzyh gentzlich vnd kal,
Off das dyns helghen blutz ryuyr
Verloren nummer werd an myr.
Des itz tzu lobe wyl ich dyr
Eyn lob gedicht in dys papyr
Hy scryben, vss welchem men sol
Ordenlich bichten lern fur vol
Tzu eeren dyr on onderlass,
Dar tzu mich hutten wil furbas
Fur aller bosheit gross vnd kleyn.
Des ich dan an roff dy vil reyn
Juncfraw maria das sy bytt
Ir lybes kynt das ess myr mytt
Syn gnad wol teylen solche dät
Wol tzu volbrynghen wy ob stät.
Des mir dan gŭn in gnaden stett
Ieŭhe got der trynytet. Amen.

Hy hott eyn end die fŭrred.

Hy heben an dy funff synne vnd tzum ersten von dem gesicht:

Tzu gottis lob wyl ich begynnen
Nach dem beschrybt von hoghen synnen
Der meister: bicht gemein dy dan
Tzu bichten not ist ydermann
(Am vyrden buch bewert er das)
Dar tzu hyn nympt, spricht er furbas,
Tegliche sonde vil on tzal.
Das ich dan itzŭnt oberal
So ver ich mag verkonden wyl
Vnd ob ich da in red tzu vil
Oder tzu wenig on probyren,
Das byt ich myr tzu cordijren.
Tzum ersten ich also begynne
Vnd tzyh her fur erst dy fonff synne.
Idoch furhyn so bog ich nyder
Fur minen pryster myn gelyder
Vmb benediung tzu ontpfanghen
Also sprechend durch gross verlanghen

62 gedichte, e *durchstrichen.* 64 fur vor vol. 86 *l.* concedijren? O. B. (*Es fehlt eine Silbe.*)

Tzum pryster: benedicite.
Da off nach dem dan ich verstee
Der pryster antwort: dominŭs.
So heb ich an myt gutter mŭs
Vnd sag dan myn confiteor
Bis off das ideo precor.
Dar nach myn sond beclag ich dan
Vnd heb von dem gesicht erst an.
Also: ich gyb mich schuldig dyr
Das ich etzlich in hubscher tzyr
Von frawen byld hon an gesehen
Durch böss begyr yr eer tzu smehen,
Auch duck den tyren möss verjehen
Wan sy sich stighen tzu gesehen,
Da durch ich dan tzu solcher vart
Tzu onkuyscheit beweghet wart,
Auch myn vnd ander heymlich glider
Tzu sehen begert wie hog vnd nyder,
Eyn solchs geschefft schentlich begab,
Da durch ich mich in sond verwab
Mit solchem werck der onkŭscheit:
Das myr dan ist von hertzen leyt.
Sus ich gesehen hab menches spyl,
Dy vppig worn vnd dentze vil
Myt lust als stechen dar tzu rennen
Vnd ander spil der ich nit nennen
Off dys mol mag myr durch vergessen,
Auch ander lutte wyt gesessen
Dar tzu gereytzet auch tzu sehen,
Dy dan das datten vss tzu spehen
Des ich alleyn wass an begyn.
Her solcher sond ich schuldig byn.
Myn oughen nit tzu manchen stonden
Gekert tzu den helghen funff wonden
Oder tzu ander nŭtzbarheit,
Da durch ich wer tzu rw vnd leit
Vnd auch tzu besserung myner sonde
Gekomen: das ich dan verkonde
Vch pryster hy in gottis stat
Vnd byt uch solche sonde glat
Myr wolt vertzyhen hy tzu geghen
Durch ewren gwalt vnd ewren seghen.
Sus als das ich durch myn gesicht
Onordlichen hab vsgericht
Wyder den hern tzu encher tzijt:
Das selb ist myr von hertzen leyt
Vnd byt genad von got mym hern,
Der myr dan wol genad tzu kern
Al myne sond tzu bessern hye,
Off das myn arme sele flyhe
Das ewig fur nach disser tzijt.
Des mir gon gotz barmhertzigheit.

Von dem gehŏr.

Myt horn hab ich gar tyff ontzont
Swerlich vnd groblichen gesont
Mit lust vnd vss gewonheit starck.
Dy nutzbar dyng tzu horen karck
Byn ich gesyn das merer teil.
Sus bose dinghe ser mit yl
Hon ich gehort off menchen weg,
Als dan wass snod onküsch gesëg
Mit melody vnd on geseng,
Das myr brocht lust vnd gros geleng,
Auch fabeln vnd onnŭtze wort
Begyrlich duck vnd vil gehort,
On eer absnyden duck vnd vil,
Das myr was leyder lustlich spil,
Mit grossen loghen hert beswert
Da ich myn orn hab tzu gekert.
Auch onnŭtz gesta von der lÿb,
Der welt myr haben tzijt vertryb:
Gar duck gegeben sy tzu horn,
Da durch myn gmŭt sich mocht vertorn
Vnd in onkusche dancken vallen.
Vnd ist das allerbost von allen,
Das ich dy sond nit lyss alleyn
Blyben by myr sonder gemeyn
Al ander lŭt so ver ich mocht
Auch dar tzu reytzet gantz on focht

164 gemŭt.

Tzu don wider den hogsten got
Vnd wyder al cristlich gebot.
Nit hab gehort das gottis wort
Am helghen tag als myr gebort,
On ander ler da von ich ser
Vnd hog gebessert worden wer.
Wy ich mich dan in mym gehor
Vergessen hab durch myn wilkor,
Das ist myr leyt vnd bger genad
Von got mym hern itz bald vnd drad.
O milter got her Ihesu crist
Erbarm dich myn tzu desser frist,
Myn hertz erquick off dyssen tag,
Das es myn worten glich tzu sag!

Von dem gesmag.

Ich hon gesont durch myn gesmag
In spisung wollust manchen tag
Nach vsbont vnd in gyttigheit
Tzu vil ober dy messigheit.
Myn vasten duck durch spys gebrochen,
Dy ich myr dan lyss teglich kochen,
On segnung vnd on danckbarheit
Genossen duck tzu mancher tzijt
Mit folle dy mir kranckheit brocht,
Me dan natur verdewen mocht.
Vnd allermeist mit dem gedranck
Hab ich myn lŷb gemachet kranck
Vnd ongeschickt tzu gutten dinghen
Als betten lesen dar tzu singhen:
Was myr dan solchs tzu don gebort
Gyng obertzwergs vnd ober bort,
Da durch versŭmnys duck geschehen.
Das ich dan leyder moss verjehen
Mit warheit dan ich habs geton:
Der ewig got wol mich da von
Itz ledighen tzu disser tzijt
Durch syn grŭndloss barmhertzigheit.

Von dem tasten.

Myt tasten leyder vil tzu swer
Hab ich gesondet nah vnd ver
Tzu gryffen an frewlich gelytt
Ontzuchtiglich vnd brust da myt,
Mit manchem kus geschehen von myr
In grosser onkuscher begyr,
Mich selbs begryffen duck vnd vil
Vnd lassen gryffen myr tzu spil,
Da ich dan wollust myr insocht.
Wy mich dan got dy sond volbrocht
Weis schuldig also syn sy myr
Von grond myns hertzen leyt: vnd yr
Begher vertzyhung allermeist
Von dem guttighen helghen geist,
Des guttigheit nymantz versägt.
Vnd du vil reyne kusche mägt
Myr armen sonder doe das wort,
Das ich off dys mol werd erhort!

Von dem geroch.

In liplichem geroch hon ich
Wollust gesuchet fŭrderlich
Vnd obermoss me dan ich solt,
Myn kleyder da mit haben wolt
Versorgt off das sy smeckten wol,
Von blomen duck off mynem krol
Eyn krantz wol richend hab getraghen,
Da ich dan gross hatt in behaghen.
Ach got wy ongelich im stechen
Ist myn krans geghen dym tzu rechen!
Dyn krantz das wass eyn dornen kron:
So ist myn krantz von blomen schon.
Dyn krantz der wart mit blot gespickt:
So ist myn krantz mit gold gestickt.

226 gesuchet gesuchet.

Dyn krantz byss durch dy hyrnschal stach:
Myn krantz hylt myr myn horlyn flach.
Ach milter got, dyn guttigheit
Erbarm sich myn, ess ist myr leit
Das ich dich ye durch solch beheg
Ertzornet hab in enchen weg;
Auch duck dy armen lut versmecht
Durch yrn gesmack das mich anfecht,
Da ober ich dan böss beger
Dy ich verdynt hab hert ond swer.
Ihesu son dauitz hogster got,
Durch dynen helghen bytter dot
Kom myr tzu stur itz recht tzu bichten,
Off das ich myn sond mog erlichten!

Von den gedancken.

DVrch myn gedenck hon ich gesont,
Onkusche werck duck vss gegront,
Mit lust der welt vnd yr pompeyen
Dy ich begert my tzu verlyen,
On ander schentliche gedencken
Da mit myn sel an hob tzu krencken.
Auch duck hett dy gedenck folbrocht,
Het ich dy welt ny me gefocht
Dan got, das mich dan rwet ser.
Durch myn gedenck ich hert vnd swer
Myr duck hab fur gesetzt tzu rechen
Myn leit durch hawen vnd erstechen,
Nit hab bedocht das iungst gericht
Vnd ander heylsame geschicht,
Da durch myn sël gebessert wer.
Wy ich mich dan hab ongefer
Vergessen durch gedencken myn,
Das ist myr leyt nach allem schyn
Vnd bit genad das ich sy böss
Tzu geghen hy, des myr dan möss
Der her gonnen myt dreyen namen
Der helghen driueltigheit. Amen.

Von der rede.

Myt reden, uch sy pryster kont,
Hon ich myn sel gar tyff verwont,
Als durch ontzuchtiglich geschrey
Vnd blasphemyrung mancherley
Wyder myn got vnd al syn helghen,
Der werck ich dan wolt freflich telghen
Durch fluch dem wetter, on yr werck
Dy ich verwarff myt grosser sterck.
Myn eyghen sond hab duck beschirmpt
Von kynd off als men mich gefyrmpt,
Sus lichtlich ich gesworen hon,
On nachred dy ich hon geton
Gar manchem fromen durch onrecht,
Altzyt yr leben hog gesmecht,
Getzugnis onrecht dick gegeben,
Duck stoltze wort mit wyderstreben
Myn obern don, on eyghen löb
Den ich myr tzu gab vil tzu grob;
Tzwey tzongich ich gewesen byn,
Vnd heymlich rëd dy ich hat in
Ober myn pflicht hab offembart,
On logenhafftig schentlich wort
Dy dan von myr syn vssgeganghen
In stoltzem gmüt ond hoghem branghen.
Onkusch gedicht hon ich gesetzt,
Da durch myn sël hab hert gefetzt,
Gut gotlich wort hab ich versweghen,
War ich sy saghen solt tzu geghen,

268 mich *fehlt.*

Auch nit gestrafft vnd nit gelert,
Als dan dy gotlich lyb bewert,
Altzijt myn tzonghen fest gebrucht
Tzu worten onnŭtz vnd verflucht.
Das got erbarm von hymelrich,
Das ich mich also iemerlich
In myner red vergessen hab!
Das ich myr dan tzu nemen ab
Von god beger vnd auch von uch,
Mym pryster, den ich dan ersuch
Vch byttend wolt mich absoluyrn,
Off das ich on end mog regnyrn
Mit got dem hern in ewigheit
Der frewd vnd aller seligheit.

Von den syben todsonden vnd tzum ersten von der hoffart.

Tzum tod tyffer byn ich gefallen
In den syben todsonden allen.
Tzŭm ersten mit hoffart behafft
In der begyr mit gantzer krafft
Da durch ich tzu dem wercke kam:
Myn hör geferbt des ich mich scham,
Myn antlytz auch vnd oughenbrehen
Vnd furhobt duck von myr geschehen
Hofertiglich heymlich beropft,
Myn hees gestrichen vnd geklopft,
Vnd allermeist des helghen tags
Mit grossem lust sollichs vertrags
Myn tzijt onnutziglich verslyssen.
Tzu hoffart hab ich mich geflissen
Tzu werden rich genog tzu don
Der hoffardy noch mynem won;
Sterck hubscheit vsbont hab begert,
Off das ich hogher word bewert
Fur andern luten myr tzu lŭst.
Dy hoffart gantz hot keyn gebrust
In myr gehebt von allerley
Das dan antraff dy hofferdy.
Eyn iglichen wolt obertreffen,
Er wer auch doctor oder scheffen,
In wysheit vnd in der gebort,
In alle haben wollt das wort
Der grossen obertrefflicheit,
Eyns andern mans gebrechlicheit
Tzu mynem lobe duck ertzelt
Vnd syn bespottet obgemelt,
Sus myn gebrech myner figuren
Myr off gesetzet von natŭren
Beschempt ich mych durch hoffardy.
Auch gutte woldät mancherley
Hab ich mich duck beschempt tzu don,
Mich selbs gelobt duck hog vnd schon
Fur geben myr tzu lob vnd pryss,
Dar tzu tzŭm duckern mol myt flyss
Myn eyghen schand hab offenbort,
Das myr gab frewde wan ichs hort.
Myn eyghen woldät angenëm
Bedocht mich wy sy von myr këm
Von eygner krafft vnd nit von got.
Durch hoffart myner hern gebott
Verachtet ongehorsamlich
Mit worten wercken des gelich,
Ir guttig straffe hab veracht
Mit wyderstant vss gantzer macht,
Auch stoltziglich yn wyder sprochen
Dy ding dy ich dan hatt verbrochen,
Da durch ich duck eyn orsach wass
Tzu brenghen sy tzu tzorn vnd hass.
Dy hoffart hott myt myr gemacht,
Das ich al menschen hab veracht,
Keyn mensch mocht myn durch enchen fog
Nach mym bedonck syn gut genog,
Dy myr hon geben eer vnd gut
Hon ich veracht in obermŭt,
Durch hoffertighen eyghen syn
Tzu aller sond gefallen byn.
O got myn her eynigher pŭr
Genad myr armen creatŭr!
Dyn demŭt her myn hoffart töd
Off das ich armer nit so öd

Verderb in solcher hoffardy.
Gyb myr her das ich sy verpfy
Von grond myns hertzen snelliglich!
O her mich hor von hymelrich!

Von der gitigheit.

Nach hoffart ich in kurtzer tzijt
Gefallen byn in gitigkeit:
Eyns andern gut hon starck begert
Vnd felslichen mich duck ernert
Durch spil vnd rasseln mancherley
Vnd ander lut tzog mit da by;
Vnd alles das ich so gewan
Tzu mynem nutz lacht ich das an
Vnd sollichs gantz nit wyder gab,
In massen dan eyn boser knab
Dem dan keyn bosheit ist tzu vil,
So ted ich auch in solchem spil.
Myn hŭs tzŭm spil hon ich verlŭhen
Vnd worffel falsch off gut vertrwen
Gelwen dar, des myr mit schar
Dy dritte schantz wart also bar.
Mit bosem gelt gar duck verloghen
Dy lŭte felschlichen betroghen,
Ja menchen armen wytt gesessen
Der dan nit hatte brot tzu essen
Dy myn beswert in hogher acht,
Da von myr dan myn hertze lacht.
Tzu stelen roben gantz geschickt
Vnd doch das selb myr gantz nit klickt
Was ich so durch onrecht gewan:
Wan myr tzu kam eyn slechter man
Gar bald eyn vond ich myr bedocht
Da ich das gelt myt von ym brocht.
Was gitigheit mocht off ym hon,
Das wŭst ich meisterlich vnd schon,
Nichtz vsgenomen vmb eyn hor.
Versprochen scholt hylt ich nit wor,
Keym armen menschen kranck vnd dab
Myn lebtag ny keyn heller gab,
Keyn mensch off ertrich ny gelebt
Dem gittigheit so hert an klebt.
Durch gitigheit hon ich gesmecht
Myn eighen eer vnd myn geslecht,
In gyttigheit ny boser art
Off ertrich mensch geboren wart,
Der so vil hab durch gittigheit
Gesond als ich, das myr ist leit.
O got durch dyn heiligs vertrwen
Myr armen sonder gyb eyn rwen
Vmb myn mysdät tzu dysser tzijt
Von myr volbrocht myt gittigheit!
Ich weys das dyn barmhertzigheit
Ist grosser dan al sontlicheit,
Dem nach gŭttigher vatter myn
Mich armen mach von sonden reyn!
O her mich armen nit verlass!
Des ich dich bit ye leng ye bass.
So lang als ich das leben hon,
Wil ich des nummerme gedon
Mit dyner hulff, dy mir verlyhe
Vnd al myn sond da mit vertzyhe!

Von der onkŭscheit.

Nach dysser sond hy fur gelesen
Byn ich liplich onkusch gewesen
Mit grosser wollust vnd begyr,
On vberfluss des nachtz von myr
In mynem slaff das myr ted wol,
Onkuscher wort myn hertz wass vol,
Mit tasten kussen vnd vmbfanghen
Hon ich gar swerlich sond beganghen
Vss lyb der onkuscheit alleyn:
Vnd wan ich schon das werck gemeyn
Nach mynem willen nit volbrocht,
So wart es doch von mir bedocht
Mit dem gemŭt, da von fur allen
Myn hertz in nam eyn wolgefallen.
Durch onkusch hon myn ee tzerstort,
Geistlich personen weg gefort,

Tzu mencher iuncfrawn byn gekomen,
Der ich dan hab yr eer genomen,
Myn eyghen mog heymlich on schal
Durch onkusch hab gebrocht tzu val.
Da myt wass es myr nit genog,
Ich soeht auch eygnen ongefog
In solchem lust off fremde weg
Ober natur bysonder pfleg,
Das myr dan gab dem hertzen myn
Frewd vnd wolt des geromet syn.
O kuscher reyner gottis son
Ihesu der ny hot vbels don,
Dyn reynigheit myn wŭstigheit
Hyn nym durch dyne guttigheit!
Nit mich verlass also berüst
In solchem ser stinkenden wüst
Vergeen schentlichen tzu betrachten!
Ich bit myr gyb das tzu verachten,
Dan on dyn hulff ich des nit mag,
Myn fleisch vexirt mich nacht vnd tag
Vnd gant on rw des werckes byn.
Vnd du vil reyne koninghyn,
Eyn eyngher bron der reynigheit,
Erbarm dich myn vs miltigheit!
Kom myr durch gnad tzu trost vnd stur,
Off das ich nit das helsche fŭr
Durch solchen wüst mit schanden rot
Ewig verdyn nach mynem dot.
Da von mich dan got mosse schalten
Der dan al sonder wil behalten.

Von hass vnd nyt.

In hass vnd nit gefallen byn
Myns nësten, so ich syn gewyn
Geluck vnd eer vermercket hab
(Das myr ist leit bis in myn grab)
Vnd war ich sollichs hindern mocht
Das ted ich bald on alle focht.
Syn schad alleyn dŭrch nit vnd hass,
Wan ich den hort, myr freude wass
Vnd wan ich hort von synem gluck,
So wart myn hertz vol leydes druck,
Ess treff auch an was es dan wolt,
So ducht mich ye das er nit solt
Tzu solchem gluck geboren syn,
Hat er da vber brocht myr pyn.
O gotlich lyb war warstŭ don,
Don ich mym nësten solchen hon
In mynem hertzen tzu gefögt
Vnd ym so ver ich mocht furbögt,
Das ym brocht schaden hert vnd swer.
Ach criste got guttigher her
In onsyn ich befanghen wass,
Ich byt dich solchen nit vnd hass
In myr vertilghe gantz vnd gar,
Dyn lybe myr mach offenbar
Tzu don mym nësten alles gut
Durch dyn heyligs rosenfar blut!

Von ober essen vnd ober drincken.

Mit ober essen vnd mit drincken
Hab ich den hont ser lassen hyncken,
Furkomen duck den dorst vnd hongher
Von anbegyn als ich noch iongher
Dan itz von iarn gewesen byn,
Da durch ich myn vernŭfft ond syn
Gekrencket hab off menchen weg.
Tzu follery wass myn beheg,
Als tag ond nacht vol wyn tzu syn,
Das ich kŭm geen mocht nach dem schyn,
On kostlich spyss von wurtzen heyss,
Dy ich mir dan mit gantzem flyss
Bereytten lyss als myr tzu lŭste,
Off das onkuscheit keyn gebruste
In myr het sonder bald bereytt
Tzu dem werck syn mocht alle tzijt.

Vil süs gedrencke myr bestalt
Vss fremden landen mannigfalt,
Als maluysey vnd lutterdranck,
On reynfal den men myr in schanck,
Bastart potaw vnd vyn de greck,
Da in ich dan hatt myn geleck,
Gaskonge rot vnd auch beon,
Claret mit ypocras gar schon
Vnd hog geferbt durch tornesol,
Das myr ted ym mym hertzen wol.
Nit achtet menches armen menschen,
Des hend myt arbeit swr on henschen
Nit teglich ym gewynnen mocht
Dŭrch sŭren erbeit hert volbrocht
Des groben rucken brotz mit fog
Fur sich vnd syn husfraw genog,
Des glich der armen krancken lŭt
Ellendiglich der nymantz hŭt,
Bettresen alt beyd fraw vnd man,
Bresthaftig vnd betrubt, dy dan
Alleyn vss grosser kranckheit mŭsten
Mit laub yr eyghen bett verwŭsten
Vnd da in lighen tag vnd nacht
Alleyn vss kranckheit vnd amacht.
Nit hab geachtet kurtz noch lanck
Wan ich mit lust so ass vnd dranck.
Gar wenig docht in mym gefallen
Off cristus dranck gemacht von gallen,
Als er am holtz hyng ombehawen
Ja nacket gantz fur man vnd frawen.
Ach got myn her erbarm dich myn!
Lass dyr myn seel befollen syn!
So nu dy tzijt hertzuher strichet,
Das sy von mynem korper wichet.

Von dem tzorn.

On orsach duck getzornet hab
Vnd mynen nësten obergab
Vnd sonderlinghen myn gesinde,
Als frawen megde dar tzu kynde
Vnd wan ich mocht rach ich myn tzorn
Nach tzijt vnd stond myr vsserkorn.
Kleyn onrecht gantz mit ongedolt
In keynen weg nit liden wolt.
Durch tzorn honsprach duck hab geton
Dem hogsten got in hymels tron,
On ander lut duck hogeborn
Dy ich verachtet durch myn tzorn;
Ich swig der lute in gemeyn
Dy ich durch honsprach gross vnd kleyn
Vernichtet gar so ver ich mocht.
Myn tzorn duck mich hot dar tzu brocht,
Das ich an höb mit flyss tzu streben
Tzu nymen eynem lyb vnd leben
Auch eer vnd gŭt, was myn begyr,
So ser regnyrt der tzorn mit myr.
Durch tzorn duck hab ich myn gesellen
Geflŭcht in abgront von der hellen.
Nit weyss war vmb so jemerlich
Der tzorn so hot vmgeben mich,
Al tzijt vnd stond myt myr regyrt
Vnd byn doch gantz in ym veryrt,
Dan ich ken myn complexion
Dy dan gentzlich in warem won
Nit drucken heyss naturlich ist,
Da von dan tzorn tzu aller frist
Das merer teil eyn anfang hot.
Wan es dan schon von solcher dat
Vexyret mich, so wŭst ich rat
Durch ertzeny in solchem grat
Der solchen tzorn myr refrenyrt,
In kelt vnd fuchte hog probyrt,
Aber es leider nit da von
Myr armen kompt in warem won,
Ess kompt von kelte got geklagt,
(Das wort den ertzten nit behagt

580 nymen *aus* mymem *corrigirt.* 599 es] myr.

Das ich yn doch beweren wil)
Dy kelt in myr hott ser vnd vil
Dy gotlich lyb vss myr vertryben,
Da fur naturlich keyn gescryben
Mag werden von der ertzeny:
Alleyn eyn krutt wer myr das by
Heist lybe gotz, von solchem bosen
Mich worde flucs vnd bald erlosen.
Ach got du allerhogster artzt,
Du der al hymel oben tzartzt
Mit dem gespreng der sternen clar,
Mach myr das krutlyn offenbar!
Dan on das krutlyn obgerort
Myr armen nit geholffen wort,
Dan mich gewonheit hot bestelt
Vnd mich tzu tyff da in gefelt,
Durch mich erfarn tzu mencher zijt
Mit iamer gross vnd hertzeleit.
Dan wan ich solchen tzorn antreb,
Dan hass vnd nit lang by mir bleib
Mit grosser vmbestymmigheit,
Als roffen schryen ver vnd wyt,
Da mit ich dan vil lŭt dy har
In oneynigheit auch verwar,
Nit den vertzyg an myr verscholt
Alleyn durch tzornes ongedolt,
Durch tzorn myn nësten duck verkurtzt
Vnd yn von eer vnd gut gesturtzt.
Wan ichs betracht so vorcht ich mich,
Das ich so gar ommiltiglich
Myn tzorn mich hab regyren lassen,
Das ess tzu vil ist vssermassen.
Ach got nit rich durch dynen tzorn!
Ich wer sus ewiglich verlorn.
Myn tzorn myr sefft dyn guttigheit,
Der du bist vol tzu aller tzijt
Vnd wilt nit haben sonders rach
Tzu matten in durch dynen schach
Der ewighen verdampten peen,
Sonder du wilt yn lassen geen
Tzu besserung al syner sonde.
O her da in myn hertz ontzonde!
Off das ich mit dyn vsserkorn
Mog flyhen dynen lesten tzorn.
Amen.

Von tracheit tzu gottis dynst.

Tzu gottis dynst bin ich gewesen
Vast trag tzu horn vnd auch tzu lesen,
Guttad in wercken vnd mit wort
Volbrocht ich nit als myr gebort,
Das böss das ich sus flyhen solt,
Das selb altzijt volbringhen wolt,
On arbeit mossig byn gesessen
Vnd also hab myn brot gegessen,
Trag byn ich in al myn geschichten
Vnd sonderlinghen itz tzu bichten.
Was fulheit off ym haben mag
Hon ich geton on wyderslag,
Duck onderweghen hab gelassen
Myn büss wan ich so wart verdrossen.
Des glich alles wass myr tzu stont
Wan men das gottis wort verkont
Oder das men sus messe lass.
In tracheit hon ich vbermass
Gesondet, (des ich mich dan scham)
Gar selten in dy kyrchen kam
Vnd das dy har treb alle tzijt,
Da durch ich in gewonheit wyt
Gekomen byn gar kummerlich,
Tzu lassen sollichs focht ich mich.
Lang slaff byss off den hoghen tag
Ja duck vmb nŭn syn myn vertrag.
Dy fulheit hott mich so durch spicket,
Das ich gentzlich byn ongeschicket
Tzu dynen got in enchen weg,
Alleyn da in ist myn beheg,
Das ich sy vŭl vnd fressig mit,
Dar tzu geneigt syn al myn zijt.
Gantz nit betracht das sollichs wesen
Nach mym bedoncken vsserlesen
Mich wort verterben in den gront,
Das ess mich mächt tzu aller stont
Tzu allem gutten ongeschickt,
Da durch myn sël dan wort verstrickt

607 den.

Vnd vest behafft in sontlicheit,
Das myr tzŭm letzten hertzeleit
Vnd ewig straffe brenghen wort.
O reyne iuncfraw ontzerstort,
Erbarm dich myn vnd bit fur mich!
Das ich nit also iemerlich
In mynen sonden so verderb,
Off das ich nit wan ich gesterb
In geen bedorff dy helsche pyn
Vnd solche sond da in beweyn
Ja ewiglich vnd ommerme.
O her fur solchem strenghen we
Dyn heiligs blut wol mich beschutzen,
Das du host an dem hultzen stutzen
Durch mich vergossen miltiglich:
Das selbig blut das wesche mich
Vnd mach mich reyn von allen sonden,
Off das ich auch mit mog verkonden
Nach dyssen leben dynen lob,
Dan dy verdampten stŭm vnd dob
Her dich tzu loben syn altzijt.
Dar vmb o her dyn guttigheit
Mich vsserwël dich auch tzu loben
Mit andern in dem hymel oben,
Des myr gon heymlicher vsgronder
Der hertz, Ihesu, trost aller sonder. Amen.

Von den .x. gebotten vnd tzu erst von dem ersten: hab got lyb fur allen dinghen:

Dy tzehen gebot off menchen stetten
Hab hert vnd swerlich obertretten
In worten wercken vnd gedencken.
Tzŭm ersten hab ich durch abrencken
Der lybe gotz mich hog tzerstort,
In nit gelŷbt als myr gebort,
Auch nit gefocht noch angebett
Als dan dem hogsten gut tzu stett,
On hoffnung gantz, auch yn nit focht
Als mynen hern der mich dan mocht
Verterben in eym oughen blick.
Den alten tzobern vil vnd dick
Me hon gelaubt dan cristus ler,
Das myr ist leyt vnd rwt mich ser.
Wy ich dan so gesondet hon,
Da fur al hy wil boss ontpfon,
Got byttend das er myr verlyhe
War rw vnd leit vnd myr vertzyhe.

Du solt den namen gottis nit onnŭtzlich in dynen mont nemen:

DEn namen gotz in mynen mont
On orsach duck tzu mancher stont
Genomen hab gar lyderlich
Vnd yn gesworn onwirdiglich,
Auch ander lut so ver ich mocht
Tzu solichen sworen auch gebrocht.
Keyn slechtes wort hylt ich von wert,
Ess wer dan mit dem eyt bewert.
Dy helghe scrylft dy dan von got
Ist off gesetzt, ducht mich syn spot,
Dy gotz gelyder duck versworn
Off dem spil wan ich hatt verlorn
Vnd al syn helghen auch da myt.
Des ich dan itz genade bytt
Vnd böss beger da vber vil,
Dy ich dan gern volbringhen wil.

Das drit gebot du solt dy helghen tag vyren:

Dy helghen tag hon nit gefyrt,
Durch hoffart mich vil me getzyrt
Dan ander tag sus in dem ior,
Tzu andacht mich nit vmb eyn hor
Des helghen tags hab me gewent,
Sonder dy tzijt vil me getrennt
Von got durch myne vppigheit,
Auch myn gesind dy helghen tzijt
Duck hab liplich arbeytten lassen:
Das myr dan leit ist vssermossen
Vnd ist myr leit tzu aller frist
Das sollichs myr nit leyder ist.

Das vyrd gebot du solt vatter vnd mŭtter eern:

Myn eltern hon ich nit geert
Als dan das vyrd gebot mich lert,
Sonder sy duck by mynem leben
Gar stoltziglichen obergeben,
Auch hab ich yn wan ich erkant
Ir notrofft, nit gedon bystant.
Des glichen auch wass ombereyt
Mynr motter in der cristenheit
Vnd ongehorsam myn prelatten,
Dy ich dan ee hett lassen bratten,
Ee das ich hett yrn wiln geton,
Den tzehenden yn ontzoghen hon
Mit onrecht dar tzu frefelich:
Dy bosheit itzont frisset mich
Vnd myr beger da vber böss
Genog tzu don itz off dem föss.

Das fŭnfft gebot du solt nymant toden:

Wy wol ich nymantz hab tzu tod
Liplich geslaghen als dan hott
Das fünfft gebott in syner schrifft,
So hab ich doch heymlich gestifft
In myr eyn sollichs tzŭ volbrenghen,
So ver myr tzijt das word verhenghen
Oder tzŭm mynsten nach dem willen;
Dar tzu ich dan myn eyghen pillen
Lyss machen wy in Lombardy,
Dy dan eym menschen vmb eyn ey
Vergeben das er sterben moss;
Sus duck myt scharpffen messern bloss
Myn nësten swerlich hab verwont
Vnd yn verterbt byss off den gront,
Dar tzu ym nam ommyltiglich
Syn tzitlich häff geweltiglich,
Da von dan al tzu menchen iorn
Syn wyb vnd kynd vertorben worn
On orsach, des dan iamert mich
Vnd sol myr leyt syn ewiglich
Dy wil das ich das leben hon,
Das ich eyn sollichs hon geton
Den armen onschuldigen kynden,
Dy sich dan mosten onderwynden
Ja honghers halp tzu geen nach brot:
Des ich noch teglich werde rot
Von scham so ich dy sond betracht.
Ich byt dich her dyn gotlich macht
Mich absoluyr von dem gefert,
Dan dy sond hot mich ser beswert.

Das sest gebot du solt nit vnkusch syn:

EN oberspil hon ich myn tzijt
Versplyssen swerlich ver vnd wyt
Mit mancher frawen in der ee
Beyd off dem land vnd off der zee,
Duck hab gar manche grosse vart
Volbrocht bys das myr eyne wart
Vnd wan sy myr nit werden mocht,
Dy ich durch solche reyse socht,
So wart betrubt gantz myn gemŭt.
O got myn her durch dyne gŭt
Verly myr boss vnd penitentze!
Mit ysop bit ich mich besprentze!
So werd ich wysser dan eyn sne,
Gelich in dem miserere
Von dauid den bescryben stot,
Als er syn ee gebrochen hot
Vnd wyder vmb tzu rw vnd leit
Kam dŭrch dyn milte guttigheit,
Dy du ym dy tzijt host verlwen:
Des glich ich auch off das vertrwen
Bit ich genad tzu geben myr,
Off das ich myn erb nit verlyr,
Das du myr dan myn hogster trost
Durch dynen tod erworben host.

Das sybend gebot du solt nit stelen:

Myt stelen duck hab obertretten
Vnd aller meist off helghen stetten
Als kyrchen clŭsen onerlobt,
Gar duck vnd vil schentlich berobt,
On sus das ich gestollen hab,
Des ich dan nummer wyder gab,
Mit dynst ontrwlich frw vnd sped
Den ich dan mynem herren ted,
In myner rechnung hog verloghen
Myn fromen herren duck betroghen,
Fur eyn .v. duck eyn .x. geschryben
Vnd das eyn lang tzijt angetryben,
Das geistlich gut myt horn vertzert,
Der armen gut tzu myr gekert,
Auch nit nach dem dan wart erkent
Am lesten hylt das testament,
Das myr dan got vertzyhen wol
Durch Ihesum aller gnaden vol.

Das achtet gebot: du solt nit falsch getzugnis geben:

GEtzugnis falsch by mynem leben
Ober myn nësten duck gegeben
Hab heymlich dar tzu offiglich,
Auch bryff tzu scriben felschiglich
Om gelt vnd ander bose tuck
Mym nësten offgelegt tzu rŭck,
Syn eer tzu smytzen war ich mocht,
Durch falsch bewerung ser volbrocht:
Da von ich dan begere mich
Tzu absoluyren furderlich,
Des myr dan gon der hog getzyrt
Der alle sonder absoluyrt.

Das nŭnde gebot. Du solt nymantz frawen begeren:

DVrch hubsch gestalt an yrem lyb
Hon ich begert myns nësten wyb,
On nonnen sŭs vnd auch begynen,
Dy ich dan al myr tzu erschynen
In dem onkŭschen werck begert,
Dar nach gerytten wyt tzu pfert
Sy an tzu sprechen vnd tzu sehen.
Wy dan eyn sollichs ist geschehen
Von myr dy tzijt, das rwet mich
Vnd sol myr leit syn ewiglich.

Das tzehende gebot. du solt nymantz gut begern:

Myns nësten gut hon ich begert
Als ecker wyse hog von wert
Vnd al myn list des halp fur want
Byss ich das brocht tzu myner hant
Als myt betrog vnd mit gewalt.
Wy ich dan vynden mocht gestalt
Da durch ich sollichs oberkëm,
Das wass myr alsam angenem.
Duck hab durch mynen bosen lŭn
Orsach gebrochen von eym tzŭn
Off das myr word des armen gut.
O her myr solchen obermut
Vertzy durch dyn vil heiligs lyden!
Dy sond wil furbas altzijt myden
Durch dyne hulff der ich beger
Itzont von grond myns hertzen ser.

827 hab *fehlt.* 869 lust.

Von sonden in gemeyn des gantzen libs:

FVrbas gesont hon in gemeyn
Mit myn gelydern gross vnd kleyn:
Mit mynem hobt nit hon geton
Myn obern eer vnd yn tzu hön
Myn hals nit hab tzu mencher tzijt
Gebogt tzu der gehorsamheit,
Tzu bosen dinghen vss gestreckt
Myn oren duck das mich befleckt,
Des glich myn oughen vss gebreyt
Tzu aller welde vppigheit,
Myn näs tzu dem geroche kart,
Da von ich dan noch boser wart,
Durch mynen mont gar duck verloghen
Myn nësten hab vnd yn betroghen,
Des glich myn tzong mit allem wesen
Felschlichen federn hab gelesen,
Myn keel gar duck me dan ich solt
Mit suffen fressen oberfolt,
Myn hend wer schand fur yderman
Tzu horn das sy duck gryffen an,
Myn buch duck wyder dy gebot
Gefült hon dick on alle not,
Den lenden myn hon ich begert
Onkuschen lust myr hog von wert,
Tzu eern myn knw obal erhogt,
Mym got vnd obern nit gebogt,
Tzu blutvergyssung vnd bulschafft
Lyffen myn füss vss gantzer krafft.
Wy ich mich dan so vs gemessen
Durch myn gelyder hab vergessen,
So ist myrs leit vnd rwet mich
Vnd bit dich got von hymelrich
Myr armen wol genedig syn
Durch dyne smertz vnd helghe pyn,
Dy du durch mich gelitten host
Vnd von dem ewighen tod erlost.

Von den sës wercken der barmhertzigheit:

Dy wercke der barmhertzigheit
Hab ny volfort, das myr ist leit:
Dem honrighen gab nit tzu essen,
Den dorstighen auch hab vergessen
Vnd nit gedrenckt nach syner not,
Dem fromden nit herberg böt
In synem ellend wan er kam,
Dy armen krancken lut vnd lam
Nit visytirt nach dem ich solt,
Den nackten ich nit kleyden wolt,
Dy arm gefanghen gantz on trost
Durch myne hulffe nit erlost,
Dy toden nit hab helffen graben.
Sus geistlichen: wolt ny gelaben
Als ongelert dy groben leyen
In konst yrs heils sy ichtz tzu heyen,
Da durch sy off den rechten weg
Gekomen wern durch lichte pfleg
In myr vnd auch in in tzu vassen,
Das ich dan nit ted durch verlassen.
Den armen luten ny keyn rät
Gegeben hon wan men mich bat,
Vss lyb hon den veryrten nit
Gestrafft als dan lert cristlich zijt,
Betrubte lut hon nit getrost,
Den dy myt myr hatten geböst
Hab nit vertzighen gantz vnd gar
Als mich dan Cristus lert gar klar,
Onrecht das men myr hot geton
Nit mit gedolt gelitten hon,
Dy seel ellend in pyn der ketten
Da hab ich got nit fur gebetten,
Myn luten myr arbeit geton
Hab ich verhalten yren lon.
Got myr verly dy sond tzu bössen,
Das sy mich furbas nimmer mössen
Besitzen, myner sël tzu trost,
Des myr maria ombemöst
Dy reine juncfraw gonnen wol
Myt yrem lybsten filiol!

Von den tzwolff artickeln des gelaubens:

DI tzwolff artickel im geloben,
Da dan des menschen heil steit oben,
Nit hab gelobet festiglich,
Als dan eyn solt der cristiglich
Syn leben dan volenden wil:
Getzwifelt hab ich duck vnd vil
Itzont an dysem dan an dem,
Des ich mich dan von hertzen schem,
Den glauben ny beschirmet hon,
Als ich dy ketzer hort da von
Vnd wyder reden gantz mit macht,
Vil me yn tzu hort vnd nam acht
Ir argument dy myr fur vol
Von gantzem hertzen datten wol.
O got myn her der al ding kent,
Ich byt behalt das fũndament
Fur allen dinghen her in myr,
Dan wan ich das in myr verlyr,
So ist ess gentzlich myt myr vss;
Ee wil ich vallen dyr tzu fũss
Vnd dich an roffen vestiglich,
Das du mych her barmhertziglich
In dym geloben machest starck,
Dan der gelaub der ist das marck,
In welchem das marck wort tzerstort
Der selbig nummer sellig wort,
Ommoglich ist on den geloben,
Das ennych mensch werd fur geschoben
Vnd gnad erlangh von got dem hern,
Des halp den glauben wil ich lern
Fur allen dinghen myr tzu stũr,
Off das ich nit dass helsche fũr
Dorff in geen myt betrubtem mũt.
Des myr got gũn das hogste gũt!

Von den syben sacramenten.

DI syben helghen sacrament
Dy hon ich byss her ny erkent,
Des halp mich da in hab versont.
Tzum ersten hab myn sel verwont
In mynem toff, in dem ich solt
Verleuchent haben vnd abholt
Tzu syn der pompen disser welt
Vnd auch des tuffels onuerhelt,
Durch focht myns libes vnd durch pyn
Verswighen hab den glauben myn,
Nit hab geert am mynsten grat
Nach dem ich solt den elchen stat,
Myn orden ich onwirdiglich
Ontfangen hab, das rwet mich,
Almosen vasten betten nye
Getreben hab in wercken ye,
Montliche bicht hon ny beganghen
Auch nit das sacrament ontpfanghen.
Das myr vertzy der ewig got
Der alle ding geschaffen hott.

Von den drey hobt toghent vnd .iiij. anghel toghent.

GEsont hon ich von myner ioghent
Swerlich wyder dy syben toghent:
Nit woren glauben hab gehebt,
Auch hoffnung myr ny hert an klebt,
Dy gotlich lỹb vnd auch myns nẽsten
Hott vil gehebt in myr gebresten,
Nit wyslichen fur hyn betracht
Das werck tzu don das ich volbracht;
Nit starckmũtig byn obermass,
Dan ich mich bald ontrũsten lass,
Nit altzijt blyb getemperyrt
Tzu werffen ab lustig begyrt,
Gerecht ich ny gewesen byn
In mynem hertzen gmũt vnd syn,
Altzijt myn nutz durch werck vnd wort
Hon me gesücht dan myr gebort.
Das mich dan rwt vnd ist myr leit
In hertzelicher bitterheit.

985 on an. 1001 libes *fehlt.*

Von den syben gaben des heilghen geistes:

DEs heilghen geistes gabe syben
Hab ich myt wercken ny getryben:
Keyn wysheit ny tzu gottis eer
Getryben hab, das myr ist swer,
Dy helsche pyn durch myn verstant
Ny hab ertrachtet noch erkant,
Keyn gutten rat kan ich ertzelen
Von myr das beste tzu erwelen,
Keyn konst vynd ich mich tzu probyrn
Vnd auch mich selbs mocht nyt regyrn,
Altzijt nit starck werd ich erkant
Tzu don dem bosen wyderstant,
Nit mylt bin ich, dar tzu on focht
Byss her myn leben hon volbrocht.
Das myr ist leit myt grosser klag
Vnd sol myr leit syn al myn tag.

Von den tzwolff früchten des heilghen geistes:

DI tzwolff des heilghen geistes frücht
Hon ich myt wercken ny volbrocht:
Von lÿb vnd freüd myn hertz was wyt
In gottis dynst tzu aller tzijt,
Durch onfryd vnd durch ongedolt
Hon ich dy helle duck verscholt,
Nit langmodig vnd auch nit gut
Byn ich gewesen oberlüt,
Auch hattich gantz keyn guttigheit
Tzu mynem nësten, ist myr leit,
(Das dan off ym hot onderscheit
Tzu sprechen gut vnd guttigheit:
Das erste, gut, heyst bonitas,
Guttigheit ist benignitas)
Dy tzucht hon in den zytten myn
Vnd kleydern auch geachtet kleyn,
Auch nyt safftmodig byn gewesen
In dinghen myr on vsserlesen,
Dy warheit vnd demütigheit
Syn altzijt myr gewesen wyt,
Onthaltung nach myner begyr
Mit lutterheit wass nit in myr.
Da in itz dan mit oughen nass
Ich mich beken ie leng ÿe bass.

Von den acht seligheytten.

Ich armer dy acht seligheit
Hab obertretten ver vnd wytt:
Dy armot gantz myt ongedolt
In mynem geyst nyt haben wolt,
Nit sefftmodig in mynem syn
In wyderstant gewesen byn,
Myn sond, als leyder wol erschynt,
Fur dysser tzijt hab ny beweynt,
Auch mich ny hab dar tzu gegeben
Wy ich mocht forn eyn rechtes leben,
Erbarmung myr ny hab ertzogt
Oder eym andern tzu gefogt,
Mit reynem hertzen vmbefleckt
Hab ny gelebt, das mich erschreckt,
Nit frydsem ich gewesen byn,
Altzijt wolt ich hon mynen syn
Da durch dan duck oneynigheit
Ontspranck myt grossem hertzeleit,
Das böss da ich mit wart bestrytten
Vmb gottis wiln ny hab gelytten,
Sonder so ver vnd wan ich mocht
Da vber altzijt rache socht.
Wy ich dan mich durch hog beswern
Vergessen hab fur got dem hern
Off alle weg itz obgemelt,
Gebichtet oder onertzelt,
Onwislich wislich wy das wer,
Auch slaffend wachend ongefer,
In dencken worten vnd yn wercken,
Wy dan eyn mensch mocht sond gemercken,

1040 myt. 1078 tzijt *fehlt.*

Da ich got mit ertzornet hett:
So gyb ich mich itz vest vnd stett
Schuldig vnd bit genad da für
Von Cristo der dan mich gar twr
Mit synem lyden hot betzalt,
Vil me dan ny keyn richtümb galt
Hot er vmb mich gegeben bar,
Syn gut er nit alleyn gab dar,
Auch synen lyp der dan tzu tzert
Durch mich wart vnd gentzlich verwert,
So das keyn ader gross noch kleyn
Dy tzijt bleb stën da sy solt syn,
Keyn beyn bleb stën in syner stat.
O Criste wy warstu so mat
Dy tzijt don das durch mich geschag
Off fritag fur den ostertag!
Du lemlyn aller guttigheit,
Wy mocht doch grosser hertzeleit
Eyn mensch ertachten dem gelich
In smertzen also bitterlich!
Ommoglich das ist tzu erdencken:
Keyn menschen mocht men me gekrencken,
Dan gottis son gekrencket wart
An synem reynen lybe tzart,
Dan er wass von der besten art,
Des halp wass ym tzu lyden hart
Vil me dan enchem andern man.
O her wy ser dyn lybe bran
Dy tzijt als du dich so fur mich
Tzu tzerren lyssest iemerlich,
Off das du her dy sele myn
Behyltest fur der helschen pyn!
Tzu wydergeltung wass hon ich
Her dyr geton berichte mich!
Ich hab tzu wydergeltung dyr
Her dyn gebott durch alle vyr
Gebrochen duck vnd mannigfalt
Von ioghent off byss ich byn alt
Geworden also lesterlich,
Das ny keyn mensch det des gelich.
Ach guttigher got myn erbarm,
Merck das ich byn geboren arm
Vnd gantz on dich keyn stur nit habe,
Mich armen sonder bit ich läbe,
Off das ich armer nit ersticke.
O hogster artzet mich erquicke!
Gyb myr in her dyn bezoar,
Ich werd anders vergeen dy har.
Keyn artzet sus off dyssen tag
Anders dan du myr helffen mag.
Durch dyn grundlöss barmhertzigheit
Bit ich dich her tzu disser tzijt,
Mich wesch von mynen sonden reyn
Itzünt gebychtet in gemeyn.
Dyn heilghen geist bit ich myr sende
Tzu ledghen mich durch prysters hende
Von al myn sonden ye geton.
Des helff myr Ihesu gottis son,
Inbrünstigher guttigher got
Durch dyn helghen funff wonden rot! Amen.

Der besloss dysses buches.

Eer sy dyr in der ewigheit
Almechtighe driueltigheit,
Got vatter son vnd hilgher geist,
Personen drey in eynem leist,
Das du Iohannen mich von Söst
Tzu dissem werck gewyrdigt höst
In rym tzu setzen disse bicht
Fur mynem end, da vss dan licht
Iglicher mensch mag bichten lern,
Got dyr tzu lob vnd auch tzu eern.
Ich bit dich durch dyn gotlichs wesen,
Gyb al den dy hy inne lesen
Al yrer sond war rw vnd leit,
Mit gantzem fursatz alle tzijt
Nit me tzu sonden wyder dich,
Got dyr tzu loben ewiglich.
Mich armen bloden sonder swach
Des gutten bit teilhafftig mach,
Tzu stur mym allerhogsten druck
Wan ich werd lighen off mym ruck
In pyn vnd allerhogsten quäl,
Von disser welt gentzlich tzu möl
Verlassen vnd von der natur,
Wan myn sël vest mit arbeit swr

Myn corper gern behalten wolt
Vnd mos yn doch mit ongedolt
Verlassen vnd hyn varn von ym
Entwer tzu der gruslichen stym
Lutend: gee in das ewig fur
Oder kom her du sele twr
Mit myr besitzen ewiglich
Mit freuden mynes vatter rich.
Dar tzu hylff myr vnd yderman
Cristus der her, der ons gewan
In blodighem syns sweisses rot
Vnd durch syn hylghen bittern dot,
Der ewiglich tzu aller tzijt
Von ons möss syn gebenedÿt.
Amen.

Scriptum et completum feria quinta post dominicam reminiscere. Anno 1483.

Anmerkungen.

23 *gentzlichen fur vol*, Flickworte zur Reimgewinnung vgl. V. 64. 971 und Fichards Archiv 1, 90. 125 *genslich fur fol*, 126 *gantz fur vol*. 37 „Das Bild von der gespannten Saite verräth den Musiker" Pfaff S. 254. 52 *obgerort*, Flickwort vgl. 615 und Archiv 1, 86. So auch *oberal* 82. *tzu geghen* 302. *obgemelt* 346. *in hogher acht* 405. *in warem won* 590. 600. *so usgemessen* 911. *omuerhelt* 1000. *obermass* 1021. *oberlüt* 1054. *on vsserlesen* 1064. *dy har* 1148. 56 *sefften* (auch 637. 1063. 75), vielleicht Mischform aus *senften* und ndl. *sechten* vgl. *vernüfft* 518. *vernofft* Archiv 1, 94. 118. 59 *ryuyr* „Strom". In der Bedeutung ‚Gegend', auch rein umschreibend, kommt *ryuyr* oft in der Biogr. vor.

75 Andreas beginnt: *Quoniam omni Confitenti necessarium est hanc generalem confessionem debere facere cuius tanta est virtus secundum Magistrum sententiarum li. IV. disti. XXII c. V quod innumerabilia venialia peccata delet etc.* Die hier citirte Schrift des Petrus Lombardus wird in den Beichtschriften außerordentlich oft erwähnt. 85 *probyren* ‚prüfen' vgl. 598 *in kelt vnd fuchte hog probyrt*, 1039 *keyn konst vind ich mich tzu probyrn* und Archiv 1, 77 *mit tugent auf das hochst probyrt* 1, 97 *und kont myn konst warlich probyrn.* 86 *cordijren* leite ich vom frz. *cordeau* ‚Meßschnur, Absteckleine' ab, also ‚berichtigen'. 89 Im Beichtbüchlein, München 1488, heißt es S. 4 „*so er* (der Büßer) *zu dem beichtiger kompt, so sol er demutiglich fur in knyen vnd sol sich mit genaigten haubt zu im fugen an ain seiten vnd sol also anfahen: Ich beken got vnd der heiligen junckfrawen Maria vnd allen heiligen vnd euch priester vnd ich gib mich schuldig, das ich gesundet hab mit gedencken worten vnd wercken oder mit versaumnus guter werck (mein schuld): das ist die gemain offenbar schuld, di di priester vor dem altar sprechen, ee sy meß lesen vnd die sol auch eyn yeglich mensch, er sei geistlich oder weltlich, sprechen als offt er beichtet, am anfang der beicht vnd am ende vnd wenn er die gesprochen hat, so sol er dan anfahen vnd mit sunderheit sagen was er getan hab etc.*" Nach dem jetzt geltenden Rituell kniet der Büßer vor dem Beichtstuhl demuthsvoll nieder, verneigt sich und spricht den Priester um seinen Segen an. Der Beichtvater antwortet: *dominus sit in corde tuo et in labiis tuis ut digne et competenter confitearis omnia peccata tua in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti. Amen.* Darauf wird vom Büßer die offene Schuld gesprochen (Hnogek, Kathol. Liturgik 3, 373).

101 Hasak, Der christliche Glaube. (Regensburg 1868 theilt 1) S. 225 eine *Ordnung der bicht* mit, die viele Übereinstimmungen mit den beiden

ersten Theilen von Johanns Gedicht zeigt. S. 229. *Der mensch sol sich bekennen, das er syn augen nit behutet hat vor vnschamhafftigem gesicht vnd versuntlichen dingen, dann was dem mensch nit zympt zu begeren, das zympt auch ime nit zu sehen, als spilen stechen dantzen.* Weber, Bamberger Beichtbücher S. 66. *Peicht ob du gesehen hast schentliche dinck an dem menschen, an vihe, mit gelust deines hertzen vnd den andern nesten dauon gesagt vnd ob du tantz mit mer fleis gesehen hast, dann gotz dinst. Hastu — beweint dein sund, die marter oder wunden gotes, damit er dich erlöst hat. Hastu in der kirchen lieber schon frawen gesehen, wenn gotz dinst. Hastu icht gewincket oder zeeichen geben mit den augen in pöser meynung.* 111 *begeben*? muß hier ‘ausführen’ bedeuten.

145 Hasak S. 229. *Item da der mensch syn oren nit hat behutet sunder gehöret nachreden, ere abschnyden, suntliche lieder singen, vnkeusche schampere wort geredt vnd gehört, lieber solliche wort gehört vnd mer lusts darinn gehapt dann in guten dingen, ist verbotten in disem gebott.* Weber S. 68. *Peicht ob du offt auf smacheit, die man von got oder von den heiligen redt, gern gehort hast, vnd pöse wort, pöse lider gern gehort, oder suntliche dinck zcu erfarn vnd vnerlich wort oder werck, schant oder laster von den leuten reden. Vnd vngern meß hören —.*
154 *geleng*, wohl stn., nur hier belegt = *gelange.*

185 Hasak S. 230. *Item hat der mensch synen mundt nit behutet vor vberflussigem lust der spysz vnd drancks vnd mer sorg gehapt zu dem lust vnd vberflussigheit vnd den lust mer gesucht, dann die not in allen andern dingen, ist widder das gebott.* 200 Vgl. Archiv 1, 103 *do viel myn konst ganz oberbort* und 113 *durch weg dy leng und obertzwerg.*

207 Hasak S. 230. *Item hat er die hennde vszgereckt zu sunden vnd zu gryffen was vnzymlich ist an im selber oder andern personen.*
216 *wy mich dan got dy sond volbrocht weis schuldig.* Das Part. activisch wie 951 *den luten myr arbeit geton*[1]).

225 Hasak R. 229. *Item das der mensch syn nasen nit hat behutet vor vberflussigem lust des geruchs der kleyder oder anderer ding vnnd arme personen verschmecht oder geflohen vmb geruchs willen. Item hat der mensch die kleyder wol machen richen vsz hoffart das er dem menschen vrsach geb zu suntlichen dingen oder begirden, sagen die lerer, das werden lichtlich todsünden.* 230 *krol* ‘Lockenhaar’. DW. V, 2352. 243 *beheg* (: *weg* auch V. 520. 676, Archiv 1, 137), nur bei Johann = *behagē.*

253 Andreas S. 2. *Primo peccavi Cogitatione quia carnis delitias gulas luxurias seculi pompas honores et diuitias habere cogitaui et multum concupiui ac turpibus cogitationibus consensi — multas meas cogitationes opere fecissem nisi timor et verecundia mundi me retraxisset — nec — de die iuditii cogitaui — vindictas desideraui.* 255 *pompeye* vgl. 999 *pompe disser welt.*

275 Andreas: *Secundo pater peccaui in Locutione quia sepius superfluc et inepte locutus sum. Deum meum et sanctos eius blasphemaui et deum de suis operibus reprehendi, peccata mea propria defendi et excusaui. In uanum iuraui et meis proximis detraxi et murmuraui eorum vitam et*

[1]) (? 951 Ersparung des Relativs. O. B.)

opera sinistre iudicaui et eos diffamaui — testimonium falsum dixi — bilinguis fui. Me ipsum laudaui et secreta reuelaui. Indiscretus fui —. Verba scurilia et turpia dixi et perfidus in verbis extiti. Verba dei tacui et non docui. Non correxi proximos, non monui — lingua — ad omnia vitiosa et vana verba laxaui. 290 Bei Andreas steht: *Maioribus adulatus fui et cum verbis ac mendatiis eorum amorem procuraui.* Johannes verband aber *Maioribus* mit dem vorausgehenden: *maledixi et eos vituperaui et scandalisaui.* 294 Es wird *hat* = *hâte* zu nehmen sein ‚in die ich eingeweiht war'. 319 Hasak S. 232 über die Hoffart: *Zum sechsten sundet der mensch in vberflussiger sorg vnd gedenckt wie er die hoffart erzeyg in wercken —. Item hat der mensch gebrucht kostliche kleyder vnnd hoffertige gezierde des haupts in schleyern zöpfen, oder farwen angestrichen, syn antlit gezierd vnd sollichs vsz hoffart vnd vppiger ere gethan etc.* Ähnlich Weber S. 59. 326 *hees* s. Lexer u. *haeze.* Das Wort ist nur im Alem. nachgewiesen, war aber wohl auch im Pfälz. bekannt. 328 *vertrac* muß hier wie V. 672 die Bedeutung ‚Gewohnheit' haben. 330 Von hier an läßt sich Andreas vergleichen. *Superbiam enim commisi quia singulari excellentia aliis preesse volui. — De diuitiis honoribus ac genere et nobilitate atque corporis pulchritudine me iactaui et causa ipsorum aliis dominari volui.* 347 *myn gebrech myner figuren.* Johann war einäugig, vgl. in der Biographie (Archiv 1, 86) die Erzählung, wie ihm das linke Auge durch heißes Öl verbrüht wird. — Da *sich beschemen* = *schemen* ist (wie 346 *bespotten* = *spotten*), so müßte eigentlich der Gen. *myns gebrechs* stehen. 353 *furgeben* = *vergebene*, hier ‚grundlos'. 357 Das Folgende hat nichts Entsprechendes bei Andreas, während sich bei Hasak S. 232 Anklänge finden. *Zum vierden so der mensch verschmecht, veracht vnd versumet etwas zu thun, das er schuldig vnd ime gebotten ist, auch vsz hoffart im hat zugeschriben geistlich oder naturlich gab vsz synem verdienst, vnd sich berümet, was er guts thut vnd sucht syn ere vnd lob darinn vnd nit die ere gottes. — Zum funfften — das er sich besser achtet vnnd schetzt dann ander lute vnd sollich auch begert vnd synen nechsten verachtet, auch straff vnd vnderwysung vsz hoffart verschmecht, die ime not ist zu syner selen heyl.*

385 Der betreffende Abschnitt aus der *Ordnung der Bicht* ist von Hasak nicht mitgetheilt worden. Andreas bietet nur sehr geringe Anklänge. *Item peccaui cupiditate et auaritia quia inordinate diuitias, honores, pecunias et beneficia concupiui et amaui. Res alienas abstuli et retinui iniuste et dissipaui, parcus mihi in necessariorum exhibitione et proximis in elemosynarum largitione fui etc.* Nachher werden u. a. Sünden *proximorum damna, vsuras, ludos fortuitos* genannt. Die Ausführlichkeit, mit der über die Spielsünden geredet wird, läßt an ein Selbstbekenntniß denken. 400 *also bar* formelhaft, vgl. Sattler, Teutsche Orthographey und Phraseologey S. 108. 405 *dy myn beswert* verstehe ich nicht. Verschrieben für *da myt beswert?* 408 *klickt* wohl nicht 3. sg. praes. von *klecken*, sondern praet. von dem DW. V, 1159 besprochenen *klicken.* 416 *war halten* = *wâr lâzen.* 417 *dab* vgl. *tappe* bei Lexer. 436 *ye leng ye bass* auch 1070. *leng* als Comparativadverb wie im Niederdeutschen. Vgl. auch DW. 6, 162.

441 Andreas: *Item peccaui in peccato fornicationis et luxurie quia delectationem et cogitationem gule et luxurie corporis, pollutiones in cor-*

pore habui, verbis luxuriosis tactibus amplexibus et osculis et aliquin actibus inhonestis mulieres turpiter cognovi et dilexi et si non opere tamen mente, sic adulterium incestum raptum et peccatum contra naturam facere et exercere desideraui.

487 Andreas: *Item peccaui peccato Inuidie. Nam honorem et famam ac promotionem proximi propter inuidiam destruere et impedire procuraui. et de eius damno et infortuniis gauisus fui: et de eius prosperitate valde dolui et ipsum depressi in quantum potui.* 504 *furbogen* = *verbüegen* s. Lexer.

513 Andreas: *Item peccaui in peccato Gule: quia horam commedendi et bibendi sepius preueni, sine site et fame commedi et bibi et ebrietate me repleui etc.* 514 *den hunt hincken lassen* vgl. DW. IV, 2, 1914. Johann liebt derbe, volksthümliche Redensarten, vgl. noch V. 626. 766. 837. 876. Archiv 1, 116 *beslaghen auch mytt solchem ysen.* 533 *bastart* vgl. DW. I, 1151. *Potaw* (kann auch *Petaw* gelesen werden) Wein aus Poitou? 535 *beon*, Wein aus Beaune vgl. Schulz, Höfisches Leben 1, 299. 537 *tornesol* ‚Sonnenblume'. 540 f. Wechsel der Construction.

563 Andreas: *Item peccaui in peccato Ire. Nam meis proximis et subditis sine causa iratus fui, propter iram me vindicaui et iniurias illatas sustinere nolui, cum ira Deum meum blasphemaui, homines vituperaui. Nocere proximo meo in persona et in rebus suis deliberaui, rancorem cordis seruaui et timorem mentis pre ira habui. Clamores feci, discordias seminaui et veniam petentibus non peperci.* 589 Über die Einwirkung der ‚Naturen' auf die Gemüthsart vgl. Hildebrands Zusammenstellungen im DW. 5, 79 f. Johann meint, der Zorn entspringe bei ihm nicht aus trocken-heißer, d. i. cholerischer Natur, sondern werde durch Kälte veranlaßt, nämlich in der Liebe zu Gott. 596 *in solchem grat* vgl. 1003 *am mynsten grat.* Archiv 1, 99. 132 *am hogsten grat.* 597 *refrenyren* frz. refréner. 606 den Worten nach nicht ganz verständlich. Ist *gescryben* als Subst. = ‚Vorschrift, Anweisung' zu nehmen? Einen ähnlichen Gebrauch des Part. zeigt die Stelle 627 *nit den verzyg an myr verscholt.* 608 *ein krutt heist lybe gotz* vgl. Archiv 1, 83 *das kraut trw frontschaft.* 612 *tzartst* = *zartest* von *zerren*, ‚zerreißen'. 623 *vmbestymmigkeit*? schwerlich zu *gestüeme*, da sonst *üe* nicht durch *y* ausgedrückt wird. 625 *dy har verwerren* vgl. ‚die Haar zusammenknüpfen' DW. IV, 2, 16. Doch wird vielleicht *dy har* wie in den Vs. 667. 1148 zu nehmen sein = ‚auf die Dauer' vgl. Lexer s. *harre.* Sattler, T. Phraseologey S. 237.

647 Andreas: *Item peccaui in peccato Accidie. Nam bona que tenebar facere non feci nec procuraui, mala autem que tenebar fugere non fugi, sed plus ad illa cucurri et opere compleui. Panem meum laboribus non quesiui. Tardus ac longus ad confitendum et penitendum de peccatis fui, penitentiam mihi datam et vota promissa vel inchoata non compleui, opus dei neglexi. Remissus in dicendo officium diuinum et faciendo deo seruicia fui — quod sibi seruire vt tenebar postmodum non potui; ad consuetam vitam declinaui.* Ähnlich Hasak S. 233 *Von Tragkeyt.* Schluß: *Item als dick vnd vil der mensch one redlich vrsach pfligt fulkeit lybs vnd versumpt dardurch die ding die ime gebotten syn zu thun, als dick vnd vil sundet er dotlichen.* 673 *durchspicket* vgl. DW. II, 1687. 678 *zijt* = *sit* steht auch 942 und Archiv 1, 138 vgl. *zitten* 1061, *zee* 806.

698 *stutzen* vgl. *stotze* bei Lexer. 700 *weschen* auch V. 1153. Auch im Heidelb. Pass. findet sich die Form.

711 Andreas: *peccaui — quia decem precepta dei mei transgressus fui opere et voluntate. Primo deum meum ex toto corde meo non dilexi, non timui, nec adoraui, nec firmam fidem et spem in ipso et de ipso habui , quin potius diuinis, auguriis, sortilegiis et incantionibus — magis quod deo meo et scripturis fidem dedi.*

729 *Secundo nomen dei in uanum assumpsi per os meum — simplici verbo credere nolui et per membra dei periuraui. Deum et sanctos eius negaui atque blasphemaui.*

745 *Tertio peccaui: nam diem dominicam et festiuitates ecclesie cum orationibus missis et predicationibus et elemosinis non sanctificaui — familiam meam laborare feci — luxuriosis actibus magis illis diebus festiuis me dedi.*

758 *Quarto peccaui: nam patrem et matrem meam corporales non honoraui, nec eis in necessitatibus subueni — prelatis spiritualibus et matri mee sancte ecclesie debitas reuerentias non feci, nec eorum precepta et censuars curaui — decimas quas ecclesie tenebar dare non integre dedi.*

773 *Quinto peccaui: nam proximum meum licet non actum tamen animo et voluntate occidere et voluntarie ac in persona ledere et in rebus concupiui, manus violentas in eum posui et ponere decreui.* 780 Über den muthmaßlichen Aufenthalt Johanns in Italien vgl. Pfaff S. 153. Das folgende Bekenntniß muß wohl auf ein bestimmtes Ereigniß in Johanns Leben bezogen werden, der eine jähzornige, gewaltthätige Natur gewesen zu sein scheint (Pfaff S. 154).

803 *Sexto peccaui: nam mulieres coniugatas ad adulterium eas prouocaui et in diversis cogitationibus per adulterium me coinquinaui.* 814 Vgl. Psal. 4, 9. *Asperges me hyssopo et mundabor: lavabis me et super nivem dealbabor.* Auch in der Biographie (Archiv 1, 99. 102. 121) wird der Psalter citirt.

827 *Septimo peccaui: nam res alienas iniuste de locis sacris et non sacris abstuli et officium ad recipiendum bona pauperum procuraui et res alienas dominis suis non reddidi. Patrimonium crucifixi non debite expendi — nec — testamenta adimpleui.* 831 Beruht diese Ausführung auf einem Missverständiß der Worte *res alienas dominis suis non reddidi* oder ist sie vom Dichter eingeschoben worden? Für die Redensart ‘ein x für ein v machen’ (vgl. Germania 13, 270) erscheint hier wohl der älteste Beleg.

845 *Octauo peccaui: nam contra proximum meum ex malicia publice et occulte falsum testimonium, falsas scripturas, falsos testes contra eum procuraui et dixi et eius vitam et mores quantum potui denigraui.*

857 *Nono peccaui: nam proximi mei vxorem et consanguineam et sanctimonialem desideraui et in eius pulcritudine gauisus fui et ad eam videndum cucurri.*

867 *Decimo peccaui: nam vicini agros domus beneficia et bona mei proximi per dolos fraudes violentiam et deceptiones habere concupiui et contra eum causas iniustas et litigiosas moui.* 875 *lûn* als masc. vgl. DW. VI, 345.

883 *Quinto pater peccaui contra deum cum omnibus meis membris et sensibus mei corporis. Nam cum meo capite deo et meis maioribus*

reuerentiam non feci. Item collum meum ad obedientiam inclinare nolui. Item aures ad audiendum luxuriosa verba detractiones cantus et instrumenta musicalia dedi. Item oculos meos multoties coloribus deturpaui et impudice cum eis multas mulieres ac plures vanitates mundi respexi. Item nares meas odoribus prouocantibus ad vanam gloriam et luxuriam ordinaui. Item os meum ad loquendum mendacia blasphemias et iniurias deputaui. Item linguam meam ad loquendum suauia mendacia ordinaui. Item guttur meum crapula et ebrietate replcui. Item manibus meis aliena rapui et turpiter cum eis corpus meum et aliena membra mea ad generationem deputata fornicationibus maculaui. Item ventrem meum luxurie et ebrietatibus dedi. Item lumbis meis ardorem libidinis et exoptaui et excitaui. Item in corde meo varias cogitationes et tentationes habui, quas opere perfecissem nisi timor mundi et hominum me abstraxisset. Item genua mea deo meo et sanctis et maioribus ac prelatis meis non flexi. Item cum pedibus meis ad luxuriandum furandum et sanguinem fundendum cucurri. Qualitercunque ego cum aliquo membro meo corporis deum offendi, dico meam culpam et confiteor deo et vobis.

919 Die Überschrift (bei Andreas nur *De operibus miscricordie*) steht im Widerspruch mit dem Inhalt, der sieben weltliche und acht geistliche Werke aufzählt. Die meisten Beichtbücher kennen indeß nach Matth. 25, 35. 36 nur sechs Werke der Barmherzigkeit, vgl. Mone, Schauspiele II, 111, Liederbuch der Hätzlerin S. 301, Der Seelen Trost (Geffken 45 B. 98), Bamberger Beichtbuch bei Weber S. 83, Beichtbüchlein Augsburg 1483 (Geffken 108), Heidelberger Hs. bei Bartsch 278 und 296. Auch Hugo von S. Victor nennt im *Opusculum de quinque septenis* die sieben Werke der Barmherzigkeit nicht. Ebenfalls sieben Werke werden dagegen aufgeführt bei Steph. Lanzkranna (Geffken B. 106), im Poenitentiarius (Geffken B. 188), bei Olivier Maillard (Geffken S. 60). Nur bei Andreas (Johann V. 951), so viel ich sehe, wird die Gewährung des Lohnes an die Dienenden als achtes geistliches Werk aufgeführt (*mercedem laborum mihi seruientibus non prebui*). Andere Beichtschriften z. B. der Poenitentiarius erwähnen die Vorenthaltung des Lohnes als vierte rufende Sünde. — Die Mittheilung des lateinischen Textes unterlasse ich hier, da sich Johann fast wörtlich an denselben anschließt. 932 Andreas hier nur: *ignorantes que sunt salutes anime non docui.* 944 *dy myt myr hatten geböst* = *malefacientibus.* 949 *pyn der ketten* ‘Gefangenschaft’, hier bildlich für das Fegefeuer. Andreas: *per salutationem animarum amicorum et inimicorum deum non exoraui.*

959 *Septimo peccaui quia 12 articulos fidei firmiter non credidi nec corde et ore ad eos iusticiam professus fui: imo aliquam circa ipsos et circa sacramenta altaris dubitaui et fidem veram et iustam cum bonis operibus sicut bonus et fidelis christianus non habui nec contra infideles et hereticos fidem meam omnino defendi et predicaui, imo errantes arguentes contra fidem libenter audiui.*

1007 Bei Andreas: *penitentiam pro meis peccatis et ieiunia orationes et elemosinas mihi iniunctas non feci.* Die letzte Ölung bleibt auch bei ihm unerwähnt.

1013 Bei Andreas werden als theologische Tugenden aufgezählt: *vera Christi fides, certa spes, charitas, prudentia, fortitudo, temperantia, iusticia.*

1031 Bei Andreas: *sapientia ad diuina contemplanda — intellectus ad nouissima mortis mee et penas inferni et diem iudicii considerandum — consilium ad bonum eligendum — scientia ad me ipsum et facta mea recognoscendum — fortitudo ad tentationibus et tribulationibus ac malis cogitationibus resistendum — timor dei.*

1047 Bei Andreas: *charitas — gaudium in dei seruitio — pax cum proximo — patientia — longanimitas — bonitas — benignitas — modestia in gestu et habitu ac operibus meis — mansuètudo — humilitas — veritas — continentia.*

1071 Bei Andreas: *paupertatem voluntariam cum spirituali intentione non habui — mitis et mansuetus in persecutionibus et iniuriis mihi illatis non extiti — peccata mea non defleui — iuste vivere non studui — mihi misericors et aliis non fui — mundo corde quo ad deum et ad proximum per bona exempla non vixi — pacificus non fui sed propter ambitionem beneficiorum et bonorum discordias sèminaui — non propter Christum persecutiones et maledictiones hominum sustinui sed quando potui me vindicaui.*

1093 Schluß der Beichte: *quandocunque qualitercunque ego infelix peccator peccaui contra octo beatitudines et contra omnia predicta et singula et eorum circumstantiis scienter vel ignoranter, dormiendo vel vigilando, reddo me deo culpabilem et dico meam culpam et peto a deo meo indulgentiam et a vobis patre absolutionem et penitentiam.*

1136 *durch alle vyr* steht hier jedenfalls formelhaft ‘auf alle mögliche Weise’. 1147 *bezoar* ‘ein Stein also genant von dem hebreischen *Bezim* so ein Ey bedeut, denn er wie ein Ey formirt ist und Schelffen hat wie ein Ay oder Zwibel. Etliche derivirens von *Bel* und *zaar q. beluzaar. Bel* ist ein Chaldeisch Wort, bedeutend ein Herren, *zaar* ein Gifft, bedeut also ein Herren des Gifft's. Dannenher alle Gifft treibende Artzneien Bezoardica genennet werden, hat aber sonsten auch herrliche Tugent wider allerley Kranckheit’. Henisch, Teutsche Sprach und Weißheit S. 365.

1189 Matth. 25, 34. 41.

LEIPZIG, 1887. K. v. BAHDER.

ZU STEINMAR.

Zu Steinmar, Schweiz. Minnes. S. 171, Vers 24, 25:

gense hüener vogel swîn
dermel pfâwen sunt dâ sîn,

merkt Bartsch zu *dermel* an: Gedärme, Darmwurst. Nun heißt aber im Dialekte meiner Heimat (Kanton Solothurn) und in den umliegenden Kantonen heute noch das Wiesel allgemein Därmli, jedenfalls wegen seiner dünnen, langgestreckten Gestalt. Ob als besonderer Leckerbissen in obiger leckern Speisekarte das Wiesel wirklich gemeint sein könnte, das freilich wage ich nicht zu entscheiden, obwohl es vielleicht besser in die Reihenfolge passte, als eine alltägliche Darmwurst!

ZÜRICH. BERNHARD WYSS, cand. phil.

HANDSCHRIFT 1590 DER LEIPZIGER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK.

Im Anschluß an das in meinen Priameln S. 9 über diese Hs. bemerkte gehe ich hier etwas näher auf dieselbe ein. Es ist eine in Leder gebundene Papierhs. des 15. Jh.; die früher dagewesenen Metallbeschläge sind ausgerissen. Auf der Innenseite des vorderen Deckels steht:

„Liber emtus ex Bibliotheca Schwarziana ubi P. 2 p. 14. num XLIII recensetur."

Darauf von anderer Hand: „165 Blätter, davon 140—165 leer."

In der Bibl. Schwarz. heißt es: „Liber hic crassiusculus habet fol. 136"; die anderen sind nämlich nicht mitgezählt. (Die alte Blattzählung geht bis Bl. 140, dann ist mit Bleistift 141—165 weitergezählt.) Es folgt eine Bibliotheksmarke: „ex bibliotheca Caroli Ferdinandi Homelii 1770."

Darunter noch einmal wie auf dem Rücken: 1590.

Die Schrift ist durch viele buntverzierte Anfangsbuchstaben und Malereien ausgezeichnet, aber lässig und flüchtig. Hier der Inhalt:

Bl. 1ª: Sich fugt eins tags das ich mŭst
Spaziren auß nach freud nach lŭst ...

Ende Bl. 6ª: Der frawen ert vnd der prister schont
Der fleucht von der hellen glut
So Hat Gedicht der rosenplŭt.

(Dresd. M. 50, S. 30—38 unter dem Titel: Von dem priester vnd der frawen das fruchtpar lole. Die drei letzten Worte sind aus dem Titel des Bl. 38 folgenden Spruches hier eingeschwärzt. Keller, Fsp. 1328. 8. Goedeke, Gr. Nr. 20.)

Bl. 6ª: Eins tags spaczirt ich auß nach lust
Do kom ich auf ein grŭne hayde ...

Im Verlauf dieses Spruches ist Bl. 10ᵇ leer gelassen; Bl. 12 wird die Hand fester, die Tinte tiefer.

Ende Bl. 12ª: Vnd er ist hie vor allen laid wehŭt
So hat gedicht hans rosenplŭt.

(Dresd. M. 50, S. 38—47: Das fruchtbar lob. Keller, Fsp. 1328. Goedeke Nr. 21.)

Bl. 12ª: Ich pflege dich junckfraŭ auf dem tron
Das dŭ mich weist aŭf die pan ...

Ende Bl. 18ª: Des hilf vns dŭrch dein werde gŭt
Junckfraw amen spricht der rosenplŭt.

(Dresd. M. 50, S. 129—134: Die Turteltaub. Keller, Fsp. 1329. 16.)

Bl. 18ª: Gotliche heylige junckfraw schon
Durchleuchtige sũn aller himel cron ...

Ende Bl. 24ª: Hilf vns ab grassen der sunen samen
Sver des weger des sprech auch amen.

(Dresd. M. 50, S. 153—165: Von vnnser frawen schon. Keller, Fsp. 1330. 19. Goedeke Nr. 3.)

Bl. 24ª: Zv rom do saß ein keisser mechtig
Der was gen got so gar andechtig ...

Ende Bl. 34ª: Dar vmb sy tag vnd nacht wol hũt
So hat gedicht der rosenplũt.

(Von der keyserin zu rom. Dresd. M. 50, S. 47. Keller 1328. 1. 1433. 29. 1431. Goedeke Nr. 22.)

In dem alten Inhaltsverzeichniß Bl. 136ᵇ—137ª, in dem Nr. 1, 2, 3 als Ein Stück aufgeführt werden, steht vor diesem Spruch:

„Von der keiserin.“

In der Bibl. Schwarz. beginnt das Inhaltsverzeichniß nach dem alten Index ebenso mit

1. Von der Keyserin.

Beim Folgenden hat auch die Hs. vorn über dem Stücke die Überschrift in Roth:

Vom kũnig jm Bade.

Wer an jm selber nicht nimpt war
Wie er sein leben furt vber jar ...

Ende Bl. 36ª: Do helf vns got hin mit seiner gũt
So hat gedicht der rosenplũt.

Überschrift aus dem Inhaltsverzeichniß:

Vom knecht jn garten.

Ein reicher man der het ein knecht
Der dint jm manig jar gerecht ...

Ende Bl. 40ª: Got al frum frawen vnd man wehũt
So hat gedicht der rosenplũt.

Roth. Von einem maler.

Wolt jr nũn schweigen vnd wolt gedagen
Ich wolt euch hũbsse abentewer sagen ...

Ende Bl. 43ª: So wolt ich drincken vnd sauffen
Das mir dy aũgen mũsten vberlaũffen.

Roth. Von der stiefmũter vnd dochter.

Ich ging eins nachtes spat
Do kam ich fur ein kemmat ...

Ende Bl. 47ᵇ: Vnd peit nicht lenger pis noch hewer
Dye ler hab dir zu einer haußstewer.

Roth. Vom spiegel vnd pech.

In einem dorf dorf do saß ein man
Als ich dan vor vernomen han ...
Ende Bl. 50[b]: Das heist der spiegel von dem pech
Got wol kein sund nimer an vns rechen.

Roth. Von farenden schüller.

Nun horet eine klugen list
Wie einest einem wider farn ist ...
Ende Bl. 53[a]: So ser auß ganczer[1]) seiner güt
Also sprach der schwler gut.

Die Abweichungen dieses Textes von dem bei Keller, Fsp. 1172, nach einem alten Drucke gebotenen sind nicht unbeträchtlich; dieser ist im Einzelnen sehr mangelhaft.

Roth. Vom hantwerken.

Manger nimpt sich singen vnd sagen an
Der ein verheite furt nicht kan ...
Ende Bl. 57[b]: Dy lüe̊g sind war vnd nit ein mer
Also redt hanß der schweczer.

Im Inhaltsverzeichniß:

Von den armen jeken.

Man sagt dy jecken sind auß geflogen
Her Adler ward das jr nit werd wetrogen ...
Ende Bl. 60[a]: Hans Rosenplut dem man
Andres nenet hans schneper.

Roth. Vom Bischoue vnd naren.

Ein pisoff einst zw tisch saß
Mit al seim hoffgesin er do aß ...
Ende Bl. 64[a]: Vnd ewiglich mit seinen gnaden wehwt
Also spricht der hans rosenplwt.

Im Inhaltsverzeichniß: Von der werlt.

Mich wundert oft warumb das sey
Das nindert lebt ein man so frey ...
Ende Bl. 66[a]: Volgstw des so kwmstw nimer jn schwer
Als spricht heinrich teichner.

Roth. Vom pfenning.

Nvn schweigt so wil ich heben an
Was der pfenning wunders kan ...
Ende Bl. 67[b]: Wer mich mit eren wehalten kan
Awß dem wil ich machen ein frwmen man.

Bl. 68[a] *Roth*: Von dem frawen.

Eins tags spacirt ich awß nach lust
Al jn ein hawß ich mich verdwst ...

[1]) *Der Miniator hat* czer *durchstrichen.*

Ende Bl. 77[b]: Der meint jn niemancz wetrieg
Sprich Johannes [1]) * jn sein frawen krieg.

Im Inhaltsverzeichniß:

Vom einsidel vnd dem sun.

Eins tags do gieng ich vor der sun
Do wegegend mir frewd vnd wun ...

Ende Bl. 89[a]: Dar jn al gest gewinnen lwstes sed
Spricht hanß (*Rasur*) jn seiner wappen red.

Auch in dieser Rasur können kaum 5 Buchstaben Platz finden.

Roth. Von einem studenten zŭ brage.

Ir heren were es ewch nit leidt
Das ich ewch von hwbsser abenttewr seit ...

Ende Bl. 91[a]: Sie ist zannig vmb daz maul
Sie spricht me he ... (*Schluß fehlt.*)

Bl. 91[b]—93[b] folgen zwei Sprüche, die ich ganz mittheile, da sich Anklänge an Priameln darin finden.

O Mensch wiltŭ geistlich sein
So thw es mit den wercen schein
Verschmehe die werlt vorderlich
Vnd trag dein armŭt williglich
Leide vngemach gar dultiglich
Hute deiner wort gar fleissiglich!
Ge auf der strasse gar zwchtiglich
Bl. 92[a] Kŭrcz wirb dein potschaft ernstlich
Dein leben pilde gar erwerlich
Meide abentreise ŭil stettiglich
Biß niemant gemeinsam vnnŭczlich
Vor posser geschelschaft hwt dich
Ervorsch nit newes vnwiczlich
Trag heimlich sach nit offenlich
Vor dir scham awch selber dich
Deinen eben genosen biß fridsamlich
Deinen Vntertan straf guttiglich
Nicht enger niemancz leichtvertiglich
Dein leben pesser al tag deglich
Brich deinen willen ordenlich
Gehorsam bis demŭtiglich
Dein vater vnd mŭter williglich
Liebes gemach such nit sorgveltiglich
Nicht wach zw vil doch messiglich
Dein nodŭrft nim wescheidenlich
Bl. 92[b] In speis jn dranck nit geicziglich

[1]) *Der Name ist gänzlich ausradirt, die Lücke aber zu klein, als daß ein so langer Name wie* Rosenplut *dagestanden haben könnte.*

Liebs lŭst wider ste kreftiglich
Wider aller sunder streit manparlich
Zw der kirchen halt dich jniglich
Das jne pet / pete awch andechtiglich
Dein schweigen halt aŭch wehutsamlich
Das wort gotes hore wegirlich
Das selbig wehwt awch stettiglich
Da bey siez nit schlefferlich
Dein peicht thw gar lewterlich
Die genad gottes empfach nit eitellich
Die selbe halt auch danckperlich
Dein hercz wereit got stetiglich
Mit allen kreften minsamlich
Mit ganczem gemŭt wirdiglich
Von ganczer sele lohsamlich
Deinen nechsten lieb als selber dich
Nit hinterrede jn hessiglich
Dein leben fure gar warsamlich
Bl. 93[a] Den todt wedencke gar jnniglich
Dar aŭf richt dich ernstlich
Er kŭmpt dir anders grimiglich
Vnd prich dein hercz gar pitterlich
Dein sele verfurt er timerlich
Das muß sie leiden elendlich
Da vor sey Jhesus gnediglich
Vnd wolle vns drosten vetterlich
Zw lon so bit got fur mich
Das wir mit jm herschen ewiglich
Amen das es war were.
Niemant so rechte dŭt
Das er allen lewten dŭncket gŭt
Ich straffe nicht was jemant dŭt
Macht er mir das ende gŭt
Was man an mase dŭt
Es wirt selden gŭt
Bl. 93[b] Manig man hat weissen mŭt
Wer doch oft thumlich dŭt
Mich dewcht ver[e]t manigs gŭt
Das mir hewer weschwert den mŭt
Betrogen ist al sein mŭt
Der sich selbs duncket gŭt
Sanft gewunen gŭt
Macht vbrigen mŭt
So vast niemant missedŭt
Er wolt doch geren sein gŭt
Wer falsche peicht dŭt
Dem wirt der ablaß selden gŭt

Wasser leschet fewer vnd glut
Almŭsen recht daz selb dŭt
Es leschet sunde alle zeit
Wo mans mit guten willen geit.

Dieselben Sprüche stehen z. B. auch in der Hs. Aug. 2. 4 fol. der herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel.

Der folgende Spruch hat im Texte keine Überschrift, wie auch in der Hs. 5339[a] des germanischen Museums, welche ihn Bl. 405[a–b] bietet; in dem Inhaltsverzeichniß aber ist vorgeschrieben:

Von den kolben maiden.

Bl. 93[b]: Zw liechtmeß sol man heben an
Bl. 94[a]: Sprach ein dirne wolgetan.
Ende Bl. 94[b]: Vns zw sand walpurgen tag hin awß
So kome ich dann vileicht jn das offen hurhawß.

Der Rest der Seite ist leer.

Im Inhaltsverzeichniß heißt es: „Nun heben sich an die kleinen spruch"; zu Bl. 95: „Eitel klein spruch heben sich an", und zuletzt: „Noch kleiner spruch heben sich an", wonach das Priameln S. 17 Gesagte zu berichtigen ist.

Bl[a]. 95: Wenne ein pfaff stirbt
Zw hant ein ander wirbt
Vmb sein kunigreich
Vnd lebt als greffenleich
Als sein vorfar hat getan
Ein boß pilde nimpt die werlt da von
Wen ein pfaf het siben pfarr
Dennoch ist er ein solcher nar
Der jm noch eine geb oder zwŭ
Er nem das bistum awch gern dar zw.

Ein vnstŭnd gast
Ist einem wirt ein schwerer last
Ist dan der wirt aŭch vnveschaiden
Das kumpt jm zw schaden baiden
Stech ain aidt als ein dorn
Ir wŭrden nicht so vil geschworen.

Viele von diesen kleinen Sprüchen kehren, oft unsinnig verbunden, in Aug. 2. 4 wieder.

Jetzt beginnen sofort Bl. 95[b]—121[b] die Priameln in folgender Reihenfolge:

1. Welich mensch die vier qvtember nit vasten.
2. Wer nicht am suntag frŭ awfstet.

3. Welcher kristenlicher mensch zw mitternacht wacht.
4. Wer got nit danckt seins engstlichen schwitzen.
5. Ein mensch dz jn grosen todsunden stet.
6. Wer got nit danckt seiner grossen mild.
7. Welcher mensch jn einer kirchen kniet.
8. Welcher kristenmensch alzeit wetracht.
9. Welcher mensch gelaŭbt an vogel geschrei.
10. Welcher mensch nit gelaubt bis an sein sterben.
11. Welcher mensch den gelauben nit in in drait.
12. Welcher mensch den teuffel sich lest werauben.
13. Welcher mensch daz heilig sacrament wil niessen.
14. Welcher mensch dan zŭ gots tisch gegeth.
15. Wer schlechtlich gelaubt die zwelf artikel.
16. Wer halten wol die zehen gepot.
17. Secht grosse schon posse lieb.
18. Ein richter der da siczt an einem gericht.
19. Wo albegen gut gericht ist jn einer stat.
20. Ein rat jn einer stat vnd ein gancze gemein.
21. Ein toreter rather jn ein rat.
22. Ein vater der sein kind gern lernen wolt.
23. Seit daz man die roten engen schuchlein erdacht.
24. Die groß vntrew mit leichen vnd effen.
25. Welcher man den erczten wirt zu teil.
26. Ein frumer man der gern recht det.
27. Ein zimerman dem die spen jm kleidern hangen.
28. Ein spiler der spil hat getriben an.
29. Ein kramer der do nimmer nit leŭgt.
30. Borgschaft domit man mangen verderbt.
31. Secht wo der sun fur den vater get.
32. Secht wo der vater vorcht das kint.
33. Eiu sunder der jn sein sunden verzagt.
34. Ein hirt der treŭlich seins vichs hŭt.
35. Ein arzt der zwen wetung kŭnd vertreiben.
36. Ein man der wol mag drinken und essen.
37. Essen und drincken an danckperkeit.
38. Getreŭlich gerbet mit allen gelidern.
39. Wol essen vnd drincken nach aller wegier.
40. Wer sein hauß wôl wol wesachen.
41. Ein frŭmmer dienstknecht trew und warhaft.
42. Ein hantwerk man der frum knecht hat.
43. Ein hantwerkman den man guten lon geit.
44. Welcher priester zu kranck ist vnd zu alt.
45. Welcher priester sich eins solchen vermeß.
46. Welcher man ein hŭn hat daz nit legt.
47. Welcher man ein taschen hat groß vnd weit.
48. Welcher man ein leib hat nit zu schwer.
49. Welcher man sein elichen weib ist veindt.
50. Welche fraw do gern am ruck leit.

51. Hauß kern vnd windel waschen.
52. Ein schreiber der lieber tanczt vnd springt.
53. Ein schweinhirt der do hut bey korn.
45. Von alter wirt der man schwach.
55. Das alter ist so getan.
56. Ein alter jaghunt der nimmer mag iagen.
57. Ich vind in meiner sinen teich.
58. Der frauen kopf stelt an einander.
59. Wer ab wil leschen der sunen glancz.
60. Ein kŭrsner vnd ein sumer heiß.
61. Jaghunt vnd wilde schwein vnd hassen.
62. Weisheit von drŭnken leuten.
63. Harpffen geigen vnd lauten schlagen.

Bl. 121[b] werden die Priameln durch einige Weingrüße und Weinsegen unterbrochen, deren Anfänge lauten:

Roth. Vom Wein.

Nvn gruß dich got du lieber gŭuen
War vmb wiltŭ nit ofter zu mir kŭnen.

Bl. 122[a] *Roth.* Vom Wein.

Nvn gesegen dich du kreftreiche labung
Du wol zeldne sanfte drabung.

Bl. 123[a]: Nvn grŭß dich got dŭ lieber drŭnck
Ich was dir holt do ich waz junk.

Bl. 124[a]: Nvn gesegen dich got du allerliebster trost
Du hast mich oft vor grossem durst erlost.

Bl. 124[b] fahren die Priameln fort:

64. Die lieb die dy menschen zusammen haben solten.
65. Kvmpt kunst gegangen fŭr ein hawß.
66. O werlt dein nam heist spothilt.
67. Ein jŭnge fraw an lieb.
68. Welcher man sein frawen schlecht im pet.
69. Welcher man vil junger kind hat.
70. Die knaben in den hohen huten.
71. Kein grosser nar mag nit werden.
72. Wer einem plinden winckt.
73. Ein orglock vnd eîn wollenpogen.
74. Ein karger wirt / vnd hungrig gest.
75. Ein priester der ob eim alter stet.
76. Welcher man sich vil rŭmpt von frauen.
77. Welcher her ein taŭben knecht hat.

Der übrige Theil des Bl. 129[a] ist leer.

Dann beginnen Bl. 129[b] die „noch kleiner spruch“ des Inhaltsverzeichnisses:

Zehen gepot.

Du solt gelaŭben jn Ein Got
Schwer nit das ist sein gepot
Die feiertag dŭ heiligen solt
Vater vnd muter hab hilflich holt
Du solt niemant doten
Stil nicht jn keiner noten
Biß nit vnkeŭsch leben
Valsch gezeŭgnŭß solt dŭ nit geben
Beger keins andern weibs
Noch fremdes gŭcz bey sel und leibs.

Hab got lieb o sunder
Vnd vor sunden hut dich imer
Wann pey got ye susser
Zŭ hell ye grimer ye grimer.

Bl. 130ª: Zweiffel pauet selden wol
Des ist manger acker disteln vol
Es ist manig weib vnd man
Der wenig gŭcz reden kan
Vnd kan doch von bŏsen dingen
Vil sagen vnd singen.

Wer sich habt an den toren
So er velet der hat zwir verloren.

Wer mit wissen vnrecht dŭt
Der sundet mit verdachtem mŭt.
Sich dich an vnd nicht mich
Thu ich vnrecht so hut dich.

Des morges traŭret menigleich
So ist abent freŭdenreich
Het ein abent das wegert
Er were hundert morgen wert.

Bl. 130ᵇ: Der taub an sorgen nicht
So er vil raŭmen sicht.

Las fremde sach gŭt sein
Hab jmer danck wesorg dz dein.

Niemant kan gemachen
Aŭß past scharlachen.

Was sol der schlegel an stil
Wen man plocher spalden wil.

Pesser ist zwir gemessen
Dan einst vergessen.

Manig tor spricht weisse wort
Kund er sie wescheiden aŭf ein ort.

Dem plinden ist mit draŭmen wol
Wachend ist er draŭren vol.

Dvrch spil vnd weibes lieb
Wirt manger zŭ einem dieb.

Bl. 131ª: Kein here nie so sanfte saß
Im gepricht dennig etwaß.

Wer vor sunden gefeiren mag
Das ist ein rechter veiertag.

Vil pesser ist ein igels haŭt
Dan ein laidige prawt.

Schweig ee dŭ schweigen mŭst
Volg ee du vnrecht dust.

Redten pfaffen als gern latein
Als gern sie druncken guten wein.
So vŭnden wir mangen gelerten man
Der mer latein kŭnd dan er kan.

O geitigkeit dŭ schnodes gŭt
Wie hastŭ vnsers herñ plŭt
Verkauft vnd verschmecht vnd vernicht
Seint alle werlt hat zŭ dir pflicht.

B 131ᵇ: Das manig vrkŭd nit wirt geschlicht
Das manger armer nit wirt gericht
Das manger ausstreit jn vngedŭlt
O geitigkeit das ist dein schŭlt.

Svssen don hastŭ
Wenig schmerbs gibstŭ
Sprach der wolf zu der geigen.

Ich meinte ich het ein lieb allein
So haben drey mit mir gemein.

Ein lieb vnd nit mer
Da ist allen frauen ein er.

Wer ich wiczig vnd det jm geleich
So glaubt man mirs nit ich wer den reich.

Wem gelŭck ist weschert
Der ist doheim wo er fert.

Bl. 132ª: Wil geluck nit zŭ dem man
So hilft nichts was er kan.

Nvn schnap aŭf vnd las surren
Lang tagreiß machen boß gürren.

Al werlt mocht wol verzagen
Seint schreiber pater noster schreiben vnd jŭden
betpŭcher tragen.

Es folgen drei Priameln:

1. Ein pfaf mit dem pŭck.
2. Ein weib nach vnnŭcz als ich sag.
3. Wer jn zehen Jaren nit wirt kranck.

Dazwischen:

Der gerecht mensch vast durch got
Der gleischner durch der werlt spot
Der arczt das er wer alt
Der karg das er das gut wehalt.

V. 3 lies: Der acht das er werd nach Nürnb. Hs. 5339ª, Bl. 370ᵇ.

Dann die Priamel:

Von alter werden klein visch groß. Vgl. Priameln S. 12.

Bl. 133ᵇ: Es ist komen in die welt
Vil schwoben vnd boß gelt
Niemant weiß wol
Wie er ein gulden wechseln sol.

Fŭnd ich gefeild einen eissenhŭt
Der do wer fur liegen gut
Vnd ein schilt fur schelten
Den wolt ich deuer gelten.

Bl. 134ª: Ein turen fur trauren
Den wolt ich hoch aŭf mauren
Ein haŭß fur vngemach
Das ließ ich nimer an ein dach

Fur alter ein salben
Die strich ich allenthalben
Vnd fur den todt ein schwert
Das wer daussent mark wert.

Wer meiner guter (r *durchstrichen*) freuntschaft wol han
Der mut mich dreier ding nit an
Leihen
Geben
Vnd pŭrg werden
Die drei ding sein mir nit eben.

Iß vnd drinck vnd leb mit eren
Dir mag doch nit mer werden
Den pfenning vnd gewant
Bl. 134[b]: Vnd den tod an hand.

Dann die Priamel: Alter an weisheit.

Priamelartige Prosasprüche folgen:

Bl. 135[a]:
Gotes vorcht
Demŭtigkeit
Barmherczigkeit
Miltigkeit
Barhaftig sein
Das recht lieb haben
} die sechß zieren den adel.

Gabe
Lieb
Neid
Vorcht
} Die vier machen ein valschen richter.

Arm hoffart
Reicher lŭgner
Alter vnkeŭscher
Krieg macher
} Die vier mŭssen gefallen got vnd den leŭten.

Fleissigkeit
Geudischeit
Unkeuschheit
Krieger
} Die vier ding Bringen armŭt.

Bl. 135[b]:
Gotlich lieb
Vorcht der hel
Begerung der ewigen freuden
} Die dreŭ wehuten den menschen jn guten werken.

Vgl. Priamel Nr. LXIX meiner Sammlung.

Vntrew
Zorn
Geitigkeit
} Die drei jrren das recht.

Bucher lessen
Vil land erfaren
Vil geschehen ding horen } Die vier (*so!*) machen den menschen weiß.

Der { Weiste / Sterckste / Reichste } man der sich { Erkennen / Vberwinden / Genugen lasen } kan.

Das Verhältniß der ersten gedruckten Sprichwörtersammlungen zu den handschriftlich erhaltenen bleibt noch zu untersuchen; schon aus dieser kurzen Sammlung erhellt, daß Manches direct in die gedruckten Sammlungen übergegangen ist.

Et cetera pũntschuch.

Die henn die malt ein hũner duch
Vnd die ganß schraib ein meß puch
Ist das war (*Rasur*)
So wurckt ein essel (*Rasur; dann mit anderer Tinte*) ein
gute prüch auß eim pferßhar.

Bl. 136ª: Das hat ein end.

Wurd den haußfreien der wein jn die hend
So wolt er drincken vnd saũffen
Das jm die aũgen musten vber laũffen.

Vgl. Keller, Fsp. 1183. 1161. 1183. 240, 15.

Deo gracias
O wie fro ich was
Do ich schraib deo gracias.

Vgl. Wattenbach, Schriftwesen 286.

Nach dem Register folgt noch von viel späterer Hand Bl. 138ª eine Variation der bekannten Priamel:

„Ein hubscher Weidman und ein jeger."

Ein Weidtman vndt ein Jeger
Ein fauler vndt ein treger
Ein Tuncher vnd ein Weißer
Ein Lugner vndt ein Bscheißer
Ein Balbierer vndt ein Zwager
Ein Esel vnd ein Sacktrager
Ein Tuchmacher vnd ein Knapp
Ein Maulaff vnd ein Tilltapp
Ein Kist vndt ein schrein
Ein Sau vndt ein schwein
Ein Ochs vndt ein Rindt
Die sindt all Geschwistrigt Kindt.

Bl. 138ᵇ: Jesuwitter, Munchen vndt Pfaffen,
Machen ihre Glaubensgenoßen zu Affen

Mit gesehenden Augen blindt
Ligen ihnen bey Weib vndt Kindt,
Ist dz nicht ein ehrlos leben
Thuen jhnen noch Opfergelt dazu geben.

Wer mir gibt gute Wort, vnd meint es nicht
Vndt jchs anhör, vndt glaub es nicht,
Seindt sie dann erlogen
So bin jch doch vnbetrogen.

Bl. 139ᵃ: Ich bin ein gut Gesell vndt muss mich ducken
Wanns gluckh regnet, so bleib Ich wohl trucken
Wanns aber Vngluck regnet oder schneit
So werdt Ich vil näßer als ander Leuth
Wer Armut ein ehr, so wer Ich ein Herr
Wer wenig vil, so hette Ich was Ich will
Doch hat mir nie Kein gelt gebrochen
Als am Sontag vndt inn der gantzen wochen.

Vgl. Anz. f. K. d. d. V. 1836, 342, wo aus einem Stammbuch zu Gent der gleiche Schluß mitgetheilt ist. Die übrigen Blätter sind leer.

Schließlich möchte ich Gelegenheit nehmen, eine Anzahl Druckfehler in meinen Priameln nachzutragen: S. 7, Z. 25 lies: *de pramb. S. 21. 29.* Nach S. 10, Z. 11 ist hinzuzufügen: *kommt eine Priamel zweimal vor, so ist* K^1 *und* K^2 *gesetzt.* S. 12, Z. 3 ist die Klammer umzukehren. S. 14, Z. 12 l. *schwererer.* S. 17, Z. 10 ist die Abkürzung unvollständig; sie war zu schreiben *p'ambł*; der Setzer war nicht zum Rechten zu bewegen. S. 17, Z. 25 ist hinter *erst* einzuschalten: *abgesehen von den Folzischen.* S. 23, Z. 26 l. *21—31.* S. 26, Z. 4 l. *inn sut.* S. 30, Z. 24 l. *eim*; 26 *schür.* S. 29, Z. 35 l. *fließen.* S. 32, Z. 5 ist nach *schuler* ein Doppelpunkt zu setzen. S. 37, Z. 29 l. *D Bl. 405ᵃ.* In den Lesarten zu Pr. I, 11 streiche *posem F.* Die betreffenden Wörter der Lesarten schräg zu drucken, war der Setzer erst vom 4. Bogen zu bewegen. Den übermäßig großen Druck der Lesarten überhaupt verschuldet ein zu spät bemerktes Versehen. In den Lesarten zu II, 14 l. *niendert f.*; III, 2 l. *darein*: das Komma nach *pachen* zu tilgen. S. 47, Z. 15 l. *i*; V, 1 l. *Haußkern und windelwaschen*; nach VI, 2 u. 7 ein Komma ausgefallen; ebenso nach *arbeit* I, 15, VIII, 1 nach *Secht.* In den Lesarten zu XI, 6 gehört *kierchen C.* vor *und meß BC.* XVI, 6 l. *fut.* LII, 3 l. *allerweist*; nach 19 ein Strichpunkt. LV, 5 hinter *weiln* ein Komma. LVIII, 8 l. *einhin.* Nach LXIII, 14 ein Doppelpunkt. LXIV, 1 l. *Richtersknecht.* LXV, 5 nach *kuchenspeis* ein Komma. LXVIII, 5 l. *kindermachen*; 7 l. *wundenhauer.* LXXIII, 4

nach *schwer* und *vil* ein Komma. LXXVII, 6 l. *Dem*; *Den* in die Anmerkung. LXXX, 5 l. *fleischhacken*; 67 *kindermachen*. LXXXII, 23 l. *das er denselben*; *das demselben* in die Anmerkung. LXXXIII, 12 l. *Leiden als der flegel das korn feckt*; die Wortfolge des Textes in die Anmerkung. LXXXIX, 7 l. *Gold, silber*; 20 hinter *pfat* ein Komma. XC, 2 *hie* im Text zu streichen und in die Anmerkung aufzunehmen. Daß einige *j* im Anlaut eine Länge bezeichnen sollten, ist nicht ausgeschlossen, aber unwahrscheinlich; vgl. LXXXVIII, 9. 10 *im* : *grim*. Daher l. *im* XCVIII, 2. 6; XCI, 2; XC, 3; LXVIII, 12. *ires* LXXXI, 2. *im* LXXVI, 13. Ferner XCVIII, 2 l. *demselben*; 4 *widergelten*. Im Verzeichniß der Priamelanfänge, das an mehreren unwesentlichen Schreibfehlern leidet, trage ich nach S. 99, Z. 22 *Selig ist*; Z. 29 statt X zu lesen L.

GÖTTINGEN. K. EULING.

DIE NACHBILDUNG DER MANESSE'SCHEN HANDSCHRIFT IN HEIDELBERG.

Unter den zahlreichen Geschenken, welche der Heidelberger Universität zur Feier ihres fünfhundertjährigen Bestehens am Morgen des 3. August 1886 von den verschiedensten Seiten überreicht wurden, ist dasjenige des großherzoglich badischen Ministeriums der Justiz, des Cultus und Unterrichts für den Germanisten von besonderem Interesse: die photographische Nachbildung der sog. Manesse'schen Hs. Durch die Munificenz der großh. Regierung unterstützt, haben bewährte Kräfte auf dem Gebiete des Kunsthandwerks hiermit ein Prachtwerk moderner Technik hergestellt. — Die 426 Blätter der Hs. — es sind bei der photographischen Reproduction, um möglichste Gleichheit mit dem Originale zu erzielen, auch die unbeschriebenen Blätter mit inbegriffen worden — vertheilen sich auf vier Folianten, und zwar folgendermaßen: Bd. I = Bl. 1—109; Bd. II = 110 (Bild Burkharts von Hohenvels) bis 200; Bd. III = 201 (Bild des v. Wildonie) bis 322; Bd. IV = 323 (Bild Reinmars v. Zweter) bis Schluß. Die Höhe der Bände beträgt 46 Ctm., die Breite 36 Ctm., die Dicke zwischen $10\frac{1}{2}$ und 13 Ctm.; der schwerste (Bd. III) hat das ansehnliche Gewicht von 17 Kgr. Große Sorgfalt wurde auf die stilgerechte Herstellung der Einbände verwendet, die nach Angaben des Herrn Prof. F. X. Kraus, Conservator der kirchlichen Alterthümer in Freiburg i. Br., von H. Buchbinder Scholl in Durlach ausgearbeitet wurden.

Die Deckelverzierungen, im Charakter des XVI. Jahrhunderts gehalten, wurden nicht nach moderner Art mit Schablonen auf die — natürlich echten — Schweinslederüberzüge eingepreßt, sondern mit alten Werkzeugen, die sich in der Familie des Verfertigers erhalten hatten, aus freier Hand eingerollt. Ein schön stilisirtes gotisches Blattornament des 14./15. Jahrhs. in moderner Auffassung wurde zu den Eckbeschlägen verwendet, die nach Gypsabgüssen galvanoplastisch in Kupfer niedergeschlagen, versilbert und oxydirt wurden. Die Buchzeichen, gotischer Dreipaß mit eingeschriebenem M und seitlich aus den Winkeln heraustretenden Spitzen (14./15. Jahrh.) sind in Bronze ausgeführt. Genannte Metallarbeiten lieferte die Firma Erhard und Söhne in Schw.-Gmünd. Schließlich sei noch erwähnt, daß die jeden Band einleitenden Titelblätter („Die Manesse'sche Liederhandschrift der Pariser Nationalbibliothek. Photographische Nachbildung des Originals der Universität Heidelberg zur Jubelfeier ihrer Gründung durch das großherzogliche Ministerium der Justiz, des Cultus und Unterrichts überreicht. 1886. 3. August") von C. Wallau in Mainz nach einer Mainzer Miniatur des 14. Jahrh. gearbeitet sind.

Die photographische Aufnahme wurde im Frühjahr 1886 durch die Firma J. Krämer in Kehl in Paris ausgeführt und persönlich geleitet von Herrn Prof. F. X. Kraus. Trotz des bereitwilligen Entgegenkommens der französischen Behörden, besonders des Herrn Generaladministrators L. Delisle, war sie mit vielen Schwierigkeiten verbunden und nahm drei Monate in Anspruch. Außer dem der Heidelberger Universität dedicirten Exemplar wurde noch eines für Se. kön. Hoheit den Großherzog von Baden angefertigt. Der französischen Regierung mußten gemäß dem Reglement zwei Pflichtexemplare abgeliefert werden, welche nun in der Bibl. nationale aufbewahrt sind. Die Negative verblieben dem großh. badischen Ministerium. Weitere Abzüge wurden nicht gemacht, da die Nachbildung speciell der Ruperto-Carola zu Ehren veranstaltet wurde und außerdem die Kosten nicht gewagt werden konnten. Aus denselben Gründen mußte die Wiedergabe der ganzen Hs. durch Lichtdruck unterbleiben. Dagegen wurden auf diesem Wege die Bilder allein vervielfältigt. Diese ebenfalls im Auftrage des genannten Ministeriums von Prof. Kraus besorgte und unlängst erschienene Ausgabe[1]) macht zum ersten Male

[1]) Die Miniaturen der Pariser Liederhandschrift u. s. w., herausgegeben von Franz Xaver Kraus-Straßburg i. E. Karl J. Trübner 1887. Die Einleitung gibt u. A. eine klare Darstellung der Geschichte der Man. Hs., wobei nachgewiesen wird, daß Einiges auf Konstanz als Abfassungsort gedeutet werden könnte.

die Gesammtheit aller Miniaturen der Pariser Liederhandschrift allgemeiner Benützung zugänglich.

So wäre denn in diesem Geschenke der Regierung der Ruperto-Carola einigermaßen Ersatz geschaffen für das weggekommene Original. Die Farben der Bilder freilich konnten nicht wiedergegeben werden, nur die den König Wenzel darstellende Miniatur wurde als Pendant zum Titelblatt des ersten Bandes colorirt vorangestellt. Ebenso sind die verschiedenen Hände in der Photographie allein nicht mit vollständiger Sicherheit zu unterscheiden. Für den Wortlaut des Textes dagegen kann die Nachbildung fast durchweg mit dem nämlichen Erfolg benutzt werden wie das Original. Ja Stellen, welche in diesem ausradirt und ganz unleserlich geworden sind, lassen sich hier wieder sicherer erkennen. So hat z. B. nach MSH und Apfelstedt (Germ. 26, 215) die Hs. fol. 13^{v}a (zweites Lied des Markgrafen Otto von Brandenburg, Str. 2) *hulde,* wo die Photographie trotz der Rasur ganz deutlich *huldē* zeigt. Es kann also innerhalb gewisser Grenzen die Heidelberger Copie das Original vertreten, und sie ist demnach nicht nur ein glänzendes Schaustück, sondern auch ein geeignetes Object für textkritische Untersuchungen.

NARRENGESELLSCHAFTEN.

Es hat wohl zu allen Zeiten Menschen gegeben, die sich gern sowohl über die Thorheiten Anderer wie über die eigenen lustig machten und, um diesen Zweck besser zu erreichen, sich in Gesellschaften vereinigten. Die älteste dieser Art, die mir bekannt geworden, finde ich erwähnt bei Athenaeus p. 614 Cas., der über sie Folgendes berichtet: „In dem Heracleum der Diomeer[1]) versammelten sich gewöhnlich sechzig Personen, die auch in der Stadt unter diesem Namen bekannt waren; daher die Redeweisen 'die Sechzig haben das gesagt' und 'ich komme von den Sechzig'. Zu ihnen gehörte z. B. Kallimedon, beigenannt der Krebs, sowie Deinias; ferner auch Mnasigeiton und Menaichmos, wie Telephanes in seinem Buche über Athen berichtet. Der Ruf ihrer beißenden Freimüthigkeit war so verbreitet, daß Philipp von Macedonien ihnen ein Talent schickte, damit sie ihm

[1]) Diomeia war der Name eines Demos in Attika. Er hieß nach Diomes, dem Liebling des Herakles, der auch zuerst den Dienst des letzteren hier einführte.

die aufgezeichneten Lächerlichkeiten zuschicken sollten. Daß dieser König aber dergleichen gern hörte, bezeigt Demosthenes in seinen „Philippischen Reden". — Sehr nahe verwandt mit dieser athenischen Gesellschaft scheint die Babinische Republik gewesen zu sein, über welche Pierer berichtet, daß sie von dem witzigen Starosten Psanka im Jahre 1508 mit Gleichgesinnten gestiftet wurde, besonders mit Peter Casarius, Richter zu Lublin. Psanka's Rittersitz Babin lag nicht weit von dieser Stadt, und aufgenommen wurden nur Solche, die sich durch eine Lächerlichkeit auszeichneten. Man schraubte sich gegenseitig und nahm nichts übel, gab sich Titel der Monarchie, z. B. Kronjägermeister (wer zur Unzeit oder zu viel von Hunden sprach), Rittmeister (wer oft vom Pferde fiel), Feldmarschall (wer im Kriege davonlief) u. s. w. König Sigismund, der sie einst besuchte, ward zu ihrem Könige gewählt. Staatsmänner, Soldaten, Richter, Geistliche beeiferten sich, ihr beizutreten, und sie war lange die Ergötzlichkeit aller Feste, der Schrecken aller Dummen und Schlechten. Sie bestand bis 1677. Der Canonicus Szianiawski hat besonders über sie Untersuchungen angestellt. — Hierher gehört auch, was Reinsberg-Düringsfeld mittheilt in seinem Buche Traditions et Legendes de la Belgique 1, 372, wo es heißt: „Le jeudi après la Pentecôte était autrefois à Moerzeke dans le pays de Termonde un jour de grande jubilation. — De tous les villages environnants on se rendait au Castel, appelé vulgairement 'Hoog Castelle' pour asisster à la messe qui s'y célébrait ce jour dans la vieille chapelle dédiée à Notre-Dame. Après la cérémonie religieuse, avait lieu une fête d'un genre tout particulier. On conférait d'abord des charges ridicules, comme l'emploi de receveur à celui qui avait dissipé sa fortune ou qui, au service de la commune, avait mal fait ses comptes de dépense; celui de veneur à celui qui, en poursuivant du gibier, était tombé dans un fossé; celui de conseiller à celui qui avait donné quelque conseil ridicule dans une affaire sérieuse; celui de cocher ou de charettier à celui qui avait versé en conduisant une voiture etc. etc. — Puis, une dame grotesquement habilléé en grande dame ou 'Mevrouw', assise sur un chariot, chargé de fumier et trainé par quatre haridelles et accompagnée d'une foule de jeunes gens, à pied et à cheval, qui entouraient ou suivaient ce char de triomphe, faisait le tour de la place et descendait de son char aux huées de tous les assistants. — Pour terminer la festivité, on exposait à ferme la chasse aux sauterelles, la pêche sur une montagne sans eau, etc. — Tout paysan de la contrée qui manquait de se rendre à cette fête, y était conduit garotté avec

des liens de paille aux pieds et aux mains. — Mais l'invasion française mit fin à la chapelle aussi bien qu'à la fête populaire."

Von den mir bekannten Gesellschaften und Festen dieser Art führe ich noch schließlich Folgendes an über das Régiment de la Calotte, welches im 18. Jahrh. in Frankreich bestand. „Les actions ridicules, les paroles déplacées, les sottises de quelques natures qu'elles fussent, étaient l'objet des satires du régiment de la calotte .... il distribuait des brevets à tous ceux qui avaient fait quelques éclats par leur sottise .... il se mêlait aussi de politique. .... L'evêque de Soissons, Languet, fut nommé historiographe du régiment de la calotte pour son histoire de Marie Alacoque." Cheruel, Dictionn. des Institutions, Moeurs et Coutumes de la France 1855. I, 420.

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

SEEWASSER IN TEMPELN.

Wir finden mehrfach Sagen und Berichte, wonach sich zuweilen plötzlich in Tempeln und andern Heiligthümern lautes Rauschen von Seewasser und anderm Gewässer vernehmen oder auch dieses selbst sehen ließ, obgleich die Localitäten sich weit vom Meere befanden. Ich will im Folgenden mehrere derselben zusammenstellen, da es immerhin interessant ist, die betreffenden, der Zeit und dem Orte nach so weit auseinander liegenden Erzählungen neben einander zu finden, so weit sie nämlich mir zur Kenntniß gekommen sind.

Zuvörderst finden wir bei Pausanias 1, 26, 6, daß er, von dem athenischen Erechtheion sprechend, auch berichtet: „Vor dem Eingang befindet sich ein Altar des Zeus Hypatos, wo man nichts Lebendes opfert, sondern nur Backwerk hinsetzt und auch keinen Wein zu brauchen pflegt. Der Eintretende sieht mehrere Altäre, einen des Poseidon, auf welchem man einem Orakel zufolge auch dem Erechtheus Opfer bringt; dann einen des Heros Butes; der dritte aber ist der des Herakles. Auf den Wänden befinden sich Gemälde von dem Geschlechte der Butaden. Denn dieses Gebäude ist ein zweifaches, und es befindet sich darin Meerwasser in einem Brunnen. Dies ist zwar kein großes Wunder; denn von denen, die mitten im Festlande wohnen, findet ein solches sich außer bei andern auch bei den aphrodisischen Kariern; dieser Brunnen jedoch bietet das Bemerkenswerthe, daß er bei blasendem Südwind ein Wogenrauschen hören läßt; und in dem Felsen befindet sich die Figur eines Dreizacks." Weiterhin

(8, 10, 2. 3) spricht Pausanias von dem Tempel des Poseidon Hippios in Arkadien, nennt als erste Erbauer Agamedes und Trophonios, und sagt unter anderm: „Indem sie die Menschen davon abhalten wollten, denselben zu betreten, brachten sie zwar nichts an, was den Eintritt verwehren konnte, sondern spannten bloß einen rothen Faden vor, dies vielleicht bei der damaligen Gottesfürchtigkeit für eine hinreichende Abschreckung haltend, oder weil vielleicht dem Faden eine besondere Kraft innewohnte. Es scheint aber, daß Aepytos, der Sohn des Hippotes, ohne den Faden zu überspringen oder unten durchzukriechen, sondern ihn zersprengend, in das Heiligthum eingedrungen sei und dort Ruchlosigkeiten ausgeübt habe. Jedoch fiel ihm eine Meereswoge in die Augen und machte ihn blind, bald darauf aber starb er. — Daß aber in diesem Tempel sich eine Meereswoge gezeigt habe, gehört einer alten Reihe von Erzählungen an; denn Ähnliches berichten auch die Athener in Bezug auf die in der Akropolis erschienene Meereswoge sowie die Karer, welche Mylasa inne haben, in Bezug auf den Tempel des Gottes, den sie in der einheimischen Sprache Ogoa nennen. In Athen aber ist das Meer in Phaleron ungefähr zwanzig Stadien von der Stadt entfernt, sowie in Mylasa der Ankerplatz von der Stadt achtzig Stadien; in Mantinea jedoch kam das Meerwasser aus großer Entfernung offenbar nach dem Willen des Gottes."

In der Nialssaga c. 158 heißt es: „In Thvattá zeigte sich dem Priester am Charfreitag eine Meerestiefe am Altar, und er sah darin viele Ungeheuer, und es dauerte lange, bevor er die Horen singen konnte."

Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau 1, 29, Nr. 16, erzählt: „Als vor vielen Jahren in Olsberg großer Wassermangel herrschte und Mensch und Thier an Krankheiten zu Grunde ging, gaben die Geistlichen dem Unglauben des Volkes die Schuld und ließen täglich Bußpredigten und öffentliche Gebete abhalten. Während so einmal der Kaplan am Klosteraltar die Messe las, meinte er plötzlich ein lautes Rauschen und Sprudeln um sich zu vernehmen; die Ministranten eilten betroffen hinter den Altar, als den Ort, woher jener Lärm drang, und sahen mit allgemeiner Freude, wie ein vorher nie dagewesenes Loch im Kirchboden voll tiefen Wassers anquoll. Man traf sogleich Anstalten, die Quelle zu sammeln und leitete sie so gut, daß seither die Olsberge gegen ähnliche Noth geschützt blieben. Jenes Loch ist noch immer zu sehen unter dem Altar der Kirche u. s. w." Rochholz bemerkt dazu: „In der Laibacher Dreifaltigkeitskirche sieht J. G.

Kohl (Augsb. Allg. Ztg. 1851, Nr. 254) neben dem Altar ein Wasserloch mit einer Eisenplatte bedeckt, durch die man das Wasser heraufrauschen und, wenn es ruhig ist, die Fische plätschern hört. Dieser Quelle zu Ehren 'von der e kloaner bua troemt hat', wurde die große Kirche erbaut."

Zuletzt eine messinesische Sage, wonach jemand in einen Brunnen, der sich unzugedeckt in einer Kirche befand, unvorsichtiger Weise stürzte und ertrank. Die Seele kam in's Fegefeuer und sollte dasselbe erst verlassen, wenn einmal für sie eine Messe gelesen würde, was auch lange nachher geschah. S. Baring-Gould, The Silver-Store, collected from mediaeval Christian and Jewish Mines. London 1868, p. 107 sqq. Der Verf. bemerkt hierzu: „Several foreign cathedrals have wells within the building. That in Strasbourg has been only lately closed."

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

EIN VOLKSVERS.

In Cleasby-Vigfusson's Icelandic English Dictionary s. v. Elska heißt es: „Icel. have a playful rhyme referring to lovers running thus „elskar hann (hún) mig | af öllu hjarta, | ofrheitt | harla litið | og ekki neitt", which calls to mind the scene in Goethe's Faust where Gretchen plucks off the petals of the flowers with the words; er liebt mich — er liebt mich nicht." Dieser Reim ist weitverbreitet und wahrscheinlich auch schon alt; s. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter, S. 32 und die dort angeführten Schriften; in Schlesien, wo ich ihn in meiner Jugend oft gehört, lautet er: „Er (sie) liebt mich vom Herzen — mit Schmerzen — ein klein wenig — oder gar nicht." Eine portugiesische Version habe ich in den Gött. Gel. Anz. 1883 (S. 249) mitgetheilt. („Um zu wissen, ob man, liebend, wieder geliebt wird, pflückt man eine Dotterblume (mal me quer) und rupft die Blätter derselben nacheinander ab, wobei man abwechselnd sagt['mal me quer' (er [sie] liebt mich schlecht) und „bem me quer (er [sie: liebt mich gut); wenn nun die Worte 'mal me quer' auf das letzte Blatt treffen, so wird man nicht wieder geliebt; andernfalls aber erfreut man sich der Gegenliebe des geliebten Gegenstandes.") — Von der Feier des 1. Mai in Sicilien und den dabei unter Mädchen gebräuchlichen Spielen heißt es: „Wenn sie müde sind, setzen sie sich nieder, und indem jede von ihnen die Blätter einer Goldblume (Cri-

santemo) eines nach dem andern abreißt, fragen sie dabei, ob sie einen Mann bekommen werden oder nicht: 'ich bekomme ihn — ich bekomme ich nicht; und ob der Liebhaber oder Bräutigam treu ist oder nicht u. s. w. Die Antwort gibt das letzte Blatt, je nachdem es bejahend oder verneinend ausfällt.“ Archivio per lo Studio delle Tradizioni popolari. Rivista diretta da G. Pitrè e S. Salomone-Marino. Palermo 1883. II, 421. Was Spanien betrifft, so lesen wir in Antonio Machado y Alvarez, Folk-Lore Español. Madrid 1884. Tomo IV, p. 89: „Um zu erfahren, ob wir Gegenliebe erhalten, reißt man von einer Blume die Blätter einzeln ab und sagt dabei: viel — wenig — gar nichts (mucho, poco, nada). Das letzte Blatt bestimmt dann den Grad der Liebe.“

An der angeführten Stelle bemerkt Zingerle: „Die Blumen dienen nicht nur zum Binden der Sträuße und Winden der Kränze, sondern auch zu Orakeln, wie uns die Kinder und das Gretchen in Faust zeigen. Für das Blumenorakel, das im Mittelalter ebenso bekannt war wie jetzt, fehlen mir Belege. Desto häufiger findet sich das Halmziehen erwähnt. Dieses orakelhafte Halmziehen oder etwas Ähnliches findet sich auch in China, jedoch bei anderer, obschon ähnlicher Gelegenheit. So singt eine von ihrem Gatten getrennte Frau in ihrer Sehnsucht nach ihm: „Mein Mann ist im Kriege, und mein Herz ist niedergeschlagen. — Wir sind jetzt seit einem halben Jahre getrennt, und ich habe noch keinen Brief von ihm erhalten. — Ich habe vor Buddha Weihrauch verbrannt, und vor Kuan-Yin, der Göttin des Erbarmens, der Helferin derer, die in Noth und Bedrängniß sind .... — Ich befrage die Weissager um Rath; ich flehe zu den Göttern, lasse mir wahrsagen, wie es dem Entfernten ergeht. — Ich ziehe einen von diesen Streifen (strips) und es ist ein langer; einer der Gutes vorbedeutet. — Mann und Frau werden wieder mit einander vereint werden.“ George Carter Stent, The Jade Chaplet. A Collection of Songs, Ballads etc. (From the Chinese.) London 1874, p. 55 sq. Dieses Orakel ist eben auch leicht zur Hand und rasch befragt, ebenso wie das der Blume.

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

ZUR ALEXIUSLEGENDE.

Ein Beitrag zur Entwicklung der Legende, nebst einer Untersuchung über das Handschriftenverhältniß in der mhd. Redaction B.

I. Theil.

Die Frage nach dem Ursprunge der im Mittelalter literarisch so viel behandelten Legende vom heiligen Alexius ist von G. Paris in der werthvollen Einleitung zur Ausgabe des altfranzösischen R[1]) (Romania VIII, 163 ff.) endgiltig gelöst. Danach entwickelt sich eine wohl wahrheitsgetreue, von allem Wunderbaren freie Erzählung von dem asketischen Leben eines reich- und edelgebornen Jünglings im Gebiete der griechischen Kirche zu der Legende, wie sie uns, wenigstens in den Hauptzügen treu, auch noch in der lateinischen Fassung vorliegt.

Die syrische Vita, die solchergestalt als Original und Ausgangspunkt der Legende erscheint, wird in Bälde von Herrn M. Amiaud[2]) in Paris herausgegeben werden, und gleichzeitig wird genannter Herr in einer längeren Einleitung über das Verhältniß der vorhandenen syrischen, griechischen und lateinischen Redactionen handeln. Ich bin deshalb der Mühe überhoben, auf diese Frage näher einzugehen, da ich mich den Ausführungen Amiauds fast durchgängig anzuschließen vermag; was ich etwa an eigenen Resultaten in diesem Punkte, dem ich natürlich vor dem Bekanntwerden mit Amiauds Schrift auch meine Aufmerksamkeit bereits zugewendet hatte, gefunden habe, werde ich gelegentlich anführen, wennschon ich nun nicht mehr den Anspruch erheben darf, die Resultate zuerst veröffentlicht zu haben.

Meine Untersuchungen müssen sich also, wenn auch die griechischen Bearbeitungen nicht unbesprochen bleiben sollen, im Wesentlichen auf die Darstellungen der Legende beschränken, welche das

---

[1]) Für die Siglen verweise ich auf Brauns': Über Quelle und Entwicklung der afrz. Cançun de saint Alexis etc. Kiel 1884, wo auf S. V—X eine — freilich nicht ganz vollständige — Aufzählung der verschiedenen Bearbeitungen der Legende gegeben ist. Die von mir benützten abendländischen Bearbeitungen finden sich in Massmann: Sanct Alexius' Leben etc. Quedlinburg u. Leipzig 1843. G. Paris: La Vie de saint Alexis. Paris 1872.

[2]) Ich unterlasse es nicht, Herrn M. Amiaud meinen wärmsten Dank an dieser Stelle dafür auszusprechen, daß er mir in liebenswürdigster Weise die bisher gedruckten Bogen seiner interessanten Arbeit zur Einsichtnahme überlassen hat.

Abendland bietet, und meine erste Aufgabe wird sein, der Frage über die Zeit der Einführung des Alexiuscultes in Rom näher zu treten.

Es ist wahr, Herr Abbé Duchesne hat nach G. Paris' Angabe (a. a. O. 163) eine Monographie darüber geschrieben; aber da dieselbe nach nunmehr zehn Jahren noch immer nicht veröffentlicht worden ist, habe ich es nicht für unnöthig gehalten, Duchesne's Hypothese — denn als solche müssen wir doch seine Ansicht vorläufig betrachten — auf ihre Wahrscheinlichkeit zu prüfen. Nach Duchesne, dem sich G. Paris anschließt, ist der Cultus des Alexius bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts dem Abendlande unbekannt geblieben: erst der aus Damascus vertriebene Metropolit Sergius führte ihn in Rom ein, indem er die Legende gleichzeitig in nähere Beziehung zu der ihm vom Papste Benedict VII. überwiesenen Bonifaciuskirche brachte.

Schon Pinius, der Bearbeiter des Artikels Alexius für die Acta Sanctorum (mens. Julii Tom. IV, p. 241), hat bemerkt, daß wir den Namen des Heiligen in keinem der ältesten lateinischen Martyrologien finden, weder in dem kleinen römischen aus dem achten Jahrhundert, noch bei Beda, Ado, Usuard, noch im Kalendarium Romanum.

Freilich gibt er ebenda p. 250 an, daß die eine Hs. der gemeinen Redaction der Legende (B) bereits aus dem neunten Jahrhundert stamme, aber seine Begründung ist sicher mehr als fraglich. A. a. O., wo er die Hss. bezeichnet, die ihm vorgelegen haben, führt er auch eine auf, welche Henschen im Jahre 1648 vom Kanzler von Geldern, Hieronymus de Gaule, erhalten habe. Dieselbe enthält auch eine Vita Erasmi, und da nun Henschen bei Herausgabe der letzteren (Aa. Ss. Junii Tom. I, p. 211) von einer Hs. spricht, welche er nach dem Charakter der Schrift ins neunte Jahrhundert setzt, so combinirt Pinius, daß diese Hs. identisch sei mit der ihm selbst vorliegenden. Dagegen ist aber einzuwenden, daß Henschen an besagter Stelle auch nicht die geringste Andeutung betreffs einer näheren Bestimmung jener werthvollen Hs. macht, sondern sich damit begnügt zu sagen: „acta habemus in quam plurimis codicibus Mss. quorum unus charactere vetustissimo a nongentis forsan aut saltem octingentis — der betreffende Band der Aa. Ss. ist 1695 erschienen — annis exaratus apud nos est.“ Der Schluß, den Pinius sich hier erlaubt, bloß darauf hin, daß besagte Hs. eine Vita Erasmi und eine Vita Alexii enthält, ist doch sehr kühn, zumal er ein eigenes Urtheil über die Hs. sich nicht getraut und mit den allgemeinen Worten „vetustissimis litteris exaratus“ einer wirklichen Bestimmung des Alters der Hs. aus dem

Wege geht. Wir können ihm auf so unsicheren Boden der Combination nicht folgen und müssen deshalb die Existenz einer lateinischen Vita S. Alexii aus dem neunten Jahrhundert für durchaus unerwiesen halten.

Ein anderer Gegner der Ansicht, daß der Alexiuscult im Abendlande so jungen Ursprungs sei, ist der Abt Nerini, welcher in einem dicken Band von 600 Seiten über die den Heiligen Bonifacius und Alexius geweihte Kirche und deren Geschichte geschrieben hat unter dem Titel: De templo et coenobio Sanctorum Bonifacii et Alexii etc. Romae 1752. Er ist ebenso, ja in noch höherem Grade Partei in dieser Frage als Pinius, der sich auch nach seinen Kräften müht, den Alexius und seine Legende so früh als möglich in Rom nachzuweisen: Nerini ist nämlich selbst Abt des Klosters jener Heiligen.

Er hat also von Neuem die Arbeit aufgenommen, den Alexius und seinen Cult seit frühester Zeit in Rom zu erweisen, und so bringt er denn ziemlich reichliches Material zur Begründung seiner Ansicht herbei, freilich ohne eigentliche Kritik.

Zuerst führt er an (p. 24), daß diejenigen Texte des Usuard, welche der Herausgeber Sollier (Aa. Ss. Junii Tom. VI) zur Classe der vetustioris notae mss. rechnet, den Alexius erwähnen; es sind die folgenden: Tornacensis, Aquicinctinus, beide von Sollier sogar als maxime probati bezeichnet (Praefatio LVI) und ferner diejenigen, denen er den Titel der mediae notae zugesteht: Maximus Antverpiensis, Ultrajectinus, Leydensis, Lovaniensis, Albergensis, Danicus und schließlich noch der Bruxellensis und Hagenoyensis.

Der Tornacensis ist geschrieben zwischen 1219 und 1252, wie Sollier a. a. O. nachweist; den Aquicinctinus glaubt er nicht vor das 13. Jahrhundert setzen zu sollen (p. LVIII). Die ganze Reihe der nächsten sechs Hss. fällt ins 15. Jahrhundert, der Bruxellensis aber Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts, der Hagenoyensis, durch seine besonderen Angaben übrigens für die Legende am interessantesten, wurde am 16. Juni 1412 beendet.

Hieraus ist also ersichtlich, daß diese Eintragungen, welche sämmtlich erst in Hss. des 13. und der folgenden Jahrhunderte begegnen, gar keinen Rückschluß auf das Original des Usuard gestatten, von dem noch ältere und bessere Hss. existiren — s. Sollier a. a. O. — die unseren Heiligen nicht kennen, und daß also Nerinis Behauptung, Alexius sei um 875, wo Usuard schrieb, im Abendlande bekannt gewesen, hinfällig wird. Aus dem Fehlen des Heiligen bei Usuard läßt sich nun aber ein ziemlich sicherer Rückschluß darauf machen, daß er auch bei Beda nicht genannt war; Usuards Arbeit ruht ja in erster

Linie auf Beda, dessen Lücken er auszufüllen bestrebt ist. Und zu dem Schlusse, daß das Original des Martyrologiums Bedas den Heiligen nicht nannte — einige minderwerthige Hss. bieten seinen Namen — sind wir um so mehr berechtigt, als Ado (859—874 Erzbischof von Vienne), der Usuards directe Vorlage war und selbst direct aus Beda schöpfte, den Heiligen 'gleichfalls nicht nennt, und ebenso, um auch dies gleich hier zu erwähnen, Hrabanus Maurus, der erste Erweiterer des Beda'schen Martyrologs, vom Alexius schweigt. Das Martyrologium endlich, welches Notker der Stammler († 912) verfaßte, kennt ihn gleichfalls nicht.

Ebensowenig Glück hat Nerini mit einer andern Aufstellung, die beweisen soll, daß mindestens im sechsten Jahrhundert Alexius in Rom bekannt war. Er führt p. 13 ff. und 24 eine Stelle aus dem sogenannten Anastasius Bibliothecarius an, worin es heißt, daß ein Petrus eine Kirche der heiligen Sabina in der Stadt Rom erbaut habe „in monte Aventino juxta ... Monasterium S. Bonifacii, in quo et S. Alexius jacet". Diese Stelle, zum Leben Sixtus' III., cr. 440 also, wäre allerdings vernichtend für Duchesnes Hypothese, wenn sie wirkliche Zuverlässigkeit hätte. Aber dagegen spricht nun, daß in der Erwähnung dieses Kirchenbaues — die übrigens als Fälschung zu betrachten ist, da jene Basilika schon unter Papst Cölestin († 432) von einem Presbyter Petrus erbaut ist (vgl. dazu Piper: Einleitung in die monumentale Theologie 1867, p. 322) — jener Zusatz „in monte Aventino juxta monasterium S. Bonifacii, in quo et S. Alexius jacet" nicht ursprünglich ist, obgleich er nach Nerini a. a. O. in der Ausgabe des liber pontificalis von Vignoli 1724 Romae[1]) steht.

Schon Blanchini gibt den Zusatz in seiner Ausgabe des sogenannten Anastasius Bibliothecarius nicht im eigentlichen Text, sondern nur in den Varianten mit der Bemerkung ex codice Regio Mazarino et Thuano (vgl. Migne 128, sp. 227); nun sind aber nach Duchesne — dem wir eine umfassende Arbeit über die Hss. des liber pontificalis verdanken (Etude sur le liber pontificalis par M. l'abbé Duchesne 1877 in der Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome. Fascicule premier.) — ein Cod. Regius und ein Mazarinaeus, die ungefähr die gleichen Varianten geben, beide erst im 15. Jahrhundert geschrieben (nach p. 37) und gehören zur Gruppe M, zu den Überarbeitungen, die bis auf Martin V. fortgeführt sind. Erwägt man noch, daß Vignoli (nach ebenda p. 120. 121) unter Zugrundelegung einer

[1]) Mir selbst ist leider diese Ausgabe nicht zugänglich gewesen.

Hs. erst des neunten Jahrhunderts (Vatic. 3764) seine Zusätze aus allen möglichen anderen ohne jede Kritik entnimmt, so ist es wohl nicht zweifelhaft, daß der uns angehende Zusatz — den unter den so zahlreichen Hss. des liber pontificalis eben nur jene zwei bieten — dem Original nicht angehört haben kann.

So sind also Nerinis Versuche, Alexius vor dem 10. Jahrhundert nachzuweisen, als vergeblich zu betrachten: Beda, Usuard, der liber pontificalis kennen den Heiligen nicht. Es lassen sich nun noch einige Gründe anführen, die direct dagegen sprechen, daß Alexius dem Abendlande vor der von Duchesne angegebenen Zeit bekannt war.

Nerini führt p. 15 eine Notiz aus Ruinart an (Notitia de olea (sic!) Sanctorum Martyrum qui Romae in corpore requiescunt), in der erzählt wird, daß Gregor der Große († 604) der Königin Theudelinde die olea (!) der heiligen Märtyrer schickt, welche in Rom ruhen. Bonifacius ist darunter, und gleich dabei steht „S. Hermetis", der nach Nerini in derselben Kirche ruht. Ist es denkbar, daß der Papst zwei Heilige dieses Klosters vor dem dritten (Alexius) bevorzugt habe, bei einer Gelegenheit, wo ein Name mehr den Werth seiner Gabe und den Glanz seiner Stadt nur erhöhen konnte? Und derselbe Papst hätte sich auch bei einer anderen Gelegenheit unserem Alexius feindlich gezeigt? Als er nämlich seinen Dialogus de vita et miraculis patrum Italicorum verfaßte, eine Sammlung, die er unternahm, weil er das Legendenbuch der morgenländischen Kirche, die sogenannten Vitas patrum, so hoch schätzte. Alexius hat weder in dem einen, noch in dem anderen Aufnahme gefunden.

Eine andere Anführung Nerinis läßt sich gleichfalls gegen ihn verwerthen: er bringt p. 45 wieder aus dem liber pontificalis eine Stelle bei, nach der Papst Leo III. (795—876) der diaconia sancti Bonifacii ein Geschenk macht. Gerade, daß auch hier wieder der Name des Alexius fehlt, spricht gegen Nerinis Ansicht, wennschon streng genommen aus jener Stelle nur geschlossen werden darf, daß zur Zeit Leo's III. die Kirche als officiellen Heiligen, der ihr den Namen gab, nur den Bonifacius, noch nicht den Alexius hatte.

Ich darf am Schlusse dieser Erörterung eine Stelle aus Nerini nicht übergehen, aus der hervorzugehen scheint, daß bereits (im fünften Jahrhundert) Alexius' Vater zur Bonifaciuskirche in nähere Beziehung getreten sei. Er führt nämlich p. 33 ein Testament des Euphemianus an, nach welchem dieser um seines lieben Sohnes Alexius Willen dem Kloster eine fürstliche Schenkung macht. Es hat aber mit dieser donatio Eufumiani (so lautet der Name in der Urkunde)

eine eigene Bewandtniß: nicht das Original ist erhalten, sondern Nerini hat im Archiv die Abschrift einer Urkunde gefunden, in welcher letzteren jenes Testament nach einem zum Theil kaum mehr lesbaren Pergament buchstäblich treu wiedergegeben sein sollte. Jene Urkunde soll aus dem dritten Jahre des Pontificates Silvesters II. (also 1002) stammen und macht allerdings durchaus den Eindruck der Echtheit. Nerini gibt sich mit Erfolg Mühe nachzuweisen, daß sie echt ist, und die Frage der Unterschrift durch Benedictus Scrinarius Sanctae Romanae Ecclesiae macht wohl auch keine Schwierigkeiten, wennschon Jaffé in den Regesta Pontificum Romanorum (ed. sec. Tom. I, p. 496) als Scrinarii S. R. E. für Silvesters II. Bullen nur Petrus, Antonius und Johannes aufführt; denn Nerini weist mit Recht darauf hin, daß ein Benedictus als Scrinarius S. R. E. unter Silvesters unmittelbarem Vorgänger, Gregor V., zum Jahre 999 genannt wird und ebenso unter seinem Nachfolger, Benedict VIII., zu den Jahren 1012—17.

Aber damit ist natürlich nur die Echtheit der Urkunde erwiesen, laut welcher Benedictus Scrinarius S. R. E. in Gegenwart des Papstes und seines Hofstaates, sowie des Stadtpräfecten und vieler hohen Herren auf Bitten des Abtes Johannes vom Kloster der Heiligen Bonifacius und Alexius einer von genanntem Abte aufgefundenen Schrift (eben jener donatio Eufumiani) durch amtliche Abschrift den Werth als Urkunde zu erhalten bemüht ist. Nerini spricht es ganz offen aus, daß ihn vielerlei davon abhalte, an die Echtheit des von Johannes aufgefundenen Testamentes, nach Angabe des Benedictus Scrinarius S. R. E. in einem „thomus carticineus jam fere consumptus“ überliefert, zu glauben. Und die einzigen Gründe der Anerkennung sind ihm der aus Urkunden (freilich einer über 500 Jahre späteren Zeit!) erweisbare Reichthum des Klosters und die Erwägung, daß die Anwesenheit des Papstes und der anderen Herren bei der officiellen Anerkennung jenes famosen Schenkungsinstrumentes doch den Zweifel an dessen Echtheit verbieten. Ich führe aus der donatio, die wohl zweifellos eine kecke Fälschung ist, eine Reihe sprachlicher Eigenheiten an, die es meiner Ansicht nach unmöglich machen, an eine Abfassung derselben im fünften Jahrhundert zu denken. (b)eate (Bo)nifacii als Vocativ; (in) eodem montem (A)ventinum — (u)sque in septem viis — supra circum (M)aximo — usque in predictam porta(m) Ostiense; — rivus de Pilliotti — rivus de Bivario —. Dazu kommen die recht modern klingenden Namen Pilliotti und Squizanellum. Wenn ich noch anführe, daß der scrinarius Benedictus den Eufumianus „quondam urbis Rom .... Prefectus“ nennt, welchen Titel er doch nur in der

donatio selbst gefunden haben konnte, ein Stadtpräfect dieses Namens aber nach Nerinis eigener Angabe p. 373, not. 5 nicht nachzuweisen ist, so glaube ich für die Unechtheit der donatio genügende Gründe beigebracht zu haben.

Abgesehen von der oben angeführten Erwähnung der diaconia S. Bonifacii im liber pontificalis zur Zeit Leo's III. (795—816) ist die erste historische Nachricht, welche wir gut beglaubigt von dem Tempel des Bonifacius besitzen, die Grabschrift des Sergius Damascenus, die bei Nerini p. 68 zu lesen ist. Aus derselben ist ersichtlich, daß „Sergius, einst Metropolit von Damascus, zur Zeit des frommen Papstes Benedict (eine Zahl fehlt) numine perductus nach Rom kam, in einer Kirche, welche der Stein mit martyris hoc templum bezeichnet, ein Kloster nach der Regel des heiligen Benedict gründete, daselbst vier Jahre lebte und im Jahre 981 verstarb". „martyris hoc templum" beweist wiederum, daß Alexius das officielle Patronat der Kirche noch nicht hatte, sonst hätte man ihn schwerlich neben dem martyr (Bonifacius) unerwähnt gelassen. Ebenso nennt auch ein Grabstein aus dem Jahre 984 (Nerini p. 84) nur „limina sti martiris invicti Bonifatii"; erst eine Grabschrift aus dem Jahre 1034 nennt beide Heilige (ebenda p. 325): „haec, o Alexi, tibi, tibi creditur et Bonifati". Die Reste einer Inschrift (auf den Tod einer diaconissa Stephania), die Nerini an den Anfang der Sammlung stellt (p. 310) und ins Jahr 979 setzen will, erwähnen den Alexius, aber die Annahme Nerinis betreffs der Zeit ist äußerst willkürlich; denn die Indictio septena der Grabschrift kann sowohl auf 1024, das Todesjahr Benedicts VIII. als auf 1039 (Benedict IX.) gehen, da der Papst Benedict der Grabschrift nicht näher bestimmt ist. „Die Schrift weise gleichfalls ins zehnte Jahrhundert", wogegen man wohl einwenden darf, daß Nerini sich schwerlich getrauen dürfte, die Schriftzeichen einer steinernen Grabschrift auf fünfzig Jahre früher oder später mit Sicherheit zu datiren. Seine Angaben betreffs des Amtes der Diaconissen endlich sind ganz falsch: nicht erst nach dem zehnten Jahrhundert war das Amt einer Diaconissa in der römischen Kirche veraltet, sondern sicher bereits im sechsten, denn der Gewährsmann Nerinis, Cabassutius, erzählt in seiner Notitia ecclesiastica p. 26, daß Leo I. († 461), Hormidas († 523) und Johannes II. († 535) Verbote erließen, weiter die diaconae zu ordiniren, wodurch diese nach den Worten des Cabassutius zu einem status vulgaris et saecularis gemacht wurden. Wenn also die auf genanntem Grabsteine aufgeführte diaconissa Stephania noch eine amtliche Stellung in der Kirche gehabt hätte, müßte sie spätestens im sechsten Jahrhundert

gelebt haben; davon, daß nach dem zehnten Jahrhundert überhaupt keine Diaconissen mehr existirt hätten, erzählt Nerinis Gewährsmann nichts. Deshalb erscheint der Versuch der Datirung, wie ihn Nerini bezüglich der Reste der erwähnten Inschrift wagt, durchaus unbegründet und unhaltbar, und wir lassen die Grabschrift am besten ganz bei Seite.

Zuerst historisch beglaubigt begegnet der Name des Alexius neben dem des Bonifacius in einer Schenkungsurkunde, laut welcher im Jahre 987 „Joannes Eminentissimus Consulus et dux" die insula sub Aventino dem Kloster überweist; die betreffende Stelle lautet: „tibi, Beate Bonifati, Christi Martir, simulque Alexi, Confessor Christi, ubi sancte vestre (!) corpora requiescunt, in Monasterio, quod situm est in Aventino etc."

Ebenso bietet auch die interessante Urkunde, in der dem Abte Leo vom Kaiser Otto III. der gesammte Besitz des Klosters bestätigt wird, beide Namen (Nerini p. 372); die Urkunde kann nur auf das Jahr 996 gehen (vgl. auch Jaffé a. a. O. II. ed., zu diesem Jahre). Die folgenden Urkunden, die Nerini p. 381 ff. angibt, und die aus den Jahren 987 (Benedictus S. S. R. E.), 1043, 1072 etc. stammen, nennen immer beide Heilige.

Von Interesse ist noch eine Stelle aus dem Briefe des Petrus Damiani an Papst Nicolaus II. († 1061), worin es heißt: „Sergius etiam Metropolita Damasci, ... qui Ecclesiam suam pro Christi amore deseruit et Romam peregrinus advenit; reperiensque B. B. Bonifacii et Alexii basilicam sacerdotalibus paene officiis destitutam, Benedictum Romanae Sedis Antistitem adiit atque ut sibi monasterialem ibi permitteret regulam constituere precibus impetravit: ubi nimirum longo post tempore religiose degens vitam finivit" (Nerini p. 69), aus der ersichtlich, wie jedenfalls zu Petrus Damiani Zeit Alexius neben Bonifacius Schutzheiliger des Klosters war, und wie man bereits das Factum der noch ziemlich jungen Einführung des Alexiuscultes so weit vergessen hatte, um sagen zu können, daß Sergius in der Basilika des Bonifacius und Alexius ein Kloster eingerichtet habe.

Wir wissen also sicher, daß Sergius ein Kloster in der Bonifaciuskirche gründete, und daß Leo im Jahre 996 Abt dieses Klosters war, welches schon 987 als beiden Heiligen geweiht bezeichnet wird.

Welche Bedeutung Sergius und dessen unmittelbare Nachfolger gehabt haben, geht erstens aus den Schenkungsurkunden jener Zeit hervor, besonders auch aus jenem Bestätigungsdocument Ottos III., das eine stattliche Anzahl von Besitzungen aufzählt, darunter viele,

welche derselbe Abt Leo unter Otto I. erworben hatte; zweitens aber zeigt es sich auch in dem Ansehen, welches das Kloster genießt: bedeutende Männer des Abendlandes sowie des Ostens suchen in seinen Mauern Erholung vom schweren Amte kirchlicher Verwaltung, und die beiden Herren der Welt zeigen rege Theilnahme für dasselbe.

Von jenem Jahre 977, dem Gründungsjahre des Klosters, bemerken wir ein stetes Aufblühen: Otto I. bestätigt dem Abte Leo Erwerbungen, Papst Gregor, höchst wahrscheinlich V., 996—999, macht eine Schenkung, dann wieder bestätigt Otto III. demselben Abte den alten Besitz und neue Erwerbungen (vgl. Urkunde I bei Nerini p. 372 ff.), und der gleiche Kaiser schenkt nach der später zu erwähnenden Hs. des Klosters Monte-Casino dem Altar gerade unseres Bekenners den prachtvollen Mantel, den er bei der Kaiserkrönung getragen hat, und es wird dabei ausdrücklich erzählt: „divae memoriae tertius Otto Romanorum imperator Augustus locum hunc (sc. das Kloster der beiden Heiligen Bonifacius und Alexius) toto mentis diligebat affectu, cui dona multa largitus est.“

St. Adalbert, der Apostel der Preußen, zieht sich, seines Waltens als Bischof über die undankbaren Böhmen müde, auf fünf Jahre in unser Kloster zurück (990—94), bis ihn der Ruf des Papstes seiner Gemeinde zurückgibt, ja er kehrt später noch einmal (995) dorthin zurück; einem günstigen Zufalle verdanken wir es, daß uns gerade von ihm eine Homilie über St. Alexius in der eben erwähnten Hs. des Klosters Monte-Casino erhalten ist (abgedruckt in den Aa. Ss. a. a. O. p. 257)[1]). Auch S. Bonifacius, der martyr Russorum, war am Ausgange des 10. Jahrhunderts in diesem Kloster, wie uns Petrus Damiani bezeugt (Nerini p. 155). Die anderen Persönlichkeiten, welche Nerini aus dieser glänzenden Zeit noch aufführt, übergehe ich und erwähne nur, daß Leo „abbas monasterii Sti Bonifacii urbis Romae“, wie er in dem betreffenden Actenstücke heißt — also Alexius ist noch nicht officiell als Schutzheiliger anerkannt — (vgl. Nerini p. 94, am besten in den Monumenta III p. 690 zum Jahre 995) als Stellvertreter des Papstes Johannes nach Gallien geschickt wird, um dort ernste Streitigkeiten zu schlichten.

Solche Männer waren es, denen naturgemäß die Aufgabe zufiel, für den neugefundenen Heiligen ihres Klosters Propaganda zu machen: bei ihrer energischen Persönlichkeit und ihrem bedeutenden Ansehen

---

[1]) Über St. Adalbert vgl. Monumenta Germaniae SS. IV, p. 574 ff., wonach die eine Vita 999, die andere wenig später (1004) geschrieben ist.

ist es kein Wunder, daß sie bald Erfolge haben mußten. Diese zeigen sich in dem bereits erwähnten materiellen Aufblühen des Klosters und der Theilnahme der Größten der Erde für dasselbe und darin, daß aus dieser Zeit eine Reihe von Wundern berichtet wird — (vgl. Aa. Ss. a. a. O. p. 258 ff., neuerdings nach einer besseren Hs. in den Monumenta IV, p. 619 ff. herausgegeben) — die alle aus der Zeit vor 1012 stammen und nicht früher als in das Jahr der großen Seuche 1004 zu setzen sind.

Am wichtigsten für uns ist das Wunder, welches im Leben des Meinwerk erzählt wird (Aa. Ss. a. a. O. p. 244 im Auszuge, am besten in den Monumenta XI, 104—161), denn hier wird das erste Zeugniß der Weiterverbreitung des Alexiuscultes gegeben. Alexius befreit das in Rom lagernde Heer der Deutschen von der Seuche, und Meinwerk erbaut dem Heiligen zum Danke dafür am Eingange der Stadt Paderborn eine Kapelle; zugleich erzählt die Lebensbeschreibung, daß Meinwerk dem heiligen Alexis hohe Verehrung gezollt habe, „S. Alexem (!) magna devotione coluit". Die Zeit des Wunders ist das Jahr 1004, wo Heinrich I. und mit ihm der Bischof in Rom war und wo Alexius und Bonifacius auch an einem anderen Seuchenkranken ein Wunder wirken, wie der vierte Abschnitt der Hs. von Monte-Casino berichtet.

Nach all dem Angeführten scheint es mir berechtigt, wenn wir Duchesnes Ansicht zu unserer eigenen machen, wennschon wir freilich nicht im Stande sind, durch Documente nachzuweisen, daß gerade Sergius den Alexiuscult in Rom eingeführt habe. Aber es ist wohl zu bemerken, daß den Mönchen von St. Bonifacius nichts daran gelegen sein konnte, dieses Factum zu überliefern, denn sie mußten ja im Gegentheil wünschen, daß man die Verehrung des Heiligen seit altersher an ihre Kirche geknüpft glaubte.

Daß Duchesne gerade den Sergius zum Apostel unseres Heiligen macht, hat seinen Grund wohl darin, daß ein Bild der Gottesmutter, im Alexiuskloster noch jetzt aufbewahrt, nach einer Inschrift in der ihr geweihten Kapelle von Sergius nach Rom gebracht und dasselbe Bild sein soll, welches in Edessa die Heiligkeit des „Mannes Gottes" verkündete. Wie weit diese Inschrift, die sich nicht auf dem Bilde selbst findet (Nerini p. 315 ff.), als Urkunde zu betrachten ist oder nicht, kommt hierbei gar nicht zur Untersuchung: sie beweist jedenfalls, daß eine alte Tradition den vertriebenen Bischof von Damascus in enge Beziehung zu unserem Heiligen setzte, und diese alte Tradition dürfen wir wohl als letzte Erinnerung an die von Sergius veranlaßte Einführung des Alexiuscultes in Rom betrachten.

Einen sicheren Beweis für Duchesne's Ansicht vermag ich also nicht zu erbringen, aber ich denke, es ist so viel sicher festgestellt, daß der Name des Heiligen zum ersten Male im Abendlande in der erwähnten Urkunde von 987 (s. o. S. 188) begegnet, und daß derselbe in den nächsten Decennien zu großem Ansehen in Rom gelangt, daß schließlich vielerlei dafür spricht, Sergius habe den ihm natürlich bekannten, in Edessa hochgefeierten Bekenner in Rom bekannt gemacht.

Diese ganze längere Ausführung ist nicht ohne Vortheil für die Betrachtung der Entwicklung unserer Legende, die eben bereits in allen wesentlichen Zügen ausgebildet gewesen sein muß, als sie sich in Rom einbürgerte.

Die syrische Vita des Heiligen, von der in den Aa. Ss. a. a. O. p. 262 die Rede ist, wird in kürzester Zeit, wie ich bereits erwähnte, durch M. Amiaud herausgegeben werden: sie ist als der Ausgangspunkt der Legende anzusehen und schließt mit dem Tode des heiligen Mannes in Edessa. Die nächste Nachricht von dem Heiligen finden wir dann in dem Kanon eines Joseph — (Aa. Ss. p. 247 ff. bieten eine lateinische Wiedergabe) — der im neunten Jahrhundert lebte; der Entscheidung über die Frage, ob jener Joseph derselbe ist wie der gleichnamige Bischof von Thessalonich aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts, oder derselbe wie Josephus Hymnographus, am Ausgange desselben Jahrhunderts lebend, können wir füglich aus dem Wege gehen; sie ist für uns ohne Bedeutung; Pinius ist mehr zur Identificirung mit dem zweitgenannten geneigt (a. a. O.). Die Legende hat sich hier bereits weiter ausgestaltet und zwar entsprechend den von G. Paris (Romania VIII, 164) gemachten Angaben. Ohne Zweifel gab dem griechischen Bearbeiter der edessenischen Localerzählung die Legende von Johannes Calybita Constantinopolitanus (fünftes Jahrhundert) den Anstoß und die Hauptgedanken einer Weiterführung der ihm vorliegenden Lebensgeschichte. Wie Johannes Calybita mußte der jetzt Alexis oder Alexius genannte „Mann Gottes“ nach langer Abwesenheit ins Haus der Eltern zurückkehren; wie Johannes mußte er daselbst Jahre hindurch als Fremdling leben und zuletzt auch dort in Niedrigkeit und Armuth sterben. Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Legenden ist derart, daß man schon frühe auf den Gedanken kam, beide Heilige zu identificiren, wogegen bereits Pinius (a. a. O. p. 238) protestirt.

In dem Kanon des Joseph ist noch eine Stelle enthalten, die der Legende von Johannes Calybita näher steht als alle anderen Bearbeitungen der Alexiuslegende: es heißt nämlich in der achten Ode „antea

incognitus parentibus fuisti tempore tuae peregrinationis, revelasti ipsis arcanum in gloriam Dei nostri, o gloriose, te manifestans, qui te magna gloria dignatus fuit". Das bedeutet doch, falls ich die nicht fehlerfreie Construction des lateinischen Übersetzers [1]) richtig verstehe, daß Alexius sich selbst vor seinem Tode den Eltern offenbart habe; es ist daran zu erinnern, daß ja auch Johannes Calybita (vgl. z. B. Surius: Vitae sanctorum Tom. I, p. 233 ff.) sich seinen Eltern, zuerst seiner Mutter, unmittelbar vor seinem Verscheiden zu erkennen gibt. Daraus folgt aber für den Kanon, daß er auf eine Darstellung der Legende zurückging, welche das an den Brief des Heiligen sich knüpfende Wunder nicht kannte: wozu hätte Alexius einen Brief über sein Leben schreiben sollen, wenn er sich schon vor dem Tode seinen Eltern zu erkennen gegeben hatte. Daß die Stelle in Ode 8 so aufzufassen ist, wie ich es gethan habe, dafür spricht, daß Josephus den Brief nicht erwähnt, obschon er gerade über die dem Leichnam erwiesenen Ehren ausführlicher berichtet, überhaupt in Bezug auf den Tod seines Helden inhaltlich recht viel gibt. Es heißt da: „eine Stimme verkündet ganz Rom den verborgenen Schatz, der im Bettlergewande ruht und der seine Heilkraft ausströmt auf Alle, die ihm im Glauben nahen. Auf Gottes Geheiß kommen zusammen principes populorum, Imperatores et sacerdotes, um ihn zu bestatten, und erleben mit Staunen gewaltige Wunder; Blinde werden sehend, Stumme erhalten die Sprache, Teufel werden ausgetrieben und der Frommen Geist erhellt. Auch kommen zu seinem Begräbniß Patriarcharum eximius (*ὁ πρόκριτος τῶν πατριαρχῶν*) et Imperator Christi longe amatissimus, principes, ferner Greise und Jünglinge und die Chöre der Mönche, um sich Alle zu heiligen durch die Berührung mit seinem Leichnam."

Wir haben wohl ein Recht anzunehmen, daß Josephus' Kanon eine ältere Entwicklungsstufe der Legende darstellt, welche den Brief noch nicht kennt, und daß die Scene später in der Weise ausgeführt ist, wie sie alle übrigen griechischen und lateinischen Darstellungen bieten.

In welcher Stadt haben wir nun dieses Alexius Heimat zu suchen? Schon Papebroek beirrten die griechischen Namen und der Umstand, daß die Verehrung des Heiligen früher im Osten als im Abendlande nachweisbar ist (vgl. Aa. Ss. a. a. O. p. 238), aber er entschied sich später für Rom, nachdem er den Kanon kennen gelernt hatte; denn

[1]) Über das griechische Original, d. h. ob und wo es zu finden, ist mir leider nichts bekannt.

wenn Constantinopel gemeint sei, hätte, meint er, doch stehen müssen: *Ῥώμη ἡ Βασιλίς*, auch könne mit dem „eximius patriarcharum“ nur der Bischof von Rom gemeint sein. Ebenso argumentirt der Herausgeber des ganzen Artikels Pinius (ebenda p. 239): entweder müsse stehen: *Κονσταντινόπολις ἡ πασῶν Βασιλὶς τῶν πόλεων* oder doch wenigstens „Roma secunda oder nova“, wie es Constantin vorgeschrieben habe; auch sei es undenkbar, daß Josephus den hochberühmten damaligen Patriarchen von Byzanz, Johannes Chrysostomos, so unbestimmt mit „eximius patriarcharum“ umschrieben habe, denn ihm, dem Griechen, müsse natürlich jener Name bekannt gewesen sein. Es ist klar, daß die von den beiden Bollandisten vorgebrachten Gründe in keiner Weise ausreichen, die Behauptung zu widerlegen, gegen die sie polemisiren, daß nämlich Alexius in Neurom gelebt habe. Wer will einem Dichter zumuthen, immer vorschriftsmäßige Titel zu gebrauchen? Die Benennung als „eximius patriarcharum“ kam in den Augen eines Griechen sicher dem byzantinischen Bischof mit gleichem Rechte zu, wie dem der Petersstadt. Was schließlich die behauptete Undenkbarkeit angeht, daß Josephus den Johannes Chrysostomus so allgemein bezeichnet habe, so ist dagegen zu bemerken: betrachtet man die ganze Anlage des Kanons mit der steten und alleinigen Hervorhebung des Heiligen, so darf das Fehlen jenes Namens nicht Wunder nehmen. Für den Dichter existirt überhaupt nur eine benannte Person, alle Übrigen treten dagegen in ein unsicheres Zwielicht, aus dem sich nur ganz zufällig einmal der Name der Stadt Rom heraushebt; selbst Edessa bleibt unerwähnt, und dieser Umstand beweist ausdrücklich, daß der Dichter eben jene anderen Namen nicht nennen wollte, nicht zu nennen für nöthig hielt, da den Hörern des Kanons die Legende selbst bekannt war. Der „eximius patriarcharum“ könnte also an und für sich recht gut Johannes Chrysostomus sein.

Wir dürfen nach der ganzen Art des Kanons, der ja nicht vollständig die Geschichte des Heiligen erzählen will, sondern deren Kenntniß bei den Hörern voraussetzt, auch nicht mit Pinius (a. a. O. p. 239) annehmen, daß die Namen der Eltern erst von einem Autor des 10. oder 11. Jahrhunderts herstammen, der das Leben des Heiligen dramatisch ausschmückte. Im Gegentheil ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Namen der Eltern, des Patriarchen und des Kaisers in der dem Dichter vorliegenden oder bekannten Gestalt der Legende bereits vorhanden waren. Im Übrigen beweist gerade das Fehlen des Namens Edessa, daß wir dem Kanon überhaupt eine negative Beweis-

kraft in Nebenmomenten nicht zumuthen dürfen; L. Brauns (in seiner Dissertation: „Über Quelle und Entwicklung der altfranzösischen Cançun de saint Alexis etc. Kiel 1884“) hat also Unrecht (p. 3), Pinius zum Vorwurfe zu machen, daß er annehme, der Dichter habe möglicherweise seiner Vorlage gegenüber eine ziemlich unabhängige Stellung eingenommen. „Der Kanon berichtet nichts von den 3000 Dienern des Vaters, von der mehrfach wiederholten Stimme in Rom, von den 17 in der Fremde und ebenso vielen im Vaterhause verbrachten Jahren, von dem Briefe des Todten u. s. w.“ Jawohl, aber was haben die aufgeführten Züge (ausgenommen etwa die Briefscene s. o.) denn für Bedeutung für den Lebenslauf des Heiligen, dessen Lob Josephus verkündet? Der Grund, weshalb Brauns gerade dem Kanon auch eine negative Beweiskraft zusprechen möchte, ist leicht einzusehen; ihm ist, wie ja auch Pinius und mir, jener Kanon Ausgangspunkt der historischen Entwicklung der Legende, und deshalb möchte er sich durchaus selbst überreden, daß im Kanon der Inhalt der Legende vollständig bis auf alle auch weniger bedeutenden Züge gegeben sei, wie sie damals bestand. Aber wir haben zu dieser Annahme kein Recht, und das Fehlen des Namens Edessa spricht ganz energisch gegen dieselbe; denn glauben zu wollen, daß die Legende factisch einmal den Namen der Stadt, wo der Heilige in frommer Zurückgezogenheit lebte, nicht geführt habe, ist unerlaubt, da ja die alte syrische Vita, von der schon Assemani eine Hs. des sechsten Jahrhunderts gesehen hatte, und die jetzt von M. Amiaud nach acht Hss. des 6.—13. Jahrhunderts herausgegeben wird, deutlich die historische Persönlichkeit des frommen, in Edessa lebenden Bekenners beweist, und die Legende ja nur von Edessa aus ihren Zug begonnen haben kann.

Doch zurück zu der Frage nach der Heimat des Alexius! Neuerdings hat sich G. Paris (Romania VIII, 164) ebenfalls gegen die Bollandisten, deren schwache Gründe wir auch nicht gelten zu lassen vermochten, dafür entschieden, daß Alexius aus Constantinopel nach Edessa gegangen und später nach Neurom zurückgekehrt sei. Aber worauf stützt sich die Behauptung? So weit ich den Stoff überblicke, finde ich auch nicht den geringsten Anhalt dafür. Josephus nennt Rom, und das ist doch, wenn wir mit Wahrscheinlichkeiten überhaupt rechnen wollen, weit eher das alte als das neue. Das zweite griechische Zeugniß für unsere Legende weist aber klar und deutlich auf das alte Rom. Wir finden es unterm 17. März, dem Tage des Heiligen in der griechischen Kirche, in dem Synaxarium Basilianum, jener prachtvollen Sammlung, welche Kaiser Basilius Por-

phyrogenetus anlegen ließ, und die nach dem Urtheile des Ughelli und des Leo Allatius vor dem Jahre 984 geschlossen ist[1]).

Danach stammt der „Mann Gottes“ aus Rom und ist ein Sohn des Patriziers Euphemianus, welcher ihn zur Vermählung veranlaßt. Aber Alexius verläßt nach der Hochzeitsfeier die Braut, ohne sie berührt zu haben, unter Zurücklassung des Traurings (*δοὺς αὐτῇ τὸν ἀραβωνικὸν δακτύλιον*). Er begibt sich nach Edessa und verweilt dort 18 Jahre vor der (unbenannten) Kirche. Durch seine Tugend bekannt geworden, entschließt er sich zu fliehen. Bei seiner Rückkehr nach Rom sucht er das väterliche Haus auf und bleibt dort unerkannt am Thore wohnen im Anblick der Eltern, mißhandelt von den eigenen Sclaven und ungerührt durch die stete Trauer seiner Eltern und seiner keuschen Braut. Beim Herannahen des Todes verlangt er Pergament und schreibt seine ganze Lebensgeschichte auf. Der Kaiser Honorius nimmt das Schreiben aus der Hand des Todten, der es im Sterben fest umschlossen hat, und liest es vor, während Alle zuhören. So wird er erkannt und sein heiliger Leib in dem Tempel des heiligen Apostels Petrus begraben.

Die Angabe der Peterskirche und die Nennung des Weströmers Honorius als Herrscher läßt keinen Zweifel darüber, welches Rom gemeint sei. Überall sonst heißt die Heimat des Heiligen Rom, ja die beiden griechischen Bearbeitungen 𝔉 und 𝔊 nennen ausdrücklich die *Ρώμη πρεσβυτέρα*.

Gegen Paris' Annahme, für die nichts beizubringen ist, spricht nun aber noch eine Erwägung allgemeiner Art. Wohl ließe sich denken, daß die Römer, als sie die Legende kennen lernten, aus „Neurom“ Altrom machten und dem Heiligen so bei sich Heimatrecht gaben, aber die Möglichkeit scheint mir ausgeschlossen, daß Constantinopel und die morgenländische Kirche sich darein ohne Widerstand gefügt und sich den Heiligen hätten rauben lassen.

Zudem haben wir ja allen Grund anzunehmen, daß der Heilige vor dem Ende des 10. Jahrhunderts noch nicht in Rom bekannt war. Wir müßten also, wenn wir Paris folgen, voraussetzen, daß im Osten selbst diese Einsetzung von Altrom für Neurom stattgefunden hätte, da Altrom bereits im Synaxarium die Heimat des Alexius ist. Da für einen solchen Vorgang absolut kein Grund erfindlich ist, können wir getrost Paris' Annahme, der Brauns in seiner Arbeit ohne Prüfung beipflichtet, gegen die übrigens M. Amiaud, wie aus einer gelegent-

[1]) Die Vita ist gedruckt in den Aa. Ss. Martii Tom. I p. 869, und im dritten Bande der Ausgabe: Menologium Graecorum Urbino 1727, p. 18. 19.

lichen Bemerkung hervorgeht, auch Einwand erheben zu wollen scheint, verwerfen: Alles spricht dafür, daß Alexius' Heimat in der Legende immer das alte Rom war.

Das genannte zweite Zeugniß für die Legende ist übrigens wohl auch nur als ein kürzender Auszug zu betrachten; fehlt doch hier die bereits bei Josephus erwähnte göttliche Stimme beim Tode des Heiligen, ebenso das schon bei Josephus erzählte Eingreifen der Gottesmutter, welche sein heiliges Thun bekannt macht. In dem Auszuge aber ist nun interessant der Beleg der Namen: (Alexius), Euphemianus, Edessa, (Roma) und Honorius *βασιλεύς*; ferner ist der Bericht über den Tod und die nachfolgenden Ereignisse sehr bemerkenswerth: bei Josephus offenbart sich Alexius noch vor seinem Hinscheiden den Eltern; hier haben wir schon ganz die Scene, wie sie uns in der lateinischen Vita begegnet. Der Heilige zeichnet seine Schicksale auf und wird so nach seinem Tode erkannt. Merkwürdig und wohl entsprechend der Stellung des oströmischen Kaisers zum Patriarchen von Byzanz ist es auch, daß nicht der letztere, sondern der Kaiser als derjenige genannt wird, der den Brief aus der Hand des Todten nimmt. Erwähnenswerth ist auch die Angabe, daß er in St. Peters Tempel begraben wird. Endlich ist auch jene Stelle, nach der er seiner jungfräulichen Frau den Trauring vor seinem Scheiden gibt, von Bedeutung.

In die directe Entwicklungsreihe der verschiedenen Phasen der Legende sind die übrigen zwei, beziehungsweise drei griechischen Darstellungen derselben[1]) nicht einzureihen; sie sind, wie sich mir bei näherer Untersuchung, deren Resultat ich hier nur mittheilen kann, ergeben hat, sämmtlich bereits von der lateinischen Gestaltung der Legende beeinflußt[2]).

Freilich läuft ℌ unter dem Namen des Symeon Metaphrastes, aber das ist noch kein Beweis dafür, daß sie wirklich von ihm stammt; denn es gibt wohl wenige Schriftsteller des Mittelalters, welchen so viele Werke untergeschoben werden, wie gerade dem Symeon Metaphrastes. Zudem ist man noch nicht einmal klar, welchem Jahrhundert man diesen Schriftsteller zuweisen soll. Bolland freilich und Leo Allatius setzten ihn ins 10., aber Oudin ins 12. Jahrhundert. Er soll 127 Legenden verfaßt haben, aber es werden ihm noch viermal so viel zugeschrieben, und der bei Migne 114, sp. 293 angegebene Katalog nennt unter den 87 Vitae, die Symeon verfaßt habe, den Alexius nicht;

[1]) Sie sind bei Massmann: Sanct Alexius Leben 1843 als 𝔈, ℌ und 𝔍 abgedruckt (p. 172, 192, 201).

[2]) Auch M. Amiaud spricht in seiner Arbeit die gleiche Ansicht aus.

freilich steht zum Unterschiede von diesem Constantinopler Katalog im Wiener (ebenda sp. 295) gleich zu Anfang „Historia vitae S. Alexii", und diese Angabe geht wohl auf die griechische Redaction Ϟ, die ja von Busbeck aus Constantinopel nach Wien gebracht wurde. Aber es ist wohl zu bemerken, daß nach der Beschreibung der Hs. in Lambecii Commentaria IV, p. 137 (p. 315, wie Maßmann angibt, geht auf die zweite Auflage) zu urtheilen, die Vita durchaus keine Hindeutung darauf enthält, daß sie von Symeon verfaßt sei, und daß Lambeck nur auf die Autorität des Leo Allatius hin die Vita dem Symeon zuschreibt. Es ist sehr zu bedauern, daß die wichtige Frage des Symeon Metaphrastes noch immer ihrer Lösung harrt; Leo Allatius hat ja nur geringe Vorarbeit geliefert. Um gleich noch zu zeigen, wie mißlich ein Sichverlassen auf die Autorschaft Symeons sei, bemerke ich, daß Ꞓ, das obgleich nur lateinisch überliefert, aus dem Griechischen übersetzt ist (nach Surius a. a. O. III, p. 208) und deshalb mit hierher gerechnet werden muß, in der Überschrift ausdrücklich als aus Symeon Metaphrastes entnommen bezeichnet wird; Maßmann hat dieses „ex Symeone Metaphraste" wohl unterdrückt, weil er glaubte, Ϟ gehöre dem Symeon zu.

Ehe wir von den griechischen Darstellungen scheiden, möchte ich noch einen bemerkenswerthen Zug hervorheben. Wir finden in den griechischen Darstellungen, mit einziger Ausnahme von Ϟ, nur einen Kaiser erwähnt.

Bei Josephus scheint Ende der achten Ode „principes populorum, Imperatores" dagegen zu sprechen, aber es ist dem gegenüber zu erwägen, daß daneben einfach noch „sacerdotes" genannt sind, also hier „Imperatores = *βασιλεῖς*"[1]) allgemein bedeutet „Fürsten", hingegen heißt es Ode 9: „Patriarcharum eximius et imperator Christi longe amatissimus"; neben dem Patriarchen tritt also nur der Kaiser, nicht mehrere auf.

Das Synaxarium nennt nur den Honorius, Ꞓ imperator (ohne Namen), Ϡ: *ὁ βασιλεύς* (gleichfalls ohne Namen); dagegen spricht Ϟ ausdrücklich von den *τὰ τῆς βασιλείας τότε σκῆπτρα ἰθύνοντες*.

Wir haben wohl anzunehmen, daß noch im Osten der Name des Kaisers Arkadius in der Legende Aufnahme fand, aber nur in der Zeitangabe, wann das entbehrungsvolle Leben des Bekenners ein so herrliches Ende nahm; es ist ja sehr begreiflich, daß einem Griechen,

[1]) Daß *βασιλεύς* = imperator einfach „Prinz" heißen kann, was vielleicht auch für unsere Stelle die beste Übersetzung ist, beweist z. B. Jac. Gretseri opera Tom. XV, p. 195: „sacerdotes et juvenes Imperatores (senex enim domi manserat propter corporis infirmitatem)" etc. bei Einholung des edessenischen Christusbildes.

der in der Legende nur von dem Kaiser Honorius hörte, der Gedanke kam, die Zeit dieses weströmischen Herrschers dadurch näher zu bestimmen, daß er den gleichzeitigen oströmischen Kaiser mit erwähnte. So finden wir denn auch in ℭ und ℑ nur einen Kaiser als in der Legende mitagirende Person aufgeführt, aber beide Darstellungen geben bei der Datirung dieses Heiligenlebens den Arkadius und Honorius, wohl zu merken in dieser Reihenfolge, die den Strömer voranstellt. ℭ nennt am Anfang und am Schlusse beide Kaiser, ℑ hingegen am Anfange nur den Honorius, am Schlusse den Arkadius und Honorius mit dem Zusatze: (*ἐπὶ ἀρκαδίου καὶ ὀνωρίου*) *τῶν βασιλέων ῥώμης ἑκατέρας.*

Erst im Abendlande wurde dann die Nennung zweier Kaiser mißverstanden, und so begegnen in allen Darstellungen des Abendlandes als Mitspielende in dem pomphaften Schlußeffect zwei Kaiser; auszunehmen ist das deutsche G (bei Maßmann a. a. O. p. 140), aber der Dichter Jörg Zobel verräth komisch genug seine Eigenmächtigkeit, die den einen der beiden einfach strich, dadurch, daß er den Kaiser „Archadius“ nennt (v. 14).

Wann das syrische Leben die griechische Umarbeitung und Fortsetzung erfuhr, deren wichtigste Züge G. Paris (Romania VIII, 164) gibt, darüber möchte ich eine Vermuthung um so weniger zurückhalten, als auch M. Amiaud an einer genaueren Datirung verzweifelt. Bei dem außerordentlich regen Verkehr, der zwischen Rom und dem Osten bestand, so lange der oströmische Kaiser Schutzherr des Papstes war, will es mir nicht glaublich erscheinen, daß die byzantinische Legende, d. h. die Ausarbeitung des syrischen Lebens, vor der Mitte des achten Jahrhunderts entstand, wo ja der Exarchat aufhörte (752) und bald darauf auch der Frankenkönig die Kaiserkrone annahm.

Wäre die griechische Legende früher entstanden, so ist gar nicht abzusehen, warum sie nicht auch nach Rom, das ja naturgemäß das größte Interesse für den Heiligen haben mußte, gekommen sein sollte. Hingegen erklärt sich durch die Annahme einer solchen späteren Abfassung der griechischen Legende allein das merkwürdige Factum, daß sie nicht in Rom bekannt wurde: nachdem der Papst an einem abendländischen Fürsten einen Stützpunkt gesucht und gefunden hatte, minderten sich selbstverständlich die Beziehungen zum Osten, und diese Thatsache bedingte auch eine Entfremdung auf kirchlichem Gebiete, beziehungsweise dem Gebiete des Cultus.

Im neunten Jahrhundert ist im Osten ein großes Aufblühen des Heiligencultes nachweisbar, besonders unter der Kaiserin Theodora

(Mitte des Jahrhunderts), wie schon Papebroek in den Aa. Ss. a. a. O. p. 239 bemerkt; da mag denn auch der bescheidene Bekenner aus Edessa seine Wanderung durch die Welt begonnen haben.

Von der griechischen Legende unseres Heiligen haben wir — abgesehen von jenen drei, durch die lateinische Fassung beeinflußten Darstellungen — zwei Zeugnisse gefunden, die sich beide als unvollständig in mehr oder minder wichtigen Nebenmomenten erwiesen: auch wenn wir nun die Legende hinüberbegleiten auf abendländischen Boden, empfängt uns zuerst nicht eine ausführliche Wiedergabe der Legende, sondern wieder müssen wir uns mit der Angabe der Hauptzüge und einzelner, nicht uninteressanter Nebenmomente begnügen. Das erste Zeugniß nämlich für die Verbreitung des Alexiuscultes im Abendlande ist uns in einer Homilie über den Heiligen erhalten, welche der heilige Adalbert verfaßt hat. Baronius' Vermuthung, die Homilie sei in der Kirche des Heiligen selbst gesprochen, ist unbedingt anzunehmen; wie sollte man sonst die Worte des Einganges, welche von dem „pater noster Alexius, cuius hodie venerandam assumptionis diem debita solemnitate recoluimus", sprechen, und besonders die Worte des Schlusses verstehen: „nos namque licet nec servi appellari digni, filii tamen ejus sumus (sc. Alexii), quia nos in hanc suam domum sub monastica professione pius apud deum intercessor congregavit?" Und wir wissen ja, wie ich oben zeigte, daß Adalbert fünf Jahre und später noch einmal auf kürzere Zeit in besagtem Kloster war.

Wir finden die Homilie Aa. Ss. a. a. O. p. 257 nach einer Abschrift jener Hs. des Klosters Monte-Casino, die ja auch die Wunder berichtet. Der Vortragende hatte hier nicht nöthig, seinen Hörern, die gleich ihm dem Alexiuskloster angehörten, die Lebens- und Leidensgeschichte des Heiligen ausführlich zu berichten. Sie war ja Allen genau bekannt, und er durfte sich deshalb damit begnügen, des Verständnisses seiner Hörer sicher, auf das eine oder andere wichtige Ereigniß aus diesem Leben anzuspielen.

Was von Bemerkenswerthem in der Homilie zu finden ist, ist kurz Folgendes: Alexius wird in Edessa durch Gottes Stimme den Menschen offenbart, er entflieht vor den Gefahren eitlen Erdenruhmes und will nach Tarsus, um dort verborgen zu leben, aber durch Gottes Fügung kehrt er nach Rom zurück.

Ferner heißt es: „quis enim narrare poterit, quantas tentationes quantosve fluctus in sui sacratissimi pectoris arcano pertulerit, dum patrem pro se tanto moerore affici conspiceret, sciret etiam matrem

nocte dieque in fletu et gemitu perdurare? Videbat insuper servos proprios deliciis abundare, vestibusque pretiosis indutos incedere et se ab omnibus contemptui haberi: tolerabat ad haec opprobria irrisionesque eorum et quasi iam mortuus seculo, solo tantum spiritu Christo vivebat."

Schließlich wird noch ausdrücklich hervorgehoben, daß die Stimme Gottes ihn „Homo Dei" genannt und verkündet habe, daß sein Gebet für die Sünde des ganzen römischen Volkes angenommen sei, woran sich ein langer Abschnitt über die Bedeutung des Ehrentitels „Homo Dei" knüpft.

Wir finden hier also eine eingehende Schilderung des Lebens, welches Alexius unerkannt im Hause seines Vaters führt; schon Josephus erzählt davon in der siebenten Ode, aber bei Adalbert begegnen wir dem wichtigen Zug der steten Trauer der Eltern. Auffallend ist in hohem Grade, daß die Homilie in diesem Abschnitt nicht ein Wort von der Braut sagt, und wenn wir dazu halten, daß auch Josephus ihrer in diesem Zusammenhange nicht erwähnt, so könnte man wohl geneigt sein anzunehmen, daß die Legende in der damaligen Gestalt die Braut nach ihrer einmaligen Erwähnung völlig aus den Augen verlor; dagegen würde der Satz des Synaxariums: „er gab ihr den Trauring [zurück]", nicht sprechen, falls wir das als symbolische Scheidung der Ehe verstehen wollen.

Was der lateinischen Legende ihr eigenes Colorit gibt, ist die Verbindung des Heiligen mit dem Bonifaciustempel, die sich bereits in der Homilie in den oben gegebenen Schlußworten zeigt.

Wie nun die byzantinische Legende nach Syrien zurückwanderte und so der alten Lebensbeschreibung eine wunderbare Fortsetzung gab — schon eine Hs. des neunten Jahrhunderts zeigt diese Zusammenschweißung des Originals und der vermehrten zweiten Auflage des Byzantiners, wie M. Amiaud angibt —, so eroberte sich auch die lateinische Bearbeitung das Gebiet der byzantinischen Legende: die drei griechischen Bearbeitungen 𝔈, 𝔊, 𝔍 kennen alle die Bonifaciuskirche, und es ist schwerlich erlaubt zu glauben, daß die Erwähnung dieser Kirche anderswo herstamme als aus der lateinischen Fassung. Es sei übrigens bemerkt, daß bereits in der früher erwähnten Urkunde vom Jahre 987 der Leib des Heiligen als in der Bonifaciuskirche ruhend genannt wird.

Wichtig wird nun, besonders als ein Zeugniß für eine Reihe von Nebenmomenten, eine Predigt des Petrus Damiani († 1071), die bisher noch Niemand beachtet hat, und die gerade auch für eine

chronologische Bestimmung der Entwicklung unserer Legende von großem Werthe ist.

Die Predigt beginnt mit einer Lobpreisung der Eltern des Heiligen (vgl. Migne 144, sp. 652 ff.): „Nam cum tot referatur (heißt es in diesem Sermo XXVIII de S. Alexio confessore) opibus et tam incomparabilibus exuberasse divitiis ut tria milia puerorum eorum (d. h. der Eltern) conspectui reverenter assisterent, qui et holosericis ornarentur induviis et aureis se praecingerent zonis, quotidie non cessabant viduis ac pupillis et quibuslibet indigentibus sumptuosas parare mensas edulii, cum ipsi semel in die solo pane et aqua essent plerumque contenti."

Weiter wird erzählt, daß er 17 Jahre in Edessa, einer Stadt Mesopotamiens, in Armuth und Entbehrung gelebt habe. Schließlich gebe ich noch die Stellen, die von dem Leben des Heiligen im Hause seines Vaters handeln: „domum patriam felici postlimio (soll heißen postliminio) rediens durumque certamen aggressus inter uxorem utrumque parentem, inter vernaculos diversamque familiam, ut soli Deo fieret veraciter notus, omnium fefellit aspectus .... illic post alapas ac verbera servulorum, post subsannationes et contumelias irridentium, post cachinnantium ac saevientium plagas, post intolerabiles denique patientissime toleratae calamitatis iniurias tandem feliciter obiit tantique laboris immensa certamina beato fine complevit per spei caelestis, quod mente conceperat, desiderium."

An einer anderen Stelle wird nochmals hervorgehoben „ut de quotidiano conjugis parentumque conspectu tentationum fluctus impingerent nec sternere potuissent", und nochmals: „cum intra paternae domus atria degeret, cum carnales affectus undique cerneret, cum parentum necessitudinem, cum certe, quod difficilius et intolerabilius erat, venustam sponsae speciem a quotidianis mutuisque conspectibus vitare non posset." Auch das Äußere des unerkannt bei seinem Vater Lebenden wird beschrieben: „dum paupertas exterior inopem, pannosus habitus et caesaries redderet inculta deformem ..."

Hier finden wir also die jungfräuliche Gattin erwähnt und zwar nicht einmal, sondern wiederholt — ich bringe noch die vierte Stelle „hunc (sc. Alexium) blanda mitis atque venusta facies impugnabat uxoris" — und da nun auch die syrische Legende, d. h. die auf das syrische Leben gepfropfte byzantinische Legende — deren älteste Hs. ins neunte Jahrhundert zurückgeht, die Braut hier wieder auftreten läßt (nach M. Amiaud), so ist die oben bemerkte Auslassung bei Adalbert nur zufällig, vielleicht auch durch die Rücksicht auf die

mönchische Zuhörerschaft veranlaßt: bereits der byzantinische Erweiterer hat die Rolle der Braut derart ausgeführt, wie auch schon G. Paris a. a. O. p. 164 bemerkt. Für die gleiche Auslassung bei Josephus läßt sich wohl auch ein hinreichender Grund angeben: wir haben bereits oben gesehen, daß bei ihm die Verwandtschaft der Legende mit der des Johannes Calybita am größten ist, und daß wir deshalb die dort gebotene Gestalt für die älteste der Legende — abgesehen natürlich von der syrischen Lebensbeschreibung — zu halten haben werden. Wir müssen deshalb zwei griechische Weiterführungen der Legende ansetzen: die eine, welche einfach zu der syrischen Vita nach dem Muster der Legende des Johannes Calybita eine Fortsetzung gab, worin sich der Heilige noch vor seinem Tode den Eltern offenbart, und worin von der verlassenen Gattin nicht mehr die Rede ist — wie bei Josephus —, die andere, die einige neue und originelle Züge in diese Copie einer anderen Legende bringt, die Rolle der Braut und die Briefscene, wie in der syrischen etc. Legende.

Ferner finden wir nun ganz ausdrücklich erwähnt die 3000 Diener in seidenen Gewändern und goldenen Gürteln, die reichen Tische für die Dreizahl der Bedürftigen, Witwen, Waisen und sonstige Arme, auch die fast mönchische Mäßigkeit der Eltern, die meist nur Brot und Wasser genießen.

Daß auch hier, wie bei Adalbert, der ganzen dramatischen Scene am Leichnam des Heiligen nicht gedacht ist, ist nicht weiter auffällig: gerade diese Scene bot wenig Anlaß zu Lobpreisungen des Heiligen; da die Scene bereits im Synaxarium sicher bezeugt ist, so dürfen wir nicht daran zweifeln, daß sie ebenso in der Adalbert und Petrus Damiani vorliegenden lateinischen Legende enthalten war. Denn es ist zweifellos als Grundsatz aufzustellen, daß bestimmte Züge, die in älteren und dann später in jüngeren Redactionen begegnen, in dazwischen liegenden aber — aus leicht erklärbaren Gründen — nicht gegeben sind, trotzdem in steter Überlieferung in der Legende enthalten waren.

Nach diesem Sermo des Petrus Damiani ist nun diejenige Gestalt der lateinischen Legende aufzuführen, welche Maßmann a. a. O. mit **B** bezeichnet, die kirchliche Legende.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieselbe bereits dem Adalbert und dem Petrus Damiani vorlag, aber da wir sie bestimmt erst als Vorlage des altfranzösischen Alexiusliedes, das nach G. Paris (La vie de St. Alexis 1872, p. 136) gegen 1040 in der Normandie verfaßt sein

muß, nachweisen können, so findet sie wohl am besten hier ihren Platz, um so mehr, als bisher keine ältere Hs., als die von Stengel (La Cançun de saint Alexis p. 253 in der Anmerkung zu p. 60) erwähnte Hs. Nr. 15436 der Pariser Nationalbibliothek bekannt ist, diese aber (nach ebenda) aus dem 11. Jahrhundert stammt. Pinius' Versuch, eine Hs. in das neunte Jahrhundert zu setzen, habe ich schon früher zurückgewiesen.

Brauns in seiner bereits angeführten Dissertation (p. 3) hat es nun unternommen, die Vorlage des französischen Dichters wenigstens inhaltlich zu reconstruiren, und so eine ältere Redaction angesetzt: B*, aus welcher erst B, durch eine Reihe von Zusätzen erweitert, geflossen wäre. Diesem B* näher zu treten, muß meine nächste Aufgabe sein. Ich schicke voran, daß auch ich den Text, wie ihn die Bollandisten geben (a. a. O. p. 251 ff., auch bei Massmann p. 167 ff., leider nicht ganz zuverlässig abgedruckt) nicht für durchaus gut halte, und daß ich deshalb mit Brauns für das Original der „kirchlichen" Legende, das also B* heißen soll, den Satz „et vocaverunt eum Alexium" (vgl. Brauns p. 11) in Anspruch nehme, den ja die eben erwähnte Hs. des 11. Jahrhunderts in der Form „quem Alexi vocaverunt" bietet (vgl. Stengel a. a. O.); Brauns hätte gleich noch die andere von Stengel gegebene Stelle anführen können, daß nämlich die gleiche Hs. und mit ihr zwei andere Hss. in der Rede des Vaters den Satz zeigen: „quare tam crudeliter nobiscum egisti?" So weit stimme ich mit Brauns überein, hingegen kann ich ihm durchaus nicht folgen, wenn er „der älteren Redaction B*, der der französische Dichter nur gefolgt sein kann", folgende ausführende Züge: die 3000 Diener des Euphemian, die drei Armentische in seinem Hause und das Essen mit „religiösen Männern", das Keuschheitsgelübde der Eltern nach der Geburt des Alexius u. s. w. als jüngere Zusätze streitig macht.

Doch sehen wir zu, auf welche Gründe er diese Behauptung stützt. Als entscheidend führt er die allgemeine Beobachtung an, „daß die alten Poeten ihrer Quelle getreu, oft sclavisch folgen, sie lieber erweitern und darum nichts Wesentliches ausgelassen haben würden"; „namentlich, wenn sich die in Zweifel gezogenen Stellen in den verschiedensten, von einander ganz unabhängigen Übertragungen und auch in anderen lateinischen Redactionen nicht vorfinden, also nicht gut zufällige oder absichtliche Auslassungen sein können". Der Beweis für seinen allgemeinen Satz ist nach seiner Ansicht für die im Mittelalter so populäre Legende vom heiligen Alexius durch einen Vergleich der verschiedenen Bearbeitungen unschwer zu erbringen.

Die Treue unseres altfranzösischen Originaldichters gegenüber seinem lateinischen Texte ist nun schwerlich über allen Zweifel erhaben. So macht er das berühmte Bild Christi zu Edessa, von dem in B die Rede ist, zu einem solchen der Jungfrau Maria (vgl. Strophe 18 des von G. Paris a. a. O. gegebenen Textes p. 143), indeß wäre hier immerhin die Annahme möglich, daß B* jenes Bild Christi gar nicht genannt habe. Eine andere Stelle hingegen zeigt deutlich, daß entweder der Dichter seine Vorlage flüchtig angesehen, beziehungsweise mißverstanden hat, oder daß die letztere nicht lückenlos war. Es handelt sich um die göttliche Stimme, die vor des Heiligen Tode erschallt: nach der allgemein üblichen Darstellung erklingt zuerst die freundliche Mahnung des himmlischen Herrn: „Kommet her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid und ich will Euch erquicken!" Als auf diese Worte Alle erschreckt auf ihr Antlitz fallen und das Kyrie eleison anstimmen, erschallt zum zweiten Male die Stimme: „Suchet den Mann Gottes, auf daß er für Rom bitte; am Freitag, wenn der Morgen anbricht, wird er in Gott seine Seele aufgeben." In dem altfranzösischen Alexiusliede fehlt nun der erste Ruf der göttlichen Stimme vollständig und es ergeht sogleich die Aufforderung, den Mann Gottes zu suchen. Die Stelle lautet Strophe 59 und 60^{a-d} (bei Paris a. a. O. p. 153):

59 En la samaine qued il s'en dut aler,
Vint une voiz treis feiz en la citet
Hors del sacrarie par comandement Deu,
Qui ses fideilz li at toz envidez.
Prest est la gloire qued il li volt doner.
60 A l'altre voiz lor vint altre somonse
Que l'home Deu quiergent qui gist en Rome,
Si li depreient que la citet ne fondet,
Ne ne perissent la gent qui enz fregondent.

Wie man sieht, ist das „venite ad me omnes, qui laboratis et onerati estis, et ego vos reficiam" zum Inhalt eines Relativsatzes geworden: „aus dem Allerheiligsten erschallt dreimal eine Stimme auf das Geheiß Gottes, welcher seine Getreuen alle zu sich geladen hat. Nahe ist der Ruhm, den er ihnen geben will."

Dann geht es aber weiter: „Die Stimme erscholl von Neuem und gab ihnen neuen Auftrag." Da nun aber vorher von dem Inhalte des ersten göttlichen Rufes nichts gesagt ist, so ist klar, daß hier ein Fehler vorliegt, den wir entweder der Vorlage oder dem Dichter zuzuschreiben haben werden; für den letzteren Fall spricht Strophe 60^{a}

„a l'altre voiz", woraus zu schließen ist, daß die Vorlage vor diesem „iterum" auch wirklich den ersten Ruf der göttlichen Stimme hatte. Übrigens zeigt gerade diese ganze Partie recht bedeutende Abweichungen von der allgemein üblichen Darstellung 𝔅, Abweichungen, für die sich aber in anderen Redactionen keine Entsprechungen bieten. Statt den Heiligen zu suchen, macht sich das Volk auf, um beim Papste Innocenz sich Raths zu erholen. Auch fehlt die genauere Angabe der Tage, wie wir sie in 𝔅 finden. Wie wenig aber diese Abweichungen einer älteren Redaction zuzuweisen sind, geht daraus hervor, daß bereits die syrische Darstellung des neunten Jahrhunderts — wie der von Amiaud gedruckte Text zeigt — alle diese Züge in der gleichen Ausführlichkeit wie 𝔅 bietet. Ebenso ist das Verhältniß betreffs der vom französischen Dichter fortgelassenen Angabe, daß Alexius nach Tarsus — zum Tempel des heiligen Paulus — fliehen will, was wir ja auch in der Homilie Adalberts erwähnt finden. Also überstrenge Treue gegenüber seiner Vorlage dürfen wir dem Dichter durchaus nicht vorwerfen, und es ist das bei einem wirklich frei schaffenden Geiste — und als solchen erweisen den Dichter die poetisch ausgeführten Klagen der Angehörigen an der Leiche des Heiligen — durchaus nicht zu verwundern.

Der allgemeine Grund für die Ansetzung der von vielen Zusätzen freien älteren Redaction 𝔅* hat sich also als durchaus unzulänglich erwiesen. Wie steht es nun mit den von Brauns als Zusätze bezeichneten einzelnen Stellen?

Brauns führt zuerst die 3000 Diener in seidenen Gewändern und goldenen Gürteln an, die ja bereits dem Pinius verdächtig waren. Wenn wir uns der Stelle aus Adalberts Homilie erinnern: „videbat insuper servos proprios deliciis abundare, vestibusque pretiosis indutos incedere", so werden wir diese Angabe in 𝔅 durchaus nicht für einen späteren Zusatz halten können. Auf Petrus Damiani darf ich mich hierbei nicht stützen, da er ja möglicherweise bereits eine mit allen Zusätzen versehene Legende vor sich hatte. Dem Urtheile Brauns' (p. 5), daß „diese Prachtliebe und Verschwendung herzlich schlecht im Einklang stehe mit dem vielgerühmten Wohlthätigkeitssinn, der Armenpflege und dem sonstigen bescheidenen Auftreten des Euphemian", würden wir uns auch dann nicht anzuschließen vermögen, wenn die Stelle ein jüngerer Zusatz wäre. Es heißt doch die Anforderungen mittelalterlicher Etikette wenig kennen, wenn man von einem großen Herrn, der nach 𝔅 sogar der Erste nach dem Kaiser ist, nach Außen hin ein anderes als höchst glänzendes und prunkvolles Auftreten erwartet.

Eine andere Erweiterung der ursprünglichen lateinischen Vita hob nach Brauns die Wohlthätigkeit des Euphemian hervor, und Brauns setzt dazu nicht weniger als drei Interpolatoren in Bewegung, was doch mindestens einen recht gekünstelten Eindruck macht. Auch hier, wie an der ersten Stelle, läßt uns die syrische Legende im Stich, da diese ja erst mit der Rückkehr des Alexius ins elterliche Haus beginnt, und in der syrischen Lebensbeschreibung die Eltern durchaus als weltlich gesinnt geschildert werden, ohne daß aber etwa eine genauere Angabe über ihren glänzenden Haushalt gemacht würde.

Zuerst ist hier Brauns factisch zu berichtigen, der die griechischen Bearbeitungen von denen ausnimmt, welche den ganzen Abschnitt über die Wohlthätigkeit der Eltern bieten.

Nur 𝔐 weiß nichts daraus zu berichten, aber 𝔐 hat überhaupt mancherlei Kürzungen, z. B. gelegentlich der Angabe der Hochzeitsfeierlichkeiten. Hingegen finden wir in 𝔍 und 𝔈, sogar mit kleinen ausschmückenden Zügen, den ganzen Abschnitt wieder. Da nun aber 𝔍 in einer sehr alten Hs. steht, welche der Katalog[1]) als wahrscheinlich dem 10. Jahrhundert angehörig bezeichnet (saeculi X ut videtur), so ist damit bewiesen, daß der genannte Abschnitt bereits sehr zeitig in der lateinischen Darstellung vorhanden war, welche ja 𝔍 benützt hat. (Das unsichere „ut videtur“ ist wohl ganz am Platze, denn da ja die lateinische Legende nicht vor circa 980 entstanden sein kann, ist die Wahrscheinlichkeit, daß noch vor Ende des Jahrhunderts die umgeformte Legende nach Griechenland zurückgebracht ward, nicht eben groß). Jedenfalls spricht dieser Umstand, daß 𝔍 den ganzen Abschnitt zeigt, sehr dagegen, in diesem einen auf die Arbeit dreier Interpolatoren vertheilten Zusatz zu erblicken. Daß der afrz. Dichter davon nichts erzählte, ist doch recht begreiflich: ihn interessirte der eigentliche Held der Legende und deshalb strich er Erweiterungen, die nur geeignet waren, von dem Mittelpunkte des Stoffes die Theilnahme auf Nebenpersonen zu lenken.

Einen weiteren Zusatz sieht Brauns in der Angabe, daß die Braut aus kaiserlichem, beziehungsweise königlichen Geschlechte stammte, „wozu dann als noch neuerer, leicht erklärlicher Zusatz die Krönung des Paares in der Bonifaciuskirche“ gekommen wäre. Hier befindet sich Brauns sicher stark im Irrthum, denn diese Krönung ist ein noch jetzt erhaltener Act der griechischen Kirche, so daß in

---

[1]) Catalogus codd. mss. bibl. reg. bav. Voluminis primi codd. graecos ab Ign. Hardt recensitos complexi Tom. I. 1806, p. 14.

Rußland noch heute die Trauung gewöhnlich Krönung genannt wird (vgl. Andr. Murawieff: Briefe über den Gottesdienst der morgenländischen Kirche, übersetzt von v. Muralt 1838, p. 186). Wie alt dieser Brauch ist, geht daraus hervor, daß er bereits bei Chrysostomus erwähnt ist (nach desselben Lexidion p. 83). Im Übrigen ist auf die bei Pinius a. a. O. p. 252 zu der Stelle gegebene Bemerkung zu verweisen. Wenn hier die einzelnen lateinischen und sonstigen Bearbeitungen schweigen, so ist das durchaus verständlich: die Sitte der feierlichen Krönung des Brautpaares war dem Abendlande nicht, beziehungsweise nicht mehr bekannt, und so ließ man eben die unverständliche Stelle zumeist fort. Was die Herkunft der Braut angeht, so ließe sicht vielleicht darüber rechten, da indeß schon das griechische 𝔍 die Braut aus königlichem Geschlechte erwähnt (*ἐκ βασιλείου αἵματος*), so werden wir besser in der Angabe keine spätere Ausschmückung sehen.

Auch die nächste Aufstellung Brauns' (p. 7) läßt sich nicht halten, zumal wohl auch noch ein Mißverständniß von seiner Seite mitspielt. Die Stelle in 𝔅: „et de domo mea accipiet haereditatem, 𝔈: atque etiam haereditatem accipiet e domo mea, 𝔇: liber erit dominus vnus nec non meus heres, kann doch nicht so aufgefaßt werden, als ob hier Euphemian dem Diener die Erbschaft seines Hauses, d. h. des ganzen ungeheueren Reichthums verspräche. 𝔇 freilich ließe eine solche Deutung zu, obgleich sich dagegen einwenden läßt, daß ja später von der Erfüllung dieses Versprechens dort nicht die Rede ist; indeß hat 𝔇 überhaupt nicht den Werth für uns wie 𝔅, die „kirchliche" Legende und 𝔈, die aus Symeon Metaphrastes (?) gegebene Übersetzung. 𝔅 und 𝔈 aber besagen doch nur, daß Euphemian dem Diener von dem Hause eine Erbschaft verspricht. Dieselbe Zusage finden wir nun auch in 𝔍 (*καὶ μέροις οὐκ ἐλαχίστου κληρονομέσειε τῆς οὐσίας μου*), und um Brauns endgiltig zu widerlegen, in der syrischen Legende, wo es nach Amiauds Übersetzung heißt: „celui de vous qui voudra servir cet étranger, je le jure par le Dieu vivant! sera affranchi et recevra en héritage une part de mon bien." Der „unglückliche Gedanke eines Interpolators" wird danach zu einem möglichen Mißverständniß in 𝔇, das mit der ursprünglichen Fassung der Legende 𝔅 nichts zu thun hat.

Wir haben also von vornherein den von Brauns aufgestellten Grundsatz für die Wiedergewinnung einer älteren, von Zusätzen freien Redaction 𝔅* nicht annehmen können und dann auch im Einzelnen erwiesen, beziehungsweise doch wahrscheinlich gemacht, daß die von

Brauns als spätere Zusätze bezeichneten Stellen altes Gut der Legende sind; wir dürfen jetzt also den Versuch Brauns' als durchaus gescheitert bezeichnen und die einfachere Gegenthese aufstellen, daß die Legende, als sie nach Rom gebracht wurde, nicht nur in allen Hauptzügen, sondern auch in den charakteristischen Ausschmückungen im Einzelnen durchaus fertig war, und daß im Abendlande nur noch die Beziehungen des Heiligen zur Bonifaciuskirche als letzte Zuthat in den im Übrigen festgestellten Codex der Legende aufgenommen wurden.

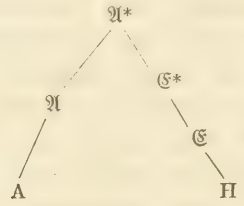
Höchst wahrscheinlich enthielt diese lateinische Legende, von der wir in 𝔅 eine im Allgemeinen gute Wiedergabe besitzen, außer den oben p. 203 bereits genannten Abweichungen — die in der Hs. von 𝔅, die aus dem 11. Jahrhundert stammt, übrigens überliefert sind — noch einen Satz, den wir in unserem 𝔅 vermissen, einen Satz nämlich, der davon erzählte, wie Alexius im Hause seiner Eltern die stete Trauer seiner Angehörigen um ihn ungerührten Herzens mit ansah. Ich erinnere daran, wie schon Adalbert gerade das besonders hervorhebt, wie Petrus Damiani auf dasselbe Moment, die siegreiche Bekämpfung einer solchen Versuchung mehrfach zurückkommt, wie schließlich der altfranzösische Dichter in Strophe 48 und 49 uns eben davon erzählt. Möglich ist allerdings auch, daß wir bei allen Dreien eine nur zu begreifliche Erweiterung, die Jeder von ihnen ganz unabhängig und selbständig fand, anzunehmen haben, wofür auch spricht, daß 𝔊, die griechische Darstellung, ebensowenig wie 𝔅 etwas davon erzählt. Im Übrigen aber haben wir kein Recht, als Vorlage für den altfranzösischen Dichter eine andere, ältere und von vielen Zusätzen freie Redaction der lateinischen Legende anzusetzen: 𝔅 mit den geringen eben genannten Abweichungen hat dem Dichter vorgelegen.

Ich habe nun auf diejenige Weiterentwicklung der Legende einzugehen, welche Massmann mit 𝔄 bezeichnet hat.

Massmann, dem die „bräutliche Sage" 𝔄 viel werthvoller als „die kirchliche Legende" 𝔅 erschien, ist geneigt (p. 33), der lateinischen Darstellung einen Deutschen zum Verfasser zu geben, indem er sich besonders auf das Gepräge deutscher Art und die deutsche Empfindungsweise stützt, die sie an und in sich trage, und außerdem auf Ausdrücke, wie mundiburdum, tumba, senior hindeutet. Eine Datirung hat er nicht versucht, denn der ohnehin unklare Satz (p. 37): [„die griechischen und lateinischen Darstellungen haften am zwölften Jahrhundert.] Konrad von Würzburg (𝔇) dichtete im 13. Jahrhundert, unsere älteste Darstellung 𝔄 ist demnach älter" ist durch einen Druck-

fehler noch unklarer geworden: es soll jedenfalls nicht 𝔄, sondern A heißen, wie ja auch 𝔇 falsch für D gesetzt wird. Demnach erklärt sich wohl G. Paris' Opposition gegen eine Behauptung Massmanns, nach welcher 𝔄 älter sei als 𝔅, aus dem leicht begreiflichen Mißverständnisse jenes eben gegebenen Satzes. Gegen Massmanns Ansicht betreffend den Verfasser der lateinischen Redaction 𝔄 stellt nun G. Paris Romania VIII, 165 die Gegenthese auf, daß 𝔄 eine recht junge Überarbeitung und ohne Zweifel specifisch italienisch ist (Pisa und Lucca sind für Laodicea und Edessa des Originals eingesetzt etc.); Brauns sowie Amiaud haben sich ihm angeschlossen, und auch ich theile diese Meinung. Massmanns Vermuthung stützt sich doch gar zu sehr auf uncontrolirbare Gründe; zudem wäre man noch gezwungen anzunehmen, daß dieser Deutsche in Italien gewesen sei, da er ja nicht bloß die Namen Pisa und Lucca kennt, ganz abgesehen von seiner Erwähnung der „ecclesia beati Johannis lateranensis", sondern auch in Pisa das von Nikodemus gemalte Bild des Heilandes. Dieses Bild war doch schwerlich so berühmt, daß in Deutschland davon erzählt wurde. Die Annahme von G. Paris spricht für sich selbst, so daß wir nicht eher an ihr zu zweifeln haben, als bis sich ernsthafte Gründe dagegen finden lassen: nicht ohne Gewicht für G. Paris' Annahme ist, daß ja noch in dem von Massmann p. 41 angeführten späteren italienischen Gedichte der Hauptzug haftet, daß der Todte nur der Braut den Brief anvertraut. Freilich werden wir das uns vorliegende 𝔄 nicht ohne Weiteres als treue Wiedergabe dieser neuen Redaction anzusehen haben. Zur Wiedergewinnung des Originals 𝔄* stehen uns die vier deutschen Darstellungen A, B, 𝔈 und H zu Gebote. 𝔈 und H, welche enger zusammengehören — höchstwahrscheinlich ist die Prosa 𝔈 die directe Vorlage für H gewesen — zeigen vor Allem die merkwürdige Abweichung, daß sie von Pisa und Lucca nicht ein Wort erwähnen, sondern den Heiligen von Rom direct nach Edessa und von da ebenso nach Rom führen; auch in dem Rahmen der Erzählung von B ist für jene beiden Städte kein Platz. Anderseits führen 𝔈 und H neben dem Ringe, welchen der scheidende Alexius seiner Gattin gibt, auch 'den senkel ob dem gürtel' (III, 20) auf, der in 𝔄 und A und B nicht genannt wird; und von dem Unwetter, gelegentlich dessen die Gottesmutter für den frommen Mann so überraschend eintritt, wissen auch nur 𝔈 und H, sowie B, nicht aber 𝔄 und A zu erzählen. Es ist demnach mehr als wahrscheinlich, daß die lateinische Redaction 𝔄* in ihrem Original der anderen lateinischen Redaction 𝔅, aus der sie ja doch geflossen ist, bedeutend näher stand,

als gerade unser 𝔄. Denn woher stammt sonst in 𝔈H der ‘senkel ob dem gürtel’ und die Nichterwähnung von Pisa und Lucca? Auch die Annahme, daß etwa die Vorlage von 𝔈H von Neuem 𝔅 in den Text verarbeitet habe, ist doch wenig ansprechend; wie sollte sie darauf verfallen sein, den wenig bedeutsamen und in seiner eigentlichen Bedeutung unverstandenen ‘senkel ob dem gürtel’ neuerlich wieder aufzunehmen? Über den senkel stürzt denn auch die Behauptung Massmanns p. 21, daß 𝔈H aus A direct abgeleitet sei; vielmehr ist klar, daß 𝔄 nur zufällig in unserer Überlieferung das „caput baltei“ ausgelassen haben kann, hingegen in dem dem ‘heiligen leben’ 1488 vorliegenden Exemplare diese Worte enthielt. Deshalb haben wir der Vorlage von A, unser 𝔄, und der von 𝔈H, die wir 𝔈* nennen wollen, gemeinsamen Ursprung in 𝔄* zuzuweisen, wobei aber 𝔈* der gemeinsamen Vorlage entschieden näher steht.



Freilich kürzt 𝔈H stark, wie es denn z. B. einfach erzählt: [Alexius bittet um Aufnahme bei seinem Vater] „des gewert er in zehand [IX, 22] vnd bevalhe in eym knecht, dz er allzeit wartet sein [IX, 23]“, während 𝔄 hier ziemlich ausführliche Angaben macht, und zwar, was von Bedeutung ist, übereinstimmend mit 𝔅: „conmotus ille ad hec vocavit unum de servis suis et lacrimis profusus facie ob recordationem filii commendavit eum adiecto sub iureiurando, quia liberum et divitem te faciam, si sollicitam curam pauperis egeris.“ Wir dürfen also nicht ohne Prüfung im Einzelnen bestimmte Züge, die nur in 𝔄, nicht in 𝔈H belegt sind, als spätere Zusätze von 𝔄 betrachten, die dem Original 𝔄* fremd waren; indeß ist es nicht unwahrscheinlich, daß Pisa und Lucca, die in 𝔈H fehlen, auch im Original 𝔄* keine Stelle hatten, obschon ein Beweis dafür nicht zu erbringen ist. Anderseits wird aber die Reise nach Jerusalem wohl schon dem Original angehören. Ich verlasse hier diese Frage, in der vorläufig noch Vieles dunkel ist, und wende mich zu einem Versuch, für 𝔄* eine genauere Datirung zu gewinnen, da ja G. Paris' Angabe „un remaniement assez récent“ dafür gar nichts bietet. Zu dieser Datirung soll uns jener Interpolator i helfen, welchen G. Paris in

seiner Ausgabe des Alexiusliedes (La vie de saint Alexis 1872, p. 137) als denjenigen ansetzt, der aus dem alten strophischen Gedichte ein Epos in Tiraden von wechselnder Zeilenzahl macht (vgl. auch Brauns p. 20. 21 und 22 ff.).

Es ist bereits von G. Paris (a. a. O. p. 205. 206) bemerkt, daß zwei wichtige Interpolationen von i eine Entsprechung in 𝔄 und dessen Bearbeitungen haben, aber er erklärt das aus einem romantischen Grundzuge, der in beiden Darstellungen zu den gleichen Resultaten führte. Diese beiden Interpolationen behandeln einmal den Verkehr des Heiligen mit Mutter und Braut im Hause des Euphemian, von dem 𝔅 nichts erzählt, und zweitens das Wunder, das sich am Leichnam des Alexius zur Verherrlichung seiner keuschen Braut begibt. Die Annahme G. Paris', daß dieses Zusammentreffen lediglich zufällig sei und nicht beruhe auf einer directen Beziehung der beiden Darstellungen i und 𝔄* untereinander, erschien mir von vornherein sehr fragwürdig, und ich glaube, daß es mir gelungen ist, weitere Gründe zu finden, die eine Beziehung zwischen i und 𝔄* nicht nur wahrscheinlich, sondern sicher machen. Wenn wir in i und 𝔄* nur den einen gemeinsamen Hauptzug gefunden hätten, daß die Braut und die Mutter mit dem fremden Pilger unter der Treppe sich unterhalten, so ließe sich wohl einer Erklärung, wie sie G. Paris gibt, zustimmen; wenn wir nun aber daneben auch den Zug finden, daß die Braut bei der Scene am Leichnam die Hauptrolle übernimmt, so muß man, meine ich, bereits bedenklich werden, ein so auffallendes Zusammenstimmen zweier Darstellungen für zufällig zu halten. Die Nothwendigkeit, beide Darstellungen, i und 𝔄*, in directe Beziehung zu bringen, ergibt sich nun aber aus folgenden Übereinstimmungen.

In Tirade 25 i (d. h. S) und den letzten zwei Versen von Tirade 24 läßt der Interpolator den Heiligen eine Reise nach Jerusalem machen, wozu G. Paris p. 203 bemerkt, daß es in der Mitte des 12. Jahrhunderts undenkbar sei, daß Jemand, besonders ein Heiliger, nach Syrien reise, ohne die heiligen Stätten zu besuchen. Nun kennt aber auch 𝔄 diese Reise nach Jerusalem. Haben wir hier wieder nur mittelbare Beziehung zwischen i und 𝔄 durch den gemeinsamen Grundgedanken, den G. Paris an der eben citirten Stelle ausspricht, anzunehmen? Daß ℭH die Reise nach Jerusalem nicht erwähnen, ist bei der kürzenden Darstellung von ℭ durchaus noch nicht als Beweis dafür zu verwenden, daß etwa in 𝔄* auch nicht die Rede davon war.

Die von Brauns p. 23. besprochene Abschiedsscene, bei welcher die Braut in i nicht mehr eine stumme Rolle spielt, und die auch in 𝔄

zu finden ist, können wir vielleicht noch mit G. Paris aus dem in die Legende gedrungenen romantischen Zug erklären, der eben die Braut naturgemäß überall mehr in den Vordergrund rückte; ihre ersten Worte, daß nun die Hochzeitsfreude in tiefer Trauer ende (Brauns p. 24), sind so aus der Situation gesprochen, daß wir nicht an 𝔄 zu denken haben, das gelegentlich der Entdeckung von Alexius' Flucht sagt: famulis et clientibus] gaudia nuptiarum quasi in funebres convertuntur exequias.

Wie aber sollen wir uns erklären, daß bei dem Tode des Heiligen alle Glocken zu läuten beginnen in i (vgl. Brauns p. 28), wie in 𝔄? Wenn man sich durchaus gegen jede Beziehung zwischen i und 𝔄 sträubt, müßte man annehmen, daß dieses Wunder, das ja auch in anderen Legenden, z. B. der von S. Gregorius begegnet, unabhängig in beide Darstellungen kam.

Wenn wir aber unparteiisch diese fünf Momente, von denen jedes, einzeln betrachtet, kaum beweisend ist, in ihrer Vereinigung überschauen, so müssen wir sagen, daß sie zu deutlich für eine directe Beziehung zwischen i und 𝔄* sprechen, als daß man eine solche mit Hilfe recht künstlicher Erklärung leugnen sollte.

Die Frage, welche der beiden Darstellungen die ältere ist, beantwortet sich wohl nach allgemeinen Erwägungen aus der Scene an der Bahre des Todten. Die alte Legende 𝔅 läßt nur den Vater vergeblich den Versuch machen, den Brief aus des Sohnes Hand zu nehmen, dann reicht auf das Gebet der beiden Kaiser Alexius den Brief dem Papste dar. In der französischen Darstellung i ist der Gang der gleiche, nur entschlüpft dem Papste dann der Brief und fliegt der Jungfrau in den Busen. In 𝔄 schließlich versuchen beide Kaiser und der Papst es vergebens, den Brief zu erhalten; erst die Jungfrau wird dieser Gnade gewürdigt.

Ich glaube nun, daß eine Entwicklung, in der 𝔅 den Ausgangspunkt darstellte, von welchem aus durch i hindurch 𝔄 herstammt, nicht anzunehmen ist, da das durchaus gezwungen ist; hingegen wird bei der Annahme, daß der französische Interpolator, dem eine Bearbeitung von 𝔅 vorlag, 𝔄* gekannt und nun in i beide Darstellungen zu combiniren versucht hat, sich Alles leicht und ohne Mühe erklären. Zu streng kirchlich gesinnt, um dem Papste die Rolle des vergeblich sich Mühenden zuzumuthen, bewahrte i hier die Darstellung von 𝔅 und passte dann, freilich nicht sonderlich geschickt, das in 𝔄* Gebotene nach Möglichkeit dem Gang der Handlung in 𝔅 an.

Ich darf, um die Ansicht, daß i die Darstellung 𝔄* gekannt habe, noch mehr zu stützen, eine Anzahl unbedeutender Züge nicht übergehen, welche i gegen 𝔅 mit 𝔄 theilt, beziehungsweise gegen das altfranzösische Alexiuslied mit 𝔅 theilt; denn im letzteren Falle finden wir die einzig wahrscheinliche Erklärung darin, daß ja 𝔄*, wie ich bereits oben bemerkte, dem 𝔅 bedeutend näher stand, als das uns zufällig einzig überlieferte 𝔄 erkennen läßt.

Der clers fällt dem Alexius zu Füßen (vgl. Brauns p. 25), wovon das Alexiuslied nichts erzählt, was aber bereits 𝔅 berichtet „paramonarius ad pedes eius procidens", in 𝔄 freilich ebenso in A, E, H fehlt, aber in der vierten deutschen Darstellung von 𝔄* in B erhalten ist (v. 217/18 bei Massmann):

er sprach im zuo mit gruoze
unt viel im dô ze fuoze.

Ferner nennt S den clerc: Ermener v. 525 (vgl. Brauns p. 31), was doch ganz deutlich auf „paramonarius" weist — es ist daran zu erinnern, daß Namen, besonders beim Schreiben nach Dictat, außerordentlich leicht entstellt werden, so daß aus dem als Namen verstandenen „paramonarius" wohl Ermener werden konnte. Auch hier zeigt 𝔄 — begreiflicherweise kommen die deutschen Darstellungen, welche daraus abgeleitet sind, nicht in Betracht — nicht paramonarius, sondern das modernere „mansionarius", aber in 𝔄* dürfte es, wie in 𝔅, enthalten gewesen sein.

Dasselbe S hat auch eine auffallende Angabe über den Ort, an welchem die Trauung des Alexius stattfindet: v. 97 ens el mostier saint Jehan del Latran; wir erinnern uns, daß ja auch 𝔄, freilich in einem anderen Zusammenhange dieselbe Kirche erwähnt; es heißt: Alexius verschied „die ipsa qua ad colloquium in ecclesia beati Johannis lateranensis palacii imperatores ..... convenerunt" (Massmann p. 163).

Daß wir diese beiden Namen nur in S, nicht aber auch in MQ finden, darf uns nicht hindern, sie für das Original von i in Anspruch zu nehmen; weßhalb die Namen in MQ fehlen, kann nicht unsere Aufgabe sein festzustellen, obschon sich betreffs S v. 97 allerdings ein solcher Grund angeben läßt, daß er nämlich in dem rein reimenden MQ nicht untergebracht werden konnte.

Weiter ist noch anzuführen, daß nach M 553 der clers den canones dou mostier von der wunderbaren Einsprache des Muttergottesbildes erzählt, was sich dann auch Q 90 wiederfindet, diesmal aber in S fehlt. 𝔄 zeigt an derselben Stelle „his autem (sc. exsilienti-

bus ex omni parte clericis) mansionarius, quomodo ad se de illo vox divina sonuerit etc.", [narravit, das Massmann fortgelassen hat, p. 161].

Aus allem Angeführten erhellt, daß i die Redaction 𝔄* kannte, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß dem Dichter i wirklich eine Niederschrift von 𝔄* vorlag, da sich sonst im Einzelnen entschieden mehr Ähnlichkeiten finden würden, z. B. besonders im Gespräche des Heiligen mit der Braut. Der Dichter i wird jene Darstellung 𝔄* einmal haben vortragen hören und dann die von seinem Gedächtniß bewahrten Weiterentwicklungen derselben in das ihm vorliegende Alexiuslied hineingearbeitet haben. Es ist deshalb nicht wunderbar, wenn wir von i nichts über die Reise des Heiligen nach Pisa und Lucca erfahren; selbst wenn wir nicht annehmen, daß diese beiden Namen und die daran geknüpften Beziehungen überhaupt in 𝔄* nicht enthalten waren, wofür das Fehlen derselben in ℭH und B sprechen könnte. Mehr verwundern darf man sich, daß der Schluß der Legende so strengen Anschluß an 𝔅 zeigt, daß der Tod der Braut am Grabe des Geliebten, mit dem sie nun ein Sarg umschließt, keine Erwähnung findet. Aber dafür lassen sich auch zwei Gründe anführen, die wohl beachtet zu werden verdienen.

Zuerst bemerken wir am Schlusse des Abschnittes, der von den Wundern am Grabe des Todten berichtet, den Satz in 𝔄: „tot autem et tanta ibi fiebant mirabilia ad tumbam beati uiri ut ..... quisque infirmus sanitatem reciperet prestante domino nostro Ihesu Christo qui uiuit et regnat in secula seculorum Amen" (Massmann p. 165, 12 v. u.). Dieses Amen ist wohl geeignet uns stutzig zu machen, und es liegt nahe, den ganzen folgenden Abschnitt vom Begräbniß der Eltern und der Braut als späteren Zusatz anzusehen, der in 𝔄* noch nicht enthalten gewesen wäre, den z. B. auch B nicht zeigt.

Ferner aber ist es überhaupt nicht sicher, ob i mit seiner Arbeit fertig geworden ist, ja es scheint Verschiedenes dagegen zu sprechen.

Nach der Stelle, wo die beiden Ringhälften als zu einander passend sich erweisen, hören mit einem Male die Interpolationen von i auf. S kennt von Vers 1443 an nur den alten Text: 1148/49 sind aus der 72. Tirade (vv. 925/26) genommen; v. 1165 ist so unbedeutend, desgleichen 1347/48 — die wohl in dem dem Schreiber von S vorliegenden Exemplar des Alexiusliedes für 1143/44 eingetreten waren, um die fünfzeilige Strophe voll zu machen — daß man um ihretwillen schwerlich in diesem Theile von S noch eine Art Dichterarbeit am alten Alexiusliede wird annehmen wollen.

Warum wird denn mit einem Male der Interpolator i müde, bei der Wiedergabe des alten Textes in den Gang der Strophen gelegentlich Verse einzuschieben, um die strophische Gliederung zu zerstören, was ja, wie G. Paris p. 201 bemerkt, die deutlich erkennbare Tendenz des Dichters und Interpolators i ist? Im ganzen S finden wir bis Vers 1143 nur zwei Tiraden (unter 96), welche weniger als fünf Zeilen bieten: Tirade 4, wo aber mit G. Paris nothwendig v. 55 aus O zu ergänzen ist, und Tirade 73; hingegen zeigen sich im letzten Theile nicht weniger als 13 (unter 44), die unter der Zahl von fünf Zeilen bleiben: es sind die Tiraden 111, 112, 115, 117, 118 (wo die Hs. wenigstens nur vier Zeilen bietet), 119, 120, 126, 129 (d. h. insofern, als G. Paris eigentlich — gemäß der Strophentheilung in O — 129^a mit fünf Zeilen und 129^b mit drei Zeilen hätte ansetzen müssen), 131, 132, 134, 140.

Wir haben wohl anzunehmen, daß an jenen Vers S 1142 einfach wieder das alte Alexiuslied gesetzt ward und zwar nach einer Hs., die ziemlich bedeutende Weglassungen, was sowohl einzelne Verse wie ganze Tiraden angeht, sich erlaubt. Nur wenn wir so an den unvollendeten Rumpf von i wieder das alte Lied fügen, erklärt sich auch, wie nach S 1142 ganz geschmacklos Tirade 77 von O, erweitert durch die wohl dem Schreiber von S gehörenden, bereits erwähnten vv. 1147/48, antrat. Nach S Tirade 96 hat saint Ambroise bereits den Namen des Todten, seiner Gattin und seiner Eltern verlesen. Dann haben sich — letzte Interpolation von i — die beiden Ringhälften als passend erwiesen, und unter dem Eindrucke dieser Entdeckung ist die Braut ohnmächtig zu Boden gesunken. Der Schreiber von S nahm nun also das alte O her, und da er fand, daß als letzte dessen Strophe 76 Verwendung gefunden hatte, setzte er einfach die folgende, 77, an, ohne zu überlegen, welch albernen Eindruck es macht, daß der Vater noch hören muß, wie Alexius nach Ausis (!) floh, wie das Bild für ihn sprach und er vor der Ehre entwich und nach Rom kam, ehe er begreift, daß hier sein Sohn todt vor ihm liegt. Solche Geschmacklosigkeit brauchen wir dem Interpolator i, betreffs dessen dichterischer Begabung wir G. Paris' p. 207 ausgesprochenes Lob wohl annehmen dürfen, nicht zuzutrauen, eher hingegen dem Schreiber der vorliegenden Hs. S.

In der Annahme, daß i nicht fertig geworden ist, müssen wir nun bestärkt werden, wenn wir M betrachten: hier ist mit einem Male von Einem die Rede, der sich den Bart rauft v. 1144, obgleich vorher nur die Braut genannt ist. Wir entdecken nach 1143 eben die Naht,

die an i das alte Alexiuslied fügt: der Reimer M hat die Strophe O 77 nicht aufgenommen, sondern gleich den Inhalt der ersten zwei Zeilen von O 78 verarbeitet, dabei aber das Subject entweder verloren oder aber verwechselt — man könnte nämlich eventuell ja den cardonal, welcher den Brief verliest, für den halten, welcher sich den Bart rauft und in großem Jammer die Stimme erhebt —. Nachdem er seine Laisse 94 geschlossen hat, führt er dann in der folgenden den klagenden Vater ein, der aber — und das beweist wohl meine Aufstellung — das äußere Zeichen des Schmerzes, das Raufen des Bartes, welches O 78 ausdrücklich erwähnt, und das darnach auch S 1151 erzählt, unterläßt. Zudem ist es sicher kein Zufall, daß von 1148 an die Laissen ungefähr fünf Zeilen umfassen, d. h. dieselbe strophische Form wie das Alexiuslied erstreben: es haben von den gereimten Laissen 11 fünf Zeilen, 5 sechs Zeilen, 2 vier Zeilen, von den assonirenden 2 fünf Zeilen, 1 sechs Zeilen, 3 vier Zeilen, während 3 ganz unvollständig sind. Es folgt wohl daraus, daß der Reimer M, nachdem er mit i fertig war und doch die Legende unbeendigt fand, nach einer Darstellung von O griff und dort so deutlich das Princip der fünfzeiligen Strophe ausgeprägt fand, daß er auch seinerseits es durchzuführen sich bestrebte: so enthalten die Laissen 95—124 (ausgenommen 106) gereimte Strophen von circa 5 Versen, dann aber scheint der Reimer es satt bekommen zu haben, die Assonanzen seiner Vorlage in Reime umzuarbeiten, und er setzt die letzten Laissen, die ungeheuer nachlässig sind, in Assonanzen, 115—123, aber wohlgemerkt in Assonanzen, die durchaus nicht immer zu O stimmen, wennschon man genau die Tiraden angeben kann, zu denen sie gehören.

Die auffällige Thatsache, daß M an der gleichen Stelle wie S seine längeren Laissen aufgibt, ist, wie ich meine, nur in der von mir vorgeschlagenen Weise zu erklären: denn falls i wirklich vollendet war, etwa in der Art, wie uns S vorliegt, so ist gar nicht einzusehen, wie der Reimer M, der doch bis dahin sich um die in i ihm vorliegenden Tiraden, was die Wahrung ihrer ursprünglichen Ausdehnung angeht, gar nicht gekümmert hat — ich verweise auf M Laisse 64, welche die beiden, auch in S Tirade 58. 59 erhaltenen Strophen von O (48. 49) verarbeitet, und ferner auf Laisse 77. 78. 79 im Verhältniß zu Tirade S 73. 74. 75 (= O 60. 61. 62) — wie dieser Reimer mit einem Male darauf verfallen sollte, nur Laissen von circa fünf Zeilen zu arbeiten, wenn nicht eben eine neue Vorlage, d. h. das zur Vollendung zu Hilfe genommene O, ihm diese Form nahegelegt hätte.

Für die Ansicht, daß M und S in diesem letzten Theile unabhängig von einander sind, spricht auch noch, daß M, obschon es gegen Ende in beklagenswerther Vernachlässigung erscheint, trotzdem gegen S im Anschluß an O noch den Rest einer Strophe bietet, die S nicht kennt: nämlich Tirade 116 (= O 108), freilich nur in einer Zeile vorhanden, resp. in drei Zeilen, da ja inhaltlich die letzten Zeilen von Tirade 115 auch hierher gehören (vgl. die Anmerkung von G. Paris zu M 1251). Die Vernachlässigung von M im letzten Theile von jener oben genannten Tirade 95 an spricht gleichfalls für meine Ansicht, denn da M im Allgemeinen eine bessere Hs. der interpolirten Darstellung i zur Vorlage hatte (vgl. G. Paris p. 265), so ist die hier mit einem Male sich zeigende Verderbniß doch kaum anders zu erklären, als durch den Antritt eines neuen, freilich nicht besonders gut überlieferten Gedichtes, d. h. durch Fortsetzung des Rumpfes von i mit Hilfe einer schlechten Hs. von O.

Verschweigen will ich nicht, daß Zweierlei gegen die von mir vorgetragene Ansicht spricht. Verse S 1355/56 lauten:

Tenons, signour, cel saint home en memoire,
Ç'ou li prions de tous mals nous asoille.

und M 1269/70:

Signor, aiés che saint en grant memore;
Si li proiés por Diu ke vos assoille.

Die gleiche Assonanz fällt auf, indeß werden wir diese Bindung wohl für recht häufig halten dürfen, da sich der gleiche Gedanke ja am Schlusse jedes Gedichtes mit legendenhaftem Inhalt aufdrängte, und er seinen Ausdruck in einer Art typisch begegnender Bindungen (in Assonanzen) finden konnte, wie ja z. B. in mittelhochdeutschen Gedichten gleichen Inhalts außerordentlich häufig am Schlusse der Reim daz êwige] leben : geben begegnet.

Ferner läßt sich gegen meine Ansicht noch anführen die Stellung der Tiraden S 109 (nur in einer Zeile erhalten). 110. 111 und der Laissen M 101. 102 gegenüber der Anordnung der Strophen O 89. 90. 91; wir hätten also eigentlich S 111. 110. 109, M 102. 101 zu erwarten. Aber es ist zu bemerken, daß hier wiederum M außerordentlich kürzt, so daß bei ihm weder O 90 noch 92. 93 eine Entsprechung finden, was also mit der für die ersten 94 Laissen nachgewiesenen guten Vorlage (i) recht schwer in Einklang zu bringen wäre. Im Übrigen könnte die von S und M benützte Darstellung von O ja auf eine Handschriftengruppe zurückgehen, die die bemerkte

Umstellung vorgenommen hätte. [Q können wir in keiner Weise zu dieser Untersuchung heranziehen, da es direct auf M zurückgeht und mit diesem die gleichen Auslassungen u. s. w. zeigt.].

Nach dem Vorangeschickten ist es wohl wahrscheinlich geworden, daß i niemals vollendet wurde und daß sich zwei Abschreiber, beziehungsweise Bearbeiter von i veranlaßt sahen, als Fortsetzung das alte Alexiuslied anzuheften. Aber wenn die Gründe für meine Annahme auch nicht entscheidend genug scheinen sollten, so ist meines Erachtens die Bekanntschaft des Dichters und Interpolators i mit der jüngeren lateinischen Darstellung erwiesen. Und wir haben deshalb A* als bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts in Frankreich bekannt anzusetzen, da ja G. Paris p. 137 i gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden sein läßt, was er p. 199 damit begründet, daß die Assonanzen der durch den Neubearbeiter eingefügten Laissen noch sehr frei sind.

Fassen wir hier noch einmal die Resultate dieses Theiles meiner Arbeit zusammen, so ergibt sich Folgendes:

Der Name des Alexius ist im Abendlande zum ersten Male im Jahre 987 aus einer Urkunde nachweisbar, und in den nächsten 25 Jahren ist ein schnelles Aufblühen des Alexiuscultes in Rom durch Urkunden, durch Berichte über Wunder, welche in dieser Zeit niedergeschrieben sein müssen (vgl. Monumenta IV, p. 619), erwiesen. Wir können deshalb die Hypothese Duchesne's, daß man erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts den Alexius in Rom zu verehren begonnen habe, annehmen.

Die Legende selbst, entstanden aus einer wohl wahrheitsgetreuen Lebensbeschreibung eines frommen, aus Reichthum und Ehre in Armuth und Elend geflohenen Mannes, ist in ihrer Fortsetzung nach derjenigen des Johannes Calybita gearbeitet, wofür der Kanon des Griechen Josephus noch das sicherste Zeugniß bietet. Und zwar kehrte Alexius nicht nach Constantinopel, sondern nach Rom zurück: Altrom ist von Anfang an die Heimat des Alexius gewesen. Die Fortsetzung der syrischen Vita zur byzantinischen Legende ist wahrscheinlich im neunten Jahrhundert entstanden.

Als die Legende auf abendländischen Boden, nach Rom, gebracht wurde, erhielt sie als einzigen Zusatz die Beziehungen des Heiligen zur Bonifaciuskirche, und außerdem läßt sich erst in der lateinischen Legende der historische Fehler nachweisen, daß Honorius und Arkadius am Grabe des Heiligen zugleich mit Innocenz ihre Andacht verrichten. Es ist also die Hypothese von Brauns, daß eine

ältere, von vielen Zusätzen freie Redaction 𝔅* existirt habe, welche dem altfranzösischen Alexiusliede zur Vorlage gedient hätte, zurückzuweisen. Der altfranzösische Dichter von O hat seinen Stoff mit einer gewissen Freiheit behandelt, dafür sprechen schon die wirklich poetischen Strophen 78—99, zu denen ihm 𝔅 nur Andeutungen bot.

Was schließlich die zweite lateinische Darstellung angeht, so ist die uns in zwei Handschriften überlieferte Gestalt 𝔄 nicht dem Original gleichzusetzen, da 𝔄 Auslassungen zeigt und wahrscheinlich auch secundäre Zusätze bietet; das Original wird vielfach der „kirchlichen" Legende näher gestanden haben, als 𝔄 erkennen läßt. Und dieses Original 𝔄* ist bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts in Frankreich bekannt gewesen, so daß der Dichter i, dem es inhaltlich geläufig war, daraus eine Reihe von Zügen in die Darstellung O hineinarbeiten konnte. Wahrscheinlich ist i mit seiner Arbeit nicht fertig geworden, und so erklärt sich, daß wir nichts von dem in 𝔄 berichteten Tode der Angehörigen des Alexius (in ℭH wird nur der Tod der Braut Sabina, in B gar nichts davon erzählt) in i erfahren. Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß in Q, welches auf das gereimte M zurückgeht [vgl. G. Paris p. 137, genauer dargelegt bei Brauns p. 40 ff.], die Braut zur Todtenmesse kommt, bei dem Leichnam des Geliebten stirbt und nun mit ihm im Grabe endlich vereint wird. Da ein anderer Stammbaum der Handschriften als der bei Brauns p. 20 nicht möglich ist, man also Q nicht aus dem vollständigen i ableiten kann, während SM aus einer unvollständigen Hs. von i herstammten, so muß man annehmen, daß entweder 𝔄* von Neuem auf Q eingewirkt hat, oder aber, daß als Vorbild zu diesem Abschlusse, auf den ja eigentlich der ganze Gang der Erzählung in i hindrängte, etwa der Tristan diente, mit dem man den normannischen Dichter von Q wohl vertraut glauben darf.

Nachbemerkung. Die einzelnen Änderungen, welche die Legende in den zahlreichen Bearbeitungen der abendländischen Litteraturen erfahren hat, habe ich nicht angeführt, da das meine Arbeit auf das Doppelte hätte anwachsen lassen, und da ferner jene Änderungen ohne jede Bedeutung für die oben gezeigte Gesammtentwicklung der Legende sind.

LEIPZIG. MAX FR. BLAU.

ZU REINKE DE VOS.

Die neue Textausgabe des Reinke von Friedrich Prien (Altdeutsche Textbibliothek herausgegeben von H. Paul Nr. 8) Halle, Max Niemeyer, 1887 bietet außer Einleitung und Glossar auch Anmerkungen, die ich im Litteraturblatt für german. und romanische Philologie einer Besprechung unterzogen habe. Die folgenden Bemerkungen habe ich ebenfalls beim Studium dieser Ausgabe niedergeschrieben, doch beziehen sie sich sämmtlich auf Stellen, welche von Prien nicht berührt sind.

503. *Hir uth wyl ik denken dat beste.*

Schröder erklärt: 'Das Beste davon will ich mir ausdenken'. Indem er aber wohl selbst erkennt, daß diese Erklärung sich dem Zusammenhange wenig fügt, setzt er zugleich die Vermuthung hinzu, daß statt *ût* zu lesen sei *up*: 'darauf will ich nach Möglichkeit (*dat beste*) bedacht sein'. Ich fasse *hir uth* = inde, daher: aus diesem Grunde will auf das Beste bedacht sein.

2127. *Nu machmen horen eynen nyen vunt,*
(Reynkens losheit hadde nene grunt)
Wo he synem egen vader mede
Quad unde unere ouer sede.

Schröder bezieht *wô mede*, welches er = womit faßt, auf *nîen vunt*; ebenso scheint es schon Lübben gefaßt zu haben (s. das Glossar unter *wo*). Ich glaube vielmehr, daß *wo* als Relat. 'wie' zu fassen ist (vgl. V. 166); *mede* steht für *darmede* (wie auch mhd. *mite* für *da mite* s. Haupt z. Er.[2] 1060), vgl. 96, 2975, Überschrift vor 4803. Es ist demnach zu übersetzen: Nun mögt ihr eine neue Erfindung Reinkes hören, wie er seinem Vater damit Schlechtigkeit Schuld gab.

2583. *Nu heft he dat hir ghedaen to hove*
So vele dat ick ene nu love.

Hoffmann und Lübben wollten *dat* in V. 2583 (nach C) auswerfen; Schröder erklärt: *dat gedân so vele*, so vielfach so gehandelt, sich derart benommen, sich bei Hofe so verdient gemacht. Ich glaube, *dat* ist pleonastisch wie in *dat nâ* 1136, 1490, 5090, denn die Annahme Schröders, daß dies nur bei Verben der Bewegung stehe, scheint mir nicht gerechtfertigt.

3141. *De lupardus by deme konnynge stunt*
(He was des konnynges nagheboren vrunt)
He sprak: „wat is doch dyt ghewerd,
Dat gy yw sus sere vorverd?

Al were de konnygynne ock doet,
Latet varen desse ruwe groet.
Grypet eynen mod, yt is anders schande.

Schröder übersetzt V. 3145 f. richtig: wäre selbst die Königin todt, solltet Ihr Euch doch nicht vom Schmerz so hinreißen lassen. Im Reinaert 3401, bemerkt er weiter, heißt es besser: Ihr gebahrt ja, als wäre die Königin todt! Nach Martins Ausgabe lautet die entsprechende Stelle V. 3393 ff.:

doe spranc voort her Tirapeel
die lupaert (hi was en deel
des conincs maech, hi dorst wel doen)
ende sprac 'heer coninc Lion,
hoe drijfdi dus groot onghevoech?
ghi misliet u ghenoech,
al ware die coninghinne doet.
laet varen desen rouwen groot
ende grijpt enen moet: het is groot scande.'

Da *al* auch im Reinaert an dieser Stelle nur die Bedeutung 'wenn auch' haben kann, so ist die Interpunction folgendermaßen zu ändern, daß nach *ghenoech* ein Punkt, nach *doet* ein Komma zu setzen ist. Danach berichtigt sich auch Schröders Bemerkung.

3462 f. (spricht die Königin):

Ik heelt Reynken wyss unde vroet,
Ik hodde my nicht vor desseme rochte,
Dar umme halp ick eme, dat ik mochte.

Bei der Erklärung dieser Stelle, für die aus Reinaert 3680 f. nichts zu entnehmen ist, handelt es sich um die Auffassung von *rochte.* Lübben erklärt es an dieser Stelle durch 'Rufen, Geschrei'. Ebenso Schröder, welcher V. 3463 erklärt: Ich kümmerte mich wenig um diesen Ruf, d. h. in dem er bei Anderen steht. Nun findet sich das Wort in dieser Bedeutung im Gedichte, aber nur in der schon oben behandelten Stelle V. 1290; sonst bedeutet *rochte, gerochte* 'die laute Anzeige eines peinlichen Vergehens, Anrufung der richterlichen Hilfe'. *sik hoden* hat hier die Bedeutung wie in Gl. III, 14, 3: *en mysdeder, de myt loggen efte mit lossheyt loss wert ghegheuen, desse schal denne nicht hastygen menen, dat god nicht en vynden kan eyn ander wegen, edder dat eme syne myssedat nicht eyn ander wegen wert vorgulden; wente er he syk da vor hoth, so sendet eme god ouer eyn ander wegen eyn unlucke efte eynen schaden den, de syk nicht beteren. — er he syk dar vor hoth,* d. h. ehe er sich dessen versieht. Auch V. 4522

wê hodde sik vor desseme toege? ist zu erklären: Wer hätte wohl einen solchen Streich vermuthet, hätte geglaubt, daß man sich vor einem solchen Streiche zu hüten habe. Danach ist V. 3463 zu erklären: Ich glaubte nicht, daß ich mich vor dieser Anklage zu hüten hätte, versah mich dieser Anklage nicht.

3934. *Vele prelaten synt gud unde gherecht,*
Noch blyven se darumme nicht umbesecht
Van der menheyt in dessen daghen,
De nu dat quade erst konnen uthvragen,
Unde se ok dar nicht by vorgetten
Unde konnen ok dar meer tosetten.

Zu 3941 erklärt Schröder: *sê* d. h. die guten Prälaten. Es ist aber vielmehr nom. plur. und bezieht sich auf *menheyt*; *nicht* ist = nichts. Eine solche Wiederaufnahme des Subjects findet sich noch 4501 ff.: *He sprack openbar vor dessen heren, Dat in deme rentzel breue weren, De he myt Reynken hadde geschreuen, Unde* **he** *den syn hadde uthghegeuen,* wo es nicht nöthig ist mit Schröder vor *he* das in V. 4502 enthaltene *dat* nochmals zu ergänzen. Ferner Glosse II, 8, 3 *wente sunte Jeronimus secht, dat den leyen nutter is unde dat se syck meer beteren dar an, wan se seen dat leuent unde de werke eynes guden presters, wan dat eyn sundich boze brester behende unde kostlyken prediket unde leret, und doch in den werken* **he** *suluen nicht gud is.*

In V. 3940 ist ein Fehler der Überlieferung zu bessern, nämlich *uthvragen* 'ausfragen'. Auch damals wird man sich wohl davor zu hüten gewußt haben, das Böse durch Ausfragen aus sich herauslocken zu lassen. Es ist dafür zu schreiben: uth**d**ragen. Dies ist in der Bedeutung ausschwatzen, effutire im Mnd. Wb. zwar nur aus den Hamburger Zunftrollen belegt, ist aber auch jetzt noch in dieser Bedeutung gebräuchlich, wie auch das subst. *utdrêgersche* für ein altes Weib, das die Neuigkeiten von Haus zu Haus schleppt.

4759. *Baren unde wulue verderven de lant,*
Se achten weynich, wes huss dar brant,
Mogen se syck by den kolen wermen.
Se laten syck ock nicht entfermen,
Mogen se men krygen vette kroppe;
Den armen laten se nauwe de doppe,
Wan se en der eyger hebben berouet.

Bei sämmtlichen früheren Herausgebern sowie im Mnd. Wb. ist *krop* an unserer Stelle als 'Kropf' erklärt, auch Prien scheint mit dieser Erklärung einverstanden, da er das Wort in sein Glossar nicht auf-

genommen hat. Nun ist aber der Kropf eigentlich der häutige Halssack körnerfressender Vögel; beim Menschen bezeichnet er die diesem ähnliche Halsdrüsengeschwulst. In übertragener Bedeutung finde ich nur: *eynen guden krop drynken* (Mnd. Wb. Nachtr. S. 188), aber nicht *eten*. Wir müssen uns daher nach einer anderen Bedeutung des Wortes umsehen. Da Bären und Wölfe im Gedichte durchaus mit menschlichen Neigungen und Gewohnheiten gedacht werden, so dürfen wir unter *kroppe* das bekannte Fastnachtsgebäck verstehen, welches seit alter Zeit in Niederdeutschland gebacken wurde und z. B. in Braunschweiger Kämmereirechnungen vom Jahre 1385 (Mnd. Wb. II, S. 578) erwähnt wird. Es waren wohl, nicht mit Fleisch, aber oft mit Süssigkeit gefüllte, in reichlichem Schmalze gebackene Pfannenkuchen, wie sie noch jetzt hier unter dem Namen *Kröppel*, *Fettkroppel* zum Verkauf kommen; vgl. auch Krause im Correspondenzblatt f. niederd. Sprachf. XII, S. 46.

4879. *He vorsteyt alle tungen unde sprake dorch*
Van Poytrow an wente to Luneborch.

Lübben erklärt hier *dorch* als 'durch und durch'; auch Schröder, der hinter *dorch* ein Komma setzt, erklärt: *alle tungen dorch*, durchaus alle Sprachen. Ich ziehe es zu dem Folgenden: Er verstand alle Sprache die ganze Gegend von Pötrow bis Lüneburg hindurch. In ähnlicher Verwendung findet sich *dorch* 5072.

mannyghe vromde ystorye uppe stunt,
under yslyker ystoryen de worde
mit golde dorch, so syk dat behorde.

Auch hier erklärt Schröder: durchaus mit oder von Gold, während Lübben *dorchwracht* schreibt. Ich glaube, daß *dorch* hier heißt: die ganze Breite des Bildes entlang.

4639. *Dar ghynck se waden unde se swam*
So lange, dat se to deme ende quam.
Dar was yd wol deep, men doch nicht myn!
Dar heeth he den stert er hengen in ...

Lübben hat keine Interpunction nach *min* und übersetzt: es war da freilich tief, aber nichtsdestoweniger. Diese Erklärung ist offenbar richtig, nur daß nach *min* ein Gedankenstrich zu setzen ist: Da war es wohl tief, aber gleichwohl — schwamm sie dahin.

Gl. III, 14 S. 195. *Dat ander is, dat ein richter vaken wert bedrogen, umme dat he syk vorhopet, wes to krygen kleynóde edder andere* dult bottere, *unde leth darumme na de rechtferdicheyt efte eynen mysdeder varen.*

Lübben erklärt: *dult bottere* muß eine gewisse Quantität Butter sein (wol = *tulte* ein großes Geschirr, Wanne, Kübel. Br. W. 5, 124). Auch Prien schließt sich dieser Erklärung, wenn auch zweifelnd an. Aber ganz abgesehen davon, daß es durchaus unsicher ist, ob *dulte* wirklich unser heutiges *Tulte* ist, passt Butter hier gar nicht in den Zusammenhang. Wir haben ohne Zweifel einen Druckfehler vor uns, und ich vermuthe, daß hier ursprünglich *dultbotere* gestanden hat, d. h. Entschädigungen, welche der Richter dafür empfängt, daß er Geduld mit dem Verklagten hat, ihm Aufschub gewährt. Das Wort ist zwar nicht weiter belegt, aber richtig gebildet, vgl. unser 'Lückenbüßer' und mnd. *boterwort*. Nach *krygen* ist ein Komma zu setzen, so daß *kl. e.* a. *d. b.* als nähere Erklärung zu *wes* zu fassen ist.

6874. *Dyn bedregent is ghewest to groet,*
Dyn stoffkrassent, dyn pyssent, dyn scherent,
Dyne grote loggen, dyn vette smerent.

Auf *scherent* in unserer Stelle ist bisher weder in Anmerkungen noch Wörterbüchern Bezug genommen. Es kann nur heißen 'davonlaufen' (s. Mnd. Wb. 4, 77) und geht auf die verstellte Flucht, welche R. auf den Rath der Äffin beginnt. Es ist das engl. *to sheer*, unser sich scheren. Das Wort ist in dieser Bedeutung im Mnd. Wb. zuerst bei Lauremberg belegt; hier hätten wir die vermißte Stelle aus einem älteren Werke.

NORTHEIM, im Januar 1888. R. SPRENGER.

MÄRCHEN AUS LOTHRINGEN[1]).

1. Drei Sprüche.

(Im Auszuge.)

In einer Stadt lebt ein Mann in glücklichem Wohlstande mit seiner jungen Frau und zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Es kommt aber feindliches Volk durch die Stadt und schleppt ihn mit, bis er zuletzt in einem fernen Lande an einen reichen Mann als Sklave verkauft wird. Er weilt dort lange Jahre und wird gut gehalten, kann aber doch der Sehnsucht nach den Seinen nicht Herr werden. Endlich lernt er einen alten Mann, der auch im

[1]) Wir machen bei der Gelegenheit aufmerksam auf das Werk des Verfassers: Aus Lothringen. Sagen und Märchen. Leipzig 1887. Carl Reißner. K. Bartsch.

Dienste seines Herrn steht und bei ihm sehr angesehen ist, durch Zufall als seinen Landsmann kennen. Nachdem sie befreundet geworden sind, verhilft ihm dieser nach langem Widerstreben zur Flucht. Die Flucht glückt, und er hat nun eine sehr lange Wanderung vor sich. Auf dieser kommt er an eine Stadt, an deren Thor angeschrieben steht, daß dort ein sehr weiser Mann, ein „Rathsager" wohne. Diesem gibt er Geld und erkundigt sich bei ihm nach seiner Familie und seiner Zukunft, erfährt aber nur, daß er seine Reise glücklich vollenden werde, wenn er drei Sprüche immer beachte:

1. Was dich nicht angeht, da laß deinen Fürwitz.
2. Gehe nie von der großen Straße ab auf einen Richtweg.
3. Gib deinem jähen Zorn nicht nach.

Er ist sehr enttäuscht und bedauert sein Geld, da ihm diese Lehren einfältig und überflüssig erscheinen.

Nach einer langen Wanderung kommt er in ein Land, das immer noch weit von seiner Heimat entfernt ist und trifft dort in einem Schlosse seine Schwester, die ihn wieder erkennt. Der Herr des Schlosses nimmt ihn gastlich auf und ladet ihn zum Essen ein. Als sie aber in den Eßsaal eingetreten sind, schließt er diesen ab und steckt den Schlüssel zu sich. An einem langen Tische ist nur für sie beide gedeckt; am anderen Ende steht eine große verdeckte Schüssel und daneben ein Federkiel. Als sie sich gesetzt haben, legt der Herr Waffen neben sich bereit. Dem Wanderer kommt dies Alles sehr unheimlich vor, und er will schon fragen, als ihm der erste Spruch einfällt. Er gewinnt jetzt Vertrauen zu dem „Rathsager", meint, daß der doch vielleicht die Zukunft vorausgesehen habe, und beschließt, seiner Vorschriften streng eingedenk zu sein. Reichliche und gute Speisen und Getränke werden ihnen durch ein Loch in der Wand hineingeschohen, aber der Herr spricht über dem Essen kein Wort. Auf einen Druck von ihm thut sich plötzlich in der Wand eine Thür auf, und eine gespensterhaft magere und bleiche Frau schreitet durch dieselbe auf die Schüssel am unteren Ende des Tisches zu, füllt den Federkiel mit der Pastete, die in der Schüssel sich befindet und ißt den Inhalt auf; dann schreitet sie sogleich zurück, und die Thür fällt wieder zu.

Der Wanderer bemeistert auch während dieses Auftrittes seinen Schrecken und seine Erregung und ißt ruhig weiter. Derr Herr wird jetzt freundlicher und gibt ihm Aufklärung: Die Ihr eben gesehen habt, ist meine Frau. Vor etwa einem Jahre habe ich sie mit einem Liebhaber überrascht und diesen vor ihren Augen niedergestochen.

Dann habe ich in ihrer Gegenwart aus seinem Fleisch die Pastete machen lassen, die dort unten auf dem Tische steht, und die Frau in einem Zimmer hier neben an eingesperrt. Sie bekommt jetzt zu jeder Mahlzeit einen Federkiel voll von jener Pastete, bis sie ganz aufgegessen ist. Überlebt sie es, so will ich sie wieder als meine Frau annehmen. Hättet Ihr mich gefragt oder mir gar Vorwürfe gemacht, so hätte ich Euch niedergestochen, wie schon etliche vor Euch.

Der Wanderer zieht nun wieder eine lange Strecke unangefochten weiter, bis er eines Tages mit drei Burschen zusammentrifft und mit ihnen auf einer heißen und staubigen Straße eine Strecke zurücklegt, bis sie an einen kühlen schattigen Fußpfad kommen, den der Eine genau kennen will und der den Weg erheblich abkürzen soll. Schon ist er mit ihnen in den Pfad eingebogen, als ihm der zweite Spruch einfällt und er trotz alles Spottes seiner Genossen auf die heiße Landstraße zurückkehrt. Er erreicht die nächste Stadt glücklich, während die Burschen von Räubern getödtet werden.

Nach einiger Zeit gelangt er endlich in seine Heimatsstadt und kehrt in einem Gasthofe seinem Wohnhause gegenüber ein, um dort zu übernachten. Als er am nächsten Morgen aus dem Fenster schaut, sieht er seine Frau und seine inzwischen erwachsene Tochter in die Hausthür treten, ein Wagen fährt vor, aus dem zwei junge Männer herausspringen, und einer umarmt und küßt die Mutter, der Andere die Tochter. Schon will er in jähem Zorne hinübereilen und Frau und Tochter niederstechen, als ihm der dritte Spruch einfällt. Er bezwingt sich jetzt und erkundigt sich beim Wirthe, von dem er erfährt, daß der junge Mann, der seine Frau umarmt hatte, sein Sohn sei, der die Priesterweihe erhalten und eben zum ersten Male Messe gelesen habe, und der Andere der Bräutigam seiner Tochter. Darauf findet dann glückliche Wiedervereinigung statt.

2. „Der Weihnachtsbub".

(Im Auszuge.)

Ein armer Knabe, der seinen illegitimen Vater nicht gekannt hat, verliert auch seine Mutter, die am Tage vor Weihnacht begraben wird. Gegen Abend kann er es vor Grauen in der einsamen Hütte nicht mehr aushalten und geht in den Wald. Als er sich in Finsterniß und Schneewetter schon dem Tode nahe glaubt, sieht er einen Lichtschimmer und findet, demselben nachgehend, ein Häuschen, in das er eintritt. Es ist bewohnt von armen Eltern mit zwei Knaben, etwa in seinem Alter, und einem Mädchen, das noch in der Wiege liegt.

Sie feiern gerade den heiligen Abend mit Christbäumchen und kleinen Geschenken und nehmen ihn gastlich auf. Als sie am nächsten Morgen erfahren, daß er ganz hilflos in der Welt steht, behalten sie ihn bei sich. Die beiden Knaben, die sich sehr über den Zuwachs freuen, geben ihm den Namen Weihnachtsbub, weil er gerade zu Weihnacht in das Haus gekommen ist. Er wächst im Walde heran und bleibt körperlich schwach, wird aber sehr klug und thatkräftig. Von den beiden Brüdern wird der älteste Schlosser und der zweite Schmied. Der Weihnachtsbub erlernt in einer Stadt das Schneiderhandwerk und hat viel Glück, folgt aber doch einem sehnsüchtigen Zuge und kehrt in das Häuschen der Pflegeeltern zurück. Dort findet er die Pflegeschwester halb erwachsen, und es erwacht der Wunsch in ihm, sie zu heirathen. Thatendrang und der Wunsch, seinen Pflegeverwandten sich dankbar zu erweisen, bestimmen ihn aber, zunächst den Versuch zu machen, Reichthümer zu erwerben und zu diesem Zwecke auf die Wanderschaft zu gehen. Die Pflegebrüder, die noch bei den Eltern im Walde wohnen, bestimmt er, ihn zu begleiten, und weiß sie trotz ihres Widerstandes in immer entlegenere Gegenden mit sich zu führen, bis sie an ein verzaubertes Schloß kommen, über dessen Thür die Worte stehen: „Wer in dieses Schloß einziehet und darin wohnen bleibt, dem fällt es zu Eigenthum an mit allen Besitzungen und Rechten, die dazu gehören.“ Trotz der Widerreden der Brüder betritt der Weihnachtsbub mit ihnen das Schloß. Hier finden sie große Pracht, aber auch eine Menge von vertrockneten Leichen, die in allen Zimmern umherliegen. Sie machen jetzt eine große Grube und begraben die Leichen während mehrerer Wochen; dabei bleiben sie, wegen der Ängstlichkeit der Brüder, Tag und Nacht nahe bei einander. Als aber die Leichen schon eine Weile unter der Erde sind und alles ruhig bleibt, werden sie sicher und beschließen, daß immer Einer zu Hause bleiben und Mittag kochen soll, während die Anderen auf Feldarbeit gehen. Die erste Woche soll der älteste Bruder zu Hause bleiben, die nächste der Zweite und dann der Weihnachtsbub. Wenn das Essen fertig ist, soll mit einer Glocke, von der der Strang in die Küche hängt, geläutet werden. Als der Älteste am ersten Mittag das Essen bereitet hat uud eben zum Glockenstrange gehen will, hinkt hinter ihm ein altes Weib vorüber auf den Kamin zu, indem sie sich wie vor Kälte die Hände reibt und bei jedem Schritte sagt: „Schuck, schuck, was kalt.“ Sie hat ein schauerliches Aussehen und der Schlosser fragt sie voll Furcht, wer sie ist und was sie begehrt. „Oh“, antwortet sie, „ich bin eine arme Bettelfrau und wohne dort hinten in dem

großen Walde. Hu, wie mich friert! Schuck, schuck, was kalt! Schuck, schuck, was kalt! Laß mich nur hier an dem Feuer mich wärmen und gib mir ein wenig von Deinem Brei dort." Aus Furcht reicht er ihr einen Teller mit Brei, zu dem ein Löffel gelegt ist. Sobald sie den Teller in der Hand hat, läßt sie den Löffel zu Boden fallen und verlangt von ihm, daß er ihn aufheben solle. Wieder aus Furcht gehorcht er, und als er sich danach bückt, springt sie ihm in den Nacken und peinigt ihn so, daß er umzukommen vermeint, doch behält er so viel Kraft, daß er auf allen Vieren zum Glockenstrange kriechen und anziehen kann. Beim ersten Anschlage läßt sie ihn los und ist verschwunden. Die Anderen kommen und finden ihn sehr bleich. Er schämt sich aber, die Wahrheit zu gestehen, und sagt nur, daß ihm unwohl geworden. Als es ihm am nächsten Mittag aber wieder ebenso ergeht, bittet er seinen Bruder, den Schmied, ihn abzulösen. Dieser erleidet zwei Mittage dasselbe Schicksal und wird dann vom Weihnachtsbub abgelöst. Auch ihm erscheint die Hexe und bittet ihn in ganz denselben Worten um Essen; er reicht ihr einen Teller; sie läßt wieder den Löffel fallen und bittet ihn, denselben aufzuheben. Er fährt sie aber barsch an: „Altes Scheusal, meinst Du, ich hätte nicht gemerkt, daß Du den Löffel mit Vorsatz herabgeschüttelt hast? Gleich nimmst Du den Löffel auf oder ich schlage Dir die Knochen zu Brei"; und damit greift er nach dem Schüreisen; als er aber auf sie zutreten will, ist sie verschwunden. Jedoch ist sie am nächsten Mittag wieder da und bittet mit den ständig wiederkehrenden Worten um Essen. Er packt sie aber sogleich an der Kehle, indem er ihr zuruft, daß sie ihm diesmal nicht entwischen solle, ehe sie ihm gezeigt habe, wo sie her käme und wo sie hinginge. Sie erwidert: „Wenn ich Dir zeigen soll, wo ich herkomme und wo ich hingehe, so sage es noch einmal; Du darfst aber keine Furcht haben." Darauf wiederholt er furchtlos seine Forderung und befindet sich nun plötzlich mit dem alten Weibe in einem tiefen Keller vor einer hohen Wand, die sich auf einen Zauberspruch des Weibes öffnet. Dann wird er auf viel verschlungenen Pfaden in einen prachtvollen Saal geführt, in welchem kleine graue Männlein[1]) ihn empfangen und sehr glänzend bewirthen. Auf die Mahlzeiten folgen Spiele, Jagd und Fischerei, bis dem Weihnachtsbub die Brüder wieder einfallen und er zu einem der grauen Männlein sagt, er müsse jetzt wieder hinauf, denn seine Brüder warteten auf

[1]) Der Ausdruck „Zwerg" ist nicht bekannt, es heißt in der Volkssprache immer „klines Gräumännel".

das Mittagessen. Darauf fragt ihn das Männlein lachend, wie lange er denn meine, daß er bei ihnen sei, und als er antwortet, etwa eine halbe Stunde, erfährt er, daß er gerade in diesem Augenblicke vor zwölf Jahren in die Unterwelt gekommen ist. Er erschrickt hierüber sehr und gedenkt sogleich seiner Pflegeeltern und seiner Pflegeschwester; das Männlein kann ihm aber die beruhigende Versicherung geben, daß Alle wohlauf sind und die Pflegeschwester noch unverheirathet ist. Er will nun sogleich in die Welt zurückkehren, wird indeß belehrt, daß nur die ihn wieder hinwegführen könne, die ihn hergebracht habe. Er läßt sich nun sogleich zu der alten Hexe führen, diese aber weigert sich hartnäckig, ihm behilflich zu sein. Als er hierüber sehr traurig wird, erklärt das Männlein, daß es ihm behilflich sein wolle und gibt ihm folgende Aufschlüsse: vor 100 Jahren war das alte Weib, das Dich hierher gebracht hat, eine wunderschöne, junge Prinzessin, und sie hatte einem schönen, jungen Prinzen versprochen, daß sie ihn heirathen wolle; nun kam aber ein reicherer und mächtigerer Prinz und hielt um sie an, und da brach sie ihr Versprechen und verlobte sich mit dem. Darüber wurde der junge Prinz sehr zornig und ging zu einem mächtigen Zauberer und bat ihn um seine Hilfe. Und der Zauberer verwünschte die Prinzessin und das Schloß und Alles, was dazu gehörte, und die Prinzessin ward eine scheußliche, alte Hexe, wie Du sie gesehen hast, und an das Schloß wurde angeschrieben, daß es dem gehören solle, der es bewohne, denn Keiner konnte es darin aushalten, und die Meisten kamen um, die es betraten. Das kam aber so: die Prinzessin war nicht blos äußerlich zu einer Hexe verwandelt, sondern auch innerlich, so daß sie Macht hatte wie eine Hexe und nur Lust an Unheil. Die fiel nun über Jeden her, der das Schloß betrat und saugte ihm das Leben aus; daher die vielen Leichen, die im Schlosse lagen, als Ihr ankamt. Deine Brüder können von Glück sagen, daß der Glockenstrang in der Küche hing, denn vor dem Glockenschalle mußte sie weichen, sonst hätte sie ihnen auch das Leben ausgesogen. Über Dich aber hatte sie keine Gewalt, weil Du keine Furcht hast. Wir grauen Männlein haben nun die ganzen 100 Jahre hiedurch das Schloß unterhalten und das Vieh gefüttert und aufgezogen und Alles so erhalten, wie Ihr es vorgefunden habt. Wir Alle sind auch verzauberte Prinzen; wir können aber nicht mehr erlöst werden, weil unsere Zeit vorübergegangen ist, ohne dass ein Erlöser gekommen wäre. Wir müssen in alle Ewigkeit hier unten bleiben und haben es wohl ganz gut, aber nicht so gut wie in der Seligkeit im Himmel. Die Prinzessin aber kann noch erlöst werden;

Du brauchst ihr nur einen Kuß zu geben, so wird sie wieder wie sie früher war, muß dann aber Deine Frau werden und Dich auf die Erde zurückführen.

Wegen dieses letzten Punktes hat der Weihnachtsbub Bedenken; das graue Männlein tröstet ihn aber, daß sich doch noch vielleicht ein Ausweg finden werde. Er gibt nun der Alten den Kuß und hält plötzlich eine schöne Prinzessin in den Armen.

Von dem Männlein erhält er jetzt einen großen Korb mit einem langen Strick daran und ein Stäbchen mit folgender Weisung: wenn Du mit der Prinzessin in den Korb steigst, werdet Ihr sogleich oben auf der Erde ankommen. Wenn Du wieder zu uns willst, mußt Du mit dem Stäbchen an einer bestimmten Stelle[1]) auf die Erde klopfen, so wird sie sich aufthun, und dann müssen Deine Brüder Dich in dem Korbe an dem Strick hinablassen. Der Strick wird zwar bei Weitem nicht reichen, aber der Korb macht sich los und trägt Dich hinab und hernach wieder nach oben bis an den Strick, und dann müssen die Brüder Dich vollends hinaufziehen.

Er wird dann noch ermahnt, daß er sich ja nicht scheuen, sondern in jeder Noth an die grauen Männlein wenden möge. Kaum hat er, reich beschenkt, mit der Prinzessin den Korb bestiegen, so stehen sie auch schon oben vor dem Schlosse. Hier erfährt er von der Dienerschaft, daß das Schloß mit allen Besitzungen den Brüdern zugesprochen worden ist und daß der Ältere soeben in der nahen Stadt mit der Tochter des Königs Hochzeit mache. Er begibt sich sogleich mit der Prinzessin dorthin und wird freudig begrüßt. Die Brüder haben die Eltern und die Schwester inzwischen vergessen; er aber denkt sogleich nach Beendigung der Hochzeitsfeierlichkeiten wieder an sie, und wie er die Pflegeschwester statt der Prinzessin heirathen könne. Das Herbeischaffen der Verwandten ist wegen der großen Entfernung besonders schwierig. Er beschließt daher, das graue Männlein[2]) um Hilfe anzugehen, klopft mit dem Stäbchen[3]) auf die Erde, und Alles geschieht, wie vorhergesagt.

Bezüglich der Heirath räth ihm das Männlein, er solle den unverheiratheten Bruder veranlassen, der Prinzessin ohne Weiters um den Hals zu fallen und ihr zu sagen, daß er sie heirathen wolle; sage

---

[1]) Die Stelle ist in der Erzählung nicht angegeben.

[2]) Es ist bald von einem, bald von den Männlein die Rede; es scheint aber, daß sich einer besonders seiner angenommen habe.

[3]) Der Ausdruck „Wünschelruthe" ist unbekannt; es heißt im Dialekt „klines Steckel" = Stöckchen oder Stäbchen.

sie dann zu, so dürfe sie dessen Frau werden. Dann solle sogleich die Hochzeit gefeiert werden, und nach Beendigung derselben solle er wieder zu einer bestimmten Stunde mit dem Stäbchen klopfen, dann werde er, das graue Männlein, hinaufkommen und ihm helfen. Es verläuft nun Alles nach Wunsch, und wie der Weihnachtsbub klopft, kommt das Männlein herauf, bis an den Leib in großen Stiefeln steckend und noch ein ebensolches Paar in den Händen haltend, das Jener anziehen muß. Darauf erklärt er ihm, daß dies Stundenstiefel[1]) seien, und daß sie mit denselben in einer Stunde bei dem Häuschen im Walde sein würden. Richtig erreichen sie auch das Haus in so kurzer Zeit, nehmen die Eltern und die Schwester auf die Schultern und führen sie in ebenso kurzer Zeit zum Schlosse zurück. Hier heirathet nun der Weihnachtsbub die Pflegetochter, und Alle führen ein langes und glückliches Leben.

FINSTINGEN (in Lothringen). F. PETERS.

BERICHT

über die Verhandlungen der deutsch-romanischen Section auf der XXXIX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Zürich.

(28. September bis 1. October 1887.)

Die constituirende Sitzung der Section fand am 28. Sept., Mittags 12 Uhr, statt und wurde durch Prof. Tobler eröffnet. Prof. Martin (Straßburg) schlägt vor: die Herren Professoren Drr. Tobler und Ulrich, beide in Zürich, welche von der Gießener Versammlung mit der Vorbereitung der Geschäfte beauftragt worden waren, zu Vorsitzenden zu ernennen. Der Vorschlag wird einstimmig zum Beschluß erhoben. Als Schriftführer werden gewählt die Herren Privatdocent Dr. Wetz-Straßburg und Dr. Bachmann-Zürich. In das Album der Section tragen sich 34 Mitglieder ein: Gymnasiallehrer Dr. Bachmann-Zürich, Prof. Dr. Bächtold-Zürich, Stud. Bodmer-Zürich, P. Brändli, O. S. B. Engelberg, Dr. Bruppacher-Zürich, Privatdocent Dr. Crüger-Straßburg, Gymnasialrector Ehemann-Ravensburg, P. Fischer, O. S. B.-Sarnen, Prof. Dr. Götzinger-St. Gallen, Privatdocent Dr. Hartmann-Zürich, Dr. Herzog-Aarau, Professor Dr. Hewett-New-York, Prof. Dr. Hirzel-Bern, Dr. Jecklin-Chur, Prof. Dr. Kluge-Jena, Prof. Dr. Koch-Marburg, Privatdocent Dr. Levy-Freiburg i. Br., Prof. Dr. Martin-Straßburg, Prof. Dr. Meyer v. Knonau-Zürich, Prof. Dr. Morf-Bern, Prof. Dr. Motz-Zürich, Prof. Dr. Reifferscheid-Greifswald, Gymnasiallehrer Dr. Schoch-Zürich, Prof. Dr. Soldan-Basel, Dr. Staub-Zürich, Dr. Stickelberger-Burgdorf, Prof. Dr. Stiefel-Zürich, Stud. Stutz-Zürich, Prof. Dr. Tobler-Zürich, Prof. Dr. Ulrich-Zürich, Prof.

[1]) Der Ausdruck „Siebenmeilenstiefel“ ist nicht bekannt.

Dr. Vetter-Frauenfeld, P. Wagner, O. S. B.-Engelberg, Privatdocent Dr. Weissenfels-Freiburg i. Br., Privatdocent Dr. Wetz-Straßburg.

Zur Vertheilung an die Mitglieder werden an diesem und den folgenden Tagen aufgelegt: Von Prof. Dr. Koch: Koch und Geiger, Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur. Neue Folge. I. Bd. I. Heft. — Von Prof. Dr. Bächtold: Dessen Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. I. Lieferung. — Von Dr. Staub (namens der Leitung des schweizerischen Idiotikon): Die Vocalisirung des N bei den schweizerischen Alemannen. Die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern. Proben aus dem für das schweizerdeutsche Idiotikon gesammelten Materiale. Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. — Von dem Verlagshändler Dr. Huber und Dr. Th. Vetter in Frauenfeld: Chronick der Gesellschaft der Mahler 1721—1722. Nach dem Manuscripte der Züricher Stadtbibliothek herausgegeben von Th. Vetter (Bibliothek älterer Schriften der deutschen Schweiz II. Serie, I. Heft).

In der zweiten Sitzung (Donnerstag den 29. September, Morgens 8 Uhr) trägt Prof. Dr. Kluge-Jena vor über „Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch in ihren geschichtlichen Beziehungen". Der Vortrag ist in dem inzwischen erschienenen Buche: Von Luther bis Lessing, sprachgeschichtliche Aufsätze von Fr. Kluge-Straßburg 1888, S. 66 ff. der Hauptsache nach zum Abdruck gebracht, und es kann deshalb hier auf eine Wiedergabe des Inhalts verzichtet werden. In der an den Vortrag sich anschließenden Discussion wendet sich Prof. Martin gegen die, wie ihm scheint, nicht ganz gerechte Beurtheilung Luthers durch den Vortragenden. Prof. Götzinger dankt dem Vortragenden dafür, daß er die ungerechten Ausfälle Rückerts gegen die Schweiz zurückgewiesen habe. Prof. Morf glaubt, daß die rätoromanische Syntax sehr dazu angethan sei, als Quelle für die Erkenntniß syntaktischer Eigenthümlichkeiten des Schweizerdeutschen zu dienen. Der Vorsitzende möchte namentlich schweizerische Forscher auffordern, das vom Vortragenden in allgemeinen Zügen behandelte Thema zum Gegenstand eingehenden Studiums zu machen.

Privatdocent Dr. Wetz-Straßburg hält einen Vortrag „Zur Psychologie Heinrichs v. Kleist". Die litterarische Kritik ist deswegen vielfach auf Abwege gerathen, weil die Kritiker bei der Beurtheilung von Dichtwerken ihre eigenen psychologischen Anschauungen zu Grunde legten, anstatt die Psychologie des Dichters festzustellen und davon ausgehend dessen Werke zu betrachten. Dieses letztere Verfahren will der Vortragende zur Lösung schwieriger Probleme aus Heinrich v. Kleists Dichtungen in Anwendung bringen. 1. Kleists Ansicht, daß die Reflexion sowohl auf körperliche Bewegungen als auch auf moralische Handlungen von verhängnißvollem Einflusse sei, daß nur das Unwillkürliche schön, nur da Grazie möglich sei, wo das Bewußtsein völlig schweige, daß Überlegung im Augenblick der Entscheidung nur verwirren und schaden könne — diese Ansicht erklärt uns, warum Kl. seine Personen mit Vorliebe den Eingebungen des Augenblicks gehorchen läßt. 2. Kl.'s „Gesetz des Gegensatzes" ist die Übertragung eines bekannten physikalischen Gesetzes auf das moralische Gebiet. So wie ein elektrischer Körper in einem unelektrischen, auf den er einwirkt, die entgegengesetzte Elektricität hervorruft, „so kann im Gebiet moralischer Erscheinungen bei

entsprechender Einwirkung von Außen der Zustand der Indifferenz plötzlich in einen anderen Zustand überspringen, welcher zu der empfangenen Einwirkung in einem ähnlichen gegensätzlichen Verhältniß steht". Beispiele für die Wirksamkeit dieses Gesetzes erbringt der Vortragende aus Kleists „Erdbeben von Chili", namentlich aber aus dem „Prinzen von Homburg" (vgl. III, 5; IV, 4). So läßt sich durch die psychologischen Theorien des Dichters das Handeln der Personen seiner Schöpfungen erläutern.

Nach dem Vortrage, der zu keiner Discussion Anlaß gibt, laden der Vortragende und Dr. Staub die Mitglieder zu einem Besuche der Sammlungen für das schweizerische Idiotikon ein. Darauf wird die Sitzung aufgehoben.

Dritte Sitzung, Freitag den 30. September, Morgens 8 Uhr. Auf die Mittheilung des Vorsitzenden hin, daß die nächste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Görlitz stattfinden solle, werden die Herren Professoren Drr. Weinhold und Gaspary, beide in Breslau, zu Vorsitzenden der deutsch-romanischen Section gewählt.

Professor Dr. Reifferscheid-Greifswald spricht über die Windeck-Handschriften in Zürich. In Bezug auf den Inhalt des Vortrages muß auf die „Verhandlungen" und die „Göttinger Nachrichten" 1887, Nr. 18, S. 522 ff. (vgl. namentlich S. 530. 533. 543) verwiesen werden. Der Vortrag ruft eine kurze Discussion hervor, an der sich Prof. Dr. Meyer v. Knonau und der Vorsitzende betheiligen. — Nachher hält Prof. Dr. Morf-Bern seinen Vortrag über „die Untersuchung lebender Mundarten und ihre Bedeutung für den akademischen Unterricht". Das Studium der afrz. Sprache und Litteratur, wie es gegenwärtig auf den meisten deutschen Hochschulen betrieben wird, sollte beschränkt werden zu Gunsten einer eingehenderen wissenschaftlichen Beschäftigung mit der neueren Sprache und Litteratur, namentlich auch mit den lebenden Mundarten.

Dieses letztere ist in doppelter Hinsicht nutzbringend: 1. Für die Aussprache. Der Studirende muß sich daran gewöhnen, die Laute der Mundart phonetisch genau zu fixiren und schärft so sein Ohr für eine richtige Auffassung der fremdsprachlichen Laute, was ihm später bei seinem Aufenthalte im Ausland sehr zu statten kommt. Die große Bedeutung einer guten Aussprache wird heute allgemein anerkannt. 2. Für die allgemein sprachliche Bildung. Das Studium der lebenden Sprachen ist für den Studirenden die beste Unterweisung in den Gesetzen des Sprachlebens. Es bewahrt ihn davor, daß er sich an eine „abenteuerliche Lautcasuistik" gewöhnt und in lautlichen Entwicklungen, die auf Grund eines doch nur lückenhaft und unvollkommen überlieferten Sprachmaterials oft willkürlich construirt worden sind, mehr als imaginäre, der Thatsächlichkeit entbehrende Gebilde erblickt. Im romanischen Seminar der Universität Bern sind Übungen an einigen Patois des „frankoprovenzalischen" Kantons Freiburg mit dem besten Erfolge vorgenommen worden. Der Vortragende skizzirt kurz den dabei befolgten Arbeitsplan. In der Discussion ergreift Prof. Dr. Soldan-Basel das Wort. Er ist von dem hohen Werth der durch den Vortragenden angeregten Übungen vollkommen überzeugt, macht aber auf die großen praktischen Schwierigkeiten aufmerksam, die sich der Ausführung derselben fast überall in den Weg stellen; denn nur wenige Universitätsstädte sind in der günstigen Lage, ein geeignetes Forschungsgebiet in der Nähe zu haben.

Professor Dr. Bächtold trägt vor über den „Ring“ des Schweizers Heinrich Wittenweiler. Der Vortrag bildet einen Ausschnitt aus des Vortragenden „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz“, und zwar aus der dritten Lieferung des Werkes; wir können deshalb hier von einer Inhaltsangabe absehen.

Die Section beschließt, am folgenden Morgen noch eine vierte Sitzung abzuhalten, um einen Vortrag des Privatdocenten Dr. Crüger-Straßburg anzuhören über „Das Straßburger Theater von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege“.

Vierte Sitzung, Samstag den 1. October, Morgens 9 Uhr. Dr. Crüger spricht über das angekündigte Thema. Er erwähnt zuerst solche theatralische Vorstellungen, die sich aus dem Mittelalter in die Neuzeit hinübergerettet hatten, z. B. die Ein- und Ausgangsscene der Schwerttänze, das Schreinerspiel, ein Abkömmling des mittelalterlichen Fastnachtspiels, welches Privilegium der Schreinerzunft geworden war u. a. Er geht sodann über zu den eigentlichen dramatischen Erzeugnissen: Das protestantische Volksschauspiel hat in Straßburg keinen Dichter gefunden; man führte schweizerische und oberelsässische Stücke auf. Das Auftreten der fahrenden Truppen (in Straßburg um 1570) brachte eine Stofferweiterung des Volksschauspiels mit sich, komische Scenen drangen ein, an Stelle des geistlichen trat auch historischer und novellistischer Inhalt. Das geistliche Volksschauspiel fristete schließlich nur noch ein kümmerliches Dasein in den Vorstellungen der Meistersinger; in den Vordergrund traten seit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Aufführungen der englischen Comödianten. Das lateinische Schuldrama fand einen vortrefflichen Vertreter an dem Pommern Brülow, der am Straßburger Gymnasium wirkte und als Dichter lateinischer Dramen ganz Bedeutendes leistete. Seine Stücke wurden auch fleißig ins Deutsche übersetzt. Übrigens hatte man schon um 1560 mit regelmäßigen Aufführungen, aber nur altclassischer Stücke, begonnen.

Der Vortrag ruft keine Discussion hervor. Der Vorsitzende erklärt, da die Tractanden alle erledigt sind, die Sitzung und damit die dießjährige Versammlung der deutsch-romanischen Section für geschlossen. Prof. Dr. Hewett spricht zum Schluß dem Vorsitzenden für dessen Bemühungen den lebhaften Dank der Mitglieder aus.

ALBERT BACHMANN.

LITTERATUR.

Anzeigen.

Schürer, Heinrich, **die Sprache der Hs. P des Rolandsliedes.** Programm des Communal-Gymnasiums zu Komotau. Komotau 1887. 46 S. gr. 8.

Das Ergebniß einer genauen Zusammenstellung der sprachlichen Eigenthümlichkeiten von S. ist zunächst, daß der sprachliche Charakter der Hs. durchaus kein einheitlicher ist. Doch weist Vieles darauf hin, daß die Vorlage eine md. gewesen, Manches ist speciell ripuarisch. Daneben kommen

oberdeutsche, und zwar bairische Züge vor. Die Frage ist nun, war der Dichter ein Baier, der Schreiber ein Rheinfranke, oder umgekehrt? Eine Prüfung der Reime ergibt, daß dieselben mit wenig Ausnahmen md. sind. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß die Originalhs. im md., bezw. ripuarischen Dialekt abgefaßt und der Dichter ein Rheinfranke war. Trotzdem hält der Verf. für keineswegs gewiß, daß das Werk in dem reinen Dialekte der Heimat des Dichters abgefaßt war, sondern daß er mit Rücksicht auf ein bairisches Publicum, Heinrich den Stolzen und seine Gemahlin, die Sprache modificirte. Ich weiß nur nicht, ob in diesem Grade das möglich ist, wenigstens für jene Zeit.

Seifried Helbling. Herausgegeben und erklärt von Joseph Seemüller. Halle a. d. S. Buchhandlung des Waisenhauses 1886. CX, 393 S. 8.

Seit Martin nachgewiesen, daß Seifried Helbling nicht, wie Karajan annahm, der Verfasser der hier vereinigten Lehrgedichte ist, pflegt man von dem 'sogenannten' S. H. zu sprechen, weil der Name einmal eingebürgert ist. Auf einem Büchertitel würde sich das freilich nicht gut ausgenommen haben, und darum hat der Herausgeber wohl einfach S. H. geschrieben. Aber correcter und sachgemäßer wäre z. B. gewesen 'Die Gedichte des Verfassers des deutschen Lucidarius', da eine Verwechslung mit dem prosaischen Lucidarius des 12. Jahrhunderts dann wohl nicht möglich ist. Der Ausgabe ist eine sehr ausführliche Einleitung vorausgeschickt, worunter die zweite 'Chronologie der Sammlung' zunächst hervorzuheben ist. S. weist nach, daß die überlieferte Reihenfolge der Gedichte nicht die ursprüngliche ist; leider hat er aber trotzdem jene beibehalten, wodurch die Benützung der Ausgabe sehr erschwert ist. Weiter hebe ich den Abschnitt 'Litterarische Einflüsse und Darstellungsform' hervor, worin mit großer Sorgfalt die literarische Kenntniß des Dichters nachgewiesen ist. Sehr ausführlich ist der Abschnitt 'Metrik und Sprache' behandelt, nicht minder der 'Überlieferung' betitelte; sie beweisen, daß der Herausgeber seine Aufgabe sich nicht leicht gemacht hat.

Dombrowski, Ernst Ritter von, **die Lehre von den Zeichen des Rothhirsches** in ihrer stufenweisen Entwickelung bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts. Eine Studie. Blasewitz-Dresden 1886. P. Wolff. Separatabdruck aus 'Weidmann'. XVII. 35 S. 8.

Die Lehre von den Zeichen des Rothwildes hat sich bis in die Gegenwart erhalten, während die Regeln über den Leithund, die Beize u. A. der Vergangenheit angehören. Zuerst erörtert Verf. die Frage, wo und wann die Lehre von den Zeichen des Rothwildes entstanden ist, und hier ergibt sich, daß Spuren davon bis ins 12. Jahrh. zu verfolgen sind. Die ältesten Zeugnisse sind in einem ahd. Glossar, im Schwabenspiegel und in Hadamars Jagd. Die Dichtungen des 12. und 13. Jahrh. liefern, so viel sie auch die Jagd behandeln, kein Material zu der Frage. Eine Übersicht der Quellen von Hadamar an bis ans Ende des 16. Jahrhs., die der Verf. S. 7 ff. gibt, drängt zu der Frage nach dem Zusammenhange derselben, ob die hervortretende Übereinstimmung auf mündlicher Überlieferung oder auf Abschriften beruht. Das Ergebniß einer genauen Vergleichung ist, daß sie auf ein Werk über die Hirschjagd zurückgehen, das etwa aus der Zeit Friedrichs II. stammt.

Heeger, Georg, **über die Trojanersage der Briten.** Münchener Inaugural-Dissertation. München 1886. R. Oldenbourg. 99 S. 8.

Der Verf. behandelt zunächst die britische Trojanersage vor Galfrid, und die ältesten Spuren, die vermeintlich bis ins 9. Jahrh. zurückgehen sollten, da sie in der Historia Britonum sich finden. Zu dem Zweck wird die Hist. Brit. untersucht, deren ursprüngliche Gestalt durch spätere Zusätze sehr entstellt ist. Die betreffende Erwähnung findet sich unter 30 Hss. etwa nur in drei, ist also als Interpolation anzusehen. Daß dies der Fall, wird durch Hugo von Flavigny (um 1090) gestützt (S. 37). An dritter Stelle wird die Erwähnung bei Heinrich von Huntingdon (um 1135) behandelt. Es ergibt sich, daß derselbe aus der Hist. Brit. geschöpft hat. Im zweiten Haupttheil wird nun Galfrid von Monmouth (um 1136) erörtert. Sein Bericht beruht in den Grundzügen auf der Hist. Brit., erscheint aber in einer mehr als 25fachen Erweiterung. Diese beweist durch Beziehungen auf die Cultur der Kreuzzüge (S. 65) ihre Nichtursprünglichkeit. Außerdem ist Virgil reichlich benützt. Es folgt die Trojanersage nach Galfrid, und zwar zunächst die Historia Britanica, der welsche Brut i Tysilio, ferner Gaimar, Wace und Giraldus Cambrensis. Die Untersuchung ist mit großer Sorgfalt und Besonnenheit durchgeführt, und es darf die Schrift als eine willkommene Bereicherung unserer Kenntniß der Trojanersage bezeichnet werden.

Ortner, Max, **Reinmar der Alte. Die Nibelungen.** Österreichs Antheil an der deutschen Nationalliteratur. Wien 1887. Konegen. VIII, 356 S. 8.

Der von jugendlicher Begeisterung für sein engeres Vaterland Österreich erfüllte Verf. gibt uns ein Bild von der Sittenlosigkeit, die die Folge der aus Frankreich eingedrungenen Cultur gewesen. Zwei Dichter seien dieser Verderbniß entgegengetreten, ein Lyriker, Reinmar der Alte, und ein Epiker, der Kürenberger. Der ganze Grundgedanke scheint mir ein verfehlter zu sein, und namentlich auf Reinmars melancholischen, in sich versenkten Charakter wenig zu passen. Eher ließe sich den Nibelungen ein solcher polemischer Gedanke zu Grunde legen. Wenn übrigens in einem von der Verlagshandlung dem Buche beigegebenen Prospect gesagt ist, daß die leitenden Grundgedanken meine vollste Zustimmung gefunden, so ist dies nur in sehr beschränktem Maße richtig, da ich zu krank war, um das Ms. lesen zu können und daher nur in einem Briefe der Verf. mir seine Ideen darlegte.

Fischer, Hermann, **Ludwig Uhland.** Eine Studie zu seiner Säcularfeier. Stuttgart 1887. J. G. Cottasche Buchhandlung. 3 Bl. 199 S. 8.

Der Verf. hat versucht, in seiner Schrift, die als Festgabe zu Uhlands hundertjährigem Geburtstag erschien, 'das äußere Leben des Dichters, über das wir schon sehr ergiebige Quellen besitzen, nur kurz zu entwerfen, daneben aber ein Bild von seiner Eigenart als Dichter, als Patriot und als Gelehrter' zu geben. Da die politische Thätigkeit Uhlands jetzt ganz der Geschichte angehört und kaum noch mit einem ihrer Fäden in die Gegenwart hineingreift, da auch, wie F. hervorhebt, das Gebiet der Forschung, das Uhland pflegte, mehr und mehr der Pflege des Sprachlichen gewichen

ist, so läßt sich über das, was Uhland hier und dort geleistet, ein abschließendes Urtheil abgeben. Dem Verf. kommt zu statten, daß er Germanist von Fach ist und den gelehrten Arbeiten Uhlands ein feines Verständniß entgegenbringt, daß er, wenn auch nicht Dichter, doch eines Dichters Sohn, und mit feinem poetischen Verständniß ausgestattet, und daß er wie Uhland in Schwaben geboren und erwachsen ist. So hat er für das speciell Schwäbische in Uhlands Wesen ein tieferes Verständniß, was ihn keineswegs zu einer einseitigen Vorliebe, sondern nur zu einer richtigeren und tiefer gehenden Würdigung der bei Uhland hervortretenden schwäbischen Eigenart führt. Auch hier sieht man, es ist der objective Forscher, der überall in der Beurtheilung hervortritt. Unter allen aus Anlaß der Säcularfeier erschienenen Schriften ist die des Verf. die gediegenste und gereifteste und verdiente daher wohl dem kürzlich verstorbenen Fr. Vischer als Widmung dargebracht zu werden.

Kahle, Bernhard, **zur Entwicklung der consonantischen Declination im Germanischen.** Berlin 1887. Haude- und Spenersche Buchhandlung. 54 S. 8.

Nach einer Einleitung, in welcher der Verf. sich mit Kögel auseinandersetzt, behandelt er zunächst die Masculina 1. *fōt-*; 2. *tunþ-*, *tunđ-*; 3. *wint(a)r*; 4. *naut-*; 5. *mēnōþ-*, *magaþ-* (f.), bei denen hauptsächlich der Einfluß der *u-*, *i-* und *o*-Declination vorwaltet; dann die Feminina: 6. *hand-*, wo der Einfluß der *u*-Decl. erkennbar; 7. *mūs-*, *gans*, Einfluß auf *ô*-Decl.: 8. *nakt-*; 9. *breust-*, *brust*; 10. *burg*; diese drei Wörter, eine kleinere Gruppe für sich bildend, die im ahd., mhd. und vereinzelt auch im ags. auf Fem. der *i*-Decl. eingewirkt haben; 12. *bōk-*; 13. *dur-*; 14. *kō-*, *kū*; 15. *brōk-*; 16. *aik-*; endlich ein ursprünglich vocalisches Wort: *mann-*.

Becker, R., **Ritterliche Waffenspiele** nach Ulrich von Lichtenstein. Jahresbericht des evangel. Realgymnasiums in Düren über das Schuljahr von Ostern 1886—1887. (Progr. Nr. 458.)

Der Verf. stellt für die Ulrichs Liebesleben betreffenden Abschnitte die Glaubwürdigkeit derselben in Abrede, indem hier durch romanhafte Erfindungen stark aufgeputzt sei; dagegen in den Turnierschilderungen habe er volle Glaubwürdigkeit. Dem Beweis für diese Scheidung sehen wir entgegen. Vorläufig beschäftigt er sich mit dem Ritterleben Ulrichs, und zwar 1. die Ritterschaft, den Buhurt; 2. Waffen und Waffenkleidung; 3. das Stechen oder die Tjost; 4. den Turnei, der nach Ulrichs Schilderung die Schlacht in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit nachahmt.

Gedichte Oswalds von Wolkenstein, des letzten Minnesängers. Zum ersten Male in den Versmaßen des Originals übersetzt, ausgewählt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Johannes Schrott. Mit einem Bildniß des Dichters und einem Facsimile seiner musikalischen Compositionen. Stuttgart 1886. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. XXXII, 214 S. kl. 8.

Der Verf. hat eine schwierige Aufgabe mit Geschick gelöst, um so schwieriger, als der Originaltext in der Ausgabe von Beda Weber reich an

Mängeln ist. Die Vorliebe für seinen Gegenstand hat sein Urtheil über Oswald, wie das so oft zu gehen pflegt, etwas beeinträchtigt, und zu viel ist es jedenfalls gesagt, wenn Oswald nicht bloß als ein Nachtreter der Minnesänger bezeichnet wird, was man unbedingt gelten lassen kann, sondern als ein Dichter, der den Gedankenkreis der Minnesänger um Vieles erweitert, ihre Kunst zur letzten Ausbildung gebracht und in gesunder und wahrer Auffassung des menschlichen Lebens sie alle — mit wenigen Ausnahmen — übertroffen hat. Sch. stellt O. auch über Hugo von Montfort, weil er selbst musikalisch begabt war und die Melodien zu seinen Liedern verfaßte, während Hugo sich dazu der Hilfe seines Dieners Burk Mangolt bediente, und das ist ein unleugbarer Vorzug. Der Verf. hebt O.'s weitgezogenen Gedankenkreis hervor, der mit seinen Reisen durch die Welt zusammenhängt. 'Er verdankte Alles sich selbst, indem er in der rauhen Schule des Lebens lernte, was ihm frommte. Er war ein selbstgewordener Mann und stand immer auf eigenen Füßen.' Wenn man diesem Urtheil gern zustimmen wird, so ist doch wohl wieder eine Hyperbel, wenn S. sagt: 'Seinen hohen Gönnern gegenüber bewahrte er stets eine edle Selbständigkeit, und niemals versank er in jenen weinerlichen Supplicantenton, der uns bei Walther von der Vogelweide so bedauerlich anmuthet' (!). S. vergißt hier ganz die Verschiedenheit der Verhältnisse und der Zeiten; O. war ein wohlsituirter Herr, der daher auch 'ein guter Hausvater' sein und ein hübsches Vermögen hinterlassen konnte, weit entfernt 'von dem unpraktischen Sinne Walthers und so mancher anderer leichtlebiger Minnesänger'. Ich glaube, wenn Walther an Oswalds Stelle gewesen, hätte er vielleicht ebenso wie dieser gehandelt. Doch abgesehen von solchen Ausschreitungen ist die Charakteristik zu loben. Mit Recht wird seine Bedeutung für die Geschichte der Musik hervorgehoben, was schon Kenner wie Ambros und Dommer gethan. Danach ist Oswald, 'wenn nicht einer der frühesten Mitbegründer der neueren Musik, doch wenigstens ihr Vorbote gewesen'. Was nun die Übersetzungen betrifft, so muß die große Gewandtheit hervorgehoben werden, mit welcher S. die meist schwierigen Formen des Originals wiedergegeben hat.

Aus Zeitschriften.

Mittheilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde. 1885.

2. Heft, Nr. 1. W. Stieda, Der Nachlaß eines hansischen Kaufmanns. Aus dem 15. Jahrh. Culturgeschichtlich anziehend. — Seelmann, Der Lübecker Unbekannte. Der Drucker des Reineke Vos u. s. w. Verzeichniß der Drucke. Seelmann vermuthet, daß es Mathäus Brandis gewesen. — A. Hagedorn, Zahlenräthsel. Ein deutscher Reimspruch, der auf das Jahr 1453 zu deuten; ein zweiter lateinisch auf das Jahr 1410.

Nr. 2. Schwiening, Mittelalterliche Malereien in den Kirchen Lübecks. Mit zwei Tafeln Abbildungen in Farbendruck.

Nr. 3. A. Hagedorn, Johann Stricker, Prediger an der Burgkirche. Urkundliche Nachrichten. Stricker (Stricerius), der Verfasser des 'Düdeschen

Sloemer'. — W. Brehmer, Geschenk an Dr. Bugenhagen. Vom Jahre 1532, als B. zum zweiten Male nach Lübeck kam.

Nr. 4. Brehmer, W., Zur Geschichte der Befestigung der Stadt (mit nd. Urkunden). — Hack, Th., Aus dem culturhistorischen Museum: Ein Siegelstock des 14. Jahrhs. Ein Messer- oder Gabelgriff des 13. oder 14. Jhs. — Stichl, C., Lübeckische Spielgreven.

Nr. 5. Hagedorn, A., Aus lübischen Handschriften. Nd. Reimsprüche des 15. Jhs.

Nr. 6. Stieda, W., Lübische Bernsteindreher oder Paternostermacher. Hervorgehoben wird, daß unter den Ostseestädten Lübeck vor Allem durch industrielle Verwerthung des Bernsteins sich auszeichnete. Schon um 1366 begegnet eine Zunft der Paternostermacher. — Koppmann, Aus Lübischer Handschrift. Mit Bezug auf 2, 79.

Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. XXVI. Vereinsjahr 1886. Salzburg, Selbstverlag der Gesellschaft.

Grienberger, Theodor von, die Ortsnamen des Indiculus Arnonis und der Breves Notitiae Salzburgenses in ihrer Ableitung und Bedeutung dargestellt. S. 1—78.

Eine wichtige Quelle für ahd. Namen, darunter einige romanischen Ursprungs.

Im-Hof, Rup., Freih. von, Beiträge zur Geschichte des salzburgischen Jagdwesens aus archivalischen Quellen gesammelt. S. 131—179. 219—307. Unter den benützten Quellen befinden sich auch einige auf die Jagd bezügliche Weisthümer.

Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. 1886 bis 1887. Darmstadt.

1886, 1. Heft. Kofler, der Pfahlgraben im Horlofthale zwischen Hungen und Echzell in Oberhessen, — Kofler, Vorrömisches, Römisches und Nachrömisches im Großherzogtum Hessen. — Vorgeschichtliche Funde bei Friedberg.

2. Heft. M. Rieger, Siegfriedssage bei Caldern. Der isländische Abt Nikolaus fand auf seinem Wege zwischen Stadtbergen an der Diemel und Mainz einen Ort Kiliandr, zu dem er bemerkt, 'da ist die Gnitaheide, wo Sigurdhr den Fafnir schlug'. Caldern lautet urkundlich Calantra, offenbar = Kiliandr. Vom Fortleben der Sage gibt Pfarrer Bang Zeugniß, der in seiner Predigt 1868 Siegfrieds Kampf mit dem Drachen erörterte. Ein Trupp Bauern begleitete ihn auf dem Heimwege, wo er erzählte, daß man sage, der 'Siegfried' habe hier in der Nähe des Rimberges den Drachen erschlagen. Als zweiter Zeuge tritt Pfarrer Kümmell in Caldern hinzu, der von Bauern in Kernbach hörte, ein alter Mann sage, einen Büchsenschuß von der Höhle am Rimberg liege ein großer Stein, auf dem sich der Drache gesonnt, das habe ihm sein Großvater erzählt.

3. Heft. F. W. E. Roth, Beiträge zur Geschichte des St. Petersstiftes. — Wimpfen, aus der Hs. 229 in Darmstadt, bringt zunächst daraus ein Rentenverzeichniß mit vielen Namen (13. Jahrh.), S. 146 der Name Parcifal; —

Frohhäuser, Bauernduell, Mittheilung über das Fortleben desselben bis ins 17. Jahrh. in Lampertheim.

4. Heft. Kofler, der Pfahlgraben im Horloffthale zwischen Bisses und Staden. Gotisches Skulpturwerk in Leeheim. In der dortigen Kirche ein Christusbild, wohl aus dem 15. Jahrh.

1887, 1. Heft. Anthes, der Schnellerts. Mit einem Plan. Eine der Bergbauten im Gersprenzthal heißt der Schnellerts, an welche die Volkssage, namentlich in Verbindung mit dem Rodensteiner, sich vielfach angelehnt.

2. Heft. Kofler, der Pfahlgraben in der Wetterau. Mit zwei Tafeln. — F. W. E. Roth, zur Bibliographie der heil. Hildegardis; in der Anlage findet sich unter Nr. 2 ein Gedicht über Hildegardis Prophezeihungen aus der Darmstädter Hs. 2194. 4^0. 15. Jahrh., in niederdeutscher Sprache. Es beginnt 'Uns hait sante Hildegart vil gesacht'.

3. Heft. Kofler, der Pfahlgraben von der hessischen Grenze bei Marköbel bis Bisses. Mit drei Tafeln. — Decker, gereimte Inschriften auf der Ronalburg bei Büdingen (16. Jahrh.).

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Neue Folge. 5. Bd. 1. Heft.

Ehrenberg, R., zur Geschichte der Hamburger Handlung im 16. Jahrh. S. 139—182. Mittheilungen aus alten Handlungsbüchern des 16. Jahrhs., die einen Einblick in den Hamburger Handel jener Zeit gewähren.

Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. Neunter Jahrgang 1886. Hamburg 1887.

Walther, C., Runenstein bei Hamburg S. 10 f. Es ist ein erratischer Block, und sehr zweifelhaft, ob die Zeichen darauf Runen sind.

Walther, P., zu offen utc. Rebus auf 2 f. bestehend, die 1426 die Krieger mit einem Kamm auf dem Arme als Zeichen trugen, von W. gedeutet: 'offen Kamm', d. h. alle über einen Kamm; Mahnung an den Tod. S. 16 f.

Urkunde des Herzogs Johann zu Sachsen-Lauenburg und des Bischofs Johann zu Ratzeburg vom 17. Sept. 1459. S. 30—32.

Sillem, W., Aus Joachim Westphal's Briefwechsel. S. 51—62. Charakteristische Mittheilungen über Westphal, der hier in sehr günstigem Lichte erscheint.

Walther, C., zum Gelagsgruß. T. 63 f. Reimspruch zur Begrüßung bei einem Gelage.

Bahrfeldt, M., Kleine Beiträge zum Hamburgischen Münzwesen S. 75 ff.

Gaedechens, C. T., über die Hamburgischen Burgen und Schlösser S. 121 ff.

Hübbe, H. W. C., Ortsnamen bei Hammerbrook. Ortebrook, Lehenberg, Dala, Bokle. S. 162 f.

Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde. 20. Jahrg. 1887. Wernigerode.

Dieselbe enthält auf S. 329—382 eine die Germanisten angehende Abhandlung. — Paul Zimmermann, Georg Thyms Dichtung und die Sage von Thedel von Wallmoden (nur in Sonderabdruck vorliegend). Zuerst behandelt Z. das Leben Thyms, dann seine Werke, die durchaus zu den Seltenheiten gehören. Die Zahl der ihm mit Sicherheit zuzuschreibenden Werke ist 14, die bis auf zwei von Z. alle eingesehen wurden und genau beschrieben werden. Speciell geht er dann auf die Dichtung von Thedel von Wallmoden ein, deren Stoff Thym nach Z. wahrscheinlich aus mündlicher Überlieferung schöpfte; die Ausgaben werden genau beschrieben, dann eine Inhaltsangabe beigefügt; der letzte Abschnitt behandelt die Sage, die eine Gestaltung der von Heinrich dem Löwen ist. Bei der Gelegenheit sei auch Z.'s Ausgabe von Heinrich Gödings Gedicht von Heinrich dem Löwen, bei Paul u. Braune, Bd. XIII, erwähnt, wo Z. zuerst Göding als Verf. des für anonym geltenden Liedes nachweist.

Am Urds-Brunnen Mittheilungen für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde.

Bd. 3. Jahrgang 5. 1886. Nr. 6. Das Urkultussystem. Einem nachgelassenen Werke von G. Unruh entlehnt.

Nr. 7. Schluß des vorigen Artikels. — Carstens, C., Ortsnamen: Wick-Kiel. — Knoop, Kleine Mittheilungen. 1. Keule mit Inschrift. 2. Begräbnißgebräuche.

Nr. 8. Höft, F., Mythologische Streifereien. 1. Der Nobiskrug bei Rendsburg. — Hartmann, H., der Teigtrog und Backofen des Teufels und der Süntelstein. — Winkler, J., Niederländische Beleuchtung zur Erklärung norddeutscher Ortsnamen (Delf, Delve-Kiel). — Kleine Mittheilungen. Suck, J. H., Bastlösereim.

Nr. 9. Rabe, A., Rhapsodie von der gewaltigen Schlacht Odins (Hrafnagaldr Odins). Unter Zuhilfenahme des Keltischen (!) übersetzt. — Saubert, B., ein deutsches Märchen (Der Zwerg von Ralligen). — Winkler, J., Fortsetzung. (Wijk.) — Höft, F., mythologische Streifereien. 2. Die Isingeroder im Nobiskruger Gehölz und auf der Thyraburg bei Schleswig. — Kleine Mittheilungen. Hahnschlagen. — Schwarzerde. — Die Pferdeköpfe an den niedersächsischen Bauernhäusern. — Der Pfingsthammel. — Mittel gegen das Versehen der Schweine. — Wetterzauber. — Ohrenklingen.

Nr. 10. Höft, F., Mythologische Streifereien. 3. Isis und Osiris. Geht von den Sagen über den Nobiskrug aus (!). — Carstens, H., Lunden, Lindon, Lund. S. 116. — Frahm, L., Klaus Störtebeker, ein Held der Sage. S. 116—118. — Petersen, Joh., eine Rheinsage. S. 118 f. — Carstens, H., Kleine Mittheilungen. Die Unterirdischen in den Hollenbergen: Den rothen Hahn aufs Dach setzen. Umsingen zu Ostern. Aasstücke und Aaskuhl. Mittel gegen Lahmheit eines Rindes. Umschwärmen. Sonnenschein und Regen.

Nr. 11. Höft, F., Mythologische Streifereien. 4. Der Apis, Serapis, Bakis, Zeus als Stier, Dherma, Feridun, Widar. S. 121—126. — Frahm,

Kl. Störtebeker. (Forts.) S. 126—129. — Frahm, L., Heilige Flammen. Gruppirt. S. 129—131. — Carstens, H., Vom Feuermann und Ohnekopf. S. 129—153. — Derselbe, Ortsnamen (Nord, Ort, Örtjen. S. 133—134. — Rabe, Zauberformeln. Aus 'Albertus Magnus', natürlich alles keltisch gedeutet. S. 134 f. — Carstens, kleine Mittheilungen: Kosakenball; Kassaltüüch. — Großer Reichthum (Dage). — Schatzgräber. — Das Wiedererscheinen Verstorbener. S. 136.

Nr. 12. Höft, F., Mythologische Streifereien. 5. Die Weltgebiete im Urkosmos mit den Himmels- und Höllenregionen. S. 137—141. — Rabe, Zauberformeln. (Forts.) S. 141—143. — Carstens, H., die Sternsinger (Weihnachtsbrauch). S. 143 f.

Bd. 4. Jahrg. 6. Nr. 1. 1886. Höft, F., Mythologische Streifereien. 6. Biford (Bifând) im Rendsburger Nobiskrug. S. 1—7. — Hartmann, H., die heidnische Cultusstätte an der Porta. S. 7 f. — Carstens, H., Kinderspiele. (Die Königstochter im Thurm.) S. 10—12. Bemerkungen dazu von F. Höft S. 12—14. — Kleine Mittheilungen: Brot und Pferdekopf. — Pfingstkerl. — Nachgeburt der Kühe abtreiben. — Nestchen suchen (Kinderspiel). — Aberglauben beim Buttermachen. — Der Schmetterling als Wetterprophet. — Locknamen für Thiere in der Altmark. S. 14—16.

Nr. 2. Höft, F., Mythologische Streifereien. 7. Griechisch-römische Mondgöttinnen. S. 17—24. — Rabe, Zwei Inschriften auf Urkunden. S. 24 bis 26. Natürlich keltisch gedeutet. Mit Schrifttafel. — Saubert, des deutschen Volkes Weihnachtsbaum. S. 26—31. — Carstens, H., die Sternsänger (Nachtrag). S. 31 f.

Nr. 3. Knoop, O., die deutsche Walthersage und die polnische von Walther und Helgunde. S. 33—41. — Schulenberg, W. v., die Mittagsstunde (Sagen). S. 42—45. — Rabe, der Fund von Plön. Ein Bronzegefäß mit drei Schriftzeichen, die keltisch gedeutet werden. S. 45 f. — Carstens, Ortsnamen (Isern, Istere, Jern, Jarn). S. 46 f. — Horns, der Feuermann (Sage). S. 47 f.

Nr. 4. Knoop, die deutsche Walthersage (Schluß). S. 49—55. — Lidzbarski, Jüdische Sagen aus Rußland und Polen. S. 55—61. Fortleben deutscher Sage bei den Juden. — Carstens, H., Nochmals die Königstochter im Thurm. S. 61—64. — Carstens, H., Kleine Mittheilungen: Peter, sett an! (Kinderspiel).

Nr. 5. 1886/87. Höft, F., Mythologische Streifereien. Die Prälunarchin (Mondgöttin) im Wendenlande an der mecklenburgischen Ostseeküste. — Einige Bemerkungen zu dem Aufsatze 'Der Fund von Plön'. — Fiölvinnsmál (Lied vom Jahresfeste des Bardenstuhles). Unter Zuhilfenahme des Keltischen (!) übersetzt von A. Rabe. Danach bilden keltische Verhältnisse und Einrichtungen den Hintergrund des Gedichtes.

Nr. 6. Höft, F. Mythologische Streifereien. 9. Urstier, Moloch, die goldenen Kälber, Baalssäulen, Aschera, Ascuthoreth. S. 81—84. — Trog, C., Friedrich der Große in der Sage. S. 84—91. — Rabe, A., Fiölvinnsmál. Lied vom Jahresfeste des Bardenstuhles. Unter Zuhilfenahme des Keltischen (!) übersetzt. (Schluß.) S. 91—95. — Kleine Mittheilungen: Woher hat der Walfisch seinen Namen? — Egypten.

Nr. 7. Höft, F., Mythologische Streifereien. 10. Der Sublunarch als Geliebter der Nobiskruger Prinzessin: Dionysos-Bakchos, Attes (Atys), Adonis, Rammus, Ganescha, Heimdall, Rigr, Bragi, Gunnar, Gunther. S. 97—105. Wieder ein Beleg der zügel- und methodelosen Art des Verf., wovon wir schon so viele kennen gelernt. — Trog, Friedrich der Große. (Schluß.) S. 105—108. — Rabe, die Inschrift des Ruhenthaler Steines. Mit Abbildung. S. 108—111. — Kleine Mittheilungen: Jemanden barbiren. Er muß auf dem breiten Stein stehen. Peter, sett an! S. 111 f.

Nr. 8. Eine historische Denkschrift Rendsburgs vom Jahre 1457. S. 113 bis 117. — Frahm, L., Wilen Peter, De Ditmarscher Landes Viendt. S. 117—122. — Carstens, H., das Beckenbrennen. S. 122—125. — Derselbe, Ortsnamen: Gar, Gaard, Gaarde, Garden, Garding. S. 125 f. — Kleine Mittheilungen: Heilspruch gegen Verrenkung. Heilspruch gegen den Brand. Bastlösereime aus Nordböhmen. Vlämischer Ringelreihen. Maikäferfliege. Krune Krane wickle Schwane. S. 126—128.

Nr. 9. Sohnsey, H., Was man in der Gegend des Sollinger Waldes am Johannstage heute noch zu sagen und zu thun pflegt. S. 129—132. — Freytag, L., Hexenwesen und Hexensagen in den Alpen. S. 132—138. — Der Name Kiel und die wagrische Bevölkerung. S. 138—140. — Carstens, H., Die Königstochter im Thurm. S. 141—143. — Kinder. Verschollene Namen und Ausdrucksweisen. S. 143 f.

MISCELLEN.

Einige Beiträge zur Geschichte der Frauen.

(Schluß.)

Herabrutschen der Weibspersonen. „En Plouër, non loin du Pont-Hay, et près de la route de Plouër à Pleslin, se trouve la Roche de Lesmon: elle est sur un tertre où se voient parmi les ronces d'autres rochers bruts en quartz blanc. Les filles ont été de tout temps „s'érusser (se laisser glisser) à cu nu" sur la plus haute pierre qui est un énorme bloc de quartz blanc en forme de pyramide arondie .... Cette roche est bien polie, surtout du coté où l'on s'érusse. On prétend que ce sont les filles de Plouër qui, en se laissant glisser, ont opéré le polissage. Maintenant encore, lorsqu' une fille veut savoir si elle se mariera dans l'année, elle se laisse „érusser à cu nu" et si elle arrive au bas sans s'écorcher, elle est assurée de trouver bientôt un mari." Sébillot, Traditions et Superstitions de la Haute-Bretagne. Chap. II. Paris (Maisonneuve). Die schwangeren Frauen in Athen rollen sich, um leicht entbunden zu werden, von einer glatten Anhöhe herab, die sich in der Nähe des Nymphenberges befindet. Bartholdy, Bruchstücke zur näheren Kenntniß Griechenlands S. 553. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 71.

Hirschgeweih in Constantinopel. Von dem griech. Kaiser Andronicus Comnenus (1183—85) erzählt Niketas Choniatas p. 418 sq., ed.

Bekker, „daß er die Geweihe der von ihm auf der Jagd erlegten Hirsche, wenn es Zwölfender waren und sie etwas Ungewöhnliches boten, an den Schwibbögen des Forums (zu Byzanz) aufhängen zu lassen pflegte, dem Anscheine nach, um mit der Größe des von ihm getödteten Wildes zu prunken, in der That aber, um die Bewohner der Stadt zu verhöhnen und sich über die Zuchtlosigkeit ihrer Weiber lustig zu machen."

Hinterer der südafrikanischen Weiber. „Alle Welt weiß, daß die Frauen in Südafrika in den Augen der Männer ihrer Heimat um so reizender und anmuthiger, oder streng genommen um so anlockender und anziehender sind, je mehr ihr Hinterer sich in größerer Fülle zeigt, und da diese Frauen, die sich um so schneller verheiraten, desto häufiger sich vermehren, so verschwindet die Fettansammlung, womit die Natur ihre Hinterbacken auszustatten für gut findet, keineswegs von einer Generation zur andern, sondern erhält sich im Gegentheil vollkommen, und Kraft des Gesetzes der Vererbung und der fortschreitenden Überlieferung, die von diesem Gesetze ausgeht, entwickelt sich jene Ansammlung zwar langsam, aber um desto mehr." Ladisla Netto in der Revista da Exposiçaô Anthropol. Brazileira, Rio de Janeiro 1882, p. 17.

— bloßer, der Mutter beim Entwöhnen. „Beim Entwöhnen muß sich die Mutter sobald zur Kirche geläutet wird, mit dem bloßen Gesäß auf einen Stein (Grenzstein) setzen, so bekommt das Kind steinharte Zähne (Schles., Thür., Altmark., Ostpreußen)." Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 2. A. Berlin 1869. §. 601, S. 369.

Indische Mädchen und ihr Ehegelübde. Wenn in dem Reiche Narsynga in Hyderabad ein Mädchen sich in einen jungen Menschen verliebt, den sie zu heiraten wünscht, so thut sie ein Gelübde, ihrem Gotte ihr Blut darzubringen. Erreicht sie ihren Wunsch, so bestimmt sie einen Tag, um ein gewisses Fest zu veranstalten; man nimmt einen großen mit Ochsen bespannten Wagen und steckt darauf eine Stange wie einen Pumpenschwengel, an dessen Spitze sich zwei scharfe eiserne Haken befinden. Sie verläßt dann das Haus in Begleitung ihrer Verwandten und Freunde, Männer und Frauen, nebst hellen Instrumenten, sowie Sängern und Tänzern und Lustigmachern. Vom Gürtel aufwärts ist sie entblößt, unten aber mit baumwollenen Tüchern bedeckt; und sobald sie ans Thor gelangt ist, wo der Wagen bereit steht, läßt man den Schwengel herab und bohrt ihr die Haken in die Lenden, wobei man ihr auch in die linke Hand einen kleinen Dolch gibt; dann zieht man von der andern Seite den Schwengel unter lautem Geschrei in die Höhe, ohne daß sie irgend welchen Schmerz bezeigt, vielmehr mit dem Dolch lustig umherficht, während sie oben hängt und ihr das Blut an den Beinen herabläuft und sie den Bräutigam mit Citronen wirft. So bringt man sie nach dem Tempel, wo sich das Götzenbild befindet, dem sie das Gelübde gethan, an dessen Pforte angelangt man sie herabläßt und ihrem Gemal übergibt, worauf sie ihrem Stande gemäß unter die Braminen und Götzen große Geschenke und Almosen austheilt, allen ihren Begleitern aber ein herrliches Mahl bereiten läßt. Livro de Duarto Barbosa († 1521) vol. II, p. 304. Über dieses Buch siehe die Colleccaõ de Noticias in meinem Buch „Zur Volkskunde", S. VIII.

Jungfrau Maria. Sie will die Seele eines sündigen Mannes nicht in den Himmel einlassen, den seine Frau dorthin bringt. „Das mache ich dir nicht zum Vorwurf, sagt letztere, doch dachte ich, du dächtest daran, daß andere so gebrechlich sein können wie du; oder erinnerst du dich nicht, daß du ein Kind gehabt hast, dessen Vater du nicht nachweisen konntest?“ Maria wollte nicht mehr hören, sondern machte die Thüre so rasch wie möglich zu. Arnason Islenzkar þjóðsögur 2, 39 f.

— ihre vulva. „A personal friend of mine told me that he had seen, in a church in Paris, a relic of very especial sanctity, which was said to be the ‘pudenda muliebria Sanctae Virginis.“ Inman, Ancient Faiths. London 1872. 1, 114.

Jungfern, alte, deren Beschäftigung nach ihrem Tode nach englischem Volksglauben. „To lead apes into (or in) hell. This phrase, which is still in common use, never has been (and never will be) satisfactorily explained. Steevens suggests: ‘that women who refused to bear children, should after death be condemned to the care of apes in leading strings, might have been considered as an act of posthumous atribution.’ Percy's Folio Manuscript II, 46.

Jungfrauschaft hat geringen Werth bei den Naturvölkern. „Wie gering der Werth ist, den man auf die Keuschheit der Mädchen setzt, geht daraus hervor, daß z. B. die Sprache der Buschmänner Mädchen und Weib gar nicht unterscheidet (Lichtenstein I, 192). Dasselbe wäre nach Burchell (II, 378 not.) auch bei den Betschuanen der Fall, doch ist dies schwerlich richtig. Im Norden von Perù soll ein Mädchen sogar um so mehr Freier erhalten, eine je größere Anzahl von Liebhabern sie vorher schon gehabt hat (Ulloa I, 343); ebenso in Wydah — eine Erscheinung, die sich bei Des Marchais (Voy. en Guinée. Amst. 1731) erklärt findet. Ausschweifungen der Mädchen vor der Ehe geben bei vielen Völkern durchaus keinen Anstoß.“ Waitz, Anthropol. der Naturvölker. 2. A. von Gerland. Leipzig 1877. I, 353.

— durch Lattich erkannt. „D'apprès le livre de secretis mulierum attribué à Albert le Grand, par la laittue on peut juger si une jeune fille est encore vierge. ‘Accipe fructum lactucae et pone ante nares ejus; si tunc est corrupta, statim mingit.’ De Gubernatis, Mythologie des Plantes II, 63.

Kopf einer kranken Frau abgeschnitten und wieder aufgesetzt. Ael. V. H. 9, 33. Mariatale, Gemalin des Dschamagini und Mutter des Parasurama, hatte die Kraft, das Wasser, in eine Kugel geballt, zu tragen. Einst erblickte sie dabei die Gandharvas und ließ sich dadurch zur Lustbegierde verleiten; sogleich verlor Mariatale jene Kraft, und Parasurama hieb ihr auf Befehl des Vaters den Kopf ab. Zur Belohnung für seinen Gehorsam bat dieser um die Gunst, die Mutter wieder lebendig zu machen; aber in der Eile setzte er ihren Kopf auf den Rumpf eines eben hingerichteten Verbrechers, und so besaß nun Mariatale die Tugenden einer Göttin und die Laster eines Übelthäters. Sie ward als Unreine aus dem Hause gejagt und beging nun alle Arten von Grausamkeiten, doch gaben ihr die Götter die Macht, die Kinderblattern zu heilen. Unter dem Namen Parwadi ist sie die Gemalin des Schiwa,; unter dem der Mariatale wird sie an der Küste nur von den niedrigsten Kasten angebetet. Vgl. Benfeys Orient und Occid. 1, 721 f., cf. 2, 972.

Kasten, Frau im —, dennoch untreu. Benfey's Pantschatantra 1, 460. Ralston, The Songs of the Russian People. London 1872. 2 ed. p. 59 ff. Rambaud, La Russie Epique. Paris 1876, p. 49 f.

Krebs an der Fut. „A wife who was pregnant wanted a crab. Her goodman bought one and put it in the jordan. It caught hold of his wife. He blew on it to make it let go and it pinned his nose to his wife. So he called the neighbours in to part them. Bishop Percy's Folio Manuscript. Edited by Hales and Furnival, Loose and humorous Songs. 1867. IV, 99 f.

Keuschheitsproben der Frauen. Percy, Folio Mss. II, 301: „The boy and the mantle."

Kinder gemacht — Schauspiel für Götter. „Les Giagues [auch Schaggas] croient qu'il y a des Dieux bienfaisans et des Dieux malfaisans; que les uns sont rejouis par les plaisirs des hommes, au lieu que les autres se plaisent à les voir se haïr, se persécuter, se déchirer et s'égorger. Les Giagues sont ordinairement gouvernés par une Reine. Lorsqu'elle est obligée de faire la guerre, et qu'elle est prête à livrer une bataille, pour mettre les Dieux malfaisans dans son parti, elle fait jurer à ses soldats qu'ils seront sans pitié, qu'ils n'auront égard ni à l'âge, ni au sexe, et qu'ils répandront le plus de sang qu'ils pourront. A peine la cérémonie de ce serment est elle achevé, qu'on entend une musique tendre et voluptueuse; elle annonce le spectacle qu'on va présenter pour réjouir les Dieux bienfaisans et se les rendre favorables; cent jeunes filles choisies parmi les plus belles du Royaume, et cent jeunes guerriers s'avancent en chantant et en dansant; l'impatience de leurs désirs est peinte dans leurs yeux; la Reine frappe des mains, c'est le signal; ils se livrent à leurs transports à la vue de toute l'armée. Saint-Foix, Essais Historiques sur Paris. Nouv. ed. Londr. 1759. V, 213.

— gemacht als Ersatz für einen Sterbenden. „Chez les Sifans [Land zwischen den chinesischen Provinzen Setschuan und Schensi, Tibet, der hohen Bucharei und der Wüste Kobi], quand le chef d'un canton est à l'agonie, ou étend des fleurs et des herbes odoriférantes tout le long de sa cabane; douze jeunes garçons et douze jeunes filles qu'on choisit, entrent, et chacun de ces douze couples, à un certain signal, travaille avec ardeur à la production d'un enfant, afin que l'âme du mourant, en quittant son corps, en trouve aussitôt un autre, et ne soit pas longtemps errant." l. c. V, 176.

Der vorgegebene Bruder. Il Convento notturno schildert ein ebenso gewöhnliches oder noch gewöhnlicheres Ereigniß als das folgende, nämlich ein nächtliches Stelldichein zweier Liebenden, woraus ich nur Einen Zug hervorheben will. Der Vater des Mädchens nämlich belauscht das Pärchen und frägt von seinem Fenster aus das Töchterlein, wer denn bei ihr wäre, worauf sie antwortet, es wäre ihre Schwester Catherina, welche bei ihr schlafen wolle. Hier also wird die Schwester vorgeschoben, sonst tritt dafür auch ein Bruder oder Vetter oder sonstiger Verwandter ein, was schon ein sehr altes Aushilfsmittel sein muß, wie z. B. aus Tzetzes zu Lycophr. v. 403 erhellt, wo er den Beinamen der Aphrodite Kastnia, ihn von *κάσις* ableitend, also erklärt: „*Τὴν Ἀφροδίτην τὴν μοιχίαν, καστνίαν δὲ ἀδελφοποιόν· τοὺς γαρ ξένους ἀδελφοὺς καὶ φίλους τὰ ἐρωτικὰ ποιοῦσιν. Οἱ γὰρ ἐρῶντὸς φοραθέντες λέγουσιν: Ἀδελφός μου ἢ συγγενής μού ἐστιν.*" Der wackere Commentator hat nun zwar von dem betreffenden Epitheton sowie von dem gleich darauffolgenden *Μελιναία* eine

unrichtige Erklärung gegeben, jedoch aber bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß er nicht bloß mit Scholien und ähnlichen Dingen allein Bescheid wußte oder wenigstens seine praktischen Lebenserfahrungen für dieselben mit mehr oder minder Glück zu verwerthen suchte." Aus meiner Anzeige von Balzac's Canzoni Popolari Comasche in den Heidelb. Jahrb. 1867. S. 181.

Kleine Frau, kleines Übel. Plutarch, de fraterno amore, c. 8 (angeführt von Oesterley zu Kirchhofs Wendunuth 3, 708); andere Nachweise von demselben zu Shakespeare's Jest Book. Lond. 1866, c. 63, p. 103. Ich erinnere mich, es auch in den Poesias del Arcipreste de Hita in Sanchez's Colleccion II, 9 sqq. gelesen zu haben.

Kuß von einer Herzogin einem Fleischer gegeben. „Georgina Cavendish, Herzogin von Devonshire, Tochter des Grafen Spencer, geb. 1744 zu London, vermält 1774, war eine der berühmtesten Schönheiten ihrer Zeit, zugleich vermögend und geistreich. Sie gab den vornehmen Damen Englands das gute Beispiel, ihre Kinder selbst zu stillen. Fox's Wahl zum Parlamentsdeputirten für Westminster unterstützte sie so leidenschaftlich, daß sie einem Fleischer einen als Lohn für seine Stimme bedungenen Kuß gab u. s. w. Pierer s. v. Devonshire Nr. 18.

Kyrene, die Zwölfkünstlerin. „Sine causa huc referri puto Cyrenen quandam *δωδεκαμηχανον* dictam. Videtur enim meretricula illa duodecim Veneris figuras non tam scripto quam facto expressisse. Suidas in *Δωδεκαμεχανον*. Aristophanes in Ranis 209. Antonii Panormitae Hermaphroditus ed. Forberg. Coburg 1824, p. 209.

Luna — Lunus. Seltsamer Aberglaube. „Sciendum doctissimis quibusque id memoriae traditum, atque ita nunc quoque a Carrenis praecipue haberi ut qui Lunam femineo nomine ac sexu putaverit nuncupandum, is addictus mulieribus semper inserviat: at vero qui marem Deum esse crediderit, is dominetur uxori, neque ullas muliebres patiatur insidias." Spartian. Caracalla 7.

Lot's Frau eine Salzsäule. „Des Lot konnte nicht gedacht werden, ohne auch von der zur Salzsäule gewordenen Ehehälfte desselben zu sprechen, und bei dieser Gelegenheit werden uns interessante Einzelheiten in Betreff der am Bacher Lut, d. h. Lotssee, wie die Araber das todte Meer nennen, in der Winterzeit hier und da eintretenden Stürme mit Salzregen mitgetheilt. Ein Schaf, das von Pierotti versuchshalber solchem Regen über Nacht ausgesetzt wurde, stand am andern Morgen todt und ganz von Salz überzogen." Augsb. Allgem. Zeitung, Beilage zum 29. März, S. 1440, nach Ermete Pierotti, La Palestine actuelle. Paris 1865.

Liebhaber auf und in dem Schrank. „Eine junge Frau läßt unwillkürlich einen Fremden ins Haus, und da es eben klopft und sie die Heimkunft ihres Mannes befürchtet, so versteckt sie jenen in einen Schrank, dann den nachher anlangenden Liebhaber, für den sie einige Leckereien bereitet hat, bei gleicher Veranlassung auf den Schrank, gibt hierauf dem heimkommenden Ehemanne einige derselben, schiebt aber das übrige in den Schrank. Durch einen Zufall veranlaßt, kommen die Beiden auf und in dem Schrank in Streit, und der Ehemann, hierüber erschrocken, stürzt aus dem Hause, worauf die Frau jene hinausläßt und, letzterem nachlaufend, ihn durch eine Lüge beruhigt, indem sie ihn auf die Geister ihrer stets zankenden Eltern

verweist." Thorburn, Bannú or our Afghán Frontier. Lond. 1876, p. 212. Hiermit verwandt Coelho, Cuentos Populares Portegueczes, Lisboa 1879, Nr. 67.

Leichen beschlafen. „Clemens von Alexandrien behauptet, daß die von Argos und Lakonien nicht bloß der Aphrodite Peribasia, sondern auch der Tymborychos dienten (Protreptr. p. 24 D. der uneigentliche Name aus Abscheu an der Sache), worunter er die Lust an frischen Leichen versteht, die den egyptischen Paraschisten bekannt war (Herod. 2, 89) und in unseren Tagen Personen, deren vornehmer Name geräuschvoll durch die Welt gegangen ist, z. B. in Wien. Die gelehrte, oft ekelhafte Pedanterei läßt dies den Thersites dem Achilleus in Bezug auf Penthesilea vorwerfen (Tzetzes ad. Lycophr. 999)." Welcker, Gr. Götterl. 2, 715 f.

Margaretha von Schweden (geb. 1353, gest. 1412) ist zwar als die Semiramis des Nordens bekannt, doch trug sie auch den Beinamen munkedeja (Mönchshure) wegen ihres Umganges mit dem Abte zu Sora, und Broklös (sansculotte), weil sie eben keine Hosen trug.

Meeseritz, das Städtchen, hat Anlaß gegeben zu der schmutzigwitzigen Charade: Die ersten sind ein Loch, die letzte ist ein Loch und das Ganze ist ein Loch. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. II, 1, 268.

Metiche, die Hetäre, trug den Beinamen ‚die Uhr', da sie ihrem Handwerk jedesmal nur so lange oblag, bis jene abgelaufen war (*ἐπειδὴ πρὸς κλεψύδραν συνουσίαζεν*). Athen. p. 567 Cas.

Menstruationsblut. Auf Neuseeland glaubt man, daß die allergefährlichsten Geister die seien, welche aus Vernachlässigung des Menstrualblutes, welches den Menschenkeim enthält, entstehen, wenn es nicht sorgfältig bei Seite geschafft wird. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, fortgesetzt von Gerland VI, 306. „Noch strenger Tabu waren die Embryonen, welche im Menstrualblut enthalten waren, wie man annahm; und da die Maoriweiber, die mit diesem Blut befleckten Lappen häufig in das Flechtwerk der Wände steckten, so wagte es Niemand in Neuseeland sich an eine Wand zu lehnen, damit er nicht dies Tabu bräche." A. a. O. 346 f. „Wann eine Frau ihre Menstruation hat, so durfte sie keine unreinen Arbeiten vornehmen, noch auch irgend ein unreines Thier berühren." Eskimoiske Eventyr og Sagn med Supplement etc. Kjöbenhavn 1871, II, 197.

Messalinische Bürgerfrauen zu Lübeck. „Uns ist urkundlich bezeugt, daß um 1476 vornehme Bürgerinnen, das Antlitz unter dichtem Schleier bergend, Abends in die Weinkeller gingen, um an diesen Orten der Prostitution unerkannt messalinischen Lüsten zu fröhnen." Scherr's deutsche Cultur- und Sittengeschichte. 4. A. Leipzig 1870. S. 221. — Vgl. denselben S. 329: „Durch bodenlose Unsittlichkeit zeichnete sich am Ende des 16. Jahrhunderts der Hof von Jülich Kleve aus, wo des blödsinnigen Herzogs Johann Wilhelm III. [l. VI (IV) s. Pierer s. v. Johann Nr. 159] Gemalin, Jakobäa von Baden, den ihr schuldgegebenen messalinisch-unzüchtigen Lebenswandel auf Betreibung ihrer gleich zuchtlosen Schwägerin Sibylle mit dem Tode büßte."

Minnespiel. Maßmann (Heidelb. Jahrb. 1827, S. 1077): „Natürlich laufen alle dort genannten Spiele, so mannigfaltig sie klingen, auf Ein Spiel hinaus, nämlich auf der Minne Spiel." Das mittelhochdeutsche Gedicht ist wieder abgedruckt in Hoffmanns von Fallersleben Horae Belgicae VI, 188, der Maßmanns Auslegung der 54 Benennungen dieses Spiels nicht begreift (?).

Zu der Benennung Nr. 2 „zwei die brachen Rosen" kann man vergleichen Uhland, Walther von der Vogelweide (Schriften V, 53): „Wie es mit dem Blumenbrechen gemeint sei, verräth ein weiteres Lied u. s. w." Vgl. ebend. S. 124: „Solches Blumenbrechen vor dem Walde oder auf ferner Aue gilt für bedenklich, und der Ausdruck wird nicht doppelsinnig gebraucht u. s. w." Zu den Benennungen des Minnespiels füge ferner noch Germ. XXI, 207, V. 93 ff.

Mütter, zwei, haben Einen Sohn. „Der König Bhagadatta war im Bunde mit dem König von Kâçi, dessen zwei Töchter seine Mütter waren. Jede der zwei Frauen gebar nur die Hälfte eines Kindes, welche sie durch die Ammen auf die Straße werfen ließen; die Râxasî Gara fügte beide zusammen, ... Die Garâ brachte dem König das Kind." Lassen, Ind. Alterthumskunde 1, 609 (nach dem Mahabharata).

Nackte Mädchen beim Einzug Ludwigs XI. „A l'éntrée de Louis XI (à Paris) en 1461, on imagina un spectacle très-agréable. Devant la Fontaine de Ponceau étaient plusieurs belles filles en Sirenes, toutes nues, lesquelles en faisant voir leur beau sein, chantaient de petits motets et Bergerettes. — Il paroit qu'à l'entrée de la reine Anne de Bretagne [1496], on poussa l'attention jusqu'à placer de distance en distance de petites troupes de dix ou douze personnes avec pots-de-chambre pour les Dames et Demoiselles du cortège qui se trouvaient pressées de quelque besoin. J'oubliois de dire qu' alors à toutes ces cérémonies, le cri de joye et d'acclamations n'étoit pas vive le Roi, mais Noël, Noël." Saint-Foix, Essais Historiques sur Paris. Nouv. éd, Londres 1759. I, 118 f.

Nonnen als Geliebte von Rittern. Im Jahre 1434 fand zu Medina del Campo ein Turnier statt zwischen zwei Rittern, Namens Lope de Estuñiga und Frances Davio. „Les deux champions fournirent vingt-trois carrières: A la suite de cela, messire Frances dit devant plusieurs chevaliers qui l'entendirent, qu'il faisait voeu à Dieux de ne plus jamais de sa vie aimer une religieuse; que jusque-là il en avait aimé une pour l'amour de qui il était venu à faire cette joute, mais que dorénavant, si quelqu'un apprenait qu'il aimât une nonne, il le pourrait traiter de foi mentie sans qu'en aucun lieu il pût répondre à l'injure." Hierzu findet sich aus dem Cancionero general die Frage eines Dichters angeführt, „lequel valait mieux servir, une demoiselle, une femme, une veuve ou une religieuse." Le Cte de Puymaigre, La Cour Litteraire de Don Juan II, roi de Castille. Paris 1873. II, 137.

Nonnen, Wettstreit der. Germania XVIII, 183, zur Zimmer. Chron. III, 384.

Oletum. „Sacerdotula in sacrario martiali fecit —." Festus s. v.

Ohrlöcher. S. Germ. XXX, 354. Zu dem daselbst Angeführten vgl. auch noch das spanische macho und macha (hembra); letzteres portug. femea; neugr. θηλύ Knopfloch; στροφίδι ἀρσενικὸν und θηλυκὸν; ebenso das span. jarro und jarra.

Pfaffenfrauen, -huren. S. Joh. Wilh. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 258 „Die wilde Jagd"; und dazu Anm. S. 690; dessen Mythol. Ztschr. III, 314bis; Nr. 60, 316bis; Nr. 86; Evangile des Quenouilles IV, 5; VI. 11;

Mannhardt, German. Mythen S. 711; dessen Wald- und Feldculte II, 95 ff.; Gött. Gel. Anz. 1865, S. 1476.

Phallen in weiblichen Mumien. „Die Feige ist das Sinnbild des Weiblichen in der Natur; das männliche Princip kann im Winter nicht mehr hervortreten, verbirgt sich aber im Weiblichen, wird durch dasselbe erhalten. Dieser Symbolik gehören auch die Feigenphallen an, die man in weiblichen Mumien der altegyptischen Gräber stecken gefunden hat, was so viel sagen will als: „wie Isis im Winter das Wiederbelebungsprincip des Jahres in sich birgt, so soll die Leiche im Grabe dasselbe Princip als Gewißheit der Auferstehung des Leibes bewahren." Wolfgang Menzel, Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1870. I, 25. — Hiermit zu vergleichen J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie. Göttingen und Leipzig 1852. I, 109: „Die als Amulete getragenen Phalli der Römer wie der Egyptier sind eben nur Phalli, nicht aber ganze Figuren von Menschen, noch weniger von Thieren. Sie erinnern uns dagegen an die indische Sitte, dem Todten Lingambilder mit ins Grab zu geben (N. Müller, Glaube der Hindu, p. 555; Nork, Myth. Wörterb. IV, 51)." Dazu die Anmerkung: „Vivant Denon, Voyage dans la Basse et Haute Egypte III. Atl. pl. XCVIII, Nr. 35 theilt die Zeichnung des einbalsamirten Phallus eines Stieres mit, der bei den Geschlechtstheilen einer weiblichen Mumie gefunden wurde."

Pilgerinnen werden oft zu Huren. In Agustin Duran's Romancero General. Madrid 1854 (Bibliot. de Autores Españoles. Tomo decimo) I, 497, Nr. 760 findet sich die Stelle: „las romeras á veces — suelen fincar en rameras."

Pissen der Frauenzimmer. „Frawen list, verborgen ist, — sie seind freundlich im hertzen, — sie können weinen, lechlen, — pinckeln wenn sie wöllen u. s. w." Ambraser Liederbuch Nr. XCIII, 4 (Bibl. des Litter. Vereins XII).

Polyandrie. „Carver (The people of India vol. I, p. 2) raconte que tandis qu'il vivait chez les Naudowessies, il remarqua leurs égards pour une des femmes de la tribu; il apprit qu'on la considérait comme une personne de haute distinction, parce que, dans une certaine occasion, elle avait invité les quarante principaux guerriers de la tribu à se rendre dans sa tente, leur avait donné un festin et les avait tous traités en maris. En réponse à ses questions, on lui dit que c'était une vieille coûtume tombée en désuétude et qu'à peine une fois par génération il se trouvait une femme assez osée pour donner cette fête, bien qu'un mari du plus haut rang épousât toujours celle qui l'avait donnée avec succès." Lubbock, Les Origines de la Civilisation, traduit de l'Anglais. Paris 1873. p. 116. — „A woman (unter den arabischen Hassaniyeh südlich von Khartum) when she marries does not merge her identily entirely in that of her husband, but reserves to herself one fourth of her life. Consequently, on every fourth day she is released from her marriage-vows, and if she happens to take a fancy to any man, the favoured lover may live with her for four-and twenty hours, during which time the husband may not enter her hut. With this curious exception, the Hassaniyeh women are not so immoral as those of many parts of the world." J. G. Wood, The Natural History of Man. Africa. Lond. 1868. p. 765. — „Bei den Damaranegern nehmen nach dem Berichte von Francis Galton manche

Weiber ... in jeder Woche einen andern Mann.“ Kulischer, Die communale Civilehe, im Archiv f. Anthropol. 1878. S. 216 (nach Reich, Gesch. des ehelichen Lebens S. 221).

Pimp-tenure. „Willielmus Hoppeshort tenet dimidiam virgatam terrae in eadem villa [Bockhampton] de domino Rege, per servitium custodiendi domino Rege [l. Regi] sex damisellas, sc. meretrices, ad custum domini Regis. This was called pimp-tenure. Jacob's Law-Dict., s. v. Pimp. Tenure.“ Kölbing, Englische Studien III, 10.

Peder Paars IV. B. 1 S. „Ey! Op med Skiörterne! med Buxerne herned! — saa giorde Fædrene. Jeg deerom veed Beskeed.“

Ring einer schwangeren Ehefrau bannt fest. „Comme le démon, autrement le faux filleul, poussait des cris affreux et essayait de sortir du feu; on fit venir une jeune femme portant [i. e. enceinte de] son premier enfant, et, avec son anneau de mariage qu'elle lui présentait à l'ouverture du four, quand il voulait sortir, elle le força d'y rester.“ La Princesse de Tronkolaine (Conte de la Basse Bretagne) Sébillot, Contes des Provinces de France. Paris 1884. p. 45.

Rogers. Auf einem Thürschild stand: „Sally Rogers“ (für letzteres Wort kann auch gelesen werden „rogers“) und ein Vorübergehender schrieb unter das Schild „So does Mary.“

Reis über die Braut geschüttet. „Die Chinesen schütten Reis über die Braut bei ihrem Eintritt in das Haus, das sie künftig bewohnen wird (her future home).“ Dennys, The Folk Lore of China. Lond. 1876. p. 15. Vgl. hiermit die tibetanische Sitte: „Le repas fini, les membres des deux familles prennent la fiancée par le bras pour la mener à pied à la maison du futur, où, si c'est loin, ils la conduisent à cheval. On jette des grains de froment ou d'orge grise sur la fiancée etc.“ Nouv. Journal asiat. IV, 252. — „The bridegroom now [nach der Verlöbniß] leads his bride to his home. On the top of the steps leading into the house his father and mother meet the young couple, and bless them with bread and salt, while some of the other relatives pour over them barley and down, and give them fresh milk to drink etc.“ Ralston, The Songs of the Russian People. Second ed. Lond. 1872. p. 280.

Rhein, über den — fahren. Herzog Ernst, herausgegeben von K. Bartsch. Wien 1869. S. 219. „Es geht aus Bartsch's Anmerkung deutlich hervor, daß ich die Redensart „über den Rhein fahren“ in Pfeiffers Germania XIV, 399 (zur Zimmerischen Chron. IV, 51, 3) ganz richtig erklärt habe u. s. w.“ S. meine Anzeige in den Gött. Gel. Anz. 1870. S. 1232. Also diese Redensart bedeutete das Minnespiel.

Schönheiten der Frauen, dreißig; s. meine Bemerkung in den Gött. Gel. Anz. 1868. S. 1919. Andere Dichter freilich wußten deren sechzig aufzuzählen; s. Reiffenberg zu Philippe Mouskés II, 825 v° Beauté und 875 v° Vallant, an welcher letzteren Stelle jedoch Nevizanus mit Unrecht als Verfasser des betreffenden lat. Gedichts genannt ist; s. Bayle, Dict. Crit. v°. Helène, Note B. S. meine Bemerkung in den Heidelb. Jahrb. 1871. S. 548. Noch andere Volkslieder sind viel bescheidener und sind mit sieben Schönheiten der Frauen zufrieden. „Sete belezze deve aver le dona“ beginnt ein Vicentinisches. S. überhaupt Antonio Ive, Canti Popolari Istriani. Torino 1877. p. 39 f.

Schmeißen. Jemand von seiner Frau gefragt, ob er sie auch lieb hätte, antwortet: „Ich habe dich so lieb wie ein gut schmeißen.“ Kirchhof, Wendunmuth IV, 195. — Vgl. hierzu Eubulos in dem Lustspiel *Κέρκωπες* (Athen. p. 417 Cas.):

Μετὰ ταῦτα Θήβας ἦλθον· οὐ τὴν νύχθ' ὅλην
τήν θ' ἡμέρον δειπνοῦσι, καὶ κοπρῶν' ἔχει
ἐπὶ ταῖς θύραις ἕκαστος, οὗ πλήρει βροτῶ
οὐκ ἐστὶ μεῖζον ἀγαθόν· ὡς χεζητιῶν
μακρὰν βαδίζων, πολλὰ δ' ἐσθίων ἀνὴρ,
δάκνων τὰ χείλη, παγγέλοιος ἐστ' ἰδεῖν.

Über schmeißen s. Sanders s. v. I.

Schloß, Schlößlein, Sicilianisches Volkslied. „La Chiavi e la Toppa“ — „Gnuri Minicu, mittitivi 'n susu. — Gnura Minica, pirchì? — Vi ficcati 'ntra 'u pirtusu, — E faciti 'nzi-zi-ti-nzì.“ (Signor Domenico, mettetevi su. — Signora Domenica, perchè? — Vi ficcate nel pertugio. — E fate nzi-ri-chi-ti-nzì.“) — Si può tirare benissimo ai due sensi dell' aprire la toppa ferrea e la toppa feminile. L'ultimo verso ha il suono imitativo).“ Vgl. Hoffmann von Fallersleben Horae Belg. XI, 294 ff. (Antw. Liederb. Nr. CXCI). — Das Schlößlein in Uhlands „Graf Eberstein“ ist dagegen in dem Sinne von bürgelin zu fassen, welches gleichfalls den Doppelsinn hat. S. meine Anzeige in Ebert-Lemcke's Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. XII, 342, 15.

Schuhe vom Teufel einem alten Weibe an einer Stange gereicht. Conde Lucanor c. 48. S. Dunlop, Gesch. der Prosadicht. S. 503[a]; Kirchof, Wendunmuth I, 366.

Säuferin Myrto in einem Faß begraben. Anthol. Gr. VII, 329.

Μυρτάδα, τὴν ἱεραῖς με Διωνύσου παρὰ ληνοῖς
ἄφθονον ἀκρήτου σπασσαμένην κύλικα,
οὐ κεύθει φθιμένην βαιὴ κόνις· ἀλλὰ πίθος μοι,
σύμβολον εὐφροσύνης, τερπνὸς ἔπεστι τάφος.

Vgl. Gundlings Grab.

Stallbruder von einem Frauenzimmer. Svend Grundtvig, Danmarks Gamle Folkeviser Nr. 77, Str. 21: „Hør thu thett, stalten Blidelild! — och kerre stalbroder mynn: — thu følge meg till den herres land, — och giør thett for erre dynn.“ Vgl. Nr. 3, Str. 2; Nr. 197, Str. 7. S. auch Zachers Ztschr. f. deutsche Philol. V, 373 f. meine Bemerkung zu Staalbroder.

Stellvertretung des Ehemannes durch einen andern. „Zweck der Ehe war Erzeugung eines echten Erben. Blieb die Frau unfruchtbar, so durfte sich der Mann von ihr scheiden. Lag es am Unvermögen des Mannes, so konnte vor Alters auf andere Weise Rath geschafft werden: der Ehemann hatte die Befugniß, sich einen Stellvertreter zu wählen.“ Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer 2. A. S. 443 f. Vgl. Gierke, Der Humor im deutschen Recht. Berlin 1871. S. 56 f.

Schuh der Frauen als aphrodisisches Symbol. S. meine Bemerkungen in Benfeys Orient u. Occid. III, 372, Nr. 7. J. W. Wolf, Beiträge z. deutschen Mythol. Göttingen u. Leipzig 1852. I, 211, Nr. 98, wo es auch heißt: „In der Bergstraße und dem Odenwald empfängt die Braut Bänder von ihren Freundinnen. ... Bei der Hochzeit ist es Sitte ihr einen Schuh

auszuziehen und daraus zu trinken.“ Mit letzterer Sitte steht wohl in keiner Verbindung: „Har ett barn fått hore-skerfvan, genom att bli sedt på bart bröst af en lönda-hora, så botas dett genom att få dricka ur en lönda-horas sko.“ Hyltén-Cavallius, Wärend och Wirdarne. Stockholm 1864. I, 402. Über lönda-hora s. ebend. p. 377 f.

Schloß, seltsames, an der vulva. S. meine Mittheilung in der Germ. XXV, 295 f. „Ein seltsames Schloß.“

Schamhaare der Frauen. Zum Putz weggeschnitten: „*Κόραι δ' ἐν ἀμπεχόναις τριχάπτοις, ἀρτίως — ἠβυλλιῶσαι, καὶ τὰ ῥόδα κεκαρμέναι κτλ* Athen. p. 269 Cas. (Aus einem Lustspieldichter.) — Mit Bändern geputzt. „La Marquise d'Estrées, mère de la belle Gabrielle, fut tuée dans une sédition à Issoire en Auvergne; aparemment que son corps resta dans la rue très — indécemment exposée, puisqu'on s'apperçut d'une mode qui s'étoit introduite depuis quelque temps parmi les femmes du grand monde: ce n'étoient pas seulement leurs cheveux qu'elles tressoient avec de la nompareille de differentes couleurs.“ Saint-Foix, Essais Historiques sur Paris. Nouv. éd. Londres 1759. II, 327 sq. — Falsche Schamhaare gebraucht; „A health to all Ladyes that never used Merkin!“ (Dazu die Anmerkung: „Merkin, counterfeit hair for a woman's privy parts“) Percy's Folio manuscript. Ed. by Hales and Furnival. IVth vol. (Loose and humorous Songs besonders herausgegeben.) Lond. 1867, p. 113.

Schwur der Geschwächten. „Si un homme commet un viol et ensuite le nie: Qu'il y ait serment de cinquante hommes, tous Cambriens et franc-tenanciers pour le disculper. Si la femme persiste dans l'accusation: Qu'elle jure la main droite sur les reliques ... et membro virili sinistrâ prehenso, quod is per vim se isto membro violaverit ... Il y a des juges qui n'admettent nulle dénégation contre un pareil serment. Robert p. 136.“ Michelet, Origines du Droit français p. 49.

Speien des Inca in die Hand einer Hofdame. Humboldt, Naturanschauungen II, 381, Nr. 13. Die Hand der Letzteren diente also als Spucknapf.

Todtenhemd von der Frau zum Gastmahl mitgenommen für möglichen Gebrauch für die Leiche des Mannes. „Gamla hustrur ännu berätta, att de aldrig följde sine män i gästabåd, med mindre de togo ett svepe-lakan med sig att svepa sins män eller söner uti; ty de voro intet säkra om de med lifvet kommo derifrån.“ (Nach Rudbeck gegen Ende des 17. Jahrh.) Hyltén-Cavallius, Wärend och Wirdurne II, 386. Gleiches fand bei den alten Dithmarschen statt, wo „Dodentüg“ d. h. Todtenhemd hieß; s. Deutsche Romanzeitung 1877, Nr. 28; S. 319, und ebenso Thelemark: „Konerne toge Ligskjorten med til Gjaestebudet.“ Landstad, Norske Folkeviser. Christiania 1853, p. 687 und Jörge Moe, Samlede Skrifter. Kristiania 1877: „Kvinderne til Gilde — Bar Ligskjorten med, — Hvori de kunde laegge — Sin husbonde ned etc.“

Tochter säugt den Vater, S. Heidelb. Jahrb. 1868, S. 92, Nr. 15 meine Anzeige von Henderson und Wilkinson's Folk-lore; und Gött. Gel. Anz. 1871, S. 1409, Nr, 8. „*Τὰ αἰνίγματα.*“ Füge hinzu Preller, Röm. Mythol. 2. A. S. 625. Cf. Gesta Roman. ed. Oesterley. Berlin 1872 c. 215 nebst Anm. S. 744.

Tasche bedeutet 1. cunnus; 2. Weibsbild (Sanders Bd. III, S. 1288, Nr. 3 c. und 5). Tasche bedeutet in der Eskimosprache bei den Angakoks „Mutter“ (hvem har du til Pose [d. e. „Moder“ i Angakok-sproget). Rink, Eskimoiske Eventyr og Sagn. Kjøbenh. 1866. I, 280. Tasche (taske) bedeutet dän. 1. Tasche; 2. Hure.

Urin von Frauen zum Ausspülen des Mundes. „Un étranger, qui arrive chez les Tschuktsches, a droit de choisir celle qui lui plaît le plus: la femme qu'il a choisie, lui présente une tasse de son urine, dont il doit se rincer la bouche: on le regarde comme ami, s'il surmonte cette épreuve, et comme ennemi s'il n'accepte (Rel. de Muller).“ Demeunier, L'esprit des usages et des coutumes des differents peuples. A Londres et à Paris 1786. II, 287.

Venus mascula cum femina.

Θῆλυς ἔρως κάλλιστος ἐνὶ θνητοῖσι τέτυκται,
ὅσσοις ἐς φιλίην σεμνὸς ἔνεστι νόος.
εἰ δὲ καὶ ἀρσενικὸν στέργεις πόθον, οἶδα διδάξαι
φάρμακον, ᾧ παύσεις τὴν δυσέρωτα νόσον.
στρέψας Μηνοφίλαν αὐΐσχιον ἐν φρεσὶν ἕλπου
αὐτὸν ἔχειν κόλποις ἄρσενα Μηνόφιλον.

Anthol. Gr. V, 116.

Wunde, die nie heilende. S. Ebert, Jahrb. f. roman. u. engl. Liter. III, 338: „Zu Rabelais“ von Reinh. Köhler. Füge hinzu Angelo de Gubernatis, Le Novelline di Santo Stefano. Torino 1869. p. 60. Nov. 34: „Il Diavolo e il Contadino.“

Wöchnerinnen, gestorbene, im Paradies. Der Glaube der Markesasinsulaner, daß gestorbene Wöchnerinnen ins Paradies kommen, findet sich nicht nur auch bei den Grönländern (Rink, Eskimoiske Eventyr og Sagn. Supplement. Kjöbenhavn 1871, S. 186), sondern auch in Deutschland (Leoprechting, Der Lechrain, S. 45); s. meine Anzeige in den Gött. Gel. Anz. 1872, S. 1544 f.; auch im alten Mexico, J. G. Müller, Gesch. d. amerikan. Urreligionen, Basel 1855, S. 660; in der chinesischen Provinz Yunnan, Tylor, Primitive Culture 2 ed. London 1873, II, 83, N. 3; auch in Schottland, Walter Scott, Minstrelsy of the Scott. Border, Clerk Saunders, wo es heißt: „women, — I wot, who die in strong traivelling, — Their beds are made in the heavens high — Down at the foot of our good Lord's knee — Weel set about wi' gillyflowers.“

Witwen in Rom heiraten in den feriae. Macrob. I, 15: „Verrium Flaccum iuris pontificii peritissimum dicere solitum refert Varro, quia feriis tergere veteres fossas liceret, novas facere ius non esset, ideo magis viduis quam virginibus idoneas esse ferias ad nubendum.“ Angeführt von Bachofen, Die Sage von Tanaquil. Heidelberg 1870, S. 313, Anm. 5, der hinzufügt: „Die physische Grundlage der sabinischen Cluacina, einer Form Aphroditens, ist dieselbe.“

Weiber in Europa nicht vorhanden. „Les Peulhs du Sénégal, les Gallas de l'Afrique et les Australiens croyaient que les blancs ne pouvaient reproduire leur espèce et que, par conséquent, il n'avaient point de mère. Un Esquimau demanda si les Européens avaient des femmes. Les Arricaras des rives du Missouri, voyant les blancs acharnés après leurs femmes, etaient convaincus qu'ils n'en avaient pas dans leur pays. Dans la Polynésie,

les naturels de l'île Ouitoui, du groupe des îles du Désappointement, cachaient leurs femmes, afin qu'elles ne fussent pas enlevées par les blancs, car ceux-ci n'en avaient aucune chez eux.“ Gaidoz und Rollands Melusine II, 559, wo auch die Belege angeführt sind.

Zweimal verheiraten eine große Thorheit. Athen. p. 559 Cas.

Κακὸς κακῶς γένοιθ' ὁ γήμας δεύτερος
θνητῶν. Ὁ μὲν γὰρ πρῶτος οὐδὲν ἠδίκει·
οὔπω γὰρ εἰδὼς οὗτος, οἷον ἦν κακὸν,
ἐλάμβανεν γυναῖχ'· ὁ δ' ὕστερον λαβὼν,
εἰς προῦπτον εἰδὼς αὑτὸν ἐνέβαλεν κακόν.

Aus dem Komiker Aristophon. Vgl. Shakespeare's Jest Book ed. by Oesterley. Lond. 1866, p. 41, Nr. XXI, wo vor dem Heiraten einer dritten Frau gewarnt wird; der Schwank schließt mit den Worten: „Thys tale is a warnyng to them that have ben e twyce in parell to beware how they come therin the thyrd tyme.“

LÜTTICH. FELIX LIEBRECHT.

Aus alten Handschriftenkatalogen.

Gustav Becker hat in seinen dankenswerthen ‘Catalogi bibliothecarum antiqui’ (Bonn 1885) eine Reihe von alten Handschriftenverzeichnissen abdrucken lassen, die auch manches deutsche enthalten. Die ältesten Notizen sind die bekannten in den alten Reichenauer Katalogen: De carminibus Theodiscæ vol. (S. 9), in dem Verzeichniß von 822; und in dem von 842 verfaßten: ‘In XX primo libello continentur XII carmina theodiscæ linguæ formata’. In secundo libello habentur diversi paenitentiarum libri a diversis doctoribus editi et carmina diversa ad docendum theodiscam linquam, et de inventione corporis S. Benedicti et cætera’ (S 22).

Unbekannt dagegen ist die Notiz in dem Verzeichniß von St. Riquier (831), wo sich unter Nr. 206. 207 findet ’passio domini in theodisco et in latino’ (S. 28), ein nicht erhaltenes Werk jedenfalls, ob Prosa oder Poesie, ist unbestimmbar.

In dem Weißenburger Verzeichniß des 9. Jahrhs. befand sich ‘evangelium theodiscum (S. 37). Die Notiz ‘de carminibus theodiscæ vol. I’ findet sich auch in dem Verzeichniß einer ‘incognita Bibliotheca. saec. X’ (S. 75) das Hermann Hagen aus einem Genfer Codex des 8. Jahrhs. hat abdrucken lassen. Offenbar haben wir hier ein anderes Exemplar des alten Reichenauer Cataloges vor uns, wie Becker S. IV für wahrscheinlich hält. Die beiden Aufzeichnungen ergänzen sich mehrfach, und Hagens Lesung wird oft berichtigt. Daß in dem Genfer Verzeichnisse, das dem 8. Jahrh. angehört, einige Codices fehlen, ist nicht befremdend, wie umgekehrt in dem zweiten Theile desselben, der im 10. Jahrh. geschrieben ist, verschiedene Handschriften mehr als in dem Verzeichniß von 822 sind.

In dem Weißenburger Katalog von 1043 findet sich ‘psalt theutonice in III uolum̄.’ (S. 133), was doch wohl Notkers Psalmenübersetzung ist.

In der Bibliothek der S. Maximinkirche in Trier, deren Katalog aus dem 11./12. Jahrh. ist, befand sich ein ‘liber theutonicus’ (S. 181), über dessen Inhalt leider nichts angegeben ist.

In dem Cataloge von Pfäffers (1155) wird verzeichnet 'cantica canticorum metrice et theutonice composita', (S. 208), also Willirams Übersetzung.

Die Bibliothek von S. Emmeram in Regensburg, deren Katalog nach 1163 verfasst ist, enthält 'sermones ad populum teutonice (S. 222).

Endlich hat Becker S. 228 auch die Stelle aus dem Briefe des Bertold von Andechs über das deutsche Buch von Herzog Ernst abdrucken lassen.

Von englischen Sachen kommen in einem englischen Katalog des 12. Jahrh. vor 'uitae sanctorum anglicae' (S. 216) und 'Elfredi regis liber anglicus' (S. 217). In dem Kataloge von Durham (12. Jahrh.) folgende libri anglici: Omeliaria vetera duo. Unum novum. Elfledes Boc. historia Anglorum anglice. Liber Paulini anglicus. Liber de nativitate sanctae Mariae anglicus. Cronica duo anglica.

Die zahlreichen lateinischen Dichtungen übergehe ich, nur auf die Handschriften des Waltharius sei zum Schluß aufmerksam gemacht. In dem Katalog einer unbekannten Bibliothek aus dem 10. Jahrh. in einer Berner Hs. finden wir 'Waltarium' zwischen einem Avian und Aesop (S. 62); in dem von Toul (vor 1084) 'Waltarius vol. I' (S. 152), ferner 'Avianus cum Esopo et Hincmaro et Waltario vol. I' (ib.) und 'Waltarius per se vol. I (ib.). In dem Katalog von Pfäffers (1155) 'Waltarius' zwischen Cato, Avian und Homer (d. h. wohl dem Pindarus Thebanus (S. 208) in der Bibliothek aufgestellt. In Muri endlich (12. Jahrh.) 'duo libri de Walthario' (S. 252).

Mittheilungen.

Dr. R. Kögel in Leipzig ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

Die jährliche Bibliographie der Germania wird in Zukunft von Herrn Dr. Gustav Ehrismann bearbeitet werden.

Ich werde für das Wintersemester einem Rufe nach Gießen Folge leisten; für mich bestimmte Sendungen bitte ich von Anfang October dorthin zu richten. O. Behaghel.

EINUNDZWANZIG FABELN, SCHWÄNKE UND ERZÄHLUNGEN DES XV. JAHRHUNDERTS.

In der St. Galler Papierhandschrift 643, XV. Jahrh., Boners Fabeln (S. 1—89), eine alte Züricher Chronik von 1313—1433 (S. 131 bis 157) nebst anderen Schweizergeschichten v. 1460—77 (S. 159—201) enthaltend, stehen S. 89—128 unmittelbar nach Boners Fabeln die folgenden, noch ungedruckten Fabeln, Schwänke und Erzählungen. Vgl. G. Scherrers Verzeichniß der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen S. 210. Sie rühren von einem Schweizerdichter des XV. Jahrhs. her. Der Eingang dazu sowie Nr. 11 (Holzhacker und St. Petrus) ist abgedruckt von Lassberg in Mones Anzeiger 1836e S. 192 ff.

Der Abdruck hier erfolgt genau nach der Vorlage. Die Über. schriften stehen in der Handschrift nicht.

Zu Nr. 4 vgl. Wendunmuth 1, 366; sodann die Nachweise bei Goedeke, Dichtungen von Hans Sachs 1, 195. — Zu Nr. 6 halte die ähnliche Fassung in Lassbergs Liedersaal 2, 547, Nr. LXXIV, Gesammtabenteuer 2, 219, Nr. XXXV; vgl. auch Gesammtab. 3, 724. — Zu Nr. 8 vgl. die Nachweise von H. Kurz in Burkhard Waldis Esop Bd. 2, Anmerkungen S. 139. — Zu Nr. 9 vgl. Gesammtab. 2, 337, Nr. XLIII, Quellennachweis und Bearbeitungen, u. a. auch von Boccaccio VII, 8, daselbst 2, S. XLII ff. — Zu Nr. 10 Vers 59 vgl Boner 22, 36. — Zu Nr. 12 vgl. J. Ayrers Mönch im Käskorb 1598. — Zu Nr. 13 Gesammtab. 2, 109, Nr. XXVII, Boccaccio VII, 7. — Zu Nr. 14 vgl. reiches Material bei Braunholtz, die erste nichtchristliche Parabel des Barlaam und Josaphat 1884, S. 72 ff. — Zu Nr. 16 Gesta Roman. Cap. 119.

ZÜRICH, Mai 1888. J. BAECHTOLD.

Sid dis bůch ein ende hat
so wil ich ouch ein toren tat
in dis bůch schriben
ob ich nu möcht beliben
an hinderred umb dis sach
dz ich ouch byschafft mach
vnd doch nit witzen dar zů han
es dunkt mich ouch selbs torlich getan
doch mag ich es nit vnderwegen lan
min naren wort můs ich hier inn han
vn̄ wil es schriben hie in
sölt ioch ich iemer ein tore sin

doch wem es nit geualle wol
dem ratt ich dz er sol
vnderwegen lassen sin lesen
vnd sol mich ouch lassen gnesen
also heb ich es an
es sy ioch wol ald übel getan

1. Fuchs, Wolf und Eimer.

[E]insmals kam ein fuchs gerant
da er einen galtbruñen fand
er lůget vil fast dar in
er gedacht was mag das sin
zwen eimer dar ab hiengen
die vff vñ nider giengen
in einen eimer er do sprang
der eimer mit dem fuchs nider trang
der ander eimer gieng übersich do
des ward der fuchs gar vnfro
wan er můst beliben dar in
das wz gar sin vngewin
ein wolf kam dar zů gelouffen
er sprach ina woffen woffen
sag an lieber geselle min
mich wundert wie dz müg sin
dz du in dem tieffen loch list
vnd dir doch nüt gebrist
[90] der fuchs hofflichen sprach
do er den wolff erst an sach
lieber wolf ich sag dir dz
dz mir all min tag nie so wol wz
der wolf sprach lieber geselle min
hilff mir ouch zů dir hin in
er sprach vff min eid dz sol sin
won du bist der best geselle min
tritt in den eimer dz rat ich dir
so kunst wol her ab zů mir
der wolff in den eimer sass
da von der fuchs vil fro wz
won der wolff zoch mit dem eim' nid'
damit kam der fuchs herwider
der wolff můst in dem brunnen sin
das was gar sin vngewin
do er nebent den fuchs kam
do růfft der fuchs in faltschlich an
vnd sties in dar vmb ,
dz er im nit endrunn
vnd dester faster wägi nider
der fuchs sprach nu hin ich kum nit wid'
vñ lass dir vil wol wesen
ich bin nu wol genesen
¶ wer allen zungen geloubet wol
der wirt vil dik hertzleidz vol
vñ wirt betrůbt an sinem hertzē
vñ můs liden grossen schmertzen
valsche zunge stifftet das
das brůder brůder wirt gehas
das selb der vatter ouch tůtt
böse wort werdent niem' gůt
den valschen tůchte wie es gschäche
dz er sin fründ in kumer säche
durch dz er in fröiden mocht wesen
vor im kan nieman genesen
wer wil sin in der wolnust
die im nit erkant ist
vñ si nit erkennē wil
vñ nit sicht ob es sy ein gewüs spil
vñ gälich dar zů ziechen wil
genüst er des das ist nit vil
wer züchet ab einer gůten statt
da er sich mit eren wol begat
vñ er do vil wol möcht bestan
der dunkt mich ein vnwiser man
im möcht wol als dem wolf beschechen
doch wil ich da wider nit me iechen
ob einer zücht an ein statt
da er sich mit eren wol begat
vñ sy im ist vil wol kunt getan
vñ bewert von mängem biderman
hätt der wolff also getan
so möcht er noch wol sin leben han

35 nebent] nement *Hs.*

2. Falke und Eule.

[91] [E]in valk floug in einen wald
der fieng gar schnell vñ bald
vil vogel die er do vand
er wz der ülen wol erkant
zů dem valken kam die üle do
mit iro wortten vñ sprach also
ach valk küng vñ herre min
möcht es an üwern gnaden sin
sid ir der voglen so vil vachent
so bit ich üch dz ir nit gachint
vñ mir mine kind nit esind
der trüw wil ich niemer vergessē
der valk sprach wer sint dine kint
sy sprach die schönschtē die im wald sint
die sint min
er sprach wolhin das sol sin
die schönschtē wil ich lassen gan
vñ wil die vngeschaffnen alle van
vñ wil sy essen alle gar
der falk floug hin an alle var
vñ kam zů der ülen kind
er sprach ich sich wol dz die sint
die vngeschaffnesten die man fint
si sint nit der ülen kind
won sy spċh es werint die schonschtē vögelin
die in dem wald möchten sin
der valk all iung ülen verschland
die er in dem wald iena fand
die alt ül kam zů dem valken do
gar truriklich vñ sprach also
o her wie hant ir min vergessen
mine kind hant ir alle gessen
vñ hant enkeines hin lan komen
der valk sprach als ich han vernomen
so han ich es nit getan
die schönschten han ich lassen gan
vñ han die vngeschaffnesten fressen
si sprach dz kan ich niemer vergessen
die ir assent die warent min
mich wundert wie dz muge sin
ich wand sy werint die schönschtē kint
nu merk ich das sy sint
die vngestaltesten vögelin
die in dem wald mügent sin
¶ sölicher lütten man ouch vil vint
der vngezogen sint ir kint
vñ dar zů enkeinen wandel hant
vñ ouch selten in schönheit stant
vñ ouch niemer kunnent werden
vñ doch wend dz vff erden
kein schöner kreentur müg sin
denn dieselben kindelin
vñ wz sy tůnd dz dunkt sy gůt
sy hant sicher ein tumen můt
vñ vieng ein ander kind dz halbz an
dz ir kint hant getan
si schryent offenlich über sy
secht wie wonet dem bosheit by
si sprechent sy tůnd niend' gůt'
e man sol sy schlachen mit d'růt
ich sich an irem wandel wol
dz sy werdent aller bosheit vol
[92] wie ist ir vatter ouch ein man
dz er die kint nit ziechen kan
er ist ouch zwar ein böswicht
ds er inen das übersicht
also wend die lütte
die frömden gar vernütten
vnd dunkt sy niemer gůt
wz diser oder der tůt
vñ wänet dz niemen mug sin
gelich iro kindellin
sächent sy si aber recht an
si sprächent mich hat betrogē min wan

25 vögelin] vögel *Hs.* 36 han] an *Hs.* 52 kindelin] kinelin *Hs.*

3. Schüler und Bauer.

[E]in schůler über felde gieng
ellent herbürg er enpfieng
als noch mängem me beschicht
der nach der lere vicht
er kert zů einem puren hin
vñ bat dz man in
gehielti über nacht durch got
von dem purn leid er spott
ia kum her lieber schůler min
ein gůt bet sol din eigen sin
dar vff solt du ligen übernacht
bis dz du nit me schlaffen macht
er gieng hin vñ ass vñ trank
dem puren seit er grossen dank
darnach sassent sy vff die benk
der pur geriet da stanken
ein grossen furtz lies er do
vñ sprach zů dem schůler also
schůler dz ist dz bette din
der schůler sweig vñ lachet sin
der pur stankt aber als e
schůler ich gib dir aber me
der furtz ist ein lilach gůt
vor frost bist du wol behůt
der schůler lachet aber als ee
der pur stankt aber me
vñ lies ein furtz der wz gros
den schůler do des schimpfs verdroß
er spch dz ist das oberlilachen
noch wil ich dir teke vnd küsse machen
[93] vñ lies aber ein furtz als e
er sprach schůler hie her ge
vñ leg dich an dz bettelin
vñ las dir vil wol sin
er leit sich nider vff den bank
sin bett wz gemacht von stank
der pur gieng mit sim wib nider
vñ spch da lig vntz dz ich herwider
kom vñ schlaff gnůg vñ fast
der pur gieng do an sin rast
der schůler begond sich do flissen
wie er den puren sölt beschissen
er scheiss hinder den offen hin
vnd růfft do dem wirtte sin
aldey wirt got dank üch
won ich wider vff die vart züch
dz bett vñ die lilachen
die ir mir nächt hant gemachet
han ich hinder den ofen geleit
der pur zů der frowen seit
gäbt du dem schůler lilachen vñ küssē
das solt du mich lassen wüssen
nein ich werlich sam mir got
der schůler tribt mit dir sin spot
er lies den schůler sinen weg gan
schier begond er ouch vf stan
vñ gieng her ab in die stuben sin
vñ sass hinder dz öffelin
vnd sass eben in den drek
er sprach pfuch wz ich hie schmek
es stinkt har inne harte vast
pfuch ich han weder růw noch rast
er stůnd vff vñ sach vndersich
pfuch ich han beschissen mich
sprach der pur hie lit ein drek
pfuch wie übel er nu schmekt
wib du solt wüssen
der schůler hat mich beschissen
vss furtzē hat ich im ein bett gemacht
dar in solt er ligen über nacht
dz hett er alles gelesen zesamen
vñ het es hinder den offen getan
dar vs ist worden ein grosser drek
der hie als übel schmekt
er het mir ytel recht getan
des můs er ein gůt iar han
℈ wider gelt wart nie verbottē
wer spottet des sol man spotten
wer den and'n tören wil
der wirt vil dik der torn spil
vñ wirt geschant in kurtzer frist
als disem purn geschechen ist
wer der lütten spotten wil
so es denn kumpt vff dz zil
so wirt er lasters vñ spottes vol
wirt er betrogen dz ist wol
hett der pur nit gespottet sin
an laster wer er wol komē hin
vñ wer nie in die schmacht komen
ich han es noch me vernomen
[94] das man den bosen geschenden sol
der da spottes ist so vol

4. Ein böses Weib scheidet eine Ehe.

[E]in man der hat ein wib
die hat er als lieb als sin lib
dz selb sy im ouch tett
jeklichs das ander lieb hett
das was lutzefier gar leid
er hůb an vnd seit
zů dem andů gesellen sin
ob enkeiner wer vnder in
der die liebe könd gescheiden
vñ die liebe möcht bringē in leid
do wz einer vnder in
vñ sprach ich wil derselbe sin
vñ wil sy verwiren gar
lucifier dz sag ich dir für war
lucifier sprach nu far hin
vñ mach gros leid vnder in
er für hin in des mans hus
er lüff dik in vnd vs
ob er die liebi mocht scheiden
er schůff nüt dz wz im leide
do kam er zů einer frowen alt
die kont boßheit mänigfalt
er grůtz sy vñ sprach zů ir
zwen schůch wil ich geben dir
ob du die liebi kanst scheiden
vnder den menschen beiden
si sprach ia dz kan ich wol
ich weis wol wie ich es tůn sol
gist mir die schů so tůn ichs gern
die liebi kan ich in leid verkern
er sprach so gang hin
vnd mach gros leid vnder in
so wil ich dir die schůch geben
ob du es schaffest eben
sy gieng hin zů dem man
weist du nit wz da het getan
din wib ein andrer lit by ir
für war sag ich es dir
so du gast vss dem hus
so loufft sy an stett hin vs
vñ heist ir bůl zu ir komen
für war han ich es vernomen
der man wand es wer war
[95] do für dz altwib aber dar
vñ gieng zů siner frowen
die liebi wolt sy zerhowen
si sprach sag an mir
ist din man ietz nit fyent dir
ia werlich er tůt gelich
als ob er fast hasse mich
dz alt wib begond do iechen
ein gůtten rat wil ich dir gebē
ein schökly har ist im in sim nak
den solt du bald howen ab
so vergat im sin zorn
tůst es nit so bist verlorn
si volget der valschē frowē lere
des kam sy in laster vñ in vnere
dz alt wib gieng aber hin do
zů dem man vñ sprach also
din wib wil dich haben tod
volgest mir nit du kunst in not
so du heim kunst ze nacht
so merk wie dich din wib enpfacht
si spricht kum har zů mir
so wil ich lusen dir
so nimpt sy in ir hant ein schär
vñ wil dir abrissen die keln gär
do er ze nacht heim kam
die frow die schär in die hant nam
sy sprach kum ich wil dir lusen
den man begond grusen
er leit sich do in ir schoss
die liebi wurdent sy bede blos
dz schökly wolt sy im abhowen do
er sprang vff vñ sprach also
pfuch pfuch du bös wib
woltest du verderben minen lip
frilich dz můs dir werden leit
es was mir wol vorgeseit
die liebi wart zerstöret gar
des nam der tüffel vil eben war
er geriet vil bald louffen
dem alten wib die schů kouffen
an einer stangen bot er ir do
die schůch vñ sprach zů ir also
se hin ich wil fliechen dich
wan du bist vil böser den ich
du hast volbracht ein boßheit
dar an han ich grossen flis geleit
vñ kond es doch nie geschaffen
die liebe hast du ze leid gemachet
sit du denn böser bist deñ ich
so solt die schůch von mir enpfachē nicht

denn an einer stanngen
¶ man mag es wol sagen in allen landen
das nüt böser ist denn ein bös wib
dz wirt bewert noch hütbezitt
dz der tüffel nit volbringē mag
[96] dis bossheit weder ze nacht noch ze tag
vñ doch dis wib hat verbracht
vnd so bald hat erdacht
dz sy die liebi kond scheiden
vñ sy verwerrti beide
bös wib machet leid vñ zorn
von der frowen wurdent sy vrwo'rn
dar vm̄ so rat ich
dz nieman sol keren sich
an böse wib well er genesen
vñ in fröiden well wesen
hette der also getan
so möcht er sin wih mit fröidē han
nieman als bald gachen sol
er sol die mär erfarn wol
ob es war oder erlogen sy
so mag er wol sin leides fry

5. Respice finem.

[E]in edel man in einer stat saß
gen dem trůg ein burg' grosē haß
er waz im fyent vm̄ etwz sach
nu merkent wz dar nach geschach
der burger tot den edel man
sin sun gedacht wie er wölt fachē an
dz er den burger erstäche
vnd sinen vatter räche
ein mals kam im in sin můt
dz er lerte scheren dz wer im gůt
vñ dz er gieng in frömde land
bis dz man inn nit me bekant
vñ sölt denn da heim ein scherer wesē
den burger wölt er nit lan gnesen
vñ wenn der burger käm vnd' in
dz er im schäre den barte sin
so wölt er im abrissen die keln
vñ wölt sich dann vō danne steln
er für da hin in frömde land
er wůchs dz man in nit bekant
vñ lert scheren vñ für hein
in bekant weder gross noch klein
er ward ein scherer in der statt
do kam der burger der do hatt
ertött den lieben vatter sin
er gedacht er wölt in richtē da hin
vñ wolt im nemen sin leben
in sorgen begond er streben
nu wz es sitt in der statt
dz ieklicher burger hat
[97] ein rimen an dem gewande sin
der wz gemacht in latin
der selb vers wz also gedicht
wend ir wüssen dise schrifft
Quidq̓ agis prudent' agas & respice finē
also wz er geschriben in latin
des verses sin̄ wz dz ieder man
allweg betrachtet solt han
in sinem hertzen wz er wölt tůn
dz da von kam kein vnsůn
vñ das er solt betrachtn̄ in sin hertzē
ob dar vs käm fröid oder smertzē
der scherer disen vers las
er gedacht wz ist das
vil bald begond er betrachtē dē rimen
der da wz geschriben in latine

er hat betrachtung in sinem hertzen
töd ich in so kum ich in schmertzen

111 der] dir *Hs.*
35 Quid'q agis] agas *Hs.*

vñ han min leben verlorn
ich wil von mir lassen disen zorn
vñ wil es vnder wegen lassen
got der kan in selb wol straffen
ertöd ich in so mûs ich sterben
got sol in selb verderben
ich wil in weder schlachē noch stechen
got kan es selb rechen
do er ob im stůnd also
der burger sprach zů im do
lieber scherer sag mir
wz ist hie geschechen dir
ich sich wol du bist in leid
lieber scherer wol gemeid
sag mir wz ist din schmertzen
den du treist an dinem hertzen
er seit im do dise mer
dz er des edlen mans sun wär
vñ wölt sin vatter han gerochē
vñ wolt in han erstochen
dise bischafft vns ein lere git
vñ spricht wz man tů in dem zit
so sol man sich vor betrachten wol
das man dar nach nit werd leides vol
in des dings anefang
so sol man gedenken wz dar nach gang
ob es übels oder gůttes sy
vnd ob man da müg sin aller sorgen fry
[98] vnd solt dz ende ansechen
ob fröid ald leid da kunn geschehē
betracht vil wol wz da kom von
dz du bestandist an den eren schon
man wirt von mänger sach leids vol
dz man vor hät verkomen wol
in allen dingen solt betrachtē dich
als der iungling hat betrachtet sich

6. Von Buhlschaft und treuer Liebe.

[E]in kouffman in grossen eren sas
der hat ein bůlen als ich las
den hat er lieber den sin wib
sin wib hat er in grossem kib
so er vss fůr nach gewin
so koufft er dem bůlen sin
alles dz ir hertz begert
sin wib wz im gar vnwerd
ein mals für er vs vff gewin
do sprach die frowe sin
e lieber man kouff mir ein sekelin
so mûs mir wol dester bas sin
vñ da ein pfennwert witz in sy
so wirt ich alles leides fry
der kouffman sprach dz sol sin
ob ich nit vergiss din
gan frankfurt für er hin
vff nutz vñ vff gůtten gewin
er koufft mänger ley schatze
siner frowen er vergasse
do er in sin wirtz hus gieng
der wirt in vil wol enpfieng
mit enander assent sy ze nacht
der kouffman sich do bedacht
ob er hetti vergessen icht
dz er käme hein dar ane nicht
der koufman zů dem wirte sprach
do er sich also bedacht
nu han ich noch vergessen ein ding
dz kostet kum dry pfenning
es ist mit witzen ein sekellin
dz solt ich han koufft der frowē min
nach dem sekel hat sy gros begir
d' wirt spͤch lieb' gast nu sagēt mir
wz ist üwer gefert da heim
dz üwer frowen kram ist so klein
er seit im dise mär
[99] wz im vñ siner frowen wer
vnd ouch wie er einen bůlen hat
da heimen so nach by der stat
der wirt sprach nu volgent mir
so wirt erfüllet der frowē begir
so ir wellent hein farn
so sond ir üwer gůt wol bewarn

vñ sond bös ghäs legen an
vnd sond zů üwerm bůlen gan
vñ sprechent zů ir alsus
so ir koment für dz hus
ach liebes lieb nu las mich in
won ich so gar verdorben bin
ich han verlorn als min gůt
dar vm̄ han ich gantz niena můt
dz sond ir benüte lan
ir sond ouch ze üwer frowē gan
vñ sond sprechen ze ir
o wib wie gar sint verdorbē wir
ich han verlorn als min gůt
dar vb' han ich verlorn min můt
tůnd ir dz so wirt wol schin
wa die recht liebi mag sin
üch wirt zwar deñ bekant
wa ir die rechten liebi hant
der koufman sprach vff min ere
gern sol ich volgen üwer lere
also für er da hin
vnd bewart wol dz gůtte sin
vñ leit an gar bös gewant
vñ gieng da er sin bůlen vand
er klopfet an vñ sprach ze ir
o hertz lieb lass mich zů dir
ich bin worden ein arme man
sit ich min gůt verlorn han
si sach her vs vñ sprach zů im
blib duss won ich vnmůssig bin
tritt vom hus verr hin dan
mit dir ich nüt zeschaffen han
also ward er von ir empfangē
vil bald kam er ouch gegangē
für sin hus vñ klopfet an
vil bald sin wib do kam
vil bald sprach er zů ir
o wib wie sint verdorben wir
ich han verlorn als min gůt
dar vm̄ so bin ich vngemůt
si lüff her ab bald zů im
lieber man laß din truren sin
bis frölich vñ hab gůtten můt
ich han noch vil verborges gůt
wir hant noch gnůg die wil wir lebē
got kan vns noch wol me geben
in sin hus gieng er do
die frowe wz des vil fro
das ir man was komen
des kam sy zů gůt vñ ze fromen
der kouffman schikt do vm̄ sin gůt
sin bůl wart do vngemůt
dz si in nit lies in
si wand er het verlorn dz gůtte sin
sin frow in aber wol enpfieng
dar vmb es ir dester bas gieng
¶ mänger findet bůlen vil
all die wil er geben wil
so er aber von dem geben lat
so wüss er dz die liebe zergat
die liebe wirt zerstöret gar
wenn er die gaben nit me bütet dar
die liebe wert lange zitt
die wil er pfennig von im git
mänger sin antlit in der täschen treit
der mit vngestaltnus ist bekleit
gekouffte liebe wirt niemer gůt
er hat zwar ein tumen můt
wer ein biderb frowen hat
vnd sich an torecht frowē lat
die frowen minnent die richen man
den armen lant sy sicher gan
wem min gůt lieber ist denn ich
vñ zů mir gesellet sich
vmb dz das im werd dz gelte min
der sol zwar nit min geselle sin

7. Von einem Sohn, der dem Vater die Nase abbeißt.

[W]as der man gewonet hat
dz ist ein wunder ob er dz lat
wz in der iuget gewonet dz kind
als man an den bůchen geschriben fint
dz selb tribt es in dem alten iar
dz gloubent es ist sicher war
[101] als ein man mich hat ermant
do er so sere wart geschant
von sinem sun den er hat
übel gezogen in einer statt

45 ghäs = Kleidung. 75 verr] ver *Hs.*

was er tett dz geuiel im wol
des ward er dar nach leides vol
do begond der selb sun
in allen dingen vnrecht tůn
rouben vnd stelen kont er wol
da von ward der vatter leids vol
doch ward es im dik vorgeseit
das der sun verbracht vil bosheit
dz wolt er aber nit glouben
des wurden naß sine ougen
do ward nit lang an im gespart
won das der sun gefangen wart
won gar schädlich wz sin leben
do wart vrtel gegeben
über in er sölte hangen
dz hat er mit stelen begangen
man fůrt in vs vnd wolt in henkē
der dieb do begond gedenken
dz jn sin vatter hat gezogen also
vil lut růfft der dieb do
lieber vatter kum her zů mir
was ich well sagen dir
ich bin leider in grosser not
ich wil dich küssen vor minem tod
der vatter do zů dem sun gieng
den sun er vil bald vmbefieng
der sun tett als ob er wölt küssen in
vnd beis im ab die nasen sin
der vatter schrey we vn̄ ach
owe dz das ie geschach
ich wand du wöltist mich küssen
du hast mir aber abgebissen
die nasen dz ist mir leid
der sun zů dem vatter seit
vatter ich han dir getan itel recht
wz ich tett dz wz schlecht
du soltest mich bas gezogen han
an mir hast du übel getan
wz ich tett dz gefiel dir wol
des bist du worden leides vol
der sun ward erhenkt do
der vatter gieng dannen vn̄ wz vnfro
¶ wer nit well werden leides vol
von sinen kinden der sol
sy wennen in der iugent
dz sy stellent vff er vn̄ vff tugent
man sol sy lernen sitten gůt
vn̄ inen nit verhengen iren můt
man sol durch nütte lassen
vmb vnrecht sol man kint straffen
man sol kind dar nach halten
wann sy beginnent alten
das sy syent in gůtter hůt
vnd das gerecht sy jro můt
[102] won was der man gewonet hat
in der iugent vil kum er dz lat
wenn er kunt zů sinen tagen
so můs er dz selb tragen
das er gewonet hat
dar vmb so gib ich den rat
dz man kind zieche in der iugent
dz sy stellent vff er vn̄ vff tugent

8. Der Wolf als Fischer.

[H]ie vor in einem wintter zitt
so schne vnd riffen lit
do dinget ein wolff ein knecht
dem geschach dik gar vnrecht
der knecht ein fuchs wz
als ich an einem bůche las
der fuchs solt dem wolff helffen steln
vn̄ solt es vor den lütten verheln
der selb wolff wolt alle iar
dem fuchs geben ane var
acht guldin vn̄ sin essen dar zů
er solt im dienen spat vn̄ frů
do der dienst wol gefestnet wart
do hůb sich der fuchs vff die fart
vnd fieng ein gans die wz gůt
er zoch hein frölich wz sin můt
er růfft dem wolff dem meister sin
wol her nim die ganse hin
der wolf teilt die gans do
an dry teil vnd sprach also

14 vnrecht tůn] vnrechtůn *Hs.*
2 schne] sche *Hs.* 13 wol] wolg *Hs.*

los fuchs wz ich sage dir
der erst teil gehört mir
der ander gehört den kinden min
der drit sol mines wibs sin
der wolf sprach fuchs ich han vergessen din
louff aber me dahin
vnd bring ettwas me
dz wir gebůssent des hungers we
der fuchs zoch vff dz feld hin dan
do sach er ein geis gan
in einer wisen sy wz klůg
sy wz gar eben des fuchs fůg
er fieng da die geis ze hand
vnd gieng da er fand
sin meyster vil bald er kam
die geis er ouch teillen began
er teilt an drü stuk dieselben geis
vil fräslich er dar in beis
er sprach der erst teil ist ouch min
der ander sol der kinden sin
der dritt gehört miner frowen
der fuchs begond den wolff an schowen
vnd sprach das ist ein bös recht
das ir verteillent üwern knecht
der wolff do antwurt jm
[103] vnd sprach wenn ich voll bin
so sorg ich nit wie es dir ge
louff bring vns aber me
der fuchs gieng aber da hin
vnd gedacht jn deī sinne sin
wie er den wolff wölt beschissen
dés begond er sich vast flissen
zů dem wolff begond er aber traben
wolff meister hör wz ich sage
ich weis ein wyer vischen vol
da wil ich üch lernen wol
dz ir die visch vachent alle
dz begond dem wolf wolgefallen
er sprach so fůr mich dahin
da der wyer müge sin
zů dem wyer giengent sy do
der fuchs zü dem wolff sprach also
her wolf wilt du volgen mir
so hör was ich sage dir
den schwantz in dz wasser tů
so louffent die vische alle zů
vn̄ hangent dir dar an
enkeiner mag dir engan
so denn die vische koment dar an
so solt du by nütte lan
du solt den swantz her vs ziechen
vnd da mit an dz land fliechen
der wolf volget der lere sin
vn̄ stiess den swantz verr hin in
do gefror im der schwantz hartte vast
dz er mit keiner krafft
noch mit keinen dingen
den swantz mocht her vs bringen
jn dem wyer můst er sin
bis das ein man kam da hin
der schlůg do den wolf ze tod
dz schůff der fuchs dz tett jm not
wer den and'n betriegen wil
genüst er des das ist nit vil
wer mir wil tůn dik vnrecht
des ding sol niemer werden schlecht
wer mir abbricht min rechtn̄ lon
mag ich den betriegen dz wil ich tůn
wem ich thůn recht vnd wol
vnd deñ mir nit lonet als er sol
den wil ich bringen in leid vn̄ in we
vnd wil im dienen niemer me
als der fuchs hat geton
do im der wolf den rechten lon
[104] vmb sin dienst nit wolt geben
er bracht den wolff vm̄ sin leben
sölicher lütten man noch vil fint
wenn sy wol gespiset sint
so achtent sy nit wz eim and'n gebrist
dz sy geschent werdent in kurtz' frist

74 verr] ver *Hs.*

9. Die listige Frau.

[E]s hat ein man ein iunges wib
die hat er als lieb als sinē lib
doch ir trüw sy an im brach
eins mals do sy ein pfaffen ersach
do kam dem pfaffen in sin sinne
dz er sy bat vmb die minne
sy sprach wie wöltin wir es fachen an
wan ich han so ein häfftigen man
vernäm er von mir söliche mär
so wüssent das ich verlorn wer
doch kan ich es wol vachen an
das sin nit wirt innen min man
ein schnůr wil ich binden an die fůsse min
wenn deñ üch dunkt dz es zit söle sin
so züchent dz seil dz ich erwach
so vernimpt min man nit dise sach
vilicht spricht denn min man
so wil ich dañ zů üch gan
war ich welle so sprich ich
in dem buch krimet mich
mich dunkt möcht ich ze stůle gan
min schmertz můst ein ende han
so wännet min man es sy war
so kum ich denn zů üch dar
der pfaff sprach der siñ ist gůt
des ist erfröwt aller min můt
da mit gang lieber bůl da hin
wenn mich dunkt dz es zitt söl sin
so kum ich vnd züch dz seil
got der geb vns dar zů heil
die frow gieng hein jn ir hus
si assent ze nacht vnd sprach alsus
zů irem man mir ist gar we
dar vm̃ sond wir gan schlaffen dester e
dz ich kom zů der gesuntheit wider
also giengent sy do nider
die frow erlöscht dz liecht zehant
die schnůr sy an die fůsse band
vñ leit sich an ir gůtten gemach
nu merkent wz do da geschach
do die frow entschlieff do wolt der man
sin harn wasser von im lan
an die schnůr sties er sich
dz důcht in gar wunderlich
in wundert wz die schnůr tätte da
der schnůr ende gieng er na
[165] bis das er an der frowen fůsse kam
vil gros wunder er dar ab nam
er getacht wz die frowe meint damit
jn bedůcht es betütte gůttes nit
dz seil band er selb an die fůsse sin
er gedacht wer wil kommen her in
ze hand kam der pfaff gegangen
an die schnůr begond er hangen
vñ zoch fast der man stůnd vff
vñ gieng hin ab in dz hus

do fiel der pfaff an den selben man
er wand er sölt sin bůlen han
der man vmb fieng den pfaffen
vñ sprach wz hast du hie ze-schaffen
du bist ein minner dz sich ich wol
der minne dir gnůg werden sol
vil bald růfft er der frowen sin
stand vf liebe husfrow min
es ist ein dieb in dem hus
der wolt dz vnser tragen vs
vil bald zünt ein liecht an
er můs ie sin leben hie lan
die frow stůnd vff vnd wz leides vol
vil bald blies sy an ein kol
sy sprach dz liecht wil brünnen nit
dar vmb so bitt ich dich
dz du selbs enzündest dz liecht
vnd gib mir die wil den dieb
jn min hand ich wil in vast han
dz er mir nit kan engan
der man blies selb an den brand
die frow nam den pfaffen an die hand

37 erlöscht] erlöst *Hs.* 49 damit] damitte *Hs.*

vñ sties in für dz hus hin dan
vil bald sy do einen esel nam
vnd hat den vast jn ir hant
vñ do der man hat enbrant
dz liecht do kam er gelouffen
die frow sprach ina woffen woffen
[106] wie bist du so ein vnsinniger man
dz du ein esel für ein dieb vallest an
er sprach es ist zwar ein man gewesen
den hast du hie lassen genesen
vñ hast den vss dem hus gelan
vnd den esel in die hant getan
dar vm̃ so gang vs du böses wib
du hast verschmachet minen lip
vñ woltest haben ein and'n man
des můst du vss dem huse gan
die frow lüff für dz hus hin dan
zů einer alten frowen sy do kam
von gräwe wz wiss ir har
si sprach liebe frow nement war
ich wil üch trülich klagen
min man hatt mich vsgeiaget
dar vm̃ wil ich üch geben lon
dz ir wellent fur dz hus gan
vñ da wellent weinen vor dem hus
so wil ich gan hin vs
zů minem herrn wie er sich gehab
ob er enkeinen gebresten trag
dz alt wib sprach ich wil es tůn
gebent mir ein käs vñ ein hůn
si sprach ich wil üch noch me geben
dz ir die sachen vollbringent eben
dz alt wib sass für dz hus hin dan
vil fast weinen sy began
do lüff der man her vs
vñ schlůg dz alt wib vor dem hus
vñ sneit ir ab ir grawes har
er wolt wännen sicher für war
dz es were sin eliche frow
dz hare gehielt er do
jn ein tůch schön vñ vin
vnd band es gar sicher dar in
do nu der schön klare tag har kam
do lüff der selbe man
vñ lůd die fründ siner frowen
vnd wolt sy lassen schowen
dz mord dz jm sin frow hat getan
da hin kament frowen vñ ouch man
die ir fründ solten sin
er gab inen fleisch brot vñ dar zů win
[107] do sy also trunken vñ asent
vnd ob dem tische sassent
do trůg der man hin in
dz selb har in eim tůchelin
vñ sprach ir fründ ich wil üch klagē
vñ von miner frowen ettwz sagen
si hat mir armen man
gar ein gros vntrüw getan
nächt ze nacht mit einem man
den wolt sy by ir schlaffen lan
vñ seit den fründen also die mär
wie es ergangen wär
er sprach lieben fründe nement war
ich schneid ir ab ir har
ze einem wortzeichen vñ durch dz
dz man es geloupti dester bas
er nam her für dz selb har
do wz es ittel grawe gar
dz har sachent die fründe an
die frow sprechen do began
sechent lieben fründe min
der man mag wol vnsinnig sin
min har ist gelw vñ grawe nicht
nu sechent wie mir mit im geschicht
nächt fieng er ein esel für ein man
vnd schrey den für ein dieb an
des har het er abgesnitten
vnd wil mich nun geschenden damitte
die fründ wandent alles wer also
vñ sprachent allsament do
der man ist vnsinig dz sicht man wol
vil bald man im hellffen sol
sy schiktend nach einem priest' zehant
der die lüt besweren kond
der beswůr do den armen man
sy warent alle jn dem wan

der man wer vnsinnig gewesen
℣ nu merkent wer nu müg genesen
vor böser valtscher wiben list
owe sälig er nu ist
der mit bösen valschen wiben
sin leben nit sol vertriben
sy betörent mängen wisen man
vor inen sich ieman kum hůtten kan
wer nu kunt in ir band
von inen kunt er kum ane schand
er wirt betöret an allen wan
also geschach disem armen man
er můst ie vnsinnig wesen
[108] ich han noch me gelesen
das salomon ein wiser man
den wiben ouch nit kont engan
vñ samson vñ allexander
die kament all in schande
von böser valschen wiben list
aber ein zart biderb wib ist
ein kreentur vor allen dingen
wa man die mag finden
si ist gold vñ aller eren wert
kein besser ding weis ich nu vff erd
denn ein zart biderb frowen
alles leid kan sy zerhowen
man sol sy loben vñ zieren
vnd jn aller ere fůren

10. Die Katze als Nonne.

[E]ines mals dz geschach
dz ein katz ein mus louffen sach
in ein loch wz spinn wupp vol
die katz tett als ein katz sol
vñ luff in dz loch nach der mus
vnd fieng sy vñ do sy kam her vs
do lag ir ein spinn wup vff dem houpt
die katz do für war geloupt
si trůg ein wiler vff irem houpt do
in irem sinne gedacht sy also
ich bin ein nunn dz sich ich wol
der müsen ich nit me vachen sol
ich wil alle zit geistlich leben
den müsen wil ich nit me nach streben
ich wil tůn dz ein frow tůn sol
ich hoff mir sölle wer len wol
als ein nunn kan ich wol gebarn
zů and'n nunnen wil ich farn
ein andre sol die müse vachen
in ein kloster wil ich gachen
vñ do sy in dz kloster kam
zů den nunnen lüff sy hin dan
vñ wolt ouch ein nünne wesen
do kond sy weder singē noch lesen
die nunnen die katzen an sachen
si wanden sy wölt müs vachen
vñ beschlussent sy in ein kornhus
dar inn lüff vil manig mus
die můst die katz vachen vs
do wz ir nunnheit alle vs
in dz kornhus ward sy beschlossen
dz tett ir we vnd verdrossen
[109] sy můst ie wesen dar inne
do gedacht sy in irem sinne
wie bin ich so gar hie betrogen
sid mir ist der wiler vff geflogen
es rüwet mich vñ můt mich ser
dz ich ie bin komen her
ich wand ich sölt ein nunne sin
dz ist nu nit dz ist wol schin
die müs můs ich vachen als vor
nu merk ich dz ich bin ein tor
℣ sölicher torn man noch mängē fint
so sy ein wenig gezieret sint
so wend sy glich dem keiser wesen
vor inen kan denn niemañ genesen
von ir glich wichent sy zehand
als ob sy sy nie habent erkant
doch so sy sich sond herlich gebarn
so stand sy als ander naren
vñ můsent sin dz sy warent vor
die katz branget fast enbor
ir gespilen verschmachet sy zehant
als sy sy nie habent bekant
sy wand sy wer edel von recht' art
do tratt sy bald vff die vart
vñ wolt ein kloster frow wesen
doch zelest mocht sy nit genesen
si wz ein katz als sy vor wz
vor schanden sy do kum genas

11. St. Petrus und der Holzhacker.

[H]ie vor fůgt es sich an einem tag
dz ein priester bredigē pflag
dar zů kament der lütten vil
als ich üch sagen wil
er sprach wer mit arbeit neret sich
vñ die arbeit tůt getrülich
vnd ir pfliget allzit wol
als ein getrüwer man tůn sol
der mag liecht betten vñ vasten dar zů
vnd andre gůtte ding thůn
[110] arbeittet er nu mit rechtem flis
er kunt als wol in dz paradis
als einer der da bettet alle zit
vnd sust kein arbeit dar zů litt
do er nu gesprach dise wort
vil bald es ein holtzhaker erhort
er behatt die wort gar wol
er gedacht der bredgi ich volgē sol
ich wil nu zwar allen täg
arbeitten wa ich kan vñ mag
er arbeitet vast vñ tett darzů
sust kein gůt weder spat noch frů
er wand er tätt gnůg
dz er arbeit vñ doch kein gůt
dar zů tett dz betrouch in zwar
da er gesturb er ward sin gewar
er wand an alle pin
behalten werden durch die arbeit sin
vñ wolt gan himel farn zehant
den schlegel vñ die ax er vff die gürtel bant
vñ do er kam an dz himel tor
sant peter sprach wer ist da vor
er sprach ich bin ein man
der all sin tag vil arbeit hat gehan
ich han mich mit arbeit ernert
als denn mich ein pfaffe lert
der sprach wer da arbeit trülich
der mag wol komen ie dz himelrich
sant peter sprach nu sag an
hast du got ie kein dienst getan
oder sant maryen der můtter sin
oder andn̄ helgē dz tů mir schin
ald bekennest iemā im himelrich
dz er got bätte für dich
oder hast du got ie kein gůt getan
dz solt du mich wüssen lan
er sprach ich han gehept gros arbeit
als ich dir vor han geseit
mit holtz schitten han ich mich ernert
als mich der pfaff hat gelert
sust gedienet ich nie gott
sant peter sprach an allen spott
hest du dar zů kein ander gůt getan
so fürcht ich du můsest von hinnē gan
hest du nit gehalten gottes gebott
vñ hast ouch nitt gebetten gott
dz er dich behůtti vor der hellen
vnd vor lucifiers gesellen
vñ hest ouch got nit geeret
ich weis dz dich der pfaff leret
℣ wer da arbeit grösklich
vnd mit arbeit erneret sich
vñ die arbeit mit trüwen tůt
vñ sich sust vor sünden behůt
der bedarff nit als vil betten vñ fasten
als einer der alle zitt růwet vñ rastet
wan wer můsig ist vñ nit arbeit
vñ dar zů lidet deheines leid
der ist schuldig von recht
dz er got diene als ein ein getrüw' knecht
mit betten vasten vñ wachen
vñ mit mängen andn̄ sachen
aber so vil ist er schuldig nicht
wer da alle zitt der arbeit pflicht
vñ sy mit gantzen trüwen tůt
℣ do sprach diser mit erschroknem můt
das han ich leider nit getan
[111] ach herregot wie sol es mir ergan
het ich die bredgi recht verstanden
so wer ich ietz ledig der schanden
vnd wurd behalten ewenklich
ach her sant peter nu bitt ich dich
dz du mir helffest vs disem leid
sant peter zů dem mane seit

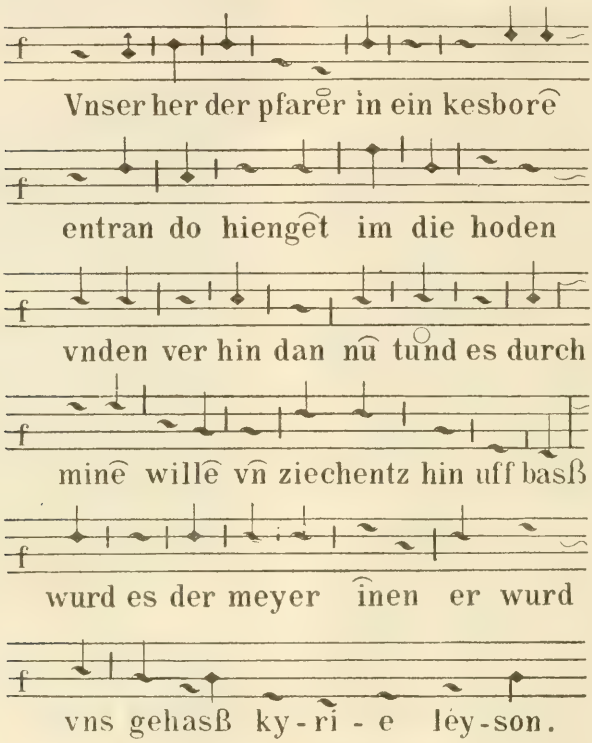
gib mir in die hand den schlegel din
mag ich dich denn ziechen her in
so solt du wol hie beliben zwar
den schlegel bott er sant peter dar
vnd hangt sich dar an
vñ do er an den obresten staffel kam
do hůb sich kumers vil
wan vss dem schlegel viel der stil
dar an sich hůb der arm man
do gieng erst sin liden an
mit dem stil viel er do
her ab des ward er vnfro
in die helle nam er den val
alle sin fröide wurdent smal
siner arbeit hat er enkeinen lon
das er sich mochte fröwen da von

12. Der Pfaff im Käskorb.

[E]in pur hat ein stoltzes wib
die hat er lieb als sin eigē lib
doch ir trüw brach sy an im
wan ein pfaff lag ir in dem sin
den hat sy lieber denn ir e man
vnd wz sy gůttes mocht han
dz wz dem pfaffen bereit
vnd wenn der pur von huse reit
so sant die frow nach dem pfaffen
den ließ sy denn mit ir schaffen
wz nu sin hertz begert
des wart er von ira gewert
doch kam es vff ein tag dar zů
dz der pur ze müle für
vil bald aber der pfaffe kam
als er vor dik hat getan
do bereit im die frow ein essen
wan sy hattent sich vermessen
si wöltind ein fryes můttli han
do kam von der müli der man
vñ klopfet an dz hus ze hant
die frow dz do wol bekant
das es was ir man
zů dem pfaffen sprechen sy began
o herr wie sol ichs heben an
won es kumpt min elicher man
wirt er üwer gewar
er erstichet vns bedi zwar
ze hand sprach der pfaff zů ir
sich frow gefiel es dir
so wölt ich in den käskorb stigen
wan dar in wil ich wol beliben
das es niemer innen wirt din man
[112] sy sprach ia dz wer wol getan
mügent ir dar in endrunnen
für war er wirt üwer niem' innē
ze hant er in den käskorb spraang
der pur do zů der tür in trang
zehant die frow sprechen began
ach setz dich nider min lieber man
vñ laß vns haben ein gůten můt
ich han gekochet zwey essen gůt
die laß vns mit enander essen
so han ich mich ouch vermessen
ich well vns dar zů bringen win
der pur sprach frow dz sol sin
ich iß vnd trink als gern als du
trag vns nun gnůg her zů
bringst mir gůtz ich hilff dir essen
vñ do sy ze tische warent gesessē
do aß der pur gar ser
aber die frow sach hin vñ her
do sach die frow dz
dz jn dem korb ein loch was
da durch hieng dem pfaffen das
dz jm by sinen beinen gewachsen wz
dz wz wol einer spange lang
die frowen do die sorg betwang
dz si erdacht in irem sin
dz es der pfaff züge zů im
hinin in die käsborn
won sy vorcht ir mannes zorn
zehand sprach sy do zů dem man
e lieber man nu sag an
was went wir morn thůn
so der pfaff wirt mit dem krütze gan

went wir nit ouch mit im singen
dz wir lob für ander lüt gewünnent
ia sprach er es gefalt mir wol
ich sing wz ich singen sol
ich hillff dir singen vff min eid
die frow do zů dem puren seit
ich kan ein gesang dz ist fin

do sprach der pur liebe husfrow min
so heb an vñ lern es mich
si sprach so los ich lern es gern dich
also hůb sy an vñ sang
das es jn dem gantzen hus erklang



do der pfaff dz gesang vernam
ze hand geriet er wol verstan
dz sin ding hieng durch dz loch
vil bald er dz hin in zů jm zoch
vñ beleib dar inn vntz dz der man
ward von dem huse gan
[113] do sprang er bald zů dem korb her us
vnd lüff wider hein in sin hus
damit wz er wol endrunnen
ich gloub dz vnder der sunnen

niena sy kein listigers tier
deñ ein wib sy erdenket schier
einen list in irem hertzen
dz sy kunt vs not ane smertzen
so ein frow hat getan
mit vnzüchten wider iren man
wirt ioch sin der mā halbē weg innen
si erdenkt denocht in irem sinne
dz sy wol kunt an not dar von
als dise frow ouch hat getan

13. Von Frauenlist.

[B]y einem kloster gelegen was
ein burg dar vff ein herre sass
der hat ein frowen edel vñ fin
dero kam einsmals in den sin
dz sy wölt spacieren gan
in dz selb kloster sy do kam
vñ spacieret in dem gartten grûn
dar in wz manig blûmli schön
dar in sy grossen lust enpfieng
ein stigel über einen zune gieng
dar über solt die frowe tretten
do kam des klosters koch vngebettē
vñ halff der frowen über den stig
lieblich trukt er sy an sinen lib
vñ vmbfieng sy gar lieblich
des wundert die frowe sich
vnd sprach zů dem koch do
wie meinst du es also
dz du mich vmbfachest so lieblich
dz sag mir dz bitt ich dich
er sprach frow dz sol sin
ich trukt üch an dz hertze min
von rechter liebe die ich hab
zů üch gehebt vil mängen tag
in minem hertzen han ich üch getragē
doch torst ich es nie gesagen
si sprach koch ist das war
des wil ich dir lonen zwar
kum in vnsern hoff vff dise nacht
doch solt wol haben acht
dz man dich nit seche dar inne
so wil ich erdenken einen sinne
dz du by mir belipst die nacht
gnad frow do der koche sprach
wes ich nu lang han begert
des wirt ich also von üch gewert
also schied sy do von dan
vnd do sy vff die bürge kam
vnd es ward nachen der nacht
[114] die frow do an den koch gedacht
vñ wartet sin vñ do er kam
vil bald sy in zů ir nam
vnd fürt in an ir bestes bet
vil tougenlich si zů dem koche rett
vñ sprach an dz bet leg dich nider
da beit bis dz ich kum her wider
las dir die wil nit lang sin
also gieng si do hin
in die stuben da spilt der herr
also nam si den widerker
vñ leit sich zů dem koch hin dan
der koch die frowen fragen began
ob der herr wer in dem hus
oder ob er wer geritten vs
si sprach mit den knechtē spilt er in dē brett
zehant do der koche rett
frow ist der herr in dem hus
für war so wil ich gan hin vs
wan ergrifft er mich her inne
er gibt mir zwar der minne
si sprach koch belib hie bi mir
fürcht dir nit dz gebüt ich dir
leg dich an dz ort hin dan
vñ gebar dich als ein manlich' man
acht niemans vñ hab gůtten můt
fürcht nit wz der herre tůt
also bleib der koch by ir
mit sorg ward erfült sin begir
vñ do nu der herre kam
an dz bett leitt er sich hin dan
doch gesach er nie den koch
wan die fedren giengent für in so hoch
das er in nit sechen kond
die frow so sprechen do begond
her sol ich üch nit sagen
vñ von des klosters koche klagen
do ich hüt wz in dem gartten
vil ser begond er vff mich warttñ
vñ do er mich aleine fand
zů mir kam er ze hand
vñ batt mich dz ich läg by im
do sprach ich koch das sol sin
wart min ze nacht by dem zun
so wil ich dinen willen tůn

vñ wil komen zů dir
vnd wil erfüllen din begir
also gloubt er ze hande mir
vnd sprach frow so koment schier
so wil ich üwer wartten
hie in disem schönen gartten
also gieng ich von im
also wänet er noch in sinem sin
ich welle zů im komen da hin
dar vmb lieber herre min
legent an dz gewande min
vñ gant hin ab vñ wartent sin
in dem garten by dem zun
der herr sprach dz wil ich gern tůn
gib her din schleyer vñ gewand
ich louff hin ab ze hand
vñ wil sin wartten gar eben
der minne wil ich im gnůg geben
mit einem stecken sicherlich
also bekleidet der herre sich
mit siner frowen gewand
vñ gieng hin ab zů dem zun zehand
vnd do er vss der kamer kam
[115] der koch sprechen do began
o frow wie hant ir mich betrogen
üwer trüw hat mir ser gelogen
ir wend mich bringen in grosse not
mir wer wäger der bitter tod
die frow sprach koch hab gůtten můt
din ding sol noch werden gůt
vil bald leg an din gewand
vñ nim ein steken in din hand
vnd gang hin ab zů im
vnd gebar in dinem sin
als ob du wänest für war
das ich sy komen dar
vnd welle tůn den willen din
ze hand solt du sprechen zů im
ach frow du schamliches wib
dar an hett ich gesetzt min lib
dz ir ein sölichs getörstint tůn
wider üwern fromen man
ich wand ir werind trüwe vol
dz ist nu nit dz sich ich wol
also leit er an sin gewand
vñ gieng da er den herren fand
mit eim stecken tratt er zů im
als ob er wand es wer die frowe sin
vñ sprach o frow du vntrüwes wib
dar an het ich gesetzt minen lib
dz ir ein sölichs getörstint thůn
wider üwern bider man
ich wand ir werind trüwe vol
dz ist nu nit dz sich ich wol
mit listen ich üch erfäret han
dz wil ich sagen üwerm man
dar zů wil ich üch ouch schlachen
der herr sprach o koch du solt nit gachē
ich bin der herr vñ nit die frow
der koch sprach zů dem hern do
o herr wie mag dz sin
ich wand ir werind die frowe min
die wolt ich erfäret han
er sprach du hast im recht getan
ich sich wol sy ist mir getrüw
min trüw sol ouch werden nüw
gen ir wan ich sich wol
dz sy ist aller trüwen vol
vnd du bist ouch des glichen
dar vm̄ solt niemer von mir wichē
in minem hof solt du bliben
by mir vñ by minem getrüwen wibe
der koch also by dem hern bleib
mit der frowen er sin můttwillen treib
vñ wz denocht der liebst sines hern
dz sach die frow ze mal gern

14. Von zwei Bettlern.

[116] [Z]wen bettler giengent über feld
die hatten weder brot noch gelt
dar vm̄ liden si hungersnot
si wanden si můsten ligen tod
do sprach der ein ach got berate mich
wan grossen hunger lid ich
der ander sprach so beratte mich
der her der da gewaltig ist
über dis land ze diser frist
der mag mir gehelffen wol
von dem hunger den ich tol

also fügt sich das
das ein diener da by was
der dem selben hern dienet do
vñ do er die rede hort also
von den bettlern do reit er
hein vnd seit dem hern die mär
vñ do der herr die rede vernam
zehant hieß er den pfister her gan
dz er bald büche zwey brot
der pfister tett wz er im gebot
vñ do die brot warent gebachen
do hieß der herr in dz ein ver-
machē
hundert gulden vnd dz ander solt
beliben an silber vñ an gold
mit den zwey brotten sant er hin
den selben knecht vñ hiess in
dz er gäb dem dz liechter brot
der da hat gebetten got
dz swärer brot solt er dem andn
gebē
vñ sprach blib da vñ merk eben
ob ich den minen berate bas
deñ got den sinen vñ do das
der knecht erhöret hat
zehand er zů dem bettler tratt
vñ gab dem ersten dz liechter brot
der da bat dz in berietti got
vñ dz brot mit den guldin
bot er dem andern bettler hin
der da bat dz in der herr berieti
der dz selb land rengnierti
do dz brot hat genomen der bettler
do dücht es in vil ze swär
dar vm̄ sprach er zů dem gesellen
sin
ach wie swär ist dz brotte min
es ist nit gebachen gnůg
der ander sprach gibs mir es ist
min fůg
wan ich iß gern lindes brott
ze hant er es im dar bott
also do der wechsel geschach
vñ diser dz brot vff brach
do fand er die gulden dar inn
vil bald sprach er zů dem gsellen
sin
mich hat got beratten wol
wan das brott ist guldin vil
do nu diser bettler die sach vernam
er sprach ach wz han ich getan
dz brot wz ze erst geben mir
nu sich wie bin ich betrogē so
schir
es mag mir iemer wesen leid
der erst bettler do ze im seit
ich bat dz got beriette mich
so bät du aber dz dich
der irdisch herr berietti
der das land hie regierti
dar vm̄ so mag man merken daby
welher ein besser beratter sy
also gieng do der knecht ze hand
[117] da er sinen hern fand
vnd seit im eben die mär
wie es ergangen wär
¶ do sprach der herr nu sich ich wol
dz sich kein mensch vermessen sol
dz er welle tůn bas denn got
wan es ist sicher ein spot
dz ist an mir wol worden schin
won ich wolt ein besser beratter sin
denn got dz ist nu nit geschechen
der warheit můs ich selber iechen
wz got wil dz geschicht
dz gloub ich nu vnd anderst nicht

15. Wolf und Geige.

[M]an findet vff erden mängen man
der sich mit siner stime kan
den lütten so sůsse machen
in allen sinen sachen
dz man wänt er sye vol
sůssikeit dz spürt man wol
an einem wolff do der kam
eins tags gegangen vff ein plan
da er ein gigen fand
an die gigen greiff er ze hand
mit sinem fůsse vil sere si klang
vil wol gefiel im dz gesang
von der stime ward er fro
vnd gedacht in sinem sinn also
sid diss ding singet so wol
so ist es ouch sůsser spise vol

dar vm̄ so han ich mich vermessen
ich welle sin gnůg essen
also beis er ie dar in ze hand
vil bald er do wol befand
dz es hertes holtze was
ze hant sprach er wz sol das
dz da hat so sůssen ton
vñ doch kein gůt kunt da von
es hat sicher mich betrogen
sin stime hat mir gelogen
won si wz sůss do wand ich
si were ouch sůsser spise rich
dz ist aber nit wan si ist vol
hertikeit dz spür ich wol
ℸ diser gigen sint glich
es syent arm oder rich
es syent frowen man iung oder alt
die ir wort mänigfalt
künnent sprechen mit sůssigkeit
vñ do der selben bitterkeit
dar in verborgen habent
vñ valscheit dar by vergraben
wer den selben glouben wil
der wirt betrogen dik vñ vil
das ist an dem wolf worden schin
[118] do ir stime wz sůss vnd fin
vnd doch daz holtz wz hertte gar
als bald er sin ward gewar
er sprach sůsse ist din ton
aber kein nutz kumet da von
du bist hert vñ bitter dar zů
ein vngehüre stim hat ein ků
vñ ist denocht besser denn du
dar vm̄ so merk ich nu
dz ich nit sol gelouben der stimē
ich werd denn vor der gůtte innē

16. Der dankbare Lindwurm.

[E]in küng in grossen eren sass
der hat ein schaffner als ich lass
gwido wz der schaffner genant
eins mals reit er über land
do benachtet er in einem wald
vnd kam geritten bald
vff ein hol dz er doch nit sach
dar inne geschach jm vngemach
wan er viel dar inne ze hant
vil schier er ouch da fand
einen lintwurm der an dem tag
was ouch gefallen in dz grab
er kond weder mit list noch sin
her vs komen vñ do in
der wurm sach vil bald floch er
in ein ort der herre zoch her
in ein ander ort er da bleib [1])
ietweder forcht den andern ser
vñ do nu der tag kam da her
do kam ein armer man gefarn
nach holtze mit sinem karn
vff die grůben kam er do
gwido sach in vñ wz fro
vñ bat in dz er im da von
hülffe won gůtten lon
wölt er im geben sicherlich
vñ wölt im ouch von dem küngrich
gnad vñ hilff erwerben
zug er inen also vs der erden
zů dem herrn der pure sprach
ach herr dz brächt gros vngemach
mir vñ den armen kinden min
sölt ich üt lenger von in sin
wan sy lident grossen hungersnot
kum ich nit schier so sint sy tod
dar vm̄ ich mich nit langer sumē kan
do sprach aber in der grůb der man
nit tů also erledge mich
von diser not so wil ich
dich machen rich an gold
dar vm̄ so wirt dir ouch hold
der küng des schaffner ich bin
[119] hillffest mir es wirt din gewin
dar zů den kleinen kinden din
sol ouch geschechen hillffe schin
der pur erhort sin gebett
vil bald er von dem karn tett
ein starkes seil vñ bot es dar
des nam der wurm eben war

[1]) Ein Vers ausgefallen.

an dz seil sprang er do
er kam her vs vñ wz gar fro
dz er also endruñen was
der herre bat aber bas
dz er im ouch bütte dz seil
da durch sölt im geschechen heil
dz seil er im ouch dar bott
vñ do er kam vss der not
do sprach er zů dem man
grosse hilff hast du mir getan
dar vm̄ kum morn gen hof zů mir
so wil ich wol dancken dir
der hilff die du mir hast getan
also schieden sy do von dan
nu merkent eben wz ich sag
do nu kam der mornig tag
do kam der pur gan hof gegangē
vñ wand er sölte wol enpfangē
werden von dem hern sin
vil sere fragt er nach im
zů einem hofmañ er do kam
den bat er dz er wölt gan
sagen des künges schaffner
das der man komen wer
der im halff von siner klag
do er in der grůben lag
der man tet dz er in batt
zů dem schaffner er do tratt
vnd seit im die märe
dz der pur komen were
der schaffner antwurt im vñ sprach
den purn ich nie gesach
ich weis nit wer er ist
sag im in diser frist
dz ich in bekenne nicht
kein gůt im von mir beschicht
der hofman wider vmb gie
zů dem purn vñ seit im wie
der herr hette antwurt geben also
der pur aber batt do
den selben hofman dz er
aber gieng zů dem schaffner
vnd in bas ermante
dz er sin not erkante
wan wer der pur nit by jm gewesen
vor dem wurm wer er nie genesen
der hofman seit dem schaffner dz
das er sich besinnte bas
wan der pur seit im vil vñ me
er het im gehullffen vs iamer vñ we
der schafner gab antwurt als vor
vñ sprach er mag wol sin ein tor
wan ich in han gesechen nie
der hofman wider vmbe gie
zů dem purn vñ seit im als ee
[120] der pur bat in aber me
dz er es durch got tätte
vñ den schaffner bas bätti
dz er selber käm zů im dar
vñ des mannes näme war
der hofman wz ein willig man
vñ bat in dz er wölti gan
selber zů dem armen man
in zorn do der schaffner bran
vil zornig wart er in sinem můt
vñ hies dz man den purn gůt
vom hof mit knütlen iagen
wan er wöltz im nit vertragē
dz er nach im fragte icht
wan er sprach er bekant in nicht
des schaffners gebot wart nit gespart
vil übel der pur geschlagē wart
an lon kam er hein gegangē
sin frow in sere hat belanget
nach irem man wan sy wand
im sölte werden wol gelond
von dem hern doch es nit geschach
an irem man sach sy vngemach
wan er kam lär vñ wz geschlagē
si begond schryen vñ klagen
die kind litten hungers not
si haten weder můs noch brot
in armůt warent sy gar
nu fůgt es sich in dem iar
dz der selbe pur kam
in den wald da er nam
vss der grůb den schafner
do sach er bald komen her
den wurm der ouch by jm wz
vñ do er kam hin zů bas

do ließ der wurm vss dem mund sin
vallē ein stein wz schön vñ vin
dar nach gie der wurm vō dan
den stein hůb do vff der man
in sin hend er gefiel im wol
aller fröiden wart er vol
denselben stein er do trůg
zů einem man an künsten klůg
vñ bat in durch sin meist'schafft
dz er im seite des steines krafft
der meister beschowet do den stein
do wz sin krafft nit klein
[121] dem purn seit er vff der vart
diser stein hat die art
wer in by im hat wirdenklich
der wirt für alle lüte rich
an silber vñ ouch an gold
dar zů werdent im die lüte hold
do dis red der pur vernam also
wolgemůt ward er vn fro
vñ nam wider zů im den stein
damit zoch er wider hein
vnd ward da by so rich
dz iederman wundert sich
wannen har im kame so gros gůt
etlich gedachtent in irem můt
er het es gestoln od' aber geroubt
einer gůtz der ander böß gloubt
für den küng kament die mär
das ein pur worden wer
so rich der vor arm was
der küng sprach ist war das
so fürent in her zů mir
so wil ich erfarn schier
wannen her im dz gůt kom
vil schier ward der pur so from
gefürt für den hern do also
der küng fragt in do
wie es hette gefůgt sich
dz er wer worden also rich
vil schier seit er im die mär
von dem wurm vñ dē schaffner
vñ wie in der schaffn' hät enpfangen
do er kam gan hof gegangen
do nu der küng erhort dise mer
vil schier sant er nach dem schaffner
vñ fraget in ob es wer also
ia sprach der schaffner do
nůt anderst getar ich iechen
wan die ding sint also geschechē
do der küng vernam die sach
zů dem schaffner er do sprach
din hertz ist aller vntrüw vol
vñ bosheit dz merk ich wol
diser man hat dir wol getan
des soltest in han geniesen lan
vñ dankbar an im sin gewesen
wan du durch in wart genesen
dz hast du aber nit getan
dar vm̄ so můst du schamlich gan
von dinem gůt vnd gewalt
won an trüwen bist du kalt
dem der dir tet wol
hast du geschlagen streichen vol
dar vm̄ so můst du gestraffet sin
vñ verstossen von dem gewalte din
dz ellent můs dir sin bereit
dz machet din vndankbarkeit
¶ hie bi mag man merken wol
dz ieder man sin sol
dankbar gen dem man
der im gůttes hat getan
tůt er des aber nicht
bilich im denn ouch geschicht
als des küngs schaffner
[122] do er wz so vndankber
gegen dem gůtten armen man
der inen vs der grůben nan
dar vm̄ můst er farn lan
wz er hat vñ ie gewan
wan der küng erkant das
dz der wurm der vnvernüftig was
gern dankber wesen wolt
sinem gůttätter als er solt
wan er vergass nit siner not
denn er wz gefangen vff den tod
da von half im der arm man
dar vm̄ wolt er nit ablan
er wolt im des tanken wol
mit dem steine krefften vol
das er da mit wurde rich
ouch hieby so merk ich
wz gůttes hie vff ertrich geschicht
das lat got vngelonet nicht

dz ist hie wol worden schin
dar vñ so sond wir alle sin
zů gůtten werken alweg bereit
so wirt vns vnser arbeit
von got gelonet sicherlich
hie wider merk aber ich
wa ieman vntrüw geschicht
das belibt vngerochen nicht
dar an gedenk ieder man
vnd tů als er well lon enpfan

[I]ch wölte gerne dichten
ob mir es niemē wölt vernichten
ze rimen ettliche wort
als ich ein bredgi han gehort
mänig byschafft sagen
ich wil sin nit me getagen
wie wol das doch nu ist
dz mir der künstē vil gebrist
vñ ich ouch ze einfaltig bin
so nim ich es ouch für mich hin
in gottes namen vñ bitt ouch in
dz er mir hier in hellffent welle sin
vñ mir sin vil götliche krafft
verliche vernufft vñ ouch macht
dz min gedicht werd vollbracht
vñ in gůtten werken werd gedacht
¶ wem nu min gedicht nit wol gefalt
er si wib man iung oder alt
der laß mit züchtē ab sin lesen
wil er so laß ouch mich gnesen
vñ wa dis bůch gebresten hab
vff keinen sin den nem er ab
dz ist min begirde gůt
er sol vinden wer wol tůt

17. Der beichtende Schüler.

[123] [Z]e paris gewesen ist
ein student als man list
der hat ein grosse sünd getan
da von er ze grossen sorgen kan
in der schůl hett er lesen
dz nieman mocht behalten wesen
vñ ouch nit werden gottes kint
wer nit bichtete sine sünd
sin hertz dz betrachtet wol
als noch iederman tůn sol
betrachten sine sünde gros
ob er wel werdē d' behaltnen gnos
er gedacht dz wer ein grosse pin
soltist du iemer verdamnet sin
sin sünd er bichten wolt
als er von recht tůn solt
er tratt für den bichter hin
vñ wolt bichten die sünde sin
von rüwe er weinen began
dz er nit bichten kan
der bichter sprach zů im
mich wundert wie dz müg sin
dz du mir nit kanst sagen
vñ dine sünde klagen
er sprach min sünd ist so gros
dz ich sy nit kan sagen also blos
der bicht' sprach die sünd mir vschrib
dz si nit vngebichtet blib
er schreib sy an ein brieffelin
vñ gieng wider für den bicht' sin
er aber weinen began
dz er im den brief kum bietten kan
er laß den brieff do zehant
bůs er im nit geben kond
er gieng für den obristen zehand
vñ tett im dise wort bekant
vñ sprach mir hat gebichtet ein man
dem ich nit bůs geben kan
nement hin dz brieffelin
dar an ist geschriben die sünde sin
er nam den brieff zů im dar
der brieff wz getilket gar
er sprach ich weis nit wie im ist
an dem brieff sich ich kein geschrifft
der erst bichter sprach vff min trüw
er hat gehept so grosse rüw
dz ich es nit sagen kan
got hat im sin sünd abgelan

vñ sin sünd vergeben gar
er ist ledig von den sünden zwar
℣ by diser bischafft merkt man wol
dz iederman rüw haben sol
vm̃ sin sünd klein vñ gros
ob er wel werden ein behaltner gnos
kein sünd ist so gros nit dz gloub mir
hest du rüw got vergit sy dir
dar an nieman zwiflen sol
got ist aller gnaden vol
bist du ledig von gantzer rüw
vñ bitest got vff min trüw
so wil dir got din sünd vergebē
vñ dar zů verlichen ewig leben
ich sprich es vff min trüw
dz nüt besser ist denn gůtte rüw
[124] hätti diser nit gerüwet vñ gebichtet wol
grosser pin wer er worden vol
vñ můsti verdamnet iemer wesen
mit gůtter rüw ist er sust genesen
nu sond wir alle gedenken her an
vñ sond vm̃ vnser sünd rüwe han

18. Die gestohlene Monstranz.

[V]on brug ein halb mil von baden
han ich gehört sagen
wie dz ein dieb gestoln hat
ein mastrantz in der statt
da warent dry offleten in
die nam der dieb mit im hin
vñ schutt sy vor der statt in ein bach
ein gros wunder da beschach
do der hirt vstreib dz vech sin
vñ kam für dz bächly hin
dz vech wolt nit dañen gan
won das es der hirt můst dannē schlan
es vil ouch vff sine knü
als ob es bettite mit gantzer rüw
vil bald ouch der hirt die offleten sach
sweben enmiten in dem bach
vñ sach vff iettlicher sunderbar
dry blůt tropfen klar
die pfaffen růfft er bald an
das si mit im söltint gan
zů dem bach ze hand
das wunder tett er inen bekant
si giengent mit im balde dar
vñ nament des grossen wunder war
vñ gehieltent die offleten mit wirdikeit
des kam der dieb in grosses leid
die offleten mit dem lebenden gottesblůt
mit wirdikeit man in die stat trůg
vñ gehieltent den vil wirdigē sold
mit wirdikeit als man solt
nu wil ich ouch sagen
war man sy hab getragen
ze zürich man die einen hat
brug die ander nit von ir lat
die dritt ist an dem rin
ze basel in der richstat vin
℣ hieby so weis ich wol
dz dar an nieman zwiflen sol
dz sich der allmächtig gott
selber berge in dz helig brot
dz die priester niessent allgemein
dz fleisch vñ dz blůtte rein
vnd ouch alle cristenheit
die ir gelouben dar an leit
wer gottes lib hier inne nit gewesen
ein sölich zeichen wer hie nit geschechē

19. Von einem häßlichen Pfaffen.

[125] [V]ff dem land ein pfaffe sass
gen dem trůg ein herr grossen hass
won der pfaff vngeschaffen was
da von er vor im kum genaß
hinder im wolt er nit ze meß stan
er sprach got ist nit ein sölich man
dz er kom in kein lib so vngeschaffen
ich ker mich nüt an disen pfaffen
von im wirt kein gůt werk verbracht
ich wil im niemer louffen nach
er wand dz kein vngeschaffen pfaff⁵
mit gott üt gůttes künne geschaffen
vñ kein vngeschaffen lib
möchte vollbringen gůttes üt
disen glouben wolt gar nit vertrag⁵
eins mals do er vss für iagen
der herr mit sinen hunden
so kunt er vff der stunde
ze einem bach schön vnd vin
er sprach wie mag das sin
vff min trüw dz můs ich iechen
dz ich hie nie kein bruñ han gesechen
ich wil niemer erwinden
sin vrsprung wil ich finden
do er kam zů des bruñen end
do sach er vil behend
das der bruñ da vs gieng
vñ sinen vrsprung da enpfieng
vss einer houpt schudelen vngetan
dz sach er alles an
er sprach wie kan dz sin
dz das schön brünnellin
vss dem vngeschaffnen dinge kunt
ein engel wz do hie zestund
vñ sprach zů disem man
dis wunder solt du sechen an
sich dz ein vil schöner bruñ kunt
vss einem vngeschaffnen grund
du wilt verschmachen dinen pfaff⁵
dar vm̃ dz er ist vngeschaffen
gůtti werk er wol volbringen kan
dz macht du wol sechen hier an
dz ein vil schöner bruñ⁵ kunt
vss einem vngeschaffnen grund
¶ der mensch sy iung oder alt
vngeschaffen oder wolgestalt
oder wz jm gebrist
oder wie er geschaffen ist
[126] gůtti werk mag er wol verbringen
mit betten vñ mit and'n dingen
ist ioch ein mensch vast vngestalt
got erhört in als bald
als einen menschen schön vñ klar
das gloubent es ist war
ein armer mensch got lieber ist
denn der rich dem nüt gebrist
het ioch ein mensch vngestaltnuss vil
got in nit verschmachen wil
vñ wil in erhören belder zwar
denn den richen dz ist war

20. Von einer Büßerin.

[E]in gůt brůder in einem walde wz
der hat ein schwöster als ich las
die lüff in dem offnen leben
da můst der brůder wider streben
wan sin gesellen strafften in
war vm̃ er die schwöster sin
nit vss dem wilden leben näm
vñ si zů gůtte nit machte zäm
eins mals do gieng er vs
vnd kam für das frowen hus
sin schwöster fand er da stan
vñ weder stuch⁵ noch gürtlen vm̃han
er tratt für die swöster sin
vñ sprach liebi swöster min
du solt kern vss diesem krank⁵ leben
vñ dich got gäntzlich ergeben

vnd solt im dienen alle frist
won dis leben so zerganglich ist
sturbist du also so werist verlorn
wan du hast bewegt gottes zorn
do sprach die schwöster sin
ach sag mir lieber brůder min
wölte mir got noch min sünd vgebē
so wölt ich mit dir gar balde streben
swöster das solt sicher sin
got wil dir vergeben die sünde din
ob du bichtest vn rüw enpfachst
vnd von der sünde last
si sprach so wil ich benütte lan
vil bald wil ich mit dir gan
er sprach so nim bald din gewand
vn gang mit mir zehand
si sprach käm ich wider in dz hus
so käm ich vilicht kum wider her vs
ich wil es vnder wegen lan
vn wil vil bald mit dir gan
mit enander giengent sy jn den wald
do hortent sy vil bald
lüt an dem wege gan
er sprach liebi swöster wolgetan
du solt in die studen schlichen
[127] vnd den lütten entwichen
si züchent anderst alle mich
das ich hab beschlaffen dich
die süöster in die studen gieng
vil grosse rüw sy do enpfieng
von rüw sy so leidig ward
das si sich an den tornen zerzart
das sy nider viel vnd wz tod
des kam der brůder in grosse not
do er die lüt nit me sach
der schwöster růfft er vn sprach
kum her liebi swöster min
die lüt sint recht alle da hin
die swöster im nit entsprach
won si in den studen tod lag
er gieng in die studen hin
vnd sůcht bald die swöster sin
er fand sy ligen also todt
da hůb sich gros iamer vn not
er gieng für bas in den wald
sinen brůd'n er die not erzalt
vnd bat sy tugentlich
dz sy got bätten ernstlich
das er inen tätti schin
ob sy behalten oder verlorn sölti sin
vil bald ein engel zů inen kam
der sy ab dem wunder nam
vn sprach si ist behalten sicherlich
won si hat vast gekestget sich
vn het gehept so grosi rüw
vn hat got gebetten mit gantz' trüw
dz er ir vergäb ir sünde
da von ist sy worden gottes kinde
¶ o sünder du solt bald rüwen
mit gantzem ernst vn trüwen
so wil dir got din sünd vergeben
vn dar zů lichen ewig leben
du sichst wol hier an
vn hättist alle sünd getan
rüwest vn bichtest sy lutterlich
so wil got reingen dich
von dinen sünden allen
das du nit kanst ze helle fallen
tůst du aber das nicht
so bist du sicher das es beschicht
das du můst iemer verdamnet sin
vn můst liden alle helschen pin

21. Göttliche Strafe.

[I]n friesenland das geschach
das dz mer vngestüm vsbrach
vn versankt des landz ein michel teil
dz geschach von der lütten vnheil
als ich üch sag hie nach
[128] in dem rat als dis geschach
erschein vnsri frow die reine magt
einer kloster frowen die lept in helikeit

zů der sprach sy in disem land
wart ein priester geschant
mit mines kindes fronlichnam
zů einem siechen vñ do im bekam
ein man der von bier trunken wz
mit bier bracht er ein glas
vñ bot es dem priester dar
vñ sprach des bieres nement war
vnd trinkent sin zů mit mir
land sechen ob ich bas trink od' ir
do der priester die red vernam
mit züchten wolt er dannen gan
mit dem sackrament als im gezam
do wart zornig der trunken man
vñ warff dz helig sacrament
dem briester vss siner hend
dz es an der erden glag
der priester do vfflesens pflag
vñ trůg es mit wirdikeit
wider hein won im wz leid

ZÜRICH.

des helgen sacramentz vner
dar vm̄ hat goẗ gezürnet so ser
das er hat vil landes versenkt
vn dar zů vil gůtz ertrenkt
von diser enterung wegen also
schied vnsri frow vō dannen do
dis zeichen lert frowē vnd man
das sy glouben söllent han
an das helig sacrament
das gottes fronlichnam ist genent
vñ dz sy es erint loblich
won es ist aller sälten rich
wer vnere dar an leit
vil wenig im dz got vertreit
er geschendet in vñ alle die
die im des verhengent hie
wer im aber erbütet er
der wirt leben iemer mer
hoch in der himel tron
dar vm̄ so haltent schon
das sacramänt in wirdikeit
so wirt üch ewig fröid bereit

J. BAECHTOLD.

EIN TAGELIED.

1.

Ermanen důt si mich so grim,
und ist mir gar ein schwere pin,
wenn ich erhör des wachters stim,
so wirt betrůpt das herze min,
Er důt mir kund
die ersten stund
das ich der zit
nit uberbeyt
die mir so bald zuo handen stât,
er ylt und trypt [1])
mit mir kurzwil,
O frow gib mir in truwen rât.

2.

laß nun nit ab herzliebster gesell,
derselbig schmerz duot mir öch we,
mir ist erst leid din ongefell,
gelob furwar des min ist me,
wie kanst im důn,
nit hin den lon,
den ich han zuo dir,
wend nit von mir,
die andre stund důt melden das,
laß dich daran
wenn ichs wol kan
und suochs by mir nach diner beger.

3.

Si gipt mir frőd und hohen můt,
die schönste frow in aller welt,
dardurch ir lieb mich trösten důt,
furwar ich habs vor offgemelt,
nim minen gunst,
den ich umbsust
nun han zuo dir,
wend nit von mir.
der wachter růft zum dritten mâl.

[1]) Am Rande steht *spilt*.

O ennger hort,
merk uff die wort,
si schnidend mich recht wie der strâl.

4.

So trôst dich still, das wer mir not,
wenn all min frôd sind mir vergift —
O ennger hort o wer ich tod
wenn scheiden du hast mir mort gestift
O frow mit schmerz
wo ist din herz
dardurch mit gemût
haut gschwept und gwebt
Ich hôr des wechters vierden hal,
der mich durchdringt,
das mir geschwintd.
er nimpt mir all min frôd und schall.

5.

Nun bhuet dich got der mich geschûff,
du krenkest mich mit ganzer macht.
Ich hôr des wachters lettsten rûff,
die funffte stund nauch mitternacht.
O frow nit gach,
du mich umfach.
do si das sach,
wie leid si sprach
Kein scheiden lag mir me so hartt.
ich bitt dich eins;
gewer mich encleins
und spar mirs nit zur widerfartt.

Im Rathsmanuale der Stadt Aarau (Schweiz), welches die Jahre 1492—1497 umfaßt, findet sich auf Seite 147—148 das mitgetheilte Tagelied. Die Schrift stimmt mit den übrigen Eintragungen überein; diese sind entweder amtlich oder bloße Ausfüllungen offenen Raumes und gehören einer Zeit an, als das Manual außer Gebrauch gekommen war. So steht auf Seite 63:

was darfs vil wort gen dir min hort
und hochster schatz du weist den satz und wie.

An verschiedenen Stellen sind lateinische Verse und Sentenzen eingeschoben, so auf Seite 81:

Locutum me sepe penituit tacuisse vero nunquam.
Sis velox ad audiendum tardus vero ad loquendum.
Proximus est deo qui scit ratione tacere.

Seite 38 enthält ein Bewertt Arcny wider die pestilentz:

Nim dry löffell vol knobloch, dry löffell vol geprantz win, dry löffell vol essich, ein lot dreack[1]) und das duo durch ein ander vnd wen ein die pestilentz ankumptt, so gib im ein löffell vol.

Seite 61—62 sind ausgefüllt mit zwei Abschnitten aus einem Rituale; das eine hat keinen Anfang, das andere kein Ende.

In der ersten Strophe unseres Liedes ist *er ylt* und *tript mit mir kurzwil* sinnlos. Der Wächter verkündet die erste Stunde und mahnt zum Scheiden, er treibt also nicht Kurzweil, vollends nicht mit der Frau; er nimmt die Kurzweil; die ursprüngliche Fassung ist nicht mit Sicherheit herzustellen. In der zweiten Strophe läßt sich die ver-

[1]) Theriak, ein einschläferndes Mittel.

dorbene Stelle *mit hin den lon* aus dem entsprechenden Verse der dritten Strophe *nim minen gunst* umändern in *nim minen lon.* Der einschließende Reim verlangt zum Schlußworte der zweiten Strophe *beger — die ander stund dût melden er.* Das Mittelstück der vierten Strophe ist ganz verschrieben. Zunächst fallen die zwei *mit* in die Augen; das eine hat das andere nach sich gezogen; erhält das erste die richtige Form, so ist auch die zweite gewonnen. Die Frau ist in dieser Scheidungsstunde zugleich des Geliebten Schmerz; die Stelle lautet demnach: *o frow min schmerz*; es ergibt sich von selbst *min gmuet.* Der Reim verlangt Umstellung der Wörter: *dardurch hat geschwept min gmuet und gwebt.* Zweifelhaft bleibt die vorletzte Zeile von Strophe 5.

Die zweisilbige Senkung in *wenn scheiden du hast mir mort gestifft* in der vierten Strophe darf nicht geduldet werden. Der Vers lautete wohl: *dein scheiden hat mir mort gestifft.*

Die Strophe besteht aus zwölf Versen; die ersten vier enthalten je vier, die folgenden je zwei Hebungen; im letzten Drittel schließen zwei längere Verse die beiden kürzeren ein. Die Reimstellung ist dreifach; das erste Drittel hat kreuzweisen, das zweite Drittel paarweisen, das dritte einschließenden und paarweisen Reim.

Der Wächter ruft den Tag an, ohne mit den Liebenden in Verbindung zu stehen; so in der älteren Alba der Troubadours, so noch bei Wolfram von Eschenbach[1]). Aber Wolfram schon zieht ihn ins Geheimniß und er erhält das Amt zu warnen. In der Regel vernimmt die Frau zuerst die warnende Stimme und häufig führt sie ein Zwiegespräch mit dem Wächter, ohne daß der Gesell zu Worte kommt. In dem Liederbuche der 'Clara Hätzlerin' 1471) ist der Wächter zu seiner ursprünglichen Aufgabe zurückgeführt, die Stunden zu rufen, und damit ist auch die einfachere Volksweise wieder zum Rechte gekommen. So erscheint der Wächter auch in unserem Tageliede, und nur so erklärt es sich auch, daß in jeder Strophe ein neuer Stundenruf ertönt und diese Nachtarbeit mit der fünften Stunde geschlossen ist.

Mit dieser fünffachen Wiederholung des Stundenrufes weicht das Tagelied von anderen ab, sowie auch darin, daß der Mann den Wächter hört und nicht die Frau. Auf diese Fünfzahl ist das Gedicht aufgebaut. Der erste Ruf erweckt die Klage des Mannes, daß er eilen

[1]) Karl Bartsch, Die romanischen und deutschen Tagelieder, in den „Gesammelten Vorträgen und Aufsätzen". Freiburg i. Br. und Tübingen 1883. [Über die Entwicklung des Tageliedes ist jetzt die Leipziger Dissert. von de Gruyter zu vergleichen. O. B.]

müsse. Ihm entgegnet die Geliebte mit erhöhtem Schmerze und einer nutzlosen Andeutung, den Wächter zum Schweigen zu bringen: *wie kanst im duon,* und fordert ihn auf, um so wonniger die Frist zu benutzen; denn schon ertönt der zweite Ruf. Die dringende Mahnung der Geliebten findet ebenso warmen Dank in den gleichgewählten Worten der dritten Strophe; um so schmerzlicher schreckt den Mann der dritte Ruf auf. Mit der zunehmenden eiligen Erregtheit beginnt auch der raschere Wechsel der Rede; die vier ersten Verse der vierten Strophe gehören der Frau, die übrigen dem Manne zu; auch hier tönen die entsprechenden Worte aus der dritten in die vierte hinein. Die fünfte Strophe läßt die Worte der Frau durch den Geliebten unterbrechen; der Abschied ist leidenschaftlich; darum theilt sich die letzte Strophe dreifach. Durch das ganze Gedicht geht eine correspondirende Bewegung in Rede und Gegenrede, und nur an einer einzigen Stelle schiebt sich die Erzählung ein, am Schlusse, um gleichsam die herbe Trennung nachdrücklicher vorzubereiten. Auch hierin nähert sich das Tagelied dem Volksliede. Vielleicht weist das seltene „enger" hort[1]) auf frühere Zeiten zurück. Nun scheinen freilich unzarte, unpoetische und triviale Wendungen nicht zum edleren Volksliede zu stimmen, und wir müssen stehen bleiben bei einem Verfasser, der wohl das Kleid des Volksliedes wählt, aber der Empfindung einen vergröberten Ausdruck gibt[2]).

Ein Gedicht also mit schönem Aufbau, musikalischem Rhythmus, erinnert an das Volkslied vielleicht des XIV. Jahrhunderts; störende Wendungen jedoch schieben es in eine rauher gewordene Zeit hinunter.

AARAU. J. J. BAEBLER.

---

[1]) vridank: ein wiser herre gerne hat witen vriunt und engen rat.

[2]) v. Schluß der zweiten Strophe; in der dritten Strophe *furwar ich habs vor offgemelt*; in der vierten *das mir gschwintd* (die Sinne schwinden mir).

ALTDEUTSCHE GLOSSEN AUS INNSBRUCK.

Die Handschrift der Innsbrucker Universitätsbibliothek Nr. 355, vormals dem Cistercienserkloster Stams in Tirol angehörig, hat Mone im Anzeiger f. Kunde d. d. Vorzeit Bd. 8, S. 99 verzeichnet und daselbst die ersten Anfänge der wichtigeren altdeutschen Bestandtheile mitgetheilt. Es ist dieselbe Handschrift, aus der ich in Germania XXIX, 338 verschiedene Färbemittel und Recepte, deren Mone keine Erwähnung thut, veröffentlichte. Ich schicke mich nun an, auch die übrigen werthvolleren Stücke bekannt zu machen.

Die Handschrift enthält I. (Blatt 13^b—16^b) die im deutschen Mittelalter vielverbreiteten, auf die Thier- und Baumnamen bezüglichen lateinischen Gedächtnißverse mit deutschen Interlinearglossen, II. (Bl. 17^a bis 18^a) 67 lateinisch-deutsche Hexameter, theils juristischen, theils gemischten Inhalts, III. (Bl. 86^b—93^a) ein lateinisch-deutsches Pflanzenvocabular, in das überdies vereinzelte mineralogische, zoologische, ökonomische und chemisch-technische Ausdrücke eingestreut sind. Erwähnenswerth ist ferner, daß auf Bl. 1^a—9^a eine lateinische Abhandlung über die Art und Weise, wie sich der Beichtiger gegenüber dem Beichtkinde zu benehmen hat, enthalten ist, worin zu den besprochenen Sünden des Beichtenden öfter die deutschen Synonyma gefügt sind.

Der Codex, auf Pergament geschrieben, $18^1/_2$ Cm. hoch, 14 Cm. breit, enthält auf der Innenseite des Vorderdeckels die Worte: Iste lib' datur ē monast'io sc̄i Johīs in Stams a ven'abili dn̄o Ludwico de Rāmūg ob me͞oriale ꝑpetuū salutis aīe sue.

Diese Sammelhandschrift gehört dem 14. Jahrhundert an; die altdeutschen Bestandtheile entstammen höchst wahrscheinlich dem Jahre 1434[1]) oder 1435. Die Gründe, die für diese Zeitbestimmung sprechen, sind folgende: 1) Auf Bl. 70^a—82^b stehen mit lateinischen Glossen und mit Commentar versehene lateinische Disticha, an deren Schluß die Worte angemerkt sind: Anno dn̄i mill͞mo CCC°XXXIIII° in die beate Lucie virginis conpletus est autor iste nomine Cornutus ꝑ manus Rúdolffi scolaris in Tyrol. 2) Auf Bl. 99^a befindet sich am Schlusse einer auf das Pflanzenvocabular folgenden latein. Abhandlung mit der Aufschrift 'Von Priester Johan', deren Schriftzüge jenen des Vocabulars gleichen, die von anderer, wahrscheinlich jüngerer Hand her-

[1]) Auch Mone setzt sie ins Jahr 1434, ohne Beweisgründe dafür beizubringen.

rührende Angabe: Sub anno domini M̂CCCXXXV die ultimo Maij natus est Engelinus filius meus. Conpatres mei Dn̄s Alb'tus de Vellenb'ch, Dn̄s Jacobus Griffo de Mays, milites, Engelmannus Auztrunch, Ciuis de Merano. 3) Auf Bl. 102ª—132ᵇ stehen lateinisch geschriebene 'Epistolae Pharaonis', hinter welchen das Datum eingetragen ist: Anno dn̄i M̂CCC^{mo}XXXV° die Sabbati proximo post ascensionem dn̄i mensis maij in Tirol in domo Notariorum conplete sunt XX Epistole pharaonis p manus Rûdolffi Scolaris de m'ano, do walther sein hûtel verlos.

Was die Heimat der deutschen Stücke anlangt, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß sie in Österreich entstanden, beziehungsweise geschrieben sind. Auf die österreichische (bairische) Mundart weisen nämlich die häufige Anwendung der Diphthongen *ei* und *au* für *î* und *û*, das Vorkommen von *eu* für *iu* (*huntfleug*, *œul*), von *p* für *b* im Anlaut, von *ch* für *k*, *c* im An-, In- und Auslaut, die Wortformen *holer* (= *holder*, *holunder*), *gleimel* u. a. hin. Dem gegenüber sind vereinzelte mitteldeutsche Wortformen wie *scene*, *stake*, *herte* (= *hirte*), *smerlekîn* und das alemannische *burzeli*, *sändeli* ohne Belang. Bringt man ferner die Provenienz der Hs. und die mehrfach darin enthaltenen localen Beziehungen in Anschlag, so dürfte man kaum fehlgehen, wenn man ihr tirolischen Ursprung zuerkennt.

In dem folgenden Abdruck habe ich sämmtliche Abkürzungen (mit Ausnahme von i. = idem) aufgelöst und die mit übergeschriebenem *e* bezeichneten Umlaute von *a*, *o* und *ô* in *ä*, *ö*, *œ* sowie die mit *v*, *o*, *e* überschriebenen *o* und *u* in *ou*, *uo*, *ue* aus typographischen Gründen, weil nämlich die betreffenden Schriftzeichen in der Druckerei mangeln, umgewandelt. Auf den in der Hs. beliebten Wechsel im Gebrauch der Majuskel und Minuskel nehme ich keine Rücksicht, ebensowenig auf die bisweilen vorkommende Trennung der einzelnen Glieder zusammengesetzter Wörter. Die in I und II der Hs. in der Mehrzahl der Fälle rothgeschriebenen deutschen Glossen sind von mir durch Cursivschrift gegeben, desgleichen die deutschen Namen des Vocabulars. Die meisten dieser Worte finden sich in Diefenbachs Glossarium lat.-germanicum mediae et infimae latinitatis und in dessen Novum Glossarium, häufig jedoch, wie die unten befindlichen Verweise zeigen, mit mehr oder weniger wechselnden lateinischen oder deutschen Bezeichnungen. Es ist mir gelungen, sehr vieler solcher abweichenden Formen habhaft zu werden; manche Wörter waren aber trotz angestrengtester Bemühung nicht aufzufinden, was darin seinen Grund haben mag, daß die sonst sauber geschriebene Handschrift nicht wenige verderbte Formen und viele Schreibfehler aufweist. Diese unaufgefundenen

Wörter sind theils in den Anmerkungen besonders besprochen, theils — und das ist in dem Vocabular mehrmals der Fall — durch ein vorgesetztes Sternchen kenntlich gemacht. Zur Erleichterung des Lesens führe ich die Interpunction durch. Abkürzungen: *D.* = Diefenbach, Glossarium. *DNGl.* = Diefenbach, Novum Glossarium. Nemnich = Allgemeines Polyglotten-Lexikon der Naturgeschichte [1]). *u.* = unter.

I.

Aus der von Zacher in der Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 11, 299 ff. gegebenen chronologischen Übersicht über das auf die 'Nomina volucrum' etc. bezügliche Handschriftenmaterial ergibt sich, daß unsere Hs. sich durch reicheren Text von den meisten übrigen veröffentlichten Hss. vortheilhaft unterscheidet, indem die Nomina ferarum, die anderwärts bloß 12—13 Verse umfassen, auf 21 Verse ausgedehnt und die sonst gewöhnlich bloß mit 2 oder höchstens 4 und nur in der Frankfurter Hs. (Zacher a. a. O. unter Nr. 14) mit 13 Versen bedachten Fischnamen in 6 Versen behandelt sind, an welche sich überdies weitere $4^1/_2$ Verse mit Namen von Insecten und Hundearten reihen. Nur muß bei letzteren Versen in unserer Hs. auffallen, daß die Insecten bereits unter den 'Nomina paucarum ferarum' Erwähnung fanden. Ebenso auffällig ist der Umstand, daß die 'Nomina piscium' mit den Worten 'Hic etiam' den Anfang der Gedenkverse machen. Hält man damit zusammen, daß die Hs., wie oben bemerkt wurde, ungeachtet ihrer österreichischen Färbung mehrere mitteldeutsche Elemente und sogar zwei specifisch alemannische Wortformen in sich schließt, so gelangt man zu der Annahme, daß sie aus zwei oder vielleicht sogar aus mehreren Vorlagen compilatorisch hervorgieng.

Auch in Hinsicht auf die Beschaffenheit und insbesondere die Anordnung der Verse herrscht in der Innsbrucker Hs. Verschiedenheit. Im Übrigen ist auch sie, gleich den übrigen Versionen, reich an Entstellungen und Irrthümern.

[1]) Das Werk von Nemnich finde ich an verschiedenen Orten, z. B. in K. Regels Mittelniederdeutschem Gothaer Arzneibuch, mit vier Bänden citiert. Mir lag das Exemplar der hiesigen Universitätsbibliothek vor, das in drei Bänden gebunden ist und wovon Bd. I den Titel führt 'Allgemeines Polyglotten-Lexikon der Naturgeschichte. Von Philipp Andreas Nemnich.' Hamburg 1793, Bd. II die selbständig paginierte, allein des Titels entbehrende Fortsetzung dieses Werkes ist, Bd. III endlich ein besonderes Werk darstellt mit dem Titel: 'Wörterbücher der Naturgeschichte'. Hamburg (1798). Von einem weiteren Bande konnte ich weder in der k. k. Universitätsbibliothek noch in der kaiserlichen Hofbibliothek eine Spur entdecken, obwohl in Kaysers und in Heinsius' Bücherlexikon auffallender Weise allerdings vier Bände verzeichnet sind.

(fol. 13[b]) Hic etiam pisces et eorum nomina disces:

hehte sleye alnr vorhe asch
Lucius et tincus, capado, trota, tymallus,
hærink walr lachs al lampred
Allec, balena uel esox, angwilla, morena,
rœt stur rutte huse salm
Coracinus uel rembus, allopida, staurus, echynus,
nas prächs stainpeiz
Mulus, spirna, cluma, saxatilis indeque porca,
schorp grundel sudan
Scorpius, astacus et fundula, balba, suacus,
wefse mukke fliug hurnouz keuer grille
Vespa, culex, musca vel oester, scaba, cycada
humel huntsmuk weinmuk chnefin
Ac atacus, cinifex, bibiones, gurguliones,
zweiualter wisel keuer
Cantarides, fucos dicas in fineque brucos,
jaghunt winde rude spurhunt mistpelle
Siluius et velter, molossus, clancula, perper,
prakke vogelhunt welf
Listicus, cisper, catulus . . . . . .

Hier sind in der Hs. 7 Zeilen leer gelassen, darauf folgen von der gleichen Hand 21 lateinische Hexameter, die ich, um keine Lücke zu lassen, ebenfalls zum Abdruck bringe.

(f. 14[a]) Burdonem generat sonipes conmixtus aselle,
Mulus ab archaideis et equina matre creatur,

2 capado] Vgl. Capito bei D. 97. trota] D. 599 u. Tructa. 3 *lampred*] Dafür haben andere Hss. die sonderbar entstellte Form *lantfride*, vgl. D. 372 u. Murena. 4 *rœt*] l. *rôt*. rembus] l. rhombus. staurus] Bei Mone, Anz. 8, 98 die Glosse: scaurus *hûse*. Vgl. D. 551 u. 558 u. Staurio, Sturio. *salm*] Ebenso bei Mone 8, 98, hingegen bei D. 196 *hûse*. 5 Mulus] l. Mullus. spirna] Vgl. spirena bei D. 547, wo aber die deutsche Benennung abweicht. 6 balba] Soll es für barba i. e. barbus stehen und Barbe bedeuten? suacus *sudan*] Von diesen Thiernamen kann ich nirgends eine Spur entdecken; wahrscheinlich liegen stark entstellte Formen vor. 7 Die Benennung *kever* kann ich für scaba anderwärts nicht belegen. 8 Cinifex] D. 119 u. Cimex. gurguliones] Bei D. 163 u. Curculio andere Bedeutungen. 9 Cantarides] Bei D. 96 andere deutsche Benennungen. *wisel*] wahrscheinlich entstellt für *wispel*, *wespel*, vgl. D. 250 u. Fucus. 10 Siluius] Bei D. 534 Silveus. clancula] Bei D. 125 clanculus. Was aber perper (Hs. pper) bedeuten soll, weiß ich nicht; man wäre versucht es für Entstellung von præpes zu nehmen, aber dazu stimmt die Glossierung *mistbelle* (Mhd. Wb. 1, 126. Lexer 1, 2176) nicht. 11 Listicus] = Liciscus, s. D. 328 u. Lycisca. Cisper weiß ich nicht zu belegen.

2 archaideis] Ein für mich dunkles Wort, das übrigens schon darum verdächtig ist, weil es nicht in den Vers passt. Am nächsten läge an asellis zu denken und dies für die ursprüngliche Lesart zu halten.

Tytirus ex ovibus ast yrcus erit pater eius,
Musionem capra veruecis semine gignit,
Apris atque sue focosus nascitur yber,
Sed lupus et catula faciunt coeundo liciscam.
Vt balatus ouis sic est rugiere leonis,
Vt latrare canis barritus sic elephantis,
Est hinitus equi nec non ruditus aselli,
Est mugiere boum, sic est vllulare luporum,
Sic grunire suis data vox, vncare sed vrsis,
Sibila dat anguis, sed tu, wulpecula, gannis.
Cum turdus crutilat, tunc sturnus pusicat ore,
Cacabat hinc perdix et graticat improbus anser,
Accipitres pipant, miluus lupit oris hyacu,
Curcurrire solet gallus, gallina gracillat,
Pullulat et pauo nimium, vaga crissat yrundo,
Psitacus humanas depremit uoce loquelas,
Ponpilat ore legens munera mellis apra,
(f. 14[b]) Porro stercumit anas vaga luxuriam per undas,
Mus auidus mintrit, rana coaxat aquis.

Hunc uolucres celi referam sermone fideli:
habich sparwer plafuoz storche spehte
Accipiter, nisus, capus atque ciconia, picus,
taube holtztaube
Natura sterilis hic stare, columba, palumbos,

3 yrcus] i. e. hircus. Der Vers ist um einen Fuß zu kurz; vielleicht ist für eius zu lesen: eiusdem. 4 Musionem] i. e. Musmonem, musimonem. 5 yber] i. e. ibex, D. 283. 6 catula] Bei D. 107 catulus *welff*. 8 barritus]Vgl. Wackernagel, Voces variae animantium 27, Dief. 69 u. Barridus. 10 vllulare] Vgl. Wackernagel ebd. 30. 11 vncare] Wackernagel 27. 12 Sibila] Vgl. Wackernagel 31. D. 532. 13 crutilat] Sonst trutilare, truculare, s. Wackernagel 23; im Vocabularius rerum (S. l., t. et a. n.) j[b] rutilare. pusicat] i. e. pusitat. Wackern. 26. 14 Cacabat] Wackern. 26. graticat] i. e. gracitat oder gratitat. S. Wackernagel 24. Vocab. rerum j 2[b]. 15 pipant] Wackernagel 24. lupit] ebd. 26. hyacu] l. hiatu. 16 Curcurrire] l. Cucurrire. D. 161. gracillat] ebd. 24. 17 Pullulat] Wackern. 25. crissat] Sonst trissare, Wackern. 26. Vgl. D. 158. yrundo] i. e. hirundo. 19 Ponpilat] i. e. bombilat. Vgl. Wackern. 30. apra] Der Sinn des Verses und der Ausdruck bombilare, der nur von der Biene gebraucht wird, weist auf Entstellung von apra für apis, apes. 21 Die letzten drei Hexameter sind gestört, der zweite ist für mich unverständlich.

2 *plâfuoz*] Bei D. 99 andere Bedeutungen. 3 Wieder ein arg entstellter Vers; statt sterilis ist pariles, statt stare ist state zu lesen, wie aus anderen Versionen hervorgeht. palumbos] D. 408 u. Palumbus.

raiger turteltaube hauwe tahe geyer
Ardea uel turtur seu bubo, monedula, wultur,
œul vinke nahtrab goltamir
Noctua, frigellus sev nocticorax, amarellus,
swan idem star eisuogel troschel idem
Cingnus, olor, sturnus, mergus turdelaque, turdus,
krœnch wisgo phawe habech stocarn
Grus et pellicanus, pauo uel anus, alictus,
heher dorndrosel
Graculus aut deerit, fusarius hic residebit,
gukke idem sitech grille
Sic cuculus, fulica, psitacus atque cycada,
alster mauser idem ruan weht. i. ciconia
Pica, merops meropis, larus atque loaficus, ibis.
arn kuniglein valche
Jungitur hijs aquila, puristulus erodiusque,
rappe chra widhopf sueht rephuon
Coruus edax, cornix, vpupa, viscedula, perdix,
weye mayse horntaube ganser eher
(f. 15ᵃ) Miluus et inde parix, anocratulus, anser et ornix,
wahtil amsel faisan pirchhuon
Quiscula cum merula, fasianus et ortigometra,
eisuogel idem listra worgel
Aurifficeps, cupide, sepicedula cruticulusque,
haselhuom pirkhuon hagelgans strauz
Spatulus, attage, mullifiga cum strucione.
vledermaus swalbe
Vel, verspertilio uel yrundo, non recitabo,
smerlekin grasvink
Tu michi dulcisona cape, smirle celer, filocena,

6 Cingnus D. 118 u. Cygnus. 7 anus] l. anas. Wie aber die Glossierung *habech* entstanden sein mag? alictus] l. alietus. 8 aut] l. haut. fusarius] Bei diesem Worte fragt Diefenbach (S. 254): 'avis?', weist aber richtig auf furfarius. 10 In anderen Hss. wird merops durch *gruen-* oder *dornspeht*, larus durch *mûser* glossiert. Die Form *ruan* kann ich sonst nicht finden. *weht*] Bei D. 334 *speht* und *wech*. 11 *arn*] Dieser Plural scheint ein Rest der gewöhnlichen und älteren Lesart 'His assunt aquile' zu sein. puristulus] D. 413 u. Paristulus. 12 viscedula] D. 233 u. Ficedula. *sueht*] entstellt für *sneph*. 13 anocratulus] D. 396 u. Onocratulus. *horntaube*] verderbt und umgedeutet für *hortûbel*, wie in andern Versionen richtig steht. 14 *faisan* mit durchschlagendem *i* des lat. phasianus. Eine volksetymologische Umbildung des letzteren ist *fasihuon* Altd. Bll. 1, 348. Gerbert, Iter alemannicum, Anhg. p. 137. 15 cupide] D. 163 u. Cupuda. sepicedula] D. 527 u. Sepicecula. cruticulus] l. cruriculus. Bei D. 164 curruca, *wary-*, *worgengel*; aus letzterem obiges *worgel* entstellt. 16 Spatulus] l. Sparulus. mullifiga] D. 370 u. Mullis. Die Form strucio für strutio ist nach D. 557 die gewöhnliche. 17 Vel] l. Te, wie sich aus andern Versionen ergibt. verspertilio] l. vespertilio. yrundo] i. e. hirundo. recitabo] l.reticebo. 18 dulcisona .... filocena] l. dulcisonam .... filomenam. smirle] Vgl. D. 22 u. Alietus.

lærche *cleilen*
Laudula nulla fugit vecucedula raptum,
spatz
Nullus te passer fugiat, licet hunc tegat asser.
nahtuogel *pachsteltz*
Sic et lustiniam cum lustinio cape paruam;
stiglitz. distelvink
Versu stare nequid carduellus, quique recedit.

Nomina paucarum sunt hec socianda ferarum.
lewe *i. rex*
Sed leo stat primus qui cunctis est basileus,
panthir *tigertier* *lebart*
Hinc panthera, tigris comitantur cum leopardis,
ainhorn *olbent*
Rineteros seuus comprehenditur atque camelus,
wisnt *elnt* *bart* *waltesel* *est genus* *cameli*
(f. 15ᵇ) Bubalus, alx, pardus, onoger ueloxque dromellus.
helfant *vurm*
Hinc etiam validos elephantes iunge uel vros,
per *ebir* *hirzs*
Vrsus, aper, ceruus auide sumuntur in vsus,
hindelkalp *reh* *rehpok* *affe* *merkatz*
Hinnulus et caprea, capricornus, symea, spinga,

19 Laudula] D. 20 u. Alauda. vecucedula] Bei D. 117 cicindela .... vecice dula. raptum] Dafür gebraucht die in den Carmina Burana von Schmeller p. 175 abgedruckte Münchener Hs. das kaum sinnentsprechendere Wort tactum. *cleilen* scheint entstellt aus *gleimel* (Lexer 1, 1031). Übrigens ist der Vers arg verderbt; die richtige Lesart geht aus dem in den Altd. Bll. 1, 349 befindlichen Vers der Straßburger Hs. hervor: Laudula nulla tuum fugiat ne (lies: nec) cicendula cantum (l. raptum). Aber auffällig bleibt auch dort, mithin in einem Denkmal, das nach W. Grimm, Z. Gesch. des Reims 141 noch dem 10. Jahrh. angehört, die Glossierung von cicendula durch *gleim*, denn wie Lerche und Glühwürmchen dazu kommen in Zusammenhang gebracht zu werden, ist eigenthümlich genug. Ich vermuthe, daß hier eine bis in graues Alterthum reichende Verwechslung von cicindela und ficedula (Nebenform: cicendula D. 233¹, Schnepfe, Drossel u. s. w.) zu Grunde liegt. 21 lustiniam] D. 340 u. Luscinia. lustinio] Bei D. 337 lucilia. 22 quique] = quisque, s. D. 480. Unterhalb recedit steht in der Hs.: stellio, mit der darüber gesetzten Verdeutschung *moltwerf*. Wie diese außer dem Bereich der Verse befindliche Glosse zu deuten ist, weiß ich nicht. Vielleicht sollte sie ein Nachtrag zu dem später (Bl. 16ᵃ) vorkommenden stellio, talpa sein und ist durch Versehen des Schreibers an unrechte Stelle gerathen.

4 Rhineteros] Allerdings bei der großen Ähnlichkeit des handschriftlichen *t* und *c* vielleicht auch Rhineceros zu lesen. 5 onoger] Bei D. 396 onager. dromellus] Bei D. 191 dromeda(us). 6 *vurm*] Bei D. 630 *vuorin*, Altd. Bll. 2, 214 *vrn*; beides stark entstellte Formen für *urrint*. Vgl. u. a. die Glosse Vrus *Vrind* in dem gleichalterigen Vocab. optimus ed. Wackernagel p. 45. 7 vsus] Die andern bekannten Hss. gebrauchen dafür die jedenfalls richtigere Lesart esus. 8 *hindelkalp*] Bei DNGl. 204 *hinnenkalb*.

martharm otter piber zobel
Martalus et migale, luter castorque, trabellus,
luchs wolf has fuchs fohe dachs
Linx, lupus atque lepus, wulpes, wulpecula, melos,
maus wisel reithe rathe elnt wantlaus
Mus, mustela, sorex, glis gliris hienaque, cinex,
aichorn
Copulo spriolum, reliquorum do tibi nullum. —
peye flivge niz laus
Hinc apes et musca cum lende, pediculus extra,
chlain floch muk zwiualder keuer
Parua pulex cinifesque, pulex fisicula, brucus,
chrautwurm huntfleug haberwurm
Hijs similia eruca, cinomia sunt, locusta,
wesp wibil humel pei
Scabro cum vesta, scarabeus, fucus, orestes,
zwiualder pei idem gleim idem
Papilio, scitus uel apis, citendula, costrus.
milwe snekke amaiz natir krote
Tinea, testudo formicaque, vippera, buffo,
slange vrosch eudechs vaimil scher
(f. 16ᵃ) Serpens et rana, lacertus, stellio, talpa
Hinc secernantur, pro reptilibus teneantur
Vel quod eis nomen natura dedit uelud omen.

Ecce stilo digna referam compestria ligna:
zederpaum cyprespaum lorpaum mirchpoum
Cedrus, cypressus, laurus, pariter quoque mirtus,

9 Die Glosse *martharm* scheint dadurch entstanden, daß wahrscheinlich in der Vorlage *mart* (Nebenform von *marder*, Lexer I, 2045) über martalus, *harm* (Hermelin) über migale geschrieben war und nachher beide Wörter irrthümlich in ein Wort zusammengezogen wurden. Im Zusammenhange mit dieser Verderbniß steht die Schreibung *otter* über migale statt über luter, *piber* über luter statt über castor. trabellus] Bei D. 590 trabenus. 11 *reithe*] verderbt für *rate, rat* (D. 548). cinex] D. 119 u. Cimex. 12 spriolum] D. 54 u. Aspriolus. 14 cinifes] D. 119 u. Cimex. fisicula halte ich für Attribut zu pulex als Gegensatz von parva pulex; aber was heißt es? Man vergleiche die ähnliche Glossierung bei Mone 4, 94: fiszula *zwivalder*. 15 *haberwurm*] Bei D. 335 *haberschreck*. 16 Scabro] D. 154 u. Crabro. vesta] wohl verderbt für vesca. *wibil* scheint irrthümlich über vesta statt über scarabeus geschrieben zu sein. *humel* steht zwischen scarabeus und fucus in der Mitte. *pei*] Bei D. 400 *bremme*. 17 scitus] Diese lateinische Bezeichnung für Biene habe ich nirgends gefunden. citendula] D. 117 u. Cicindela. 19 *vaimil*] Bis zur Unkenntlichkeit entstellte Form für *vêchmol* (bunte Eidechse), Lexer III, 37. 20 se cernantur (Hs.).

1 compestria] l. campestria. 2 *mirchpoum*] Bei D. 363 *mirtelboum*.

papilpoum palpoum spinlpaum seuinpoum
Populus et palma, fusarius atque sauina,
pfersichpoum pflaumpoum kerspoum apholter kriehpoum
Persicus et prinus, cerasus malusque cinusque,
nuz tanne forhe chienpoum pirpoum mispelpoum
Nux, abies, picea, pinus, pirus, esculus alta,
ahorn pirche puchspoum aiche idem
Cum platano fibex, cum buxo quercus et ibex,
eschpoum linde puoche hagenpoum ölpaum
Fraxinus et tilia, fagus, lentiscus, oliua,
leine mazelder leinpaum hasel haimpuoche hailpoum
Vlnus, acer, cornus, corulus, capenus et optus,
haselnuz mandilpaum kestinpoum
Vos auellane uel amigdola castaneeque
i. lorperpaum
Et licet ignotum non pretereo terebintum,
espe hagen dorn veigpoum
Cum tremula tribulus, cum spina taxus et alnus,
holer holerpaum kranwitpoum huntpfalder
Liscus, sambucus cum junipero, palinitus,
cevelwer welwer
(f. 16[b]) Vimina uel salices vincire ualent tibi vites,
chuttenpaum moulpaum i. ficus fatua sicomorum
Cum ratono morus morique soror, sicomorus.

niesen snarchen heschen wullen
Ossito, sternuto, singulto, nauseo, sterto,

3 *palpoum*] Ebenso Diut. 2, 273: palma *palboum*. 6 Daß für ibex die gleiche Bedeutung mit quercus angesetzt ist, beruht entweder auf Verwechslung von *eiche* und *eibe* oder, was wahrscheinlicher, da andere Versionen darauf hinweisen, von ibex und ilex. 8 Vlnus] D. 624 u. Ulmus, aber *leine* fehlt; vgl. dagegen Nemnich 3, 354 unter *Leimbaum*. cornus] Verwechslung für ornus, vgl. Zs. f. d. Ph. 11, 296 Anm. 12; ebd. 316 Anm. 21. Dieselbe Verwechslung auch anderwärts, z. B. Altd. Bll. 1, 350, Mone Anz. 5, 467, Germ. 19, 436. capenus] D. 103 u. carpinus. optus *hailpoum*] Beide Formen wahrscheinlich verderbt. In anderen Hss. steht dafür ornus mit der Glossierung *arlezboum, harlzboum*; es scheint aber sorbus torminalis (Eberesche, Elsebeere) gemeint zu sein, s. Nemnich 3, 30 unter *Arlsbeere*. 9 Vos] Verderbniß für Nux anzunehmen liegt nahe, aber alle veröffentlichten Hss. haben Vos. 10 Über diesen Vers vgl. Zacher a. a. O. 11 *veigpoum*] irrthümlich über taxus statt über alnus geschrieben. Vgl. alnus bei D. 25. 12 *holer*] Bei D. 333 *holdrich*. palinitus] Bei D. 406 palintus, paliurus, *hiefholdra, hiphalder*. 13 *cevelwer*] = *zemfelber*, wie die Glosse vimina *cemwide* in den von Mone im Anz. 4, 95 mitgetheilten Leipziger Glossen lehrt. Vgl. Zacher a. a. O. 317 Anm. 25. tibi] In anderen Hss. sibi, was fehlerhaft. 14 ratono] verderbt für cotano, coctano, cutino i. e. cydonia, vgl. Altd. Bll. 1, 350. 2, 214. 216; Mone Anz. 5, 463. 8, 97; Z. f. d. A. 5, 415. 9, 390 u. s. w. fisus sicomorum] i. e. fic. sicomorus, der Maulbeerfeigenbaum; durch fatua soll wohl der fade Geschmack der Früchte zum Unterschied von jenen der echten Feige angezeigt werden.

1 ossito] D. 402 u. oscitare, aber *niesen* fehlt.

rustren rutzen suften huosten ropzin
Excreo, corizo, suspiro, tussio, ructo,
huosten chewen ginen slinden ropzin
Tussio, masticans, yo, gulcio ructoque, screo.
rosseherte sweinherte
Mango caballorum est porcorumque subulcus,
maulherte gaizherte
Mulio mulorum dux emoycusque caprarum,
schaffer
Nam caper ennos ouium, fit opilio pastor
esiltreiber rinderherte
Et asinorum pastor agazo boumque bubulcus.

II.

Die von Mone (Anz. 6, 435) gewählte Bezeichnung 'juristische Glossenverse' ist unrichtig. Allerdings behandeln die Verse 2—10 juristische Begriffe, dagegen beginnt mit Vers 11 ein gemischter Inhalt. Der Text unserer Hs. ist ein von den bisher veröffentlichten Texten vielfach verschiedener, überhaupt nur in den zehn ersten Hexametern einigermaßen übereinstimmend. Bezüglich der metrischen Beschaffenheit der Verse bemerke ich ein- für allemal, daß auch hier wie in I mehrere derselben gestört sind.

Über die 'Termini juristarum' und das Vorkommen derselben in Handschriften des 14.—16. Jahrhunderts vgl. Zacher in der Zeitschrift f. d. Philologie 11, 317 ff.

(f. 17ª) Istis scriptores errare solent aliquando.
Est feodum *leheguot* nec non depaccio *dinge,*
Sed census est *zins,* sed diuolucio *anual,*
Obstagium *inligen,* post hec precaria *pete,*
Obsides *geisel,* diffidare *widersagen,*
Wen ich bekunde, reor illum, non *ane sache.*
Vngelt angaria, wara *vore,* exaccio est *schos,*

16 Excreo] D. 520 u. screare. corizo] Vgl. 'coryza, naßtropfe' bei D. 151 und mhd. *rütze, rotz.* 17 gulcio] l. glutio. 15—17 Dieselben Worte ohne Versverbindung mit nur theilweise veränderten deutschen Glossierungen, sogar mit derselben Wiederkehr des Wortes tussio finden sich in dem von Birlinger in den 'Altdeutschen Neujahrsblättern' veröffentlichten Vocabularius latino-silesiacus, S. 62.

2 d' paccō (Hs.). 3 diuolucio] l. deuolucio, D. 178. 7 *Vngelt*] Vgl. darüber Zacher a. a. O. 321. wara] Ein in Rechtsurkunden gar nicht seltenes Wort, das bei Du Cange und Diefenbach mangelt. Es ist aus mhd. *vâre* (verderbt *vôre*) herzuleiten und bedeutet 1. insidiae, fraus, dolus, 2. juricapium, das Recht Personen oder Sachen in Beschlag zu nehmen. Vgl. Haltaus, Glossarium germ. Col. 435 unter

Reditus est *reht gelt*, sit banirium tibi *banier*,
Thelonius est *zol*, pactum permissio voti,
Ara est *malschatz*, anathema *bananoneie*. —
Mit disen wappen ziernt sich milites *mit den knappen:*
Est fiolum *henfnir* tibi sit lumbaleque *senftnyr*,
Lictium *spaldnir*, extat thenuina[rium] et *hœrschnyr*,
Sed nebris *kolnir*, perichelides *armleder* extat,
Halsperk lorica, sed torax sit tibi *plate*,
Nam fidia *hvbelhuot*, mitrabia sit *pekelhaube*.
Dextrarius *hausros* uel *örs* tibi namque vocatur,
Egder sit epikarius, nam dromedarius *olbend*,
Nam mulus sit *maul*, est emissarius *stuetpfert*,
Asinus est *esil*, est equaricia nam *stuot*.
Frenum *zaum*, sistit chamus *halfter*que, capistrum,
Lupatum sit *piz*, sed lora sit tibi *zugel*,
Furbueg antela postela sit *afterraif*que,
Cingula sit *darngurt*, sed subcingalia *pintriem*,
Mantica sit *wasanc* uel subsaccinula dicas,
Pharetra sit *kocher*, sed sit substellia *spangurt*,
Gladius *swert*, sistit capulus *knouf*, rumphea sit,
(f. 17ᵇ) Ensis dat *mitteltail*, sed mucro sit tibi *spizze*.
Segucius *iaghunt* , tibi sit *rude* namque molossus,
Listicus nam *prake*, sed sit tibi clancula *spurhunt*,

Fur und Mhd. Wb. 3, 267.6. Dieselbe Glosse ('vara *vor*') begegnet auch in der von Wackernagel in Haupts Zs. 5, 413 ff. veröffentlichten Straßburger Hs., Vers 26. *schôs* = *schôz*. Lexer 2, 780. D. 213. 8 banirium] Bei D. 67 banerium. 9 Thelonius] D. 575 u. Telonium. 10 Ara] i. e. arra, arrha, worüber zu vergleichen ist Zacher a. a. O. 323. *bananoneie*] Der Sinn ist klar, die Form weiß ich nicht zu deuten; sollte es Entstellung von *bann-einunge* (vgl. Haltaus 95) sein? 12 fiolum = filum? *henfnir — senftnyr*] Nicht zu belegende Formen. 13 Lictium] Vgl. D. 328 u. Licium. *spaldnir*] Lexer 2, 1063 u. *spaldenier*. thenūinā oder themūnā (Hs.), ein für mich unauffindbares Wort; am wahrscheinlichsten dürfte es thenuinarium i. e. tenuiarium heißen. Vgl. Forcellini, Totius latinitatis Lexikon. Editio nova. Prati 1858. T. VI, 58 u. Tenuiarius. *hœrschnyr* i. e. *hersenier*, s. Lexer 1, 1263. 14 *kolnir* i. e. *golier*. Lexer 1, 1045. 16 *hubelhuot*] Bei D. 641 *peckenhube*. mitrabia] D. 364 verzeichnet bloß mitra. 18 epikarius] D. 208 u. Erpicarius. 20 equaricia] D. 206 u. Equaria. 24 *darngurt*] l. *darmgurt*. subcingalia] Bei D. 120 bloß cingula. 25 *wâsanc*] l. *wâtsac*, s. D. 347 u. Mantica. subsaccinula] l. subsaccinulam. Bei D. 506 bloß saccina. 26 substellia] D. 559 u. Subcellium, das aber durch *satel* glossiert wird. 27 rumphea] D. 500 u. Romphea. 28 *mitteltail*] fehlt bei D. 203 u. Ensis. 29 Segucius] Es ist offenbar canis sagax, Jagdhund (Nemnich 1,719); die Form segucius kann ich nicht nachweisen. 30 Listicus] Bei D. 328 lycisca, litiscus. clancula] Bei D. 125 clanculus.

Cisper sit *vogelhunt*, catulus *welf* namque uocatur,
Sed velter sit *winde*, canis omnibus est generale.
Satellus *swertchneht*, sed sit spartarius *sperchnappe*,
Hofchneht vernaculus, sed *wæfner* sitque phasallus.
Est territorium *gemerch*, sit stracia *namwart*,
Predium est *aigen hofstat*, sit et area namque,
Allodium *vorwert*, feodum *lehen*, affiocus sit
Summa de domibus que datur denariorum,
Pedagium sit *zol* de ponte quod accipiturque,
Sed sit thelonium quod emptores dare solent.
Homagium *manschaft*, *verleihen* sit feodare,
Nam plebisscitum *lantdinch* quoque sepe vocatur.
Est ygnen *hegdruos*, glans *druos*, *aiter* tibi sit pus,
Ayz apostema, prurigo *iukche* vocatur.
Damphigus asmaticus, *hitzsuhtik* cardiacus sit,
Ernodius ruptus, sed tysis sit tibi *cheichen*,
Gelsuht sit regularis morbus, sed *suht* sit acuta,
Tobsuhtik frenesis, *gegiht* paraliticus extat.
Gippus sit *houer* in pectore qui solet esse,
Sed gibbus *hoker* in dorso crescere solet,
Contractus *chrupil*, sed mancus *ainhandik* extat.
Est colus ain *rokhe*, sed sit *uberruk* epistilum,
Nam fusus *spinle*, sed sit *apprech*que fusale,

31 Cisper] S. oben. 33 Satellus] Bei D. 513 satelles. spartarius] Ein höchst wahrscheinlich aus dem deutschen *sper* gebildetes mittellateinisches Wort, das ich aber sonst nicht nachweisen kann, denn an das lat. Spartarius (vgl. Du Cange[2] VI, 314: 'qui ex sparto restes texit vel qui spartum vendit') kann nicht gedacht werden. 34 *hofchneht*] Bei D. 613 bloß *kneht*. phasallus] Bei D. 607 u. Vasallus andere Bedeutungen. 35 *gemerch*] Bei D. 580 u. Territorium andere Glossierungen. 36 *aigen hofstat*] Bei D. 453 u. Predium andere Benennungen. 37 *vorwert*] l. *vorwerch*. affiocus] Räthselhaftes, wahrscheinlich stark verunstaltetes Wort, dessen Entzifferung mir nicht gelang. 43 ygnen] l. inguen. 45 *Damphigus*] Komischer Schreibfehler, der für die Unachtsamkeit des Schreibers bezeichnend ist, für *Damphiger*. Vgl. D. 56: Asthmaticus, *ein dampffiger*, Vocabular Niger Abbas herausgeg. von M. Flohr in den Straßburger Studien 3, 25: Asmaticus, *kichender oder demphiger*. Asmaticus] l. Asthmaticus. *hitzsuhtik*] l. *herzsuhtik*, D. 200. 46 Ernodius] Dieses unauffindbare Wort beruht wahrscheinlich auf Verwechslung mit herniosus. tysis] Bei D. 585 mit anderer Verdeutschung. 48 *Tobsuhtik*] Wohl Schreibfehler für *Tobsuht*, wie das folgende frenesis anzeigt. *gegiht*] sonst *gegihtig*. DNGl. 280, Lexer 1, 782. 49 gippus] D. 262 u. Gibber. 52 epistilum] Sonst heißt *uberruk* d. i. *überrücke*: epicolium (Lexer 1, 1652). Vgl. D. 205 Epicolium. 53 *apprech*] Lexer 1, 15. Vgl. D. 253 u. Fusale, wo diese Benennung fehlt.

Est alabrum *haspil*, vertebrum sit nam et *ünspinn*,
(f. 18ᵃ) Girgillum *garnrok*, sed glomus sit tibi *chlewel*.
Follis sit *plœspalch*, clybanum, scoria *sinder*,
Forceps sit tibi *zang*, sed lima sit tibi *veile*.
Incus sit *anpoz*, sed malleus sit *hamer ain groz*,
Huefeisen est babatum, sed gumphus *huofnagl* extat,
Sit tibi ferrugo *hamerslak*, sed *rœst* quod rubigo.
Angarium *notstal* est et lapsorium tibi *slifstain*,
Parma sit *chlainschilt*, sed pelta sit tibi *der schilt*,
Clipeus *ein gemainschilt*, scutus *pukler* sit unus,
Pfalera sit *deche*, sed sella sit tibi *satil*,
Spado castratus, sit enuchus tibi *maydem*,
Drottarius *drafner*, sed sit *zelter* ambulator,
Pulledrus *vole* uel pullus namque uocatur.

III.

(f. 86ᵇ) Artemesia, *bybouz oder bukel oder schosmalte oder himelker*.
Anisium, *anis*.
Atramentum, *atrament* scriptorum.
Aloes, *aloe*.
Alumen, *alun*.
Adyantea, *nesselwurze*.
Anagallicum, *punge*.
Adragma, *burgelle*.
Amantisia, *baldrian*.
Armorata, *bibnelle*.
Apiastellum, *bramelchrut*.
Agarus, *tannenswan*.
Aliopiades, *zigelinge*.
Alleum, *chnobloch*.
Abrotanum, *abruten oder gertel*.
Acalipha, *aiternezzel*.
Agarucum, idem.
Alcanna, *erdöphel*.
Agramen, *eberwurze*.
Acorus, *swertel*.
Anacardus.
Affodillus, edera idem.
Asa vel asarum, *gundrebe*.
Aristologia longa, *ringelwurze oder bieverwurze*.

56 clybanum] Vgl. D. 127 Clibanus. 60 *rœst*] l. *rôst*. 63 scutus] Bei D. 522 scutum. 64 Pfalera] Bei D. 223 falera. 65 sit enuchus] l. sed eunuchus sit etc. *maydem*] Fehlt bei D. 215 u. Eunuchus. S. darüber Lexer 1, 2071, DWb. 5, 1899 u. *meidem, meiden*. 66 Drottarius, *drafner* kann ich sonst nicht nachweisen. Vgl. trotare, *draben* bei D. 599. 67 Pulledrus] D. 444 u. Poledrus.

5 scriptorum gehört offenbar zu Atramentum und ist aus Versehen an unrechte Stelle gerathen. 11 D 14 u. Adragis. 12 D. 27 u. Amantilla. 13 D. 49 u. Armoracia. 14 D. 40 u. Apiatellum. 15 D. 17 u. Agaricus. l. *tannenswam*. 16 D. 22. 637 u. Alypum. 19 D. 636 u. Acalephe. 26 Asa fehlt bei D., ebenso fehlt DNGl. 37 u. Asarum die Benennung *gundrebe*, wofür die Glosse *haselwurz* gebraucht ist. Es scheint Verwechslung mit Acer unterzuliegen. 27 Die Bezeichnung *ringelwurze* kann ich anderwärts nicht finden.

Aristologia rotunda, *holwurze.*
Arabactara, *haselwurze.*
Auespertemia, *hasenber.*
Anaucia, *hasenwurze.*
Armonaca, *hordrich.*
Amaripta, *hundes pluome.*
Atrapassa, *holderpluomən.*
Alleluia.
Altea, *jbische.*
Acus musmataca, *kranichsnabel.*
(f. 87ª) Arontilla, *zagenszagel.*
*Armigecies.
Ambustum.
Atriplex, *malte.*
Amigdala, *mandelchern.*
Atropasta, *mistelber.*
Acantum, *nezzelsame.*
Ardeuia, idem.
*Arsenicum, *buschel.*
Auripigmentum, *kupherment.*
Amurca, *ölhephen.*
Asparago, *ochsen.*
Agrimonia, *brachkraut.*
Argentum viuum, *queksilber.*
Aureola vel angelia, *engelwurze.*
Auenio, *rotman.*
Antera, *rosensam.*
Alga, *raingras.*
Acedula, *ampher.*
*Archicontidos, *cranwitber.*
Absinthium, *wermuet.*
Antira.
Artinca, *steindistel.*
Agaone, *vochwurze.*
*Aaron, *zukke.*
Asclepia, *cranichswurze.*
Allogallicum, *encian.*
Archangelica, *aiternezzel.*
Antusa, *agleye.*
Asinima, *papel.*
Amatistus, *bluotstain.*
*Albuga.
Alna, *alant.*
Asa, stercus dyaboli.
Anagasus vel vngula caballi, *rosseshuof.*
Apium, *ephfe.*
Asarum vel baccara vel wulgago vel voulgama, *haselwurze.*
Ballicia, *huflatich.*
Bulaquilon, *alrune.*
Balota, *hagdorn.*
Balsamus, arbor.
*Balsamum, guma.

30 D. 53 u. Asarum. 31 D. 18 u. Agnisperma. 32 Schreibfehler für Avancia. 33 D. 49 u. Armoracia. *hordrich* i. e. *hederich.* 34 Bei D. 28 Amarusta. 38 l. Acus muscata. 39 Bei D. 10 Aconcilla, arcontilla u. a. Formen. *zagenszagel*] l. *katzenzagel.* Abermals ein Schreibfehler, der auf grobe Unachtsamkeit des Schreibers hinweist. 44 D. 57 u. Atrapassa. 46 l. Ardenia. D. 12 u. Adiantos. 48 Bei D. 62 *operment.* 50 Bei D. 54 *ochsenaug.* 54 l. Anemo (D. 637). 57 D. 7 u. Accedula. 61 D. 49 u. Arnica. 62 Vgl. D. 17 u. Aganoe und ebd. 636 Agaones, aber *vochwurze* fehlt. 63 Sumerlaten hg. v. Hoffmann, S. 54 enthält die Glosse: Aaron, *ruche.* 64 Bei D. 53 *trachenwurz, schwalbenwurz.* 65 D. 24 u. Allogellica. 66 Bei D. 45 *großnessel.* 67 l. Anchusa. 68 Bei D. 21 Azima (u. Alcea). Vgl. ferner die Glosse 'asinina *popele*' Zs. f. d. Ph. 9, 199ᵃ. 69 Verderbt aus Ematites = Haematites, s. D. 199. 70 S. Albuca bei Nemnich 1, 149. 71 Die regelmäßige Form ist Enula, s. D. 130. 73 Wahrscheinlich Schreibfehler für Anagallus, s. D. 32 u. Anagallis. 78 Bei D. 67 Ballina. 80 Bei D. 67 Ballote mit der Glossierung *andorn.*

Borax, *boras.*
Borago, *borätsche.*
Bleca, *biezze oder mangolt.*
Bacus, *bramelstok.*
Betonica, *batonie.*
Brunella, *brunwurze.*
Baldemonia, *vlsenitz.*
Benedicta, *benedicte.*
(f. 87[b]) Branca ursina, *berncla.*
Bolus, *bruchstein.*
Berula, *bieuerbluom.*
Bombata, *boumwolle.*
Balsamata, *vischminze.*
Basilica, *basilie.*
Boras, *brantstain.*
Brandana, *graslouche.*
Barsameta, *grasmitze.*
Blugilla vel *blanca, *hundeszunge.*
Brandana, *hufclette.*
Brionia, *hailigber.*
Beonia.
Barba iovis, *hauswurze.*
Boletus, *hausswam.*
Botamia, *ysern.*
Bismalva, *jbisch.*
Bolotus, *crebeswurtze.*
Barbaricon vel bacca lauri, *lorber.*
Baucia, *mörhen.*
Basilia, *meterwurze.*
Basilicus, idem.
Buglossa vel basilicon, *ochsenzung.*
Brasica, *romisch chœle.*
Bosrago, *borrätsche.*
Brancheos, *sevenboum.*
Bruscus.
Begula, *wuetkraut.*
Bassara, *wildraut.*
Bulmago, idem.
Bedegar, *wisdorn.*
Blanconia, idem.
*Bilbus, *zwibolle.*
Brunella, *brunelle.*
Bubalia, *singruene.*
Bistoria, *naterwurze oder rotnaterwurze.*
Bursa pastoris, saguinaria idem.
*Brasa, *selhail.*
Blandonica, *wulme.*
Calcantum, *atrament.*
Centaurea minor, *aurin.*

85 Bei D. 72 Beta, Bleta. 86 D. 65 u. Baccus. 92 Bei D. 78 *blut-, goltstain.* 93 Bei D. 72. 638 andere deutsche Benennungen. 95 Bei D. 67 Balsamita. 97 Bei D. 78 Borax mit anderer Verdeutschung. 98 D. 68 u. Bardana. 99 Bei D. 67 Balsamita mit der Glossierung: *kraut-, kraus-, garb-, gart-, grantmyncz*; obiges *grasmitze* also jedenfalls wenigstens im zweiten Theile der Zusammensetzung verderbt. 100 l. Bugilla. 107 S. D. 79 u. Botanica. 109 l. Boletus. 110 Barbaricon fehlt bei D. 115 basilicon fehlt bei D. 119 Bei D. 80 Bracteus .... barctenus. 121 D. 77 u. Bogula, wo aber die Verdeutschung *wuntkraut* lautet. 122 D. 75 u. Bisora. 124 DNGl. 55 mit anderer Glossierung. 127 D. 469 u. Prunella. 128 Bei D. 84 Bugilon, bulia. 129 Bei D. 75 Bistorta. 132 *selhail*] wahrscheinlich für *selphail*, s. Lexer 1, 868, Nemnich 3, 539, wo es aber Prunella vulgaris bezeichnet. 133 *wulme* = *wulne*? Vgl. D. 46.

Calcatrepa, *agen.*
Cremium, *leinvloke.*
Consolida maior, *bainwelle.*
Calca, *binsouge.*
140 Cassilago, *pilie.*
Castoreum, *bibergail.*
Cerusa, *bliwiz.*
Cinamomum, *zimin.*
Cubebe, *cubeben.*
145 Cedoarium, *citwar.*
(f. 88[a]) Canfora, *coffer.*
Costum, *coste.*
Ciminum vel carium, *kumel.*
Castanee, *chesten.*
150 Carica, *truken veige.*
*Cortex buxie, *erisip.*
Cinum, *cigebart.*
Cucurbita, *curbiz.*
*Clyn, *cle.*
155 Cepa, *cipolle.*
Coriandrum, *coriander.*
Colophonia, *criechisch pech.*
Cardones, *carten oder distel.*
Cardus benedictus, *crvzewurze.*
160 Coconidium vel laureola, *zilant.*
Carparus.
Condisia, *ditamne.*
Camasian, *distel.*
Crassula minor, *blatloz.*
165 Crassula maior, *stainpheffer.*
Cucumer, *ertappfel.*
Crux Christi, *ainber.*
Centaurea maior, *materey.*
Centimorbida, *egelgras.*
170 Cardopacia, *eberwurze.*
Canapus, *hanif.*
Caput galli, *hanenchopfe.*
Cortula fetida, *hundespluome.*
Coriandrum, *hederwurze.*
175 Calamus aromaticus, *hennenzitwar.*
Circe, *hertzblat.*
Cinoglossa, *hundeszunge.*
Cepetonium, *hollouch.*
180 Cicorea, *himellouch.*
Centrum galli, *hanenkamp oder scharley.*
Corulus, *hasel.*
Cartarupa, *karte.*
185 Cerifolium, *keruelen.*
Crispila, *crispil.*
*Caheuma, *lederchal.*
Coagulum, *lap.*
*Cisolocamia, *mistelmelde.*
190 Capillus veneris, *minnenlöber oder stainfarn.*
Camomilla, *maidbluome.*
Codion, *magenkopf.*
Cameliunca, *mistel.*
195 *Colopricia, *naterwurze.*

136 D. 89 u. Calcatrippa mit der Glossierung *akaleye, agleie.* 137 D. 156 u. Crenium, aber *leinvloke* fehlt. 140 Bei D. 104 *bilse*, Z. f. d. Ph. 9, 200[b] *bille.* 145 D. 634 u. Zeduarium. 146 D. 639 u. Camphora. *caffer*] l. *canfer.* 154 = Cliton? Vgl. D. 127. 160 D. 129 u, Cocconidium. 162 D. 140 u. Condisum. 163 D. 92 u. Camacion. 168 *materey*] könnte auch *macerey* gelesen werden. 173 l. Cotula. 177 D. 103 u. Carue. 180 D. 118 u. Cichorium mit der veränderten Bezeichnung *hintlauff*; ebenso bei Nemnich 3, 250. 184 Entstellte Nebenform von Calcatrippa. 185 D. 114 u. Chærephyllon. 186 D. 158 u. Crispinus. 187 *lederchal* = *lederchalc*? 190 Bei D. 97 *minnenhâr .... steinfarn.* 192 D. 92 u. Chamaemelum. 194 D. 92 u. Camaleuca, das aber durch *distel* glossiert wird. Vgl. Camaleonta D. 638. 195 Vgl. Colubrina bei D. 133.

Concordia, *odermänie.*
Coctanum, *kutten.*
*Celitonus.
(f. 88ᵇ) Capparis, *pipawe.*
Cocodia, *phedeme.*
Calendula, *ringel.*
Canna, *ror.*
Celidonia, *schellewurze oder grintwurze.*
Calcamentum, *stainmintze.*
Crocus, *saffran.*
Cicuta, *wuetschärlinch oder schärlinch oder kelberscraut.*
Catapucia, *sprinkwurtze oder scheiswurtze.*
Cathimia, *silberschaume.*
Cathinia, *sinder.*
Cronica, *trakenwurze.*
Coscute, *toter.*
Cardamus, *wilder cresse.*
Carthe, *wildkumel.*
Colocasia, *wildmintze.*
Centonica vel pilosella, *wurmkrut.*
Centinodia, *wegtret.*
Cina, *weppe.*
*Canulenta, *louchblasen.*
Capparus, *encian.*
Chymolea, *creide oder stainschleif.*
Corriola volubilis, *hoppfe.*
Centum grana vel herba cancri, *crebsenwurtze.*
Calcadippa, *kart.*
Columbina, i. dracontea.
Clibanum, i. thus.
Ditamnus, *ditamne oder wiswurtze.*
Dragantum, *dragant.*
Dracontum, *drakenwurtze.*
Dyodela.
Daucos, *pastenak.*
Dydomo, *hasenore.*
Demetria, *bernhart.*
Damasonium, *wassercresse.*
Daffunda, *lorber.*
Dyadema, *papel.*
Discopella, *schutwurze.*
Dionisia, *wegwartbluome.*
Draguntea, *drakenwurtze.*
Dragantea, *naterwurtze.*
Enula, *alant.*
Ebolus, *atich.*
*Enfola, *brachwurtze.*
(f. 89ᵃ) Emicedo, *blatlouch.*
Emantes, *bluotstain.*
*Elleubonca, centauria.
Endiuia, *scharlei.*
Edera, *ephowe.*
Erba venti, *garwe.*

197 D. 118 u. Cydonia. 205 l. Calamentum und s. Calamintha bei D. 88. 208 Die Glossierung *kelberscraut* fehlt bei D. 211—212 D. 87 u. Cadmia. 214 D. 104 u. Cassutha. 216 D. 103 u. Carue. 221 D. 119 u. Cyme (= Cyma). 222 Vgl. die Glosse Canulenta *lôchuesen* Zs. f. d. Ph. 9, 200ᵇ. 224 D. 119 Cimoleya; aber die Benennung *creide* fehlt. 226 Bei D. 153 *winde, wegwinde.* 227 D. 112 hat u. Centigrana die Benennung *kobizwurtz.* 229 D. 89 u. Calcatrippa. 232 D. 180 u. Dictamnus. 238 D. 180 u. Didimus. 239 Bei D. 172 durch *eisenhart* glossiert. 241 D. 166 Daphne. 243 Bei D. 185 *schyle-, slicwort.* 245—246 D. 291 u. Dracontea. 249 Höchst wahrscheinlich entstellt aus Eusola, Esula (D. 213). 250 D. 200 u. Emicedo. Es ist entstellt aus Ematites = Haematites, s. Nemnich 3, 78 u. Blutstein. Für *blatlouch* hat D. *brachlouch.* 253 Bei D. 202 mit anderer Glossierung. 255 D. 275 u. Herba venti.

Endiuia, *zaundistel.*
Edera terrestris, *gundreb.*
Ercularis, *grensich.*
Euforbium, *huneswurtze.*
Epatica, *leberwurtzcraut.*
Eufrasia, *luft.*
Ekesmon, *mintze.*
Escule, *mispeln.*
Elleborus albus, *nieswurtze.*
Equimenta, *rosmintze.*
Eliotropie, *tinkel.*
*Erunche, *schellewurtze.*
Elycopia, *sprinchwurtze.*
*Esorium, *salbeibluom.*
*Esusa, *wolfcraut oder scheiswurtz.*
Elleborus niger, *heiligen cristwurtz.*
Eruca, *weisser senif.*
Eufrasina, *wuntcraut.*
Eupatorium, *scharley.*
Eupatorium, *wilder salbei.*
Erafolium, *ertbernblat.*
Eleutropium, *hilber.*
Eleborus niger, *suterwurtze.*
Ermodactilis, *hailhopfe.*
Ellifagus, i. saluia.
Elitropia, *ringelbluome.*
Fnux, *alant.*
Flamula, *burdcraut.*
Fulsa, *benedicte.*
Faba, *bone.*
Fu, *baldrian.*
Ficedula.
Fumus terrestris, *ertrouch, bochespart oder taubencropf.*
Fragula vel ragula, *ertcraut.*
Fraga, *ertber.*
Fructus quercinus, *aicheln.*
Flanulum, *aiterbirne.*
Filix, *varn.*
Fenugrecum, *criechisch howe.*
Fenum, *howe.*
Fabaria.
Fulfules, *lainpheffer.*
Folium musca[tum], *fileme.*
Febrifuga, *stabwurtze oder gertwurze.*

256 Bei D. 202 durch *saudistel* glossiert. 259 = *hundeswurze*? Aber dieselbe Form bei D. 641 aus andern Quellen. 261 Bei D. 212 die jedenfalls richtigere Glossierung *lucht.* Vgl. Nemnich 1, 1548 u. Euphrasia: 'weiße Leuchte, Tagleuchte'. 262 Bei D. 198 Elikosmon, ecosmen, entstellt aus gr. ἡδύοσμος. 266 Bei D. 198 *ringel*, ebenso Zs. f. d. Ph. 9, 202[b], wornach obiges *tinkel* richtig zu stellen ist. 267 Sollte es aus Erundina (D. 210) entstellt sein? 270 Esusa wahrscheinlich verderbt für Esula (D. 211). Vgl. Nemnich 1, 1544—1545 unter Euphorbia esula und Euphorbia lathyris. 278 D. 245 u. Fragifolium. 279 D. 198 u. Eliotropium; *hilber* scheint entstellt für *hintber.* 281 D. 276 u. Hermodactilus. 282 i. e. Lilifagus (D. 329). 283 D. 198 u. Eliotropium. 284 Entstellt aus finix i. e. filix (D. 235). 285 Bei D. 238 *burn-, brenn-, brantcraut*, obiges *burdcraut* demnach verunstaltet. 288 i. e. Valeriana Phu; vgl. Zs. f. d. Ph. 9, 203[a] und s. Nemnich 2, 1543 u. Valeriana. 291 Die Bezeichnung *taubencropf* fehlt bei D. 641. 293 Bei D. 245 *ertberencrud.* 295 Wahrscheinlich entstellt für Flammula, s. letzteres bei D. 238. 297 D. 230 u. Fenum grecum. 300 Vgl. Fulvalabia bei D. 251. 301 D. 241 hat eine andere Glossierung. 302 Bei D. 228 andere Benennungen. Nach Nemnich 3, 190 ist durch Gertwurz und Stabwurz Artemisia abrotanum bezeichnet.

(f. 89ᵇ) Farina, *mäl.*
Filipendula, *stainprech.*
Fulfel, *swaizpfeffer.*
Ferrugo, *rost.*
Fungus, *swamme.*
Fornella, *siechwurtze.*
Frutex, *stude.*
*Flaura, *rittersporn.*
Feniculus, *fenichel.*
Flos campi, *friedelsouge.*
Flamen, *wolle.*
Fargia.
Fulfulabia, *weisser pfeffer.*
Fenugenes, *vilspene.*
Festuca, *age.*
Flos syriacus, *pfaffenbluomen.*
Fraxinus, *eschiboum.*
*Faruos, *merlinsen.*
Fagus, *buoche.*
Far, *tinkel.*
Fibex, *pirke.*
*Foel, cardamomum maius.
*Foil, cardamomum minus.
Fel terre. Centaurea idem.
Gariofilata, benedicta.
Geron, *kranwurtze.*
Genciana, *gencian.*
Galla, *aichappfel.*
Glandes, *aichel.*
Gamandreos, *gamandre.*
Galanga, *galgan.*
Germen, *kemin.*
Gesilia, *nesselwurtze.*
Gladiolus, *swertel.*
Grana solis, *sunnenhirs.*
Gira solis, *sunnenkreis.*
Gipsus, *sperchalch.*
*Granocinita, *aiternezzel.*
Granum, *chorn.*
*Graciosa, *vnser frawen flahse.*
Gallitricum, *scharley.*
Genesta, i. minor galgana bene redolens.
Galbanum est quod d'a (?), *gummi.*
Hermodactilus, *zeitlose.*
Herba betanica, *hemerwurtze.*
Herba thuris, *olsnit.*
Herba rubrici, *orual.*
Herba perforata, *brachhail.*
Herba sancti Petri, *verbis-cene.*
Herba violaria, *violcraut.*
(f. 90ᵃ) Herba canicularis, *bilse.*
Hedera, *wiltweide.*
*Herba bona, i. feniculus, *fenichèl.*
Humulus, *hopfe.*
Ivsquiamus, *bilse.*
Ipericon, *ueltcraut.*

306 Vgl. D. 251 u. Fulvalabia. 314 D. 238 u. Flamon. 316 D. 251 u. Fulvalabia. 317 l. Ferrugines. Vgl. Ferrugo bei D. 231 und Ferrigines ebd. 641. 319 D. 240 u. Flos siliaci mit der Verdeutschung *bœpilnblumen.* 328 D. 101 u. Cariophyllata. 330 D. 260 u. Gentiana. 332 l. *aicheln.* 333 D. 92 u. Chamaedris. 334 D. 256 u. Galganum. 336 l. Gelisia (D. 258). 338 Bei D. 263 *sunnenkorn.* 341 Wahrscheinlich = Granatica und dieses = Urtica granatica, D. 630. 343 Vgl. Nemnich 1, 76 und D. 269 u. Gratia. 345 Bei D. 259 andere Benennungen. 350 Damit ist wohl Herba britannica gemeint, vgl. dieses bei D. 274, aber die Glossierung ist verschieden. Nach Nemnich 3, 241 bedeutet *Hemmerwurz* Veratrum, vgl. aber Lexer 1, 1246 u. *hemere.* 352 D. 275 Herba rubea. 353 Bei D. 274 andere Benennungen. 363 D. 277 u. Hypericon.

Ipericium, *harthowe.*
Incuba, *wegwart.*
Ysopus, *ysop.*
Imui, *mordistel.*
Iris, swertel. Ireos idem.
Iuncus, *sämede.*
Iacea nigra, *swartzkumel.*
Iuniperus, *wechkalter.*
Iube.
Icalica, *wolfsschopf.*
Iarus, *zukch.*
Ipoquistidos, *boggesbart.*
Iuliana, *poley.*
Kardus albus, *wolfsmilch.*
Kalendula, *ringel.*
Kinu.
Kimiakarii, *gartkumel.*
Krollo, *sprinkwurtze.*
*Karabe, *sant Johans prot.*
Kakabre, *brennstain.*
Laureola, *kelrshals.*
Lolium, *raten.*
Lingua ceruina, *hirszunge.*
Lanceolata, *rippe.*
Lappa, *clette.*
Lauendula, *lauengel.*
Latuca, *latuch.*
Larus, *lorboum.*
Lapis lazuli, *lazzurstein.*
Lemptuas, *auripigment.*
Lentus, *popiliom.*
Lactarido, *sprin[g]korn.*
Lactulella, *saudistel.*
Lapacium, *stripfwurze.*
Lilifagus, *salbeipluom.*
Labium ueneris, *sant Marien distel.*
Litargirum, *silberschaume.*
Lingua auis, *vogelszunge.*
Lupini, *wikbonen.*
*Leucia, *violen.*
Leporina, *ständelwurtze.*
Legumen, *smalsat.*
Ligistra.
(f. 90ᵇ) Limaces, *sneken.*
*Limaria, *mancraut.*
Linaria.
*Linxalis, *luhse.*
Limones, fructus cuiusdam arboris.
Lubisticum, *lubstikel.*
Mandragora, *alrun.*
Mentastrum, *vischmintze.*
Marobati, *bramber.*
Mellelotum, *binsauge.*
Marrubium album, *andorn.*
Marrubium nigrum, *gotvergezzen.*
Maiorana, lebenkla.
*Marrago, *druoswurtze.*

365 D. 306 u. Intuba. Nemnich 1, 1038. D. 306. 366 i. e. Hyssopus officinalis. 367 D. 287 u. Imei. 368 D. 309 u. Ireos. 369 Man wäre versucht Imicus zu lesen. 372 Vgl. Juba bei Nemnich 2, 258. 373 D. 310 u. Italia. 374 Bei D. 283 *suche.* 375 D. 278 u. Hippoboscides. 377 D. 101 u. Cardus. 379 l. Kimi. 380 D. 119 Cyminum. Vgl. 145. 381 Bei D. 159 Krolla. 383 l. *bernstein.* Vgl. D. 86 u. Cacabre. 390 D. 315 u. Lactuca. 391 l. Laurus. 393 Bei D. 323 Lempinas. 394 *popiliom*, Entstellung aus *popelboum*? Vgl. aber D. 324. 395 D. 321 u. Lathyris. Hs. *sp̄nkorn.* 396 Bei D. 315 Lactucella. 403 Bei D. 339 Lupina. 404 Wohl dasselbe wie Leucoium (Nemnich 1, 387). 414 D. 327 u. Libisticum. 417 D. 367 u. Mora. 418 Bei D. 354 Mellilotum. 422 Bei D. 344 eine andere Glossierung. 423 Mit dem Namen Drüswurz wird bei Nemnich

Millefolium, *garwe.*
Maratrum, *venichel.*
Malamancia, *holtzapfel.*
Morella, *rasenber.*
Maguder, *kœlstok.*
Melisa, *metere.*
Mora celsi, *murber.*
Mastix, *mastikel.*
Mirtus.
Malua, *bappel.*
Melones, *phädem.*
Millemordia, *truoswurtze.*
Mala citonia, *kutlen.*
Milium solis, *sunnenchorn.*
*Marta, *swartzwurze.*
Mercurialis.
Muscus, *bisem.*
Marsilium, *wikgen.*
Marabeum, *venichelsame.*
Morsus dyaboli, *vorbizze.*
Mulsum, *wein vnd honik.*
Mulsus, *wein vnd met.*
Mulsa, *met vnd bier.*
Mellicratum seu ydromel, *wasser vnd honik.*
Macis, *muschatbluome.*
Mirica, *haide.*
Malagma, i. emplastrum siue pinguedo.
*Melalago, mensa (?).
Magnesia.
*Markasita aurea, *gegossen golt.*
Markasita argentea, *wismat.*
Meu, *köppherin oder kuppferrauch.*
Mumia, *smaltz daz auz dem triufet, der gebalsamt ist*, i. *haidnisches smaltz.*
Matrisilua, i. *matren.*
*Miconum et papauer idem.
(f. 91ᵃ) Nimphea, *grensich.*
Narciscus, *holtzlilie.*
Nasturcium, *wassercresse.*
Nigella, *raten.*
*Natea, *ratensame.*
Nepita, *cornmintze.*
Nepta, *katzencraut.*
Nitrum, *spat.*
Nenufar, *sebluome.*
Nitrum, *lautersaltz.*
*Nimphora, *colerwurtze.*
Oximel, *honik, ezzich vnd wasser.*
Oculus consulis, *bachmintze.*
Osinum.
Opium, *swartznansat.*
Origanum, *ret coste.*
Oroboz, *vogelwike.*

3, 115 theils Ranunculus bulbosus, theils Oenanthe fistulosa bezeichnet. 426 D. 341 u. Macianum. 427 Morella hat bei D. andere deutsche Namen. 431 Bei D. 350 *mastich.* 435 Bei D. 361 Millemorbia. 436 Bei D. 124 *chiton, kithe.* 442 Schreibfehler für Maratrum? 443 Bei D. 368 *abbiß.* 450 D. 358 u. Merica. 457 Vgl. D. 350 u. Martasicci. 458 DNGl. 275 verweist von Meu auf Ostrucium, aber letzteres ist eine Pflanze mit der Benennung *meisterwortze.* 463 Vgl. D. 98 u. Caprifolium. 467 Bei D. 375 *gartenkresse*, aber auch bei Nemnich 3, 631 'Wasserkresse' = Sisymbrium nasturcium. 470 Bei DNGl. 263 Nepeta. 471 D. 378 u. Nepeta. 478 Vgl. D. 402 Osymium und ebd. 642 Ocimum. 479 Bei D. 398 *magensat. swartznansât* = *swarz magensât*? 480 l. *rot coste.* Bei D. 400 und DNGl. 273 *rot koste, rote dosten*; bei Nemnich 2, 788 'Dosten, rote Doste'. 481 Bei D. 401 Orobus.

Oliua, *olboum.*
Oculus Christi, *vnsers herren auge.*
485 *Occora, *sunklie.*
Ocimum, *girgel.*
*Oculus populi, i. *zappfen* eiusdem arboris.
Porocasti, *aschelovch.*
490 Piretrum, *pertram.*
Pipinella, *bibnelle.*
Portulata, *burzeli.*
Peruinca, *singruen.*
Peonia, *beonie.*
495 *Pix naualis, *weizzes pech.*
Potentilla, *grensich.*
Prassium, *gotuergezze.*
Peucedanum, *harstranch oder olsnich.*
500 Primula veris, *himelschluzzel.*
Pilosella, *mausœre oder wurmkraut.*
Prunellum siue pruneta, *geswulstcraut.*
505 Pinus, *chienboum.*
Pastinaca, *mörhen.*
Polegium, *polay.*
Pepones, *phädem.*
*Pranum, *rosbluome.*
510 Pigamon, *rutensaume.*
Pisicaria, *rätich.*
Palpmes, *rebenstok,* i. *weinrebe.*
Pranpinus, *rebenblat.*
Polipodium, *stainwurtze.*
515 *Partula.
Philatrum, *saiphe.*
Poligonia, *wegtret.*
(f. 91[b]) Plantago, *wegbrait* vel *wegrih.*
520 Portastrum, *wilder senif.*
Pentaphilon, *fivnfpleter.*
Policaria, *wiltwurze oder donrwurz.*
Peonia, *wiltman.*
525 Pinea, *chienapphel.*
Politricum, *stainvarn.*
Pentastrum, *rosmintze.*
Pestinacia, *wolfsleber.*
Propoleos, *wiswache.*
530 Paricaria, *naht vnd tag.*
Portula, *phrislauch.*
Pertenaca, *morötz.*
Petroleum, i. oleum fetens.
Polipodium, *engelsuezze.*
535 Qvinqueneruia, *wegbrem.*
Quercula maior, *gamanderbluom.*
Quercula minor, *gamander.*
Quebarus, *regbar.*

483 Bei D. 393 *frauwenmintz.* 486 Bei D. 392 Ocimus. 492 D. 449 u. Portulaca. 497 D. 451 u. Prasium. 499 *olsnich* fehlt bei D. 432. Vgl. die Glosse 'peucedonum *alsinch*' Zs. f. d. Ph 9, 206[b]. 501 D. 437 u. Pilosa. 503 Bei D. 469 andere Glossierung. 507 D. 471 u. Pulegium. 510 D. 421 u. Peganum. 511 l. Persicaria (D. 439). 512 D. 407 u. Palmes. 513 l. Pampinus. 516 D. 470 u. Psilothrum. 522 Bei D. 444 statt *wiltwurze* die Benennung *wintkraut.* 524 Bei D. 424 andere Verdeutschungen. 526 D. 445 u. Polytrichum. 528 Bei D. 415 u. Pastinaca die Benennung *wulveshete.* 529 Bei D. 466 Propoles. *wîswache* entstellt aus *wîzwachs*? 530 D. 413 u. Parietaria. 531 Bei D. 448 Portul. 532 Bei D. 415, DNGl. 282 u. Pastinaca andere Benennungen. 535 Bei D. 480 *wegrich.* 539 Bei D. 479 Quibarus, *ingeber.*

Quisquilia, *büllen.*
Quinquefolium, *fiunfpleter.*
Rumicedo, *bratlouch.*
Rubus, *staude.*
Rapistium, *hederich.*
Reumatica, *cranchensnabel.*
Rubea maior, *korber oder lidwurze.*
Raphanus, *merrätich.*
Radix, *rätich.*
Rostrum porcinum, *saudistel oder sunnenwirbel.*
Ragadi, *struden.*
Rumex, *brame.*
Rampmus.
*Rorastrum vel beonia, *pitterwurze.*
Resta bouis, *frawentrit.*
Rumicedo, *bramloup.*
Simphoniaca, *bilse.*
Senacion, *brunnecresse.*
Sinphindria, *bachmintze.*
Strucium, *cholsame.*
Sentes, *dorne.* Spina idem.
Sigillum Salomonis, *ainber.*
Sanguinaria, *bluotwurtze oder gensecresse.*
Satureia, herba paralisis, *pfeffercraut.*
Semperviua, *hauslouch.*
Solsequium, *wegwart.*
Spinacia, *spinœtz.*
Spina alba, *hagdorn.*
Sigillum sancte Marie, *vnser frawen lilie.*
Scolopendria, *hirszunge.*
(f. 92ᵃ) Storich, *cupferrauch.*
Salgemma, *lutersaltz.*
Serpentina, *naterwurtz.*
Solatrum, *nahtschat.*
Sandaraca, *ruschgel.*
Solsequium minus, *pipawe.*
Solsequium maius, *ringel.*
*Sandria, *retich.*
*Stincus, *rainuan.*
Satirion, *stendelwurze.*
Satira, *stinkel.*
Solatrum mortale, *kopfwurze.*
Saxifraga, *stainprech.*
Sinapis, *senif.*
Scabiosa, *grintwurtze.*
Soloraga, *sternefluch* (sic).

540 *büllen* fehlt bei D. 541 Bei D. 479 *fünffingerkraut.* Es dürfte damit potentilla reptans gemeint sein, s. Nemnich 3, 174. 542 Bei D. 200, DNGl. 148 u. Emicedo die Glossierung *brachlouch.* 544 l. Rapistrum. 546 *korber* wohl fehlerhaft für *kleber*, s. D. 501, Nemnich 3, 304. 552 Bei D. 483 Rhagades, rhagadia(ie), *schrunden*, ebenso bei Nemnich 3, 521 'Schrundenkraut' = Lapsana ragadiolus, obiges *struden* daher entstellt aus *schrunden.* 554 Bei D. 483 und DNGl. 313 Rampnus. 555 In den Leipziger Glosssen Z. f. d. Ph. 9, 207ᵃ findet sich die Glosse: Rorastrum *roe.* 557 Bei D. 495 *wrowencrik.* 558 D. 200 u. Emicedo. 560 D. 526 u. Senecium. 561 D. 535 u. Simphidria, das aber durch *brachmintze* glossiert wird. 562 D. 557 u. Struthium. 564 Bei D. 533 *enbern*, Zs. f. d. Ph. 9, 208ᵃ *Einberencrûth.* 567 D. 514 u. Saturcia. ebd. 274 Herba paralysis mit anderer Verdeutschung. 573 Bei D. 533 *vnser frowen brût* (!). 576 Bei D. 554 Storax, storith. 583 Zs. f. d. Ph. 9, 207ᵇ: Sandria *Rudech.* 584 Kann Stincus und Scincus gelesen werden. 586 Bei D. 513 Satyrion. 587 Bei D. 540 *stockwurtz.* 590 Bei D. 515 *grintkraut*; ebenso Nemnich 3, 210. 591 D. 519 u. Scolopendria mit anderer Glossierung.

Scariola, *scharlei.*
Sapo, *saiffe.*
Sinonimum, syleos, sylermon-
595 tanum, *silermontan.*
Spatula, *scene.*
Sudes, *stake.*
Spica celtica, *crotenwurtz.*
Sanguis draconis, *trachenbluot.*
600 Sponsa solis, *sunnenwirbel.*
Sisimbrium, *brachmintz.*
Serpinum, *veltkumich.*
Scordion, *wilder knoblouch.*
Sticados, *winterbluome.*
605 Stafisagria, *nieswurtze.*
Sarcinia, *wildkeruel.*
Saliunca est herba, *hirszunge.*
Samaria vel sanicia, *sanikel.*
Samsucus, *lauendel.*
610 *Stignum, *rœmich.*
Silumbrium, *balsamit.*
Symphica, *gachheil oder pain-
welle.*
*Siclosa, *hundeszunge.*
615 Scirpus, *saif.*
Sandalis, lignum al.ru.ni (?),
sändeli.
Saliua, *spaichel.*
Saluia, *salbei.*
620 Serapina, i. rapistrum, *höder-
rich.*
Sanamunda, i. gariofilata, *bene-
dict.*
Starea siluestris, centrum galli
625 sunt idem.
Senecion, *rotkœl.*
Salices, *salhel.*
Stera, i. matrix.
Titimallus, *brachwurze.*
630 Timüs, *binsauge.*
Toris, *bräme.*
(f. 92[b]) Trifolium. *cle.*
Tima, *clebleter.*
*Tubricula, *gertwurze.*
635 Timbra satureia, *carthouel,
pfeffercraut.*
Tapsus barbatus, *cuniges-
kerze.*
Tanacetum, *rainuan.*
640 Tartarum, *weinstain.*
Tuthie, *tuthian.*
Timentum, *vischmintze.*
Tremulus arbor, *aspe.*
Taxus est animal, *dachs.*
645 *Tragimena.
Tribulus, *distel.*
*Toscolana herba, *dragel.*

594 i. e. Sinonum, vgl. D. 535 Sinonus, ebd. 533 Siler. **596** Bei D. 545 *schene.* 600 D. 547 u. Spina solis. **601** Bei D. 538 *bachmintze.* **602** Bei D. 530 Serpillum. 603 D. 520 u. Scordium. 606 l. Sarminia. Bei D. 513 Sarminea. 608 Samaria i. e. Sanaria (D. 511); sanicia fehlt bei D. Diese Pflanze ist gemeint mit dem von K. Regel im 'Mittelniederd. Gothaer Arzneibuch' S. 34 als räthselhaft bezeichneten Namen *syneckel.* 609 D. 510 u. Sampsuchus. **611** Bei D. 538 Sisymbrium. 612 i. e. Symphytum (D. 535). l. *gauchheil.* **614** Hundszunge heißt bei Nemnich 3, 267 Pleuronectes cynoglossus. 615 Bei D. 518 andere Benennungen. **616** Bei D. 510 Sandalum. **620** Serapina fehlt bei D. 622 1) D. 511 u. Sanicula. 2) D. 101 u. Caryophyllata. 626 Bei D. 526 *rotescal.* 627 Bei D. 508 *salhen.* 634 Vgl. D. 600 Tubera, *ertwurz*, womit obiges Tubricula wahrscheinlich identisch ist. Erdwurz und Gertwurz sind nach Nemnich 3, 190 die deutschen Namen für Artemisia abrotanum. 635 Bei D. 583 *gardcœl.* 641 Bei D. 600 Tucia. 642 Bei D. 583 *weys mincz, bifmynte.* 644 D. 166. 574 u. Daxus.

Tanum.
Tortuca, *schiltkrot.*
Testudo terranea, idem.
Tubura, *ertnus.*
Tormentilla, *sigwurtze.*
Uinagra, *weinezzich.*
Vinea, *weinreber.*
Vipres, *brame.*
Vincella.
Vertipedum, *hindeke.*
Virga pastoris, *karte oder wolfszagel.*
Viscus, *mistel.*
Viperina, *naterwurtze.*
Vngula caballina, *kvtenlatich.*
Vlpicium, *ramese.*
Verucaria, *cingele.*
Vlua, *schelph.*
Vicia, *wiken.*
Vua lupina, *saltrian.*
Vmbilicus ueneris, *ainber.*
Vlnus arbor, *erle.*
Vitreolum, *galitzenstain.*
Vicetoxicum, *tag vnd naht.*
*Vinea, *agresse.*
Xristiana, *christian.*
*Xilocassia, cassia lignea.
*Xilorarata, lignum cornutum.
*Xiloaloes, lignum aloeos.
Xilobalsamum, lignum balsami.
Ypericon, *sant Johans craut.*
Ysopus, *ysop.*
Ygridia, *nezzel.*
Zvkarum, *zuker.*
Zinziber, *ingber.*
Zeodarium, *zitwan.*
Zizania, *raten.*

649 Bei D. 574 *schiltpadde.* 651 D. 600 u. Tubera. 655 l. Vepres (D. 621). 657 Bei D. 615 *ysendeke.* 658 Bei D. 621 u. DNGl. 383 *wolfstral.* 663 Bei D. 625 *hollauch*, *großer knoblauch.* 664 D. 614. 644 u. Verrucaria mit der Benennung *ringel.* 672 *âgraz*, aus mittellatein. agreste, ist Brühe aus unreifem Obst, unreifen Weinbeeren. Lexer 1, 28. Schm. 1², 53. Nemnich 3, 17 u. Agrest. 679 D. 277 u. Hypericon. 680 Vgl. 366. 681 D. 277 u. Hygrida. 682 D. 563 u. Succarium. 683 D. 635 u. Zingiber. 684 Bei D. 634 Zeduarium.

WIEN. ADALBERT JEITTELES.

ZUR LEGENDE DER HEIL. KUMERNUS ODER WILGEFORTIS.

Germania XX N. R. S. 461 ff. hat K. Rehorn einen Beitrag zur Geschichte dieser Heiligen gegeben. Seiner Meinung nach ist sie ein weibliches, Thor zur Seite stehendes, göttliches Wesen, eine mütterliche Gottheit, welche selbst im Dunkel bleibt aber Leben spendet und Leben zurückfordert. An die Stelle dieser Göttin und Göttermutter wäre Maria getreten. Eine solche Maria hätten wir auch in Kumernus zu sehen. Uralt sollen bei der Heiligen nur Gürtel und Schuh sein, und der Becher und der Geiger würden nur neben-

sächliche Bedeutung haben. Ich glaube jedoch, daß mit dieser Behauptung der Gegenstand nicht erledigt ist, zumal da Verf. von der Prämisse ausgeht, daß über den Cultus nirgendwo Genaueres zu erfahren sei als in den Alpenthälern Tirols. Die etymologische Deutung des Namens Wilgefortis aus got. *fairguni* (Berg), also eine *berg-frid* oder *ford* scheint mir nicht ohne Bedenken. Besser ist mit Kern und Mr. L. A. J. W. Baron Sloet (De heilige Ontkommer of Wilgefortis s'Gravenhage, M. Nyhoff [1884]) anzunehmen Wilgifortis = Reginfredis, wonach Wilgi, altn. Wilgi, sowie Regin, sehr, groß bedeuten würde. Es fehlt mir die Zeit, die ganze Geschichte der Legende mitzutheilen; es ist auch unnöthig, da Sloet das in seinem Buche mit einer unübertrefflichen Genauigkeit und Vollständigkeit gethan hat. In den Ergebnissen bezüglich der mythischen Person, an deren Stelle die heil. Wilgeforthis oder Ontkommer getreten sein soll, ist er nicht so weit vorgedrungen wie Rehorn; die verschiedenen Seiten ihres Wesens hat er aber mehr zu ihrem Rechte kommen lassen; namentlich die Attribute und die vielen Namen, worunter die Heilige verehrt wird.

UTRECHT. J. H. GALLÉE.

DER SCHELCH IM NIBELUNGENLIEDE[1]).

Der grimme Schelch ist kein Tragelaphus (eine recente, zierlich gebaute Antilopenart), sondern wohl der Riesenhirsch Megaceros hibernicus (Claus, Zoologie, 2. Auflage, S. 821; Hörnes, Paläontologie, S. 540; Neumayr, Erdgeschichte II, 610).

Ein kurzer Hinweis darauf, daß der ûr (Bos primogenius) ein Ahnherr unseres Rindes, nun auch ausgestorben ist, und daß der jetzt noch in Rußland lebende Bison europaeus, der Wisent, fälschlich Auerochs genannt wird, wäre überaus nützlich, da wohl die meisten Leser, die nicht zoologisch geschult sind, unter dem Auerochs nichts anderes als den Wisent verstehen werden.

WIEN. Dr. KARL HAAS.

[1]) Zu dieser Bemerkung erinnere ich an Pfeiffers Aufsatz mit der Abbildung eines Riesenhirsches Germ. 6, 225—231. Schröer.

MICH WUNDERT, DASS ICH FRÖHLICH BIN.

Unter obiger Überschrift habe ich vor vielen Jahren in dieser Zeitschrift (VI, 368—72) einen Aufsatz über den Spruch veröffentlicht, den Mone von einem alten Buchdeckel abgeschrieben und in seinem Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit IV (1835), Sp. 207[1]), also herausgegeben hatte:

Ich leb und waiß nit wie lang,
ich stirb und waiß nit wann,
ich far und waiß nit wahin,
mich wundert, das ich frölich bin.

hæc magister Martinus in Bibrach. 1498.

Ich erklärte in jenem Aufsatz, der Spruch scheine mir unter den vielen schönen deutschen Sprüchen, die in rechter Stimmung einmal gelesen sich für immer dem Gedächtniß einprägen, in erster Reihe zu stehen, und wies darauf hin, daß W. Wackernagel in sinniger Weise mit ihm sein Altdeutsches Lesebuch geschlossen habe. Dann theilte ich eine längere Stelle mit aus Luthers Schrift 'Das 14. und 15. Capitel Johannis gepredigt und ausgelegt', in der der Reformator den 'Reim' anführt, bekämpft und abändert, und wies hierauf den Spruch — mit unwesentlichen Abweichungen — aus zwei Handschriften des 15. und 16. Jahrhunderts und als Inschrift eines Gemäldes einer Kirche in Heilbronn nach, ferner als Elsässer Kinderspruch und endlich — in eigenthümlich veränderter Fassung — als Inschrift, die Heinrich von Kleist, als er 1801 eine Zeit lang am Thuner See lebte, an einem Hause jener Gegend fand und über die er an seinen Freund Heinrich Zschokke schrieb, der 'Vers' gefalle ihm ungemein, und er könne ihn nicht ohne Freude denken, wenn er spazieren gehe. Mein Aufsatz schließt mit dem Abdruck des Gesprächs zwischen Varus und der cheruskischen Alraune in Kleists Hermannsschlacht, da ich es für nicht unwahrscheinlich hielt und noch halte, daß der von Kleist so belobte Vers nicht ohne Einfluß auf dies Gespräch gewesen ist[2]).

[1]) Nicht 307, wie in meinem Aufsatz verdruckt ist.

[2]) Viel später hat auch Ph. Kohlmann im Archiv für Litteraturgeschichte VIII (Heft I, 1878), 133 bemerkt, es könne keinem Zweifel unterliegen, daß bei den drei Fragen des Varus an die Alraune dem Dichter der Vers vorgeschwebt habe. Kohlmann hat von meinem Aufsatz nichts gewußt, ebensowenig Schnorr von Carolsfeld, der im genannten Archiv XII, 474, an Kohlmanns Bemerkung anknüpfend, die oben erwähnte Luther-Stelle mittheilt und auf Wanders Sprichwörter-Lexikon II, 1849 verweist.

Mein Aufsatz ist, wie es scheint, wenig beachtet und bald vergessen worden; es hätte so manchesmal auf ihn hingewiesen werden sollen, aber es ist meines Wissens nie geschehen.

Ich dagegen habe ihn nicht vergessen und den Gegenstand desselben nicht aus den Augen verloren. Ich habe daher im Laufe der langen Jahre viel über Verbreitung und Beliebtheit des Spruches, sowie über seine Herkunft gesammelt, und ich glaube, daß es an der Zeit ist, Alles dies hiermit einmal zu veröffentlichen, wie ich bereits vor fast vier Jahren im Archiv für Litteraturgeschichte XII, 640 versprochen habe.

Ich mache zunächst auf einen Irrthum aufmerksam, der mir zuerst bei J. von Radowitz, Die Devisen und Motto des späteren Mittelalters, Stuttgart und Tübingen 1850, S. 86, begegnet, aber in neuerer Zeit mehrfach wiederholt worden ist. Radowitz sagt a. a. O.: 'Kann das Räthsel des Lebens und Sterbens eigenthümlicher ausgesprochen werden als in der Grabschrift des Magisters Martinus von Biberach zu Heilbronn aus dem Ende des 15. Jahrhunderts?' — und gibt dann den Spruch so, wie ihn Mone a. a. O. mitgetheilt hat, nur in V. 1 und 3 ohne 'und' und mit einigen orthographischen Abweichungen. Radowitz hält also den von 'Magister Martinus in Biberach' 1498 in einen Buchdeckel geschriebenen Spruch für des Magisters Grabschrift in Heilbronn. Ebenso führt O. Sutermeister, Schweizerische Haussprüche, Zürich 1860, S. 70, zur Vergleichung mit einem Hausspruch aus Turbenthal[1]) die 'Grabschrift des Magisters Martinus von Biberach zu Heilbronn 1498' an, und zwar auch wie Radowitz ohne 'und' in V. 1 und 3. Aus Sutermeisters Büchlein ist die 'Grabschrift' in eine Miscelle A. Kuhns in seiner Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft XIV (1865) 457[2]) und daraus wieder in einen kleinen Artikel Max Müllers in der Londoner Wochenschrift 'The Academy', 23. August 1884, S. 122, übergegangen'[3]). Endlich bezeichnet auch

[1]) Der Mensch gar lichtlich falt zu Grund,
Muß sterben und weiß nicht in welcher Stund.

[2]) Kuhn hat auf die Übereinstimmung der angeblichen Grabschrift mit einem englischen Spruch in den Altdeutschen Blättern II, 142, den ich weiter unten mittheilen werde, hingewiesen.

[3]) M. Müller kannte damals auch nur die 'Grabschrift' und den englischen Spruch, und vermuthete eine gemeinsame lateinische Quelle beider. 'I should be glad' — schrieb er — if one of your [i. e. the Academy's] readers could point out the probably Latin source from which the English poet of the thirteenth century and the Swiss [lies: 'Suabian'!] poet of the fifteenth century have both derived their inspiration.' Erst in der Academy vom 24. Januar 1885, S. 63, erfolgte der erhoffte

H. Draheim, Deutsche Reime — Inschriften des 15. Jahrhunderts und der folgenden, Berlin 1883, S. 20, der Radowitz, aber auch Mone citirt, ihn dennoch als 'Grabschrift'. Ich weiß nicht, ob Radowitz den Irrthum einem Vorgänger nachgeschrieben oder ihn selbst zuerst begangen hat, aber wer auch der Urheber des Irrthums sein mag, wie kam er dazu, den Spruch für eine Grabschrift zu halten, wozu er sich doch gar nicht eignet, und die Grabschrift nach Heilbronn zu verlegen? An letzterem ist vielleicht die oben erwähnte Inschrift eines Gemäldes in einer Kirche zu Heilbronn, auf die ich auch weiter unten noch zurückkomme, Schuld gewesen.

Ich theile nun mit, was mir seit meinem ersten Aufsatz vom Vorkommen des Spruches in Handschriften und Büchern des 15. bis 17. Jahrhunderts bekannt geworden ist.

Auf dem zweiten Vorsetzblatt einer Maihinger Handschrift ist er, wie G. Schepss im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1878, Sp. 88, mitgetheilt hat[1]), wohl im Anfang des 16. Jahrhunderts folgendergestalt niedergeschrieben worden:

Ich leb vnd wayß nit wie lang
Ich stirb ich waiß nit wan
Ich far vnd wais nit wohin
Mich nimpt wunder das ich so frolich bin.

Nach A. von Keller, Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrhundert, Nachlese (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, XLVI), S. 326, findet sich der 'Spruch Martins von Biberach' auch in einer Augsburger Handschrift aus dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts.

Luther hat den Spruch nicht nur an der in meinem ersten Aufsatz mitgetheilten Stelle, sondern, wie mir seitdem bekannt geworden, noch an zwei anderen Stellen citirt und bekämpft. In seiner Predigt aus dem Jahre 1526: 'Die Epistel des Propheten Jesaia, so man in der Christmesse lieset, ausgelegt und gepredigt'[2]) sagt Luther:

Nachweis durch Fr. Novati, der einen Spruch aus seinen 'Carmina latina medii ævi' und eine Stelle eines dem Walther Mapes zugeschriebenen Gedichtes beibrachte (siehe unten S. 326 und 328).

[1]) Maihinger cod. lat., in folio — nicht wie im Anzeiger steht: in 4° —' num. 103. Herr Dr. Schepss hatte die Freundlichkeit, mich auf seine Veröffentlichung des Spruches hinzuweisen und zugleich diese Berichtigung beizufügen.

[2]) M. Luthers sämmtliche Werke, 15. Bd., 2. Aufl. [= Luthers Kirchenpostille. II. Evangelienpredigten. Herausgeg. von E. L. Enders, 6. Bd.] Frankf. a. M. 1870, S. 108. — J. A. Heuseler, Luthers Sprichwörter, Leipzig 1824, hat S. 30, Nr. 117, diesLe uther-Stelle benutzt, sowie S. 109, Nr. 370 die der Predigt über das 14. Capitel des Johannes.

Wir fahren aus diesem Leben in die Hände des Vaters, ja dem Vater in den Schooß ..... Darumb ist der Reim und Spruch bei den Christen nicht wahr, da man spricht:

Ich lebe und weiß nicht, wie lange;
Ich sterbe und weiß nicht, wenne;
Ich fahre und weiß nicht, wohin;
Mich wundert, daß ich so[1]) fröhlich bin.

Solchs sollen sagen alle Ungläubigen, bei welchen solchs alles wahr ist, Aber ein Christ weiß wohl, wo er hinfähret, nämlich in eines[2]) Vaters Schooß; so weiß er auch wohl, wie lange er lebt, und wenn er stirbet denn er ist schon todt und der Welt abgestorben, und acht das Leben fur nichts. Darum ists Wunder, wo er nicht fröhlich ist, und ist so groß Wunder, als daß der Gottlose fröhlich kann sein. Aber wie des Gottlosen Freude das Herz nimmer recht erfähret, also ist das Trauren eins Christen auch nimmer recht im Grunde des Herzen.

Luthers dritte Äußerung über unsern Spruch ist zuerst in Druck erschienen in der von Georg Rörer (Rorarius) herausgegebenen Schrift 'Vieler schönen Sprüche aus Göttlicher Schrifft auslegung, daraus Lere vnd Trost zu nemen, Welche der ehrwirdige [sic!] Herr Doctor Martinus Luther seliger, vielen in jre Biblien geschrieben. Dergleichen Sprüche von andern Herrn ausgelegt, sind auch mit eingemenget.' (Wittemberg, Hans Lufft 1547, 4°.) In dieser Schrift, die mehrfach einzeln gedruckt und auch in die Gesammtausgaben der Werke Luthers aufgenommen worden ist, findet sich von dem Spruch 'So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich' folgende Auslegung[3]):

Wie gros vnd mechtig ding ists, vmb einen Christen, der da glaubt, Dem mus auch der Tod, Sünde vnd Teufel, weichen. Vnd er fehet auch hie in dieser zeit das ewige Leben an. Das macht Christus Gottes son, an welchs Wort er gleubt.

Drumb solte ein Christ in diesem Reim,

Ich lebe, vnd weis nicht wie lang,
Ich mus sterben, weis auch nicht wann.
Ich far von dann, weis nicht wo hin,
Mich wundert, das ich so frölich bin.

[1]) *so* fehlt in einem der ältesten Drucke.

[2]) Zwei der ältesten Drucke haben *seines*.

[3]) Ich gebe die Stelle genau nach der Originalausgabe (S. x iij° und x iv). In der Frankfurt-Erlanger Luther-Ausgabe steht die Stelle Bd. LII, S. 362. Vgl. auch 'Dichtungen von D. Martin Luther. Herausgeg. von K. Goedeke'. Leipzig 1883, S. 139. — In Johannes Aurifabers Schrift 'Auslegung etzlicher Trostsprüche, so der Ehrwirdige

die letzten zwen Vers endern, vnd mit frölichem mund vnd hertzen so reimen.

Ich far, vnd weis, Gott lob, wo hin,
Mich wundert, das ich so trawrig bin[1]).

Gut wers, das vnbusfertige sichere Leute diesen Reim, wie er von Alters laut, jmer fur augen hetten, Ob sie der mal eins da durch erinnert, klug wolten werden, das ist, in sich schlagen vnd bedencken, das sie sterblich vnd keins augenblicks jres Lebens sicher weren, Vnd also bewegt würden, Gott zu fürchten, Busse zu thun vnd sich zu bessern. Wie denn Mose in seinem Psalm, alle Adams kinder, zu Gott also zu beten, ernstlich vermanet. Lere vns, HERR, bedencken, das wir sterben müssen, Auff das wir klug werden.

Mart. Luth.

Mit der hier von Luther vorgeschlagenen Änderung steht der Spruch in einer Handschrift der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar (0,67, S. 110[b]), welche am Ende des 16. Jahrhunderts geschrieben ist und besonders geistliche Lieder und Sprüche enthält[2]). Ebenso führt ihn A. Paudler, Nordböhmische Volkslieder, B.-Leipa 1877, S. 44, an als 'von Bartholomäus Schürer auf Grünwald im Jahre 1625 niedergeschrieben'[3]), und steht er nach M. Töppen, Volksthümliche Dichtungen, zumeist aus Handschriften des 15., 16. und 17. Jahrhunderts gesammelt, [aus der Altpreußischen Monatsschrift, Bd. IX, besonders abgedruckt], Königsberg 1873, S. 77, Nr. 23, mit der Unterschrift 'Lutheri rythmus' in einem Stammbuch der Gymnasialbibliothek zu Thorn (R. octavo 14)[4]).

Herr, Doctor Martinus Luther, jnn seiner lieben Herrn, vnd guten Freunden Bibeln vnd Postillen, mit eigener handt (zu seinem gedechtnis) geschrieben' (o. O. u. J. 4°) kommt die Auslegung nicht vor.

[1]) Luthers Änderung des Reims in der in meinem ersten Aufsatz vollständig mitgetheilten Stelle aus seiner Predigt und Auslegung des 14. und 15. Capitels Johannis lautet:

Ich lebe und weiß wol wie lang,
Ich sterbe und weiß wol wie und wenn,
Ich fahre und weiß wol wohin,
Mich wundert, daß ich noch traurig bin.

[2]) Z. 2 lautet hier: Ich mus sterben, weis nicht wann.

[3]) Die beiden ersten Zeilen lauten hier:

Ich lebe und weiß doch nicht wie lang,
Ich muß sterben und weiß nicht wen.

[4]) Z. 2 lautet hier: Ich sterbe undt weiß nicht wan. — In Z. 4 fehlt 'so'. — Töppen verweist auf die Wittenberger Ausgabe der Sammlung 'Viel schöner Sprüche ... Auslegung' vom Jahre 1559, S. 135[b].

In einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, welche Gebete und anderes enthält, steht, wie mir ihr Besitzer Dr. Oswald Zingerle freundlichst mitgetheilt hat, auf einem ursprünglich leergelassenen Blatt von einer Hand des 17. Jahrhunderts nebst anderen Versen auch unser Spruch, von Magister Martins Niederschrift nur orthographisch und durch 'Ich far dahin' und 'so frelich' abweichend.

Auch in der Sprichwörtersammlung 'Der Teutschen Weißheit von Fridericus Petri, Hamburg 1605, dritter Theil, Seite Rrr viij[a], weicht der Spruch von Magister Martin nur durch die Rechtschreibung und durch 'nicht' und 'sterb' ab.

Dagegen lautet er in Christoph Lehmanns 'Florilegium Politicum' nach Hoffmann von Fallersleben, Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte I, Leipzig 1844, S. 77 (vgl. auch des Letzteren 'Findlinge I, 463):

Ich lebe, weiß nicht wie lang,
Ich sterbe, weiß nicht wann,
Ich fahre, weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich noch so fröhlich bin.

Ebenso, nur mit 'leb', 'sterb', 'fahr' und Weglassung von 'so', gibt ihn K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon II, Sp. 1849, Nr. 56, und verweist dazu auf Gruter [Florilegium ethico-politicum, Frankf. 1610—12] III, 52; Petri [Der Teutschen Weisheit] III, 7; [Simon] Pauli, Postilla II, 235[a]; Heuseler [Luthers Sprichwörter] 117 und 370; Simrock [Die deutschen Sprichwörter] 2811'. Sodann gibt Wander noch Luthers Änderung des Spruches aus dessen Predigt über das 14. Capitel Johannis und schließt mit folgendem Citat, das ich leider nicht nachschlagen kann:

'Vor Zeiten haben die Klosterleute gesagt: Ich lebe, und weiß nicht u. s. w.' Herberger [Hertz Postille, Leipzig 1612] II, 216.

Zu dem Vorkommen des Spruches mit fehlender erster Zeile (Germania VI, 370) habe ich jetzt Folgendes nachzutragen. In einer ohne Ort und Jahr — wahrscheinlich zu Tübingen 1501 — erschienenen Sammlung von Schriften Heinrich Bebels, welche der 'Liber hymnorum in metra noviter redactorum' eröffnet, befinden sich auch 'Versiculi quidam Henrici Bebelii Iustingensis egregias sententias in se continentes', d. h. in lateinischen Hexametern und Distichen verfaßte Übersetzungen von zehn deutschen Reimsprüchen, welche letztere immer der Übersetzung nachfolgen. Darunter lesen wir — nach G. W,

Zapf, H. Bebel nach seinem Leben und Schriften, Augsburg 1802, S. 136[5]) — an zweiter Stelle:

Cur ego mortalis possum letarier unquam?
Tempus enim, quo sum vel moriturus, erit.
Sed quando immineat, nunquam cognoscere possum,
Et quo perveniam, nescius atque miser.
Ich stirb vnd waiss nit wan,
ich far vnd waiss nit wa hin,
mich nempt wunder, das ich frelich bin.

Genau dieselben drei Zeilen und mit der Unterschrift 'Heinrich Bebel in Tübingen 1497' gibt Wilhelm Krühne unter anderen 'deutschen Volksdevisen aus dem 14., 15., 16. und 17. Jahrhundert aus handschriftlichen Stammbüchern' in Westermanns Illustrirten Deutschen Monatsheften Nr. 78, März 1863, S. 620.

Ich wende mich nun zu dem Vorkommen unseres Spruches als Inschrift.

Schon im ersten Aufsatz (S. 370) konnte ich nach E. Meier, Schwäbische Volkslieder S. 268, mittheilen, daß er, um zwei Verse vermehrt, früher sich als Gemäldeinschrift in der — 1688 von den Franzosen verbrannten — Franziskanerkirche in Heilbronn befunden hatte. Hierzu habe ich jetzt folgende interessante Nachträge.

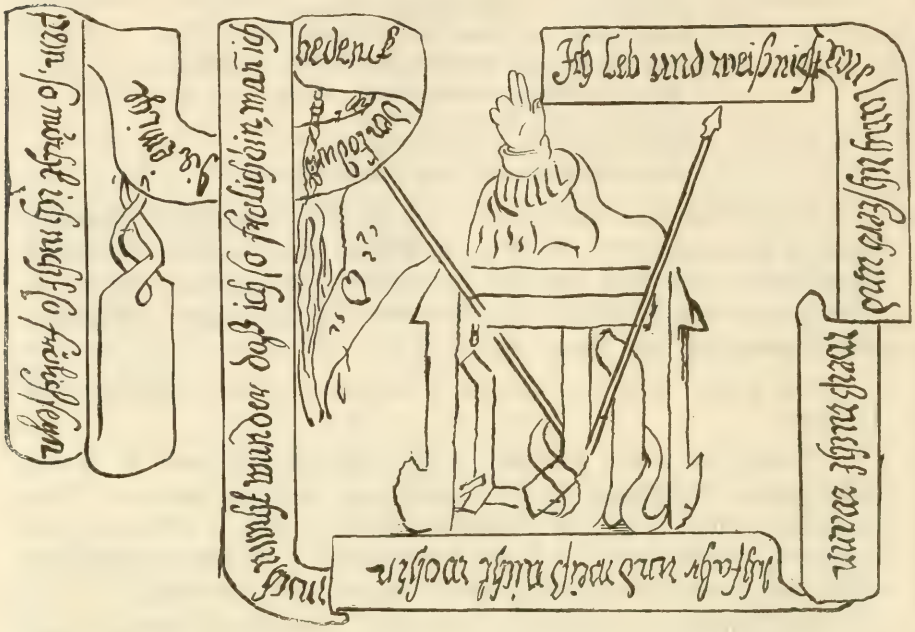
Die königliche öffentliche Bibliothek in Stuttgart besitzt zwei Exemplare einer handschriftlichen, 1729—31 von Friedrich Ludwig Künzel verfaßten Geschichte Heilbronns, das eine (Cod. histor. 4°, 134) in lateinischer und deutscher, das andere (Cod. histor. fol. 528) nur in deutscher Sprache. In letzterem findet sich (Bl. 40) eine Zeichnung des Gemäldes mit unserem Spruch, von der ich hier eine Wiedergabe[2]) nebst dem, was Künzel dazu schreibt, folgen lasse:

Ob dem Eingang der kirchen gegen westen war in eben dießem gewölb [d. h. in dem mit bemalten Bretern beschlagenen Decken-

[1]) Vgl. auch W. H. D. Suringar, H. Bebels Proverbia Germanica, Leiden 1879, S. 164.

[2]) Sie ist nach einer Durchzeichnung gefertigt, die Herr Bibliothekar Dr. Hermann Fischer in Stuttgart [jetzt Professor in Tübingen], nachdem er mir von Künzels Handschrift freundlichst Nachricht gegeben und ich ihn um ein Facsimile der Abbildung gebeten hatte, die große Gefälligkeit gehabt hat selbst zu machen.

gewölbe] ein besonders gemählt zu sehen, umb welche [sic!] dieße reimen zu lesen waren:



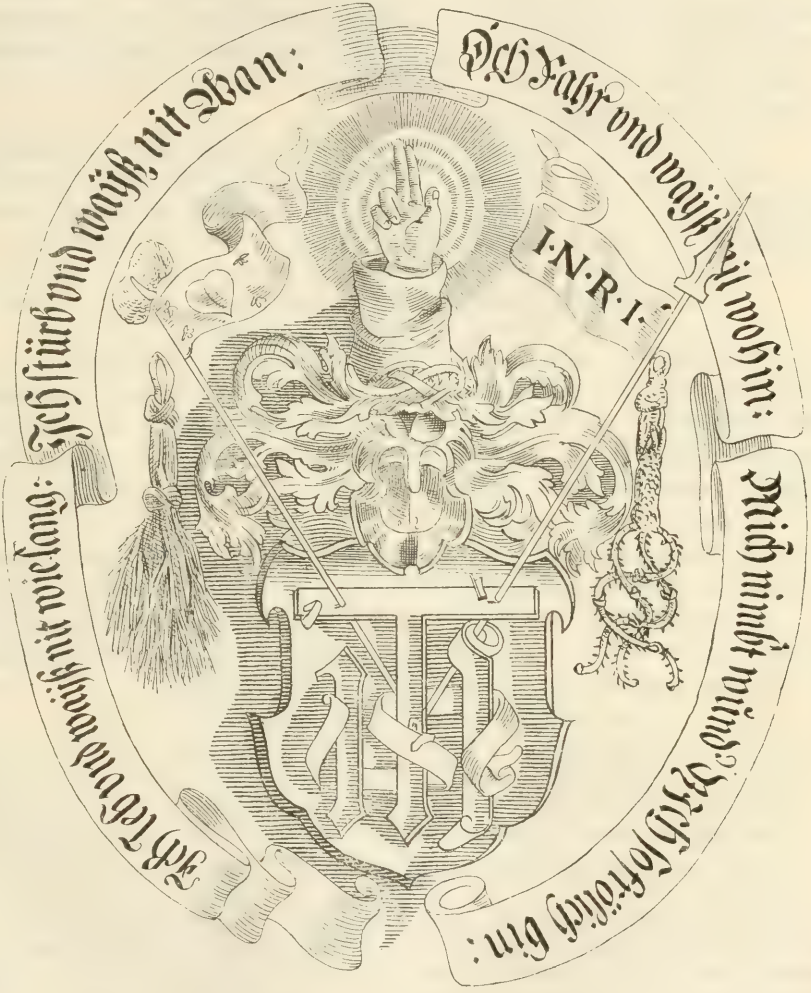
Eß sind zwar dieße reimen wohl in der gantzen Christenheit bekand, wenige aber auch von den Gelehrten wißen, daß diese Kirch der orth geweßen, von welchen [sic] sie ursprünglich hergekommen sind.

Künzel verweist dann noch auf den andern Theil der Memorabilium des Johannes Wolfius pag. 822 — d. h. auf Johannes Wolf, Lectionum memorabilium et reconditarum tomus II, Lauingae 1600 — mit dem Bemerken, daß die von Wolf beigefügte Figur völlig nicht accordire und die zwei letzten Verse ausgelassen seien. Die Worte Wolfs, der seine letzten Lebensjahre in Heilbronn verbrachte und daselbst im Jahre 1600 starb, mögen hier als Seitenstück zu den obigen Äußerungen Luthers einen Platz finden, ebenso wie der allerdings von Künzels Abbildung sehr abweichende Holzschnitt. Wolf schreibt:

Dubia salus Concilii Tridentini.

De salute æterna et redemtore suo dubitandum esse Christianis, huc usque docuerunt Papistæ: immemores statuti, quod, dubius sit habendus pro infideli: et hanc doctrinam suam eos non puduit tam verbis quam publicis scriptis et picturis passim exprimere: ut in

exemplum huius reperitur in quadam primaria ad Neccaram urbe figura cum rhythmis sequentibus, in templo Franciscanorum ad suprema laquearia depicta. Sed huius blasphemi in Salvatorem, et quod a quibusdam etiam Iesuitis improbatur, commenti causas mox audiemus.



Auch in der von dem königlichen statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart herausgegebenen 'Beschreibung des Oberamts Heilbronn' (Stuttgart 1865) ist des Bildes und seiner Inschrift gedacht, und letztere mitgetheilt. Es heißt da S. 182:

'Am westlichen Portal waren Christi Marterwerkzeuge dargestellt mit der Inschrift: Ich leb, und weiß nicht wie lang,

. . . . . .

Eine Inschrift, die später weithin verbreitet worden ist.'

Nach der 'Beschreibung' a. a. O. hatten die Mönche 1517 die Kirche mit Deckengemälden, acht Heilige darstellend, versehen lassen. Man wird wohl annehmen dürfen, daß auch unser Gemälde damals gemalt worden ist, also zu einer Zeit, wo der Spruch schon lange bekannt und verbreitet war.

Im Schlosse Tratzberg in Tirol, und zwar in dem ältesten Zimmer, das von Alters her, auch in Inventarien, das Maximilianszimmer geheißen hat, ist unser Spruch an das Wandgetäfel mit Kreide also geschrieben:

ICH Leb Waiß Nit Wie Lang
Und Stürb Waiß Nit Wan,
Mueß Fahren Weiß Nit Wohin,
MICH Wundert Daß Ich | So Frelich Bin.

Die Tradition schreibt die Inschrift dem Kaiser Maximilian zu, der oft in Tratzberg geweilt hat, und die Schrift ist deshalb vor etwa vierzig Jahren sorgfältig erneuert worden. Nach Herrn Dr. Oswald Zingerle kann aber der Spruch von Kaiser Maximilian nicht geschrieben sein, da der Charakter der Schrift vielmehr auf das Ende des 16. Jahrhunderts hinweist[1]).

Mehrfach hat man in neuerer Zeit den Spruch als Inschrift an Häusern nachgewiesen.

So erzählt Karl Blind in 'The Academy' vom 30. August 1884, S. 139, daß er ihn vor mehr als vierzig Jahren an einem Bauernhaus in der Rheinpfalz in folgender Fassung gefunden habe:

Ich leb, ich weiß nicht wie lang,
Ich sterb, ich weiß nicht wann,
Ich fahr, ich weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

In der gleichen Fassung, nur mit der Variante 'und weiß' statt 'ich weiß' und mit der Unterschrift 'Michael Dengel. Anno 1766' ist

[1]) Mein Freund Professor Dr. Ernst Kuhn in München hat mich zuerst auf die Inschrift in Tratzberg hingewiesen. Er hatte in einem Exemplar der Germania zu meinem ersten Aufsatz die handschriftliche Notiz eines Unbekannten gefunden, daß Kaiser Maximilian den Spruch in einem Zimmer des Schlosses Tratzberg mit Kreide an die Wand geschrieben habe. Das Nähere erfuhr ich dann durch gütige Vermittlung des Herrn Professors Dr. Ignaz Zingerle von Herrn Grafen Hugo von Enzenberg, einem der Besitzer von Tratzberg, und von dem Sohne Ignaz Zingerles, Herrn Dr. Oswald Zingerle, welcher letztere die große Güte hatte, sich eigens nach Tratzberg zu begeben und den Spruch mir abzuschreiben.

der Spruch von einem Haus in Kelling in Siebenbürgen mitgetheilt. (Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften von Josef Haltrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolf. Wien 1885, S. 437.)

Nach K. Mündel, Haussprüche und Inschriften im Elsass, Straßburg 1883, S. 21, steht an einem Haus in Sulzern im Kreis Colmar:

O Mensch, o Mensch, bedenk Dein End, denn Du wisse, daß Du sterben musst.

Ja ich lebe und ich weiß nicht wie lang,
Ich muß sterben und weiß nicht wann,
Ich fahr und weiß nicht wohin,
Mich wunderts, daß ich so freudig bin.

Die kleine Sammlung 'Deutsche Haussprüche aus Tirol, gesammelt von W. O.', Innsbruck 1871, S. 28 [1]) bringt den Spruch vom Domanig-Wirthshaus vor dem Schönberg und aus Telfes in Stubai also:

Ich leb', weiß nicht wie lang,
Ich sterb' und weiß nicht wann,
Ich fahr', weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Ganz ebenso, nur mit 'Wie kommts' statt 'Mich wundert', hat H. Draheim a. a. O., S. 20, den Spruch mit der Bemerkung: 'Noch heutzutage an Häusern in Schwaz und im Stubaithal.'

Endlich findet sich in der Sammlung 'Deutsche Inschriften an Haus und Geräth', Berlin 1865, S. 9, fünfte verbesserte Auflage, Berlin 1888, S. 16, der Spruch in folgender Gestalt:

Ich lebe und weiß nit wie lang,
Ich sterbe und weiß nit wan,
Ich fahre aus und weiß nicht wohin,
Darum ich stets in Sorgen bin.

Ein Fundort dieser Fassung des Spruches ist in der 1. und 2. Auflage nicht angegeben, aber in der 5. — die 3. und 4. sind mir nicht zugänglich — steht Heilbronn unter dem Spruch [2]).

[1]) Aus bester Quelle weiß ich, daß die Buchstaben W. O. die Gebrüder Wolfram und Oswald Zingerle bedeuten.

[2]) In derselben Sammlung findet sich zuerst in der 2. Auflage S. 14 (= 5. Aufl. S. 16) nachstehende Umänderung des Spruches, die mit der einen Luthers (s. oben S. 317) fast ganz übereinstimmt:

Ich lebe und weiß wol wie lang,
Ich sterbe und weiß wol wann,
Ich fahre aus und weiß wol wohin,
Mich wundert, daß ich noch traurig bin.

Als Fundort ist Eisenach genannt, aber ich habe bisher vergeblich zu ermitteln gesucht, wo der Spruch in Eisenach zu finden ist.

Dem Eisleber am 13. März 1616 gestorbenen Buchdrucker Jacob Gaubisch schrieb ein Johannes Ende eine längere, dem Verstorbenen in den Mund gelegte Grabschrift, die so beginnt:

Ich leb und weiß je nicht wie lang,
Muß sterben zwar und weiß nicht wann.
Ach wie gehts doch so elend zu,
Hab ich doch weder Rast noch Ruh.

S. die Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde XIX (1886), 373.

In neuerer Zeit hat Franz Hirsch unsern Spruch recht hübsch als Refrain in einem Gedicht verwendet, welches in der Deutschen Dichterhalle, Bd. V, Leipzig 1876, Nr. 14, S. 221, veröffentlicht worden ist und hier wiederholt werden mag.

Der Vagant vor Mailand.

(Mit Benutzung eines alten Refrains.)

Sie fragten mich, warum ich so froh,
Wann ich geboren und wie und wo;
Woher mein Brot, wohin mein Weg,
Wohin mein müdes Haupt ich leg!
Pfaffen und Laien, Ritter und Knecht
Hören mein Lied, es ist ihnen recht;
Walther bin ich, der Erzpoet.
Wißt ihr, wie mir der Glaube steht?
Ich leb', ich weiß nicht wie lang,
Ich sterb', ich weiß nicht wann,
Ich fahr', ich weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich fröhlich bin.

König Friedrich, ruhmreicher Kriegesheld,
Italiens Sonne bestrahlt dein Zelt;
Mailandbezwinger, ich folge dir;
Eia, wie flattert dein staufisch Panier!
Lombardische Mädchen, schwarz und weiß,
Euch tönt mein Sang laut und leis,
Laut in den Zelten bei Würfel und Wein,
Leise tönt's nächtlich im Kämmerlein:
Ich leb', ich weiß nicht wie lang, u. s. w.

Doch Eins in Welschland hat mich gekränkt:
Daß man den Wein mit Wasser vermengt,
Und daß bei den Frauen zu jeder Frist
Süßzüngelnd ein gelblicher Pfaffe ist.
Dich grüß' ich, deutsches Geländ' am Rhein,
Wo man den Rothen rein schenkt ein.
Fort Heimweh! Töne Vagantenlied,
Das sehnend über die Alpen zieht:
Ich leb', ich weiß nicht wie lang, u. s. w.

Ich lasse nun einige alte Umbildungen unseres Spruches folgen.

In der Münchner Handschrift Clm 9804 aus dem 15. Jahrhundert hat mein Freund Dr. Franz Weinkauff in Köln folgenden Spruch gefunden:

Ich leb ich wais nicht wie	ignis
vnd arbait ich wais nit wann	terra
vnd stirb ich wais nicht wen	aer
vnd var ich wais nich wo hin	aqua
Welt dar nach richt dein sinn.	

Was die Beischrift der lateinischen Worte für die vier Elemente bedeuten soll, darüber unterlasse ich Vermuthungen zu äußern, dagegen kann ich die Vermuthung nicht unterdrücken, daß Z. 2 'wem' (statt 'wann') und Z. 3 'wann' (statt 'wen') gelesen werden muß.

In der oben S. 317 erwähnten weimarischen Handschrift folgt S. 111[a] — unmittelbar nach dem Spruch mit Luthers Änderung der beiden letzten Verse — nachstehende Umarbeitung:

Du lebst dahin, weist nicht wie lang,
Must auch sterben, vnd weist nicht wan,
Du fehrst, weist kaum, wo ein,
Schau zu, wie führst das leben dein.

In einer Heidelberger Handschrift des 15. Jahrhunderts steht — nach K. Bartsch, Die altdeutschen Handschriften der Universitätsbibliothek in Heidelberg, S. 26, Nr. 62, 61[a] —:

Ein gar gůte kurtze nútze lere.

Wirp umb gůt du enweist weme Stirp du enweist wenne Var du enweist aber nit war.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß an einem Haus in dem Tiroler Dorf Schupfe (Nr. 97) folgender Spruch steht (Deutsche Hausprüche aus Tirol, S. 28):

Ich stirb und reis', weiß nicht wohin,
Das kommt, weil ich nicht wachtbar bin.

Dies ist es, was ich über die Verbreitung und mannigfache Verwendung unseres Spruches gesammelt habe. Jetzt wende ich mich zu seiner Herkunft.

Es war mir, als ich meinen ersten Aufsatz schrieb, entgangen, daß W. Wackernagel in der 1853 erschienenen zweiten Abtheilung seiner Geschichte der deutschen Litteratur, S. 288 (§. 81), Anm. 37, ganz kurz bemerkt hat:

'Auch der Spruch M. Martins von Biberach LB. 1, 1071 aus dem Lateinischen: Aufseß und Mones Anzeiger 3, 32, 12.'

An genannter Stelle hat nämlich Mone unter anderen lateinischen Versen 'aus dem 16. Jahrhundert von Buchdeckeln' folgende leonische, der lateinischen Prosodie Hohn sprechende Hexameter mit getheilt:

Tria sunt vere, quae faciunt me semper dolere,
primum est durum, quia scio me moriturum,
secundum timeo, quia nescio tempus quando,
tertium hinc flebo, quia ignoro, ubi manebo [1]).

[1]) Suringar, a. a. O. S. 598, bemerkt zu diesen Versen: 'Violato metro, quo singuli versus laborant, si quis mederi volet, scribere poterit:

Von diesen lateinischen Hexametern kann ich jetzt noch sechs andere, unter sich in einzelnen Worten und Wortstellungen abweichende Texte beibringen.

In der englischen Übersetzung der Gesta Romanorum, welche in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts (British Museum, MS. Harl. 7333) erhalten ist, liest man in der diesem englischen Texte eigenthümlichen 'Moralite' zur Geschichte von den drei Kästchen [1]) nachstehendes:

And þerfore saide a certayne saynt, in vitis patrum, this in verse,

Sunt tria, que vere me faciunt sepe dolere.
Est primum durum, quoniam scio me moriturum;
Est magis addendo moriar, set [sic!] nescio quando;
Inde magis flebo, quia nescio quo remanebo.

This is to say,

Thre thinges ben, in fay,
That makith me to sorowe all way:
On is that I shall henne;
An othir, I not neuer when;
The thirde ist my most care,
I wot not whethir I shall fare.

Secundum illud in vitas patrum, Ther ben iij. thingis þat I drede; On is, þat I shall passe; anoþer is, I not when, and come afore þe dome; the third is, I not whedir þe sentence shall go for me or agenst me.

Zu dieser Stelle bemerkt der neueste Herausgeber der englischem Übersetzungen der Gesta Romanorum, daß sich in einer Handschrift der Cambridger Universitätsbibliothek ('MS. Ii, VI. 4, lf. 153, back') folgende 'slightly different version' der lateinischen Verse finde:

Sunt tria, que vere me faciunt sepe dolere.
Est primum durum, quia nosco me moriturum,
Est aliud dando planctum, quia nescio quando,
Et tercium flebo, quod nescio quo remanebo.

Eine vierte Version hat Francesco Novati in den 'Carmina medii ævi', Firenze 1883, S. 43, aus einer Handschrift der Stadt Siena veröffentlicht. Sie lautet:

Sunt tria nam vere, faciunt quae me usque dolere:
Est primum durum, quoniam scio me moriturum;
Tum sequitur, timeo, quia nescio tempora quando;
Postremum, flebo, quod nescio tum ubi manebo.'

[1]) The Early English Versions of the Gesta Romanorum. Formerly edited by Sir F. Madden for the Roxburghe Club, and now re-edited .... by S. J. H. Herrtage. London 1879, S 304.

Sunt tria, quae vere faciunt me sepe dolere:
Est primum durum, quod scio me moriturum;
Est gemitus dando, quod moriar nescio quando;
Posterius flebo, quod nescio quo remanebo.

Einen fünften Text enthält ein im Britischen Museum befindlicher Holzschnitt des 15. Jahrhunderts, der die sieben Lebensalter nebst der 'rota vite que fortuna vocatur' darstellt[1]). Am Fuße dieses Holzschnittes stehen folgende Verse:

Est hominis status in flore significatus,
Flos cadit et periit, sic homo cinis erit.
Si tu sentires, quis esses et unde venires,
Nunquam rideres, sed omni tempore fleres.
Sunt tria, que vere faciunt me sepe dolere:
Est primum durum, quod scio me moriturum;
Secundum timeo, quia hoc nescio quando;
Hinc tercium flebo, quod nescio ubi manebo.

Eine sechste Fassung aus dem 16. Jahrhundert steht an dem Chorgestühle der Schäßburger Bergkirche und lautet (J. Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen, S. 472):

Sunt tria vere que faciunt me sepe flere:
Est primum durum, quod scio me moriturum,
Gemo secundo, quod morior nescio quando,
Tertio magis flebo, quod nescio ubi manebo.

Endlich eine siebente Fassung kenne ich nur aus Julius Wegeler, Philosophia patrum, versibus praesertim leoninis, rhythmis germanicis adiectis, iuventuti studiosae hilariter tradita, ed. III, Confluentibus 1874, no. 2824, = ed. IV, 1877, no. 3280. Leider hat Wegeler nicht angegeben, wo er die Verse her hat. Sie lauten:

Tria sunt vere, quae me faciunt flere:
Primum quidem durum, quia scio, me moriturum;
Secundo me plango, quia morior et nescio quando;
Tertium autem flebo, quia nescio, ubi manebo.

Dies sind die mir bisher bekannt gewordenen verschiedenen Texte der lateinischen Hexameter von den drei Dingen, die den Sprecher der Verse oft traurig machen. Nach der obigen Stelle der englischen Gesta Romanorum liegt ihnen der daselbst in englischer Prosa mitgetheilte Ausspruch der Vitae Patrum zum Grunde, den ich leider bis jetzt nicht aus dem Original nachweisen kann.

---

[1]) John Winter Jones hat in seiner Abhandlung 'Observations on the division of man's life into stages prior to the 'Seven Ages' of Shakspere', London 1853 (Separatabdruck aus 'The Archæologia', Vol. XXXV, p. 167—189), S. 22 ff. den Holzschnitt besprochen und ein Facsimile gegeben.

Hier möge gleich noch eine Stelle aus einem lateinischen Gedicht 'de mundi miseria', welches dem Walter Mapes beigelegt wird, folgen [1]). Sie ist ebenfalls auf den Spruch der Vitae Patrum zurückzuführen und lautet:

Qui de morte cogitat, mirum quod laetatur,
cum sic genus hominum morti deputatur,
quo post mortem transeat homo, dubitatur,
unde quidam sapiens ita de se fatur:
Cum de morte cogito, contristor et ploro;
unum est quod moriar, et tempus ignoro,
tertium est quod nescio quorum jungar choro,
sed ut suis merear jungi, Deum oro [2]).

Kehren wir zu den leoninischen Hexametern zurück. Zu ihnen verhält sich, wie man auf den ersten Blick sieht, der deutsche Spruch nicht wie eine eigentliche Übersetzung, sondern wie eine Nachdichtung oder vielmehr Umdichtung, in der nicht nur die Form eine andere geworden, sondern auch der Gedanke geändert ist, denn dort sagt der Dichter, die drei Dinge machten ihn oft traurig, hier: er wundere sich, daß er trotzdem fröhlich sei.

Eine wirkliche Übersetzung der Hexameter in hochdeutsche Sprache findet sich als Anfang einer 1614 zu München gedruckten, S. M. unterzeichneten Dichtung 'Klag Menschliches Lebens: Samt treuhertziger Warnung, wie sich ein Christ darinne solle verhalten' in Emil Wellers Annalen der Poetischen National-Literatur der Deutschen im XVI und XVII Jahrhundert II, 217 [3]). Sie lautet:

Auff dieser Erden in gemain,
Drey ding ich furnemblich bewain:
Das erst ist hart, gewiß kein spott,
Daß mich hinnemen wirdt der Todt.

---

[1]) The Latin Poems commonly attributed to Walter Mapes, collected and edited by Th. Wright, London 1841, S. 150.

[2]) Die letzten vier Verse hat auch Wegeler a. a. O. ed. III, Nr. 2825, = ed. IV, Nr. 3281, ohne Quellenangabe und mit den Varianten: 'De morte dum cogito' — 'sed tempus ignoro' — 'tertium quod nescio'. Dazu folgende wol entstellte unvollständige Übersetzung — in Gänsefüßchen eingeschlossen zum Zeichen, daß es eine alte ist —:

„Das eine das ich sterben sal
Und nit en weis der zite val,
Das dritte ist mir gar unkund
Wa hin min vart den werde kundt."

[3]) Karl Lucä in Marburg hat die Freundlichkeit gehabt, mich auf diese Stelle in Wellers Annalen hinzuweisen.

Das ander krankt mir mueth vnd sinn,
Weil ich kein stundt nicht sicher bin.
Das dritt bekümmert mich darumb,
Daß ich nit waiß wohin ich kumb.

Diese Übersetzung wird doch wohl eigens für das Gedicht, dessen Anfang sie bildet, gemacht und nur wenig bekannt geworden sein.

Dagegen gab es bereits im 15. Jahrhundert eine Übersetzung der leoninischen Hexameter in niederdeutsche Reime, die sich bis ins 17. Jahrhundert erhalten hat und von der mir vier Texte bekannt geworden sind. Zweier Texte Kenntniß verdanke ich dem vortrefflichen Werke C. M. Wiechmanns 'Meklenburgs altniedersächsische Literatur', II, Schwerin 1870, S. 131. Daselbst sind aus Nicolaus Gryses, Predigers zu Rostock, 'Spegel des Antichristischen Pawestdoms, vnd Luttherischen Christendoms', Rostock 1593, einige Stellen zur Probe abgedruckt und darunter auch die folgende (Bl. 120ª):

Im 46. Cap.: eres Bokes, welckes se einen Spegel der Christen Minschen nômen, tho Lûbeck dorch Georgium Rickhoff Anno 1501. gedrucket, im Titel, van viff Teken, darby men einen guden Christen erkennen schal, befehlen de vortwyfeleden Papisten einem yderen Minschen also twyfelhafftigen thosprekende.

Dre dinge weth Ick vorwar,
De vaken myn Herte maken swar.
Dat erste besweret mynen moedt,
Wente Ick jûmmer steruen moeth.
Dat ander besweret myn Herte mehr,
Dat Ick nicht weth wenehr.
Dat drûdde besweret my bauen all,
Ick weth nicht wor ick varen schal [1]).

Dazu bemerkt Wiechmann: 'Man findet diesen Spruch häufiger in Gebet- und Beichtbüchern aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, z. B. in dem Lübecker Druck: *Van dem steruende mynsschen / Vnde dem gulden selen troste*, 4°, Bl. 11ª; Geffcken, Bildercatechismus des 15. Jahrhunderts (1855), Th. 1, S. 110.'

In dem genannten Büchlein 'Van dem steruende mynsschen etc.', welches mir in dem von Geffcken nachgewiesenen Exemplar der Leipziger Universitätsbibliothek vorgelegen hat, steht der Spruch ganz unvermittelt am Ende des XIV. Capitels und lautet:

Dre dynck weeth ick vorwaer,
De vaken maken myn herte swaer.

[1]) Diese Verse sind auch abgedruckt in 'De Lüttje Strohoot', Kiel 1847, S. 85, mit der Überschrift: Ut dem Speegel der Christen. Von Georg Rickhoff. Lübeck 1501.

Dat erste beswaret my minen moeth,
Wente ick iummer steruen moth.
Dat ander beswaret myn herte seer,
Wente ick nicht enweet wanneer.
Dat derde beswaret my bouen al,
Ich enweit nicht wůr ick hen varen schal[1]).

Dieser Text ist nur darin minder gut als der zuerst mitgetheilte, daß er V. 5 *seer* statt *mehr* und V. 2 die unschöne Aufeinanderfolge *vaken maken* hat. Im Übrigen unterscheiden sich beide Texte nur durch die Schreibung und das *en* in V. 6 und 8 und das *hen* in V. 8.

Mehr abweichend ist die folgende Stammbucheinzeichnung einer Frau 'Anna Margryt Elven, Wedtwe Ryckel von Bullekoum' vom Jahre 1622 (A. M. Hildebrandt, Stammbuch-Blätter des norddeutschen Adels, Berlin 1874, S. 99):

Drey dyngen weys ych vorwaer
dey mier mein hertz machen swaer
das ehrsten wan ych gedeynck an den doet
den ych weys das[2]) ych sterwen moedt
das zweyde noch vyll me[3])
das ych nicht weys wann e
das drytte boeffen all
das ych neit weys waer ych faeren[4]) sall.

Ist schon diese Fassung etwas entstellt, so ist dies noch viel mehr der Fall mit derjenigen, welche F. Schnorr von Carolsfeld im Archiv für Litteraturgeschichte XIV, 224 aus Georgius Barts, Predigers zu Lübeck, sehr seltenem 'Gespreke van der vnstarfflicheit der Seele' (Lübeck 1552) mitgetheilt hat:

Dre dinge weit ick vorwar,
De my myn herte maket swar.
Dat erste, dat ick steruen modt,
Tho dem, weit nicht wen kumpt de dot.
Dat leste beswert my auer all,
Ick weit nicht wor ick faren schal.

Schon oben S. 326 sind wir auch einer englischen Übersetzung der leoninischen Hexameter in sechs gereimte Verse begegnet. Von dieser Übersetzung kenne ich noch zwei, zum Theil abweichende Texte, beide aus Handschriften des 13. Jahrhunderts. Die eine ist

[1]) Die Interpunction rührt von mir her. Der Druck hat weiter keine Interpunction als ein Punctum am Ende der 3. und 7. Zeile.

[2]) So ist zu lesen statt *den*.

[3]) So ist zu lesen statt *dyll mek*.

[4]) So ist zu lesen statt *farren*.

von Th. Wright in den Altdeutschen Blättern II (1840), 142 und in seinen und J. O. Halliwells Reliquiæ Antiquæ I (1841), 235 aus Ms. Arundel Nr. 292 des British Museum[1]), die andere von R. Morris in seinem 'An Old English Miscellany', London 1872, S. 101 aus M. 29 der Jesus-College-Bibliothek zu Oxford herausgegeben. Erstere lautet:

Wanne i ðenke ðinges ðre,
Ne mai hi nevre bliðe ben;
ðe ton is dat i sal awei,
ðe toðer is i ne wot wilk dei,
ðe ðridde is mi moste kare,
I ne wot wider i sal faren[2]).

Die andere:

Vyche day me cumeþ tydinges þreo.
For wel swiþe sore beoþ heo.
þe on is þat ich schal heonne.
þat oþer þat ich noth hwenne.
þe þridde is my meste kare.
þat ich not hwider ich scal fare[3]).

Man wird bemerkt haben, daß 'ubi (quo) manebo (remanebo)' im Niederdeutschen und Englischen übereinstimmend 'wohin ich fahren werde' übersetzt ist, und daß auch im hochdeutschen Spruch die dritte Zeile lautet:

Ich fahre und weiß nicht wohin.

Diese Übereinstimmung ist aber wohl nur ein zufälliges Zusammentreffen. Jedenfalls ist es sehr unwahrscheinlich, daß die niederdeutsche Übersetzung nach der englischen oder die englische nach der niederdeutschen gemacht sei, es werden vielmehr beide ganz unabhängig von einander und unmittelbar aus dem Lateinischen gemacht sein. Weniger unwahrscheinlich dagegen wäre es, daß der Dichter des hochdeutschen Spruches die niederdeutsche Übersetzung der lateinischen Hexameter gekannt habe, doch halte ich diese Annahme nicht

---

[1]) Auf die Altdeutschen Blätter hat, wie oben S. 314 erwähnt, A. Kuhn in seiner Zeitschrift XIV, 457 hingewiesen, auf die Reliquiæ Antiquæ, sowie auf 'Maddens Gesta Romanorum p. 245', auf Kuhns Zeitschrift a. a. O. und auf das Archiv für Litteraturgeschichte XII, 474, F. J. C. in der Zeitschrift 'Notes and Queries', 6. Series, Vol. X (1884), 239.

[2]) D. h.: Wenn ich drei Dinge bedenke, mag ich nimmer fröhlich sein; das eine ist, daß ich hinweg soll; das andere ist: ich weiß nicht welchen Tag; das dritte ist meine meiste Sorge: ich weiß nicht, wohin ich fahren werde.

[3]) D. h.: Jeden Tag kommen mir drei Zeitungen, gar sehr schmerzlich sind sie. Die eine ist, daß ich von hinnen soll, die andere, daß ich nicht weiß wann, die dritte ist meine meiste Sorge, daß ich nicht weiß, wohin ich fahren werde.

für nothwendig, auch er kann unabhängig vom Niederdeutschen ganz von selbst auf das Wort 'fahren' gekommen sein.

In der Tragödie des Hans Sachs 'Der hürnen Seufrid' (V. 298 in E. Götzes Ausgabe nach der Handschrift des Dichters) schreit Crimhilt, als sie der Drache entführt: 'Ich far und wais doch nit wo hin.' Ob Hans Sachs dabei wohl an unsern Spruch gedacht hat?

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Vergleicht man die verschiedenen Fassungen unseres Spruches, so ergibt sich, daß sie — abgesehen von sonstigen vereinzelten kleinen Abweichungen — sich hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß in den drei ersten Zeilen entweder 'und weiß' oder 'ich weiß' oder 'weiß' oder 'und ich weiß', und in der vierten entweder 'fröhlich' oder 'so fröhlich' oder 'noch so fröhlich' steht. Ich halte es für das natürlichste und einfachste, daß es 'und weiß' und 'fröhlich' heißt, und möchte daher glauben, daß so auch der Spruch ursprünglich gelautet hat.

WEIMAR, Januar 1888.

Nachträge.

Meinem Freunde Jakob Bächtold in Zürich verdanke ich den überraschenden Nachweis, daß unser Spruch auch als Inschrift an einem Richtschwart angebracht worden ist. In Castans Panopticum in Berlin findet sich das Richtschwert von Ettlingen aus dem Jahre 1550 mit der bildlichen Darstellung einer Hinrichtung und eines Gehängten und mit der Inschrift:

Ich leb, weis nit wie lang,
Ich stärb und weis nit wan,
Ich far, nit weis wohin,
Nimbt mich wunder, das ich so frelich bin.

Vgl. 'Führer durch Castans Panopticum', Berlin o. J., S. 31, Nr. 406, wo die Inschrift 'theilweis nur leserlich' genannt und mit den Lese- oder Druckfehlern *'gar'* (statt 'far'), *'nimb'*, *'grelich'* gedruckt ist.

M. Grünbaum hat kürzlich in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XLII. Bd., II. Heft, S. 277 (vgl. auch S. 275) bemerkt, daß eine Stelle in des im 11. Jahrhundert lebenden spanisch-jüdischen Dichters Ibn Gabirol Gedichte 'die Königskrone' an unseren Spruch erinnert. Sie lautet:

Er (der Mensch) kommt auf die Welt und weiß nicht wozu, er freut sich und weiß nicht worüber, er lebt und weiß nicht wie lange.

WEIMAR, September 1888. REINHOLD KÖHLER.

MÄRCHEN AUS LOTHRINGEN.

2. Der Soldat und das Kind.

In einer schweren Kriegszeit lebte einst eine arme Witwe mit ihrem einzigen Sohne Philipp. Der Philipp war ein sehr guter, braver Bub und half seiner Mutter schon frühzeitig, so daß sie sich gut durchbringen konnten; als er aber völlig herangewachsen war und der Mutter so recht als Stütze hätte dienen können, da mußte er auch fort in den Krieg. Darüber war die Mutter sehr traurig; er suchte sie aber zu trösten, so gut er konnte und sagte, daß der Krieg wohl nicht mehr lange anhalten werde, und daß er bald gesund heimkehren und ihr ganz gewiß etwas Kostbares mitbringen werde. Als er aber in Feindesland kam, gab es für ihn nicht viel zu erobern; Andere machten wohl hin und wider Beute, aber er hatte kein Glück oder er war auch wohl zu gut und mochte Niemand gern schädigen. Endlich wurde einmal eine Stadt erstürmt und sollte von den Soldaten ausgeplündert und ausgebrannt werden. Er drang auch mit Mehreren in ein großes Schloß ein, in dem es genug zu holen gab, er aber bekam doch wieder nichts, denn Andere kamen ihm immer zuvor. Zuletzt kam er allein in ein kleines Zimmer, in dem lag ein kleines Knäblein in der Wiege und weinte; als er aber herantrat, freute es sich und lachte ihn freundlich an, und griff mit den Händchen nach seinen blanken Waffen. Wie er das Kindchen so ansah und daran dachte, daß es schon in wenigen Stunden jämmerlich umkommen sollte, denn die Häuser neben dem Schloß brannten schon und das Schloß selbst mußte auch bald in Flammen aufgehen, da überkam ihn das größte Mitleid, so daß er es nicht über das Herz bringen konnte, es zu verlassen. So nahm er es denn auf den Arm und trug es hinaus, und ein Papagei, der im Zimmer war, flog ihm nach und setzte sich ihm auf die Schulter. Als die anderen Soldaten ihn so sahen, hatten sie ihren Spott darüber, und der Eine rief: „Philipp, bist Du denn ein Narr geworden?“ Und ein Anderer: „Du gibst eine schmucke Kindsmagd ab, heute Abend wollen wir Dir auch ein Häubchen aufsetzen.“ Und ein Dritter: „Du solltest dich lieber gleich als Amme verdingen, Philipp.“ Der Philipp machte sich aber nichts daraus, sondern trug das Kindchen aus der brennenden Stadt hinaus; und als sie am anderen Morgen weiter zogen, steckte er es in seinen Hafersack und ließ es vom Sattelknopf herabhängen. Die

Anderen hatten wohl noch eine Weile ihren Spott mit ihm; weil er aber ein guter Soldat und ein starker Mann war, so brachte er sie bald zum Schweigen. Und das Glück wollte es, daß sie keine Gefechte mehr hatten und der Krieg bald zu Ende ging und sie Alle in ihre Heimat entlassen wurden. Nun ließ er das Kindchen an der Hand neben sich gehen, und wenn es müde war, nahm er es auf den Arm und trug es, und überall folgte der Papagei ihnen nach.

Als sie in dem Dorfe ankamen, in dem seine Mutter wohnte, brachte er das Knäblein und den Papagei zu einer Verwandten und ging allein zu ihr. Er traf sie im besten Wohlsein und die Freude war sehr groß, wie sie ihn wiedersah. Als sie sich aber eine Weile ausgesprochen hatten, sagte sie im Scherz: „Du wolltest mir ja etwas Kostbares mitbringen; daraus ist wohl nichts geworden, denn sonst hättest Du es mir wohl schon gezeigt." „Ach", antwortete er, ein wenig verzagt, „mitgebracht habe ich wohl etwas, aber etwas Kostbares ist es gerade nicht." „Nun, was ist es denn?" fragte sie. „Ein schönes Knäblein und ein Papagei", entgegnete er. Da schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Ist das aber ein Geschenk! Wir haben selber kaum unser Brot und nun bringst Du mir noch ein Kind ins Haus." „Oh", entgegnete er, „wenn Du es siehst und ich Dir erzähle, wie Alles zugegangen ist, dann wirst Du sagen, daß ich recht gethan habe und wirst Dich mit mir über das Kindlein freuen." Und damit ging er fort und holte es. Wie sie nun das schöne Knäblein sah und er ihr erzählte, daß es hätte verbrennen müssen, wenn er es nicht an sich genommen hätte, da hatte sie auch volles Mitleid und sagte, daß sie es gern bei sich behalten und aufziehen wollte, so gut sie es vermöchte.

Der Philipp ging nun sogleich wieder fleißig an die Arbeit und die Mutter blieb rüstig und konnte Haus und Garten gut besorgen. So wuchs denn das Knäblein, wenn auch in Dürftigkeit, so doch gesund und munter heran; und als es das Alter hatte, wurde es auch in die Schule geschickt und lernte fleißig. Als es schon ein stattliches Bürschchen war, gab eines Tages die Herrschaft, die in dem Schlosse bei dem Dorfe wohnte, ein großes Fest, zu dem viele vornehme Leute von Nah und Fern herbeikamen. Alle mußten an dem Häuschen der Witwe vorüber, und zuletzt kam auch ein Ehepaar zu Fuß, die Pferde und Diener vorausgeschickt hatten. — Weil es schönes, warmes Sommerwetter war, hing der Papagei in seinem Käfig vor dem Fenster, und als er das Ehepaar vorübergehen sah, rief er: „Herr, Herr! guten Tag, Herr!" Wie der Herr das hörte, ward er stutzig und sagte zu

der Dame: „Hör' einmal, der ruft gerade so wie unser Papagei früher.“ „Ach“, erwiederte die Dame. „sprich mir doch von so Etwas nicht, ich muß dann immer an unser armes Kind denken und kann den ganzen Tag nicht wieder froh werden“; und damit gingen sie weiter. Nach einigen Tagen kamen sie wieder an dem Häuschen vorüber und der Papagei hing wieder am Fenster und rief: „Herr, Herr! guten Tag, Herr!“ Da blieb der Herr wieder stehen und sprach: „Ich muß doch einmal in dem Häuschen nachfragen, vielleicht bringt uns der Papagei auf eine Spur; Du kannst hier einen Augenblick auf mich warten.“ Die Dame wollte es wohl nicht recht zugeben, aber der Herr ging doch hinein. Im Hause traf er die alte Frau allein. Sie erschrack über den hohen Besuch und, nichts Gutes vermuthend, nahm sie sich vor, daß sie recht auf ihrer Hut sein wollte. Der Herr fragte sie sogleich, wo sie den schönen Papagei her hätte. „Den habe ich schon lange“, erwiederte sie. „Nun, wenn Ihr ihn auch schon lange habt“, sagte der Herr, „so müßt Ihr ihn doch zuletzt irgendwo her haben“. „Ja“, entgegnete sie. „Wollt Ihr mir denn nicht sagen, woher Ihr ihn habt“, sprach der Herr. „Nein“, erwiederte sie. Der Herr wollte nun zornig werden, aber doch bedachte er wieder, daß man mit guten Worten immer noch schneller ans Ziel kommt als mit bösen; deshalb drückte er ihr ein Stück Geld in die Hand und sprach: „Ich habe ja nichts wider Euch und will Euch gewiß nichts Böses zufügen, mir liegt nur viel daran, zu erfahren, wo jener Papagei her ist, und wenn Ihr mir es sagt, so gebe ich Euch noch ein solches Geldstück.“ „Wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt“, antwortete sie, „mein Sohn hat ihn aus dem letzten großen Kriege mitgebracht“. „Aus welcher Stadt denn?“ fragte der Herr. Da nannte sie die Stadt, und der Herr rief: „Dann ist es mein Papagei, der zugleich mit meinem Söhnchen fortgekomen ist.„ Als sie das hörte, erschrack sie sehr, denn sie hätte sich um alles in der Welt nicht mehr von dem Knäblein trennen mögen, und sie nahm sich vor, nun gewiß nichts mehr zu verrathen, und sprach: „Wenn der Papagei Euch gehört, so nehmt ihn nur in Gottes Namen sogleich mit fort; mir liegt an dem Vogel nichts, denn er kostet nur unnütz Futter, und Ihr habt mir schon mehr Geld gegeben, als er werth ist.“ „An dem Vogel liegt mir auch nichts“, entgegnete er, „aber sagt mir doch, habt Ihr keine Kinder bei Euch im Hause?“ „Ja“. sagte sie, „einen Sohn, so groß wie Ihr.“ „Ei“, meinte der Herr, „wem gehören denn die kleinen Schuhe dort unter dem Bett?“ „Die gehören einem kleinen Mädchen aus der Nachbarschaft“, sagte sie. „Wem gehören denn aber die Höschen, die dort

an der Wand hängen?“ fragte der Herr wieder. „Ich weiß, wem die Höschen gehören“, entgegnete sie, „aber was Ihr hier zu suchen und mich auszufragen habt, das weiß ich nicht; Ihr thätet mir wahrlich einen Gefallen, wenn Ihr ginget“. „Ich gehe nicht“, sagte der Herr, „ich will erst sehen, ob ich hier nicht erfahren kann, wo das Knäblein geblieben ist, das zugleich mit dem Papagei von einem Soldaten fortgetragen worden ist, als die Stadt niedergebrannt wurde“. — Jetzt hörte sie das Knäblein draußen mit den Holzschuhen klappern und sah den Philipp vom Walde heimkehren, und da rief sie: „Machet Euch jetzt schnell fort, denn mein Sohn kommt jetzt herein, und wenn er Euch hier träfe, so möchte es Euch wohl übel ergehen.“ Er sprach aber: „Ich fürchte mich nicht vor Eurem Sohne. Und in dem Augenblicke kam auch schon das Knäblein herein und dicht hinter ihm her die fremde Dame, und die rief: „Ah, sieh' doch nur den Knaben da, wie sehr der Dir gleicht und unserem armen Kindlein.“ Jetzt kam auch der Philipp herein, und die Mutter rief in großer Angst: „Ach, Philipp, schaff' doch die fremden Herrschaften fort, sie wollen uns unser Bübchen nehmen“. Der Herr sprach aber zu Philipp: „Dieses Knäblein ist aus unserem Schlosse und der Stadt fortgetragen worden, als sie im Kriege niedergebrannt wurde, und, wie mir scheint, habt Ihr es fortgetragen.“ Da bekam der Philipp große Angst, denn er sah, daß er es mit einem vornehmen und mächtigen Herrn zu thun hatte, und besorgte, daß er nun gar noch für seine Gutmüthigkeit ins Unglück kommen sollte, und so sprach er: „Ach, Herr, ich habe das Kindlein ja nur aus gutem Herzen mit mir genommen. Die Anderen haben Euer Schloß geplündert und Alles fortgetragen, was Werth hatte, ich aber habe dies Kindlein gefunden und nur das allein mit mir genommen, weil es mich jammerte, sonst wäre es sicherlich verbrannt.“ Der Herr entgegnete: „Wer sagt denn, daß Ihr nicht aus gutem Herzen das Kind mitgenommen habt? Ihr habt sehr gut und rechtschaffen gehandelt; aber uns werdet Ihr es doch wohl nicht verdenken, wenn wir unser einziges Kind wieder an uns nehmen wollen.“ Da rief die alte Frau: „Oh, nehmt mir doch das Kindlein nicht fort, ich kann ohne dem Knäblein nicht mehr leben.“ Der Herr aber berieth sich mit der Dame und sprach dann: „Da wir das Knäblein mitnehmen wollen, Ihr es aber nicht lassen wollt, so wird es wohl am besten sein, wenn Ihr und Euer Sohn mit uns geht; und da wir Euch großen Dank schuldig sind, so werden wir dafür Sorge tragen, daß Ihr gute Tage habt.“ So geschah es denn auch, und Philipp und seine Mutter hatten von da ab das glücklichste Leben.

3. Das Gelübde.

In alten Zeiten lebte auf einem Schlosse ein vornehmes und reiches Ehepaar. Sie hatten an Allem Überfluß und lebten so recht im Glücke dahin; nur um eines härmten sie sich — sie bekamen keine Kinder. Der Mann war anfänglich wohl gut und freundlich zu seiner Frau: wie aber die Jahre dahingingen und sie immer noch kinderlos blieben, wurde er nach und nach mürrisch im Hause, wandte sich von ihr ab und machte sich auswärts viel zu schaffen. Darüber ward sie gar traurig, denn sie hatte ihren Mann sehr lieb. Und eines Tages, an einem Jacobustage, betete sie zum heiligen Jacob und machte ihm ein Gelöbniß: „Heiliger Jacob", gelobte sie, „wenn mir ein Knabe bescheert wird, so will ich mit meinem Manne zu Fuß zur St. Jacobscapelle wallfahrten und das Kindlein will ich auf dem ganzen Wege auf den Armen tragen." Die St. Jacobscapelle war aber eine weite Strecke, viele Tagereisen, vom Schlosse entfernt. Als sie das Gelübde gethan hatte, fühlte sie sich sogleich wunderbar gestärkt und bekam wieder Hoffnung. Und richtig, gerade ein Jahr später, wieder am Jacobustage, bekam sie ein Knäblein, und das erhielt in der Taufe den Namen Jacob. Nun war wieder eitel Freude und Glück im Schlosse. Als aber eine Zeit vergangen und das Knäblein schon entwöhnt war und essen konnte, sagte die Frau dem Manne von dem Gelöbniß. Der Mann hielt aber sehr wenig von Wallfahrten und ähnlichen Dingen, doch mochte er ihr nicht geradezu entgegen sein und sprach: „Da Du es einmal gelobt hast, werden wir wohl zur St. Jacobscapelle wallfahrten müssen, aber jetzt ist unser Knäblein noch zu zart, es könnte leicht auf der Reise krank werden oder gar sterben." „Oh", meinte die Frau, „der heilige Jacob wird es schon in seinen Schutz nehmen." „Das möchte er wohl thun", entgegnete der Mann, aber das kann er später noch ebenso gut wie jetzt." So hatte er immer Ausreden. Bald paßte die Jahreszeit nicht, bald war er nicht gesund genug, bald der Knabe nicht. Darüber verging Jahr um Jahr, und Jacob wurde immer größer und schwerer, so daß es für die Frau schon schier nicht mehr möglich gewesen wäre, ihn zur Capelle zu tragen. Zuletzt wurde sie auch gleichgiltig, denn sie lebten in großem Glücke und meinten, es müsse immer so fortgehen. Inzwischen wuchs der Jacob fröhlich im Schlosse heran und wurde ein sehr schöner und starker Bursche. Als er aber schon in das Alter kam, daß er bald ans Heiraten denken konnte, fiel der Mutter ihr Gelöbniß wieder schwer aufs Herz, und die Gedanken quälten sie so, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr fand. Da ging sie eines Tages zu ihrem Beicht-

vater und gestand ihm, was sie gelobt, und daß sie ihr Gelöbniß nicht gehalten habe. Als der Beichtvater sie angehört hatte, wurde er sehr ernst und sprach: „Da habt Ihr Euch einer schweren Sünde schuldig gemacht und Euch undankbar gezeigt gegen den Heiligen, der Euer Gelübde angenommen und Euer Gebet erhört hat.“ „Was soll ich nun aber thun“, sprach die Frau, „meinen Sohn kann ich keinen Schritt, geschweige denn viele Tagereisen weit tragen.“ „Das kann ich Euch sogleich nicht sagen“, entgegnete der Beichtvater, „kommt aber morgen wieder, ich will über den Fall nachdenken und Euch eine hinlängliche Buße auferlegen“. Als sie am anderen Tage wieder kam, legte er ihr große Bußen auf an Geldopfern und Gebeten, und sprach: „Wenn Ihr das Alles ausgeführt habt, so müßt Ihr dennoch mit Eurem Manne und Eurem Sohne zur St. Jacobscapelle, das kann ich Euch nicht erlassen. Da Ihr nun aber einmal die Wallfahrt nicht mehr so ausführen könnt, wie Ihr gelobt hobt, so möget Ihr nach Eurem Belieben reiten oder fahren. Die Frau nahm nun alle Bußen auf sich, und dann ließ sie ihrem Manne und ihrem Sohne keine Ruhe mehr, bis sie sich mit ihr auf den Weg machten. Als sie schon viele Tage gereist waren, kamen sie an den Königshof. Dort hatte die Frau eine Freundin, die in hohem Ansehen beim Könige stand, und bei der beschlossen sie einige Tage zu bleiben und auszuruhen. Sie wurden von der Freundin sehr gut aufgenommen und prächtig bewirthet, und auch zum Könige wurden sie mehrmals eingeladen. So kam es, daß sie viel länger blieben, wie sie anfänglich beabsichtigt hatten. Gleich am ersten Tage hatte sich eine der Hofdamen in den Jacob, der ein sehr schöner, blühender Jüngling war, verliebt und sich seitdem alle Mühe gegeben, ihm zu zeigen, wie es ihr ums Herz war. Der Jacob war jedoch zu einfältig und merkte nichts, sie aber glaubte, daß er nichts merken wolle. Und als nun schon der Tag der Abreise bestimmt war und sie einsehen mußte, daß alle ihre Hoffnungen und Wünsche unerfüllt bleiben würden, da verwandelte sich ihre Liebe in Haß, und sie sann auf nichts Anderes mehr, als wie sie den Jacob ins Unheil bringen könne. Da fiel ihr ein, daß in einem der Zimmer des Königs ein goldener Becher stand und der Jacob den in Gegenwart des Königs sehr bewundert hatte. Diesen Becher nahm sie nun fort und steckte ihn dem Jacob an dem Morgen, als er mit seinen Eltern abreiste, in den Reisesack. Als sie eine Weile fort waren, ging sie wie zufällig in jenes Zimmer und kam dann eilends und als ob sie sehr erschrocken wäre, wieder heraus und rief laut, daß der goldene Becher verschwunden sei. Wie der König das hörte, wurde er sehr zornig und

befahl, daß überall auf das genaueste nachgesucht werden solle. Die Hofdame aber trat zu ihm und sprach: „Ich glaube, daß der Jacob oder seine Eltern den Becher gestohlen haben, denn sie sind gestern längere Zeit in jenem Zimmer allein gewesen; und habt Ihr nicht gesehen, wie sehr sich der Jacob über den Becher verwundert hat?“ „Ach was“, erwiederte der König, „die sind doch wohl zu reich, als daß man ihnen so etwas zutrauen könnte.“ Als aber der Becher nirgends zu finden war, willigte er doch ein, daß ihnen ein Trupp Reiter nachgeschickt werde. Wie die nun die Wallfahrer eingeholt hatten und ihre Sachen durchsuchen wollten, wurden sie sehr zornig und wollten es nicht leiden, zuletzt aber mußten sie es sich doch gefallen lassen, und da wurde der Becher in dem Reisesack des Jacob gefunden. Der beschwor es nun hoch und theuer, daß er nicht wisse, wie der Becher dorthin gekommen sei, und die Frau weinte und bat, und der Mann wollte schier vergehen vor Zorn und Scham; aber es half ihnen alles nichts, sie mußten mit zurück zum Königshof. Der König wurde sehr zornig und sprach zu Jacob: „Ist das der Dank für all' die Gastfreundschaft und die Ehre, die ich Euch angethan habe? Solltet Ihr Euch nicht schämen, ein Sohn von einer solchen Familie, zu stehlen, wie ein gemeiner Dieb! Nein, hier will ich keine Gnade gelten lassen; noch in dieser Stunde werdet Ihr gehängt.“ Jacob mochte nun seine Unschuld beschwören, und die Mutter mochte weinen und flehen so viel sie wollte, Alles half nichts, der Jacob wurde gehängt. Der Mann wollte nun so schnell wie möglich von der Unglücksstätte fort, aber die Frau war vor Trauer und Schmerz so elend, daß sie nicht reisen konnte und sich bei ihrer Freundin zu Bette legen mußte. Den Tag und die ganze Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen, aber gegen Morgen schlief sie doch ein wenig ein, und da hatte sie einen schrecklichen Traum. Sie sah wie ihr Sohn vom Galgen herabstieg und an ihr Bett herantrat. Und er sah aus wie ein Leichnam, aber dennoch lebte er und rief überlaut: „Ach Mutter, Mutter! ich bin ja unschuldig, und ich lebe noch, ob ich gleich am Galgen hänge. Oh, so gehet doch zum König und bittet ihn, daß er mich abschneiden läßt, so wird meine Unschuld ans Licht kommen.“ Als sie das im Traume gehört hatte, fuhr sie jäh aus dem Schlafe auf und kleidete sich sogleich an, ging zum Könige und rief: „Oh, lasset doch meinen Sohn vom Galgen abnehmen; er ist mir im Traume erschienen und hat mir gesagt, daß er unschuldig ist und daß er noch lebt. Der König erwiderte aber: „Ihr seid eine Närrin! Wer einen ganzen Tag am Galgen gehangen hat, der lebt nicht mehr und mögt Ihr noch so Wunderbares von ihm

träumen.“ Damit wandte er ihr den Rücken, und so viel sie auch bat und jammerte, mußte sie doch unverrichteter Sache fortgehen. Da wurde es ihr wieder so schwach, daß sie sich niederlegen mußte. Es ging nun wieder gerade so wie in der vorigen Nacht. Erst gegen Morgen schlief sie ein, und da erschien wieder ihr Sohn und rief: „Ach Mutter, Mutter, ich bin ja unschuldig und lebe noch, ob ich gleich am Galgen hänge. Oh, so geht doch zum Könige und bittet ihn, daß er mich abschneiden läßt, so wird meine Unschuld ans Licht kommen.“ Sie fuhr wieder aus dem Schlafe und ging sogleich zum Könige und bat ihn flehentlich, aber der schickte sie fort wie das erste Mal. In der dritten Nacht erschien ihr Sohn wieder und rief: „Ach Mutter, Mutter! ich bin ja unschuldig und ich lebe noch, ob ich gleich schon drei Tage am Galgen hänge. Oh, so geht doch zum Könige und bittet ihn, daß er mich abschneiden läßt, so wird meine Unschuld ans Licht kommen. Und daß er Euch endlich Glauben schenkt, soll ein Wunder geschehen. Geht morgen nicht in der Früh zu ihm, sondern erst, wenn es Essenszeit ist. Wenn Ihr eintretet, wird eine Schüssel voll gebratener Tauben vor ihm stehen, und wenn Ihr ihn dann wieder bittet und er Euch wieder nicht glauben will, so sprecht: ‘So wahr als diese Tauben, die todt und gebraten vor Euch liegen, leben und davonfliegen werden, so wahr lebt mein Sohn und ist unschuldig.’ Alsdann werden die Tauben auffliegen und er wird Euch Glauben schenken und mich abschneiden lassen.“ Als sie darauf erwachte, fühlte sie sich sehr gestärkt und konnte es nun kaum erwarten, daß die Essenszeit herankam. Wie sie dann beim Könige eintrat, hatte er richtig eine Schüssel voll gebratener Tauben vor sich stehen. Sie betheuerte nun wieder, daß ihr Sohn unschuldig und am Leben sei, und sprach von ihrem Traum und bat ihn, daß er ihn vom Galgen möchte herabnehmen lassen; er aber sprach: „Ihr seid eine Närrin! Wer drei Tage am Galgen hängt, der ist sicherlich todt. So wahr wie diese Tauben hier in der Schüssel todt und gebraten sind und nicht mehr aufleben, so wahr ist auch Euer Sohn am Galgen todt und wird nicht mehr lebendig.“ Sobald er das gesagt hatte, flogen die Tauben von der Schüssel auf und flatterten ihm um den Kopf und schlugen mit den Flügeln und Krallen nach ihm und pickten ihm mit den Schnäbeln ins Gesicht, bis er rief: „Ja, der Jacob soll abgeschnitten werden; jetzt glaube ich selber, daß er noch lebt, ob er gleich schon drei Tage am Galgen hängt.“ Als er so sprach, flogen die Tauben zum Fenster hinaus.

Nun gab es große Aufregung im Schlosse, der König ging selber hinaus zum Galgen und der ganze Hofstaat folgte ihm, auch die Hofdame, die sich in Jacob verliebt hatte; sie sah dabei aber so bleich und verzagt aus, daß es Allen auffällig war. Als sie sich nun Alle um den Galgen versammelt hatten ließ der König den Jacob abschneiden. Der fiel zuerst auf den Boden wie ein Leichnam; als sie ihm dann aber die Schlinge abgenommen hatten, richtete er sich auf, sprang sogleich auf die Füße und sah so frisch und gesund aus, wie wenn er nach einer gut verbrachten Nacht aufgestanden wäre und nicht drei Tage am Galgen gehangen hätte. Wie die Hofdame das sah, stieß sie einen Schrei aus und fiel ohnmächtig nieder. Nun hatte wohl Jacob nichts gemerkt, Andere aber, die gescheiter waren, hatten es recht wohl wahrgenommen, wie sehr sie in ihn verliebt gewesen und wie zornig sie hernach geworden war, als sie hatte einsehen müssen, daß sie ihren Willen nicht haben sollte. Da nun auch sie es gewesen war, die den König auf den Verdacht gebracht hatte, daß Jacob den Becher gestohlen hätte, und da sie in so schreckliche Aufregung gerathen war, als sie von dem Wunder gehört hatte, und daß Jacob wieder ins Leben zurückkommen sollte, so sprachen Alle: „Sie ist es gewesen und niemand andere, die dem Jacob den Becher in den Reisesack gesteckt hat.“ Und als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, trat der König an sie heran und sprach: „Ihr habt dem Jacob den Becher in den Reisesack gesteckt, denn Ihr wart verliebt in ihn, und er hat es nicht geachtet, und deshalb habt Ihr ihn ins Unglück gebracht.“ Sie antwortete: „Ja, es ist Alles wahr wie Ihr sagt, so straft mich denn, wie ich es verdient habe.“ Da ließ sie der König an demselben Galgen aufhängen, von dem der Jacob soeben abgeschnitten worden war. Jacob und seine Eltern aber vollendeten die Wallfahrt zur St. Jacobskapelle und dankten dem Heiligen recht inbrünstig, daß er sie wohl gestraft und ihnen seine Macht gezeigt hatte, daß er aber doch wieder Gnade und Barmherzigkeit geübt und es nicht zum Äußersten hatte kommen lassen.

FINSTINGEN (in Lothringen). F. PETERS.

DER VERSTELLTE NARR.

Unter diesem Titel hat der hochverdiente Forscher Felix Liebrecht („Zur Volkskunde" S. 141 ff.) eine Reihe von Erzählungen verschiedener Länder und Völker besprochen, worin dargestellt wird, „wie es einem Liebhaber gelingt, dadurch, daß er sich närrisch stellt, seinen Zweck zu erreichen". Als die bislang älteste Fassung dieses Stoffes führt Liebrecht das orientalische Märchen „*Rose et Cyprès*" (Gul o Sanaubar) an, von welchem sechs hindustanische Versionen vorhanden sind und welches von Garcin de Tassy übersetzt, in dessen „*Allégories, Récits poétiques et Chants populaires traduits de l'arabe, du persan, de l'hindoustani et du turc*" (Seconde Edition. Paris 1876, p. 423 ff., früher noch in der *Revue Orientale et Américaine,* Paris 1861) erschienen ist. An dies orientalische Märchen, dessen Hauptinhalt Liebrecht mitgetheilt hat, lehnt sich eng das neugriechische bei Hahn Nr. 114: „Die heiratsscheue Prinzessin", obwohl es den „Zug der vorgegebenen Narrheit des freienden Prinzen nicht enthält und auch sonst mancherlei Abweichungen bietet" (Liebrecht a. a. O. S. 144; s. auch das böhmische Märchen bei Benfey, Pantschatantra I, XXV Anm.). Einerseits an das orientalische Märchen, anderseits aber an das neugriechische lehnt sich ein Märchen der transsilvanischen Zeltzigeuner (Stamm Leïla), das ich 1886 aufgezeichnet habe und dessen inedirter Originaltext also lautet:

O Loçolico te e shukáre thagáreskro ráklyi[1]).

Yekvár ávlás yek báro thágár, káske ávlás yeká máy shukáre pçen, ke the dikhel ná ávlás sábádis ñikeske. Ko kerel ádáles — káná rom ávlás, — káske kár cingerená te pro toroñis kárfinená, kay pçándles ávlás e ráklyi; te yeká romñi ávlás, láke yákhá ávripusávená. Bute terneçárá simádyenás shukáre ráklyá ándrál temlicá the kálável, uvá ñiko kerelás te pro toroñis bute kárá ávnás, káná yek shukár terneçar áshunelás vásh thágáreskro ráklyi te lá the kálável kámelás. Yov upro pro drom jálás ándre thágáreskro foros te tályivelás yek náshválo jiuklánushes, ko dábbe jánelás the jál. O terneçar már kámelás the náshável, te o jiuklánush leske penelás: „Ac tu, oh málleyá! Me ná kámáv tute

[1]) Was die Orthographie betrifft, so entspricht c dem Laute tsch, c = ch, j = dsch, ñ = nj, sh = sch, y = j (s. meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner", Leipzig 1884, S. 3).

dukh the kerel! Já te sástyár mán te me bute dáv tute!“ O ternecár ácelás te átunci o jiuklánush penelás: „Me o Cáráná dábbe mudárelás vásh yekú romñi te me meráv, káná mánge uñicerá pityá tiro ráteskro upro pro m're cib tu ná dás! Káná tu mán ándre bibáct sástyáres, me tute som slugádjis cin me jidáv!“ O ternecár lávelás leskre shuri te ándre ángushto cingerelás, káná o rát távdelás, uñicerá pityá upro pro cib jiuklánusheskro delás, káske nevo jidipen te leskro sor mosht ávlás. Káná o ternecár leske penelás, the yov shukáre thágáreskro ráklyá the kálável kámelás, o jiuklánush penelás: „Tu ná lokes keres! E thágareskro ráklyi yekvár Locolicenge penelás, hoi yek Locolices kámel, káná láke jimástár shukáripen yon den. Káná yekvár leskre pcrál Locolicestár dikhelás, mudárelás ádáles te pcándelás ándre toroñis shukáre ráklyá! Avricingerá tu mánge ándrál pori trin bálá te káná ándre bibáct tu sál, bálá shungárdá te me ákor kiyá tute sikováv!“ Káná ternecáreske trin bálá ándre vást ávnás, o jiuklánush siklovelás ándre leskre kolyibá, odoy ándre themlin, te o ternecár, Anrush jiálás ándre thágáreskro foros.

Dopás bersh már ávlás te Anrush ná jánelás, hoi kiyá shukáre thágáreskro ráklyáke jiálás. Atunci yekvár kiyá leñori beshelás, ke távdelás kiyá toroñis thágáreskro ráklyákri te gindelás, hoi yov kerel, the kiyá láke yov jiál, te leske kár ná yon cingerená. Atunci báres áselás, te uripená besecárelás te ándrál leñori jiálás sár yek dilo te bicibákro kiyá thágáreskro ráklyáke. Káná o thágár áshunelás, yov penelás: „Hei, ádáles máy láces hin! O dilo ná miseces hin te me kámár, hoi yov kiyá m're pceñáke the ávelás[1]*), te leskre sobá silávelás te leskre uripená!“ Anrush máy voyikerelás, te jivese táysá kiyá máy shukáre thágáreskro ráklyáke yov ávlás. Bicibákres te sár o dilo silávelás sobá te uripená shukáre ráklyákri te ávelas dilos, kerelás yov mesályi te thágáres yov ájukárelás. Káná dilos árlás, ávelás o thágár yek báro jiuklehá kiyá skukáre ráklyáke. Beshelás kiyá mesályi te delás jiukleske legfeder cáben, te upro teyeri leskre pceñákri ávlás shero Locoliceskro, kás yov dikhelás yekvár kiyá láke. Káná o jiuklo láces cávelás, ákor ávriávelás o thágár te kiyá ráklyáke yov penelás: „Cá, ádáles del tute o jiuklo, uvá tu sál, horsheder sár yeka gerále jiukli!“ Atcuni rovelás táysá e thágáreskro ráklyi te Anrush lá máy sunuvelás. Káná yekvár o thágár ávriávelás, yov penelás kiyá shukáre ráklyáke: „Me ná som bicibákres te diles! Me cá keráv sár bicibákres te diles, hoi kiyá tute me áváv; uvá me kámáv tut the kálável, káná tu kámes!“ Atunci penelás e shukáre thágáreskro ráklyi: „Tu ná lokes keres, uvá bute mánushi kerená te ñikeske*

[1]) 3. sg. Präs. conj. von som = ich bin.

láces kerelás!“ O terneçár náñi penelás te jiálás ándre udvárá te trin bálá jiuklánusheskro yov shungárdelás. Atunci trocinelás ándre levegöve te o jiuklánush ávelás. „So kámes tu?“ penelás yov terneçáreske. Anrush penelás leske leskre dukh. „Láces! me sástyáráv tumen“. penelás átunci o jiuklánush, „me ánáv tumen ándre durodune them; uvá penáv tute: tu odoy még násál báctáles!“ Te Anrush ná gindelás te ánelás o jiuklánush les te thágáreskro ráklyá sár bárvál. Andre durodune them len upro pro pcuv delás te mutátelás shukáre, báre ker te penelás: „Andre ker tumen beshen te odoy hin sávc, so tumen kámen!“ Atunci ávriávelás o jiuklánush te Anrush te shukáre thágáreskro ráklyi ándre báre ker ávená, kay bute somnákálf te rup hin. Jidená lokes te báctáles sár yek mánush te romñi. Atunci yekvár penelás Anrush kiyá leskre romñáke: „Gule, me ná jánáv te sár hin, táysá detehárá t're punrá te vástá sár páços shudres hin!“ Leskre romñi penelás: „Me ushcáv detehárá te ávri ándre udvárá cik keráv“ [1]. Anrush yekvár ráciye ná sovelás, uvá kerelás, hoi sovel te átunci dikhelás, hoi leskre romñi ándrál pádá ándre udvárá ávrijiálás. Anrush ávelás kiyá ferástrá te dikhelás lá ándre cumuteskro páth deshuduy Locolicensá. Sik trin bálá jiuklánusheskro lárelás te shungárdelás len. Káná ávelás o jiuklánush, yov mutátelás leske deshuduy Locolicen. Akor o jiuklánush ávriávelás te cingerelás deshvárel dárábá ándrál leskre bimálá, ándrál Locolicá te ánelás ándre páñi. Káná átunci ávelás, kiyá Anrusheske yov penelás: „Me kálárav tut Locolicendar, ádálenge tire romñi ávlás! Atunci ándre páce jiden tumen te mán tumen náñi kámen!“ Te sár ávlás! Anrush cin meriben ándre bácl te páce jidelás leskre máy shukáre romñáhá ....

In genauer Übersetzung lautet dies Märchen also:

Der Locholitscho[2]) und die schöne Königstochter.

Es war einmal ein mächtiger König, der hatte eine wunderschöne Schwester, die kein Mensch ansehen durfte. Wer es that, dem wurde — wenn er ein Mann war — das 'Glied' abgeschnitten und an den Thurm genagelt, in welchem die wunderschöne Königstochter gefangen saß; war es aber eine Frau — so wurden ihr die Augen ausgestochen. Schon viele Jünglinge hatten es versucht, die

[1]) Umschriebene Wendung = mache Koth.

[2]) Der *Locholitscho* ist ein Nachtgespenst von der Gestalt eines Affen, das besonders den Frauen nachstellt und sie nothzüchtigt. Vgl. das hebräische Nachtgespenst *Lilith*, bei Esaj. 34 14, das nach der Rabinensage 8 Knäblein und 20 Töchterlein erwürgt. Philo, Magiologia, Baselaugst 1675, p. 795 und Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel S. 289.

schöne Königstochter aus der Gefangenschaft zu befreien, aber keinem war es gelungen, und der Thurm war schon dicht belegt von den abgeschnittenen 'Gliedern', als auch ein schöner Jüngling von der Königstochter hörte und sie befreien wollte. Er machte sich also einmal auf den Weg nach der Königsstadt und begegnete in einem Walde einen kranken Hundemenschen[1]), der kaum gehen konnte. Der Jüngling wollte schon davonlaufen, als der Hundemensch ihm nachrief: „Bleib' stehen, o Freund! Ich will dir kein Leid zufügen! Komm' und helfe mir, und ich werde dich reichlich belohnen!" Der Jüngling blieb stehen, und da sagte der Hundemensch: „Mich hat der Vogel Tscharana[2]) wegen einem Weibe beinahe getödtet, und ich werde sterben, wenn du mir nicht einige Tropfen deines Blutes auf meine Zunge tröpfeln läßt! Hilfst du mir in der Noth, so will ich dir gerne mein Lebelang dienen!" Der Jüngling nahm sein Messer hervor und schnitt sich in den Finger; als das Blut zu fließen begann, ließ er davon einige Tropfen auf die Zunge des Hundemenschen fallen, der dadurch neues Leben und seine alte Kraft erlangte. Als ihm nun der Jüngling erzählte, daß er die schöne Königstochter befreien wolle, da sprach der Hundemensch: „Das wird gar schwer gehen! Die Königstochter hat einmal den Locholitscho-Leuten versprochen, einen von ihnen zu heiraten, wenn sie ihr ewige Schönheit verleihen. Als nun einmal ihr Bruder sie mit einem Locholitscho ertappte, da tödtete er diesen und sperrte die schöne Maid im Thurm ein! Reiß' mir aber aus dem Schwanze drei Haare heraus und wenn du in Noth bist, so speie sie an, und ich werde dir dann zu Hilfe eilen!" Als der Jüngling die drei Haare in der Hand hatte, eilte der Hundemensch in seine Wohnung, hoch oben ins Gebirge hinauf, während der Jüngling, den man Anrus (Ambrosius) hieß, in die Stadt des Königs eilte.

[1]) Der Hundemensch [*jiuklánush* wohl aus jiuklo (Hund) und manush (Mensch) zusammengesetzt] ist „halb Mensch, halb Hund und besitzt eine außerordentliche Stärke, so daß „er hundert Männer mit einem Schlage vernichten kann"; er kann wie der Blitz so rasch fliegen. Die Hundemenschen wohnen auf den höchsten Spitzen der Gebirge und sind die Diener des Nebelkönigs. Wenn einer von ihnen stirbt, dann hört man ihr Geheul als Donner auf Erden, und der Blitz ist das Zucken der Peitsche, mit deren Schlägen der Nebelkönig sie züchtigt. Das Blut der Menschen verleiht ihnen stets neue Kraft, wenn sie krank sind.

[2]) Dieser mythische Vogel der Zigeuner lebt 999 Jahre und muß dann sterben, wenn er nicht jede Nacht an der Brust ein und desselben Weibes saugt; vgl. das Märchen: „Der Fischer und die Urme" (in meiner Sammlung: „Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner", Berlin 1886, S. 21).

Ein halbes Jahr verging, und Anrus wußte noch immer nicht, wie er zur schönen Königstochter gelangen solle. *Da saß er denn einmal am Ufer des Flusses, der vor dem Thurme der Königstochter vorbeifloß* und dachte nach, wie er es anstellen solle, um zu ihr zu gelangen, ohne daß man ihm das 'Glied' abschneide. Da lachte er auf einmal hell auf, *zog seine Kleider aus und gelangte, den Fluß durchschwimmend und sich als Narr und stumm anstellend, zur Königstochter.* Als der König hievon Kunde erhielt, da sprach er also: „Nun, das trifft sich gerade gut! Der Narr ist nicht gefährlich und ich will ihn bei meiner Schwester lassen, damit er ihr Zimmer fege und ihre Kleider reinige!" Anrus freute sich nun gar sehr, denn er konnte von nun an den ganzen lieben Tag bei der wunderschönen Königstochter weilen. *Stumm und sich als Narr geberdend*, reinigte er die Zimmer und die Kleider der schönen Maid, und wenn der Mittag kam, da deckte er den Tisch und erwartete den König. Tagtäglich zur Mittagszeit kam der König mit einem großen Hunde zur schönen Maid. Er setzte sich an den Tisch und *gab dem Hunde die köstlichsten Speisen zu essen, während er auf den Teller seiner Schwester den abgeschlagenen Kopf des Locholitscho stellte, den er einmal mit ihr ertappt hatte. Wenn der Hund sich satt gegessen*, dann ging der König weg und sagte im Gehen zur Maid: *„Friß das, was der Hund übrig gelassen hat*, denn du bist schlechter als eine räudige Hündin!" Da weinte stets die Königstochter und Anrus bedauerte sie sehr. Einmal, als der König bereits weggegangen war, sprach er zur schönen Maid also: „Ich bin weder stumm noch ein Narr! Ich habe mich stumm und närrisch gestellt, um zu dir zu gelangen, denn ich will, so du willst, dich befreien!" Hierauf versetzte die schöne Königstochter: „Das wirst du nicht können, denn schon Viele haben es versucht, und noch Keinem ist es gelungen!" Der Jüngling sprach kein Wort, sondern ging hinaus in den Hof und spie die drei Haare des Hundemenschen an. Da sauste und brauste es in der Luft, und der Hundemensch erschien. „Was willst du?" fragte er den Jüngling. Anrus erzählte ihm nun sein Leid. „Gut! ich will euch helfen!" sagte hierauf der Hundemensch, „ich will euch in ein fremdes Land führen; aber das sage ich dir: du wirst auch dort nicht glücklich sein!" Und ehe sich Anrus versah, brauste der Hundemensch mit ihm und der Königstochter windschnell durch die Luft. In einem fremden Lande setzte er sie auf die Erde, und indem er ihnen ein schönes, großes Haus zeigte, sprach er: „In diesem Hause könnt ihr wohnen, und Alles, was ihr euch wünscht, werdet ihr da finden!" Hierauf ver-

schwand der Hundemensch, und Anrus zog mit der schönen Königstochter in das große Haus, wo sie unendlich viel Gold und Silber fanden. Sie lebten nun als Mann und Frau ohne Kummer und Sorgen. Da sprach einmal Anrus zu seiner Frau: „Liebe, ich weiß nicht wie das geschieht, aber *jeden Morgen sind deine Füße und Hände so kalt wie das Eis!*“ Seine Frau antwortete: *„Ich stehe in der Frühe auf und verrichte draußen im Hofe meine Nothdurft.“* Da konnte in einer Nacht Anrus nicht schlafen, that aber, als ob er schliefe, und da bemerkte er, daß seine Frau sich aus dem Bette entfernte und hinaus in den Hof ging. Anrus schlich sich ans Fenster und sah da im Mondlicht seine Frau mit zwölf Locholitscho-Leuten kosen. Er nahm eilig die drei Haare des Hundemenschen hervor und spie sie an. Als der Hundemensch erschien, zeigte er ihm die zwölf Locholitscho-Leute. Da stürmte der Hundemensch hinaus und zerriß in tausend kleine Stücke seine Feinde, die Locholitscho-Leute, die er dann in den Fluß warf. Als er zu Anrus zurückkehrte, sprach er also: „Ich habe dich von den zwölf Locholitscho-Leuten befreit, denen sich deine Frau hingeben mußte! Nun könnt ihr in Frieden leben; mich werdet ihr nicht mehr brauchen!“ Und so geschah es denn auch! Anrus lebte nun bis zu seinem Tode in stetem Glück und Zufriedenheit mit seiner wunderschönen Frau ....

Die durch cursiven Druck hervorgehobenen Stellen sind es auch in der Erzählung von Gül und Sanaubar, sowie auch bei Benfey, der letztere im Zusammenhang mit andern im Pantschatantra Bd. I, §. 106. S. 443—454 ausführlich besprochen hat. Mit Übergehung anderer auch in unserem zigeunerischen Märchen wiederkehrender Züge erwähne ich nur, daß dasselbe auch gleich der Erzählung vom Prinzen Almâs, aus zwei ursprünglich von einander unabhängigen Märchen zusammengesetzt ist, obgleich sich hier die Vereinigung nicht so leicht wahrnehmen läßt, wie bei der erwähnten hindustanischen Fassung. Was uns hier am meisten und in erster Reihe interessirt, das ist der Zug „vom verstellten Narren“, der sich auch in einer ungarischen Erzählung vorfindet, die ich 1883 im Csiker Comitat (im Osten Siebenbürgens) in mehreren Szekler-Gemeinden hörte [1]).

[1]) Vgl. die Übereinstimmung des Eingangs zu dem hier zuerst mitgetheilten Zigeunermärchen mit dem Anfang des oben erwähnten böhmischen Märchens und eines mongolischen im Ardschi Bordschi (s. Benfey a. a. O. XXIV und Liebrecht a. a. O. S. 145; vgl. hiezu auch meinen Aufsatz: „Die Episode des Gottesgerichts in Tristan und Isolde unter den transsilvanischen Zeltzigeunern und Rumänen“ in Max Koch's Ztschr. f. vergl. Litteraturgeschichte II. Bd., S. 457 ff.).

In genauer deutscher Übersetzung lautet diese ungarische Erzählung also:

Die beiden lustigen Kameraden.

Wo es war und wo es nicht war, dort lebten zur Zeit, als man noch die Flöhe mit Hufeisen versah, zwei gar gute Kameraden, von denen der ältere bereits verheiratet und Familienvater war, der jüngere aber als Junggeselle lustig in die Welt hineinlebte. Da traf es sich einmal, daß der König ein blutiges Schwert durch das Land tragen ließ und alle Männer aufforderte, mit ihm gegen den türkischen Kaiser zu Felde zu ziehen. Auch die beiden lustigen Kameraden, von denen der ältere *Bakancsos*, der jüngere aber *Drabancsos* hieß, mußten mit dem König in den Krieg ziehen. Da traf es sich in einer Schlacht, daß die Türken unsere armen Leute so arg hernahmen, daß sie wie Ähren vor der Sichel fielen. Bakancsos und Drabancsos blieben zwar unversehrt, aber sie geriethen in türkische Gefangenschaft und mußten nun als Sclaven dem türkischen Kaiser dienen. Sie arbeiteten den ganzen Tag über in einem wunderschönen Garten, in welchem ein prachtvolles Haus stand. In diesem Hause wohnte die Tochter des türkischen Kaisers, eine wunderschöne Maid, die oft aus der Ferne den Arbeiten der beiden Sclaven zusah. Bei einer solchen Gelegenheit sprach einmal die schöne Königstochter zu ihrer Bedienerin: „Ich möchte doch gerne wissen, was diese beiden Ungarn sich den ganzen Tag über erzählen können! Der Jüngere scheint ein sehr lustiger Geselle zu sein, denn er springt wie ein Narr von einer Stelle zur andern und scheint dabei recht lustige Dinge zu erzählen, denn sein Kamerad lacht in einem fort über seine Streiche.“ „Ihr scheint, hochedles Fräulein,“ antwortete die Bedienerin, „wohl recht zu haben! Mir kommt es auch so vor, als ob der Jüngere nicht ganz bei Trost wäre!“ Dies Gespräch hatte Drabancsos, der unbemerkt unter dem Fenster der Kaiserstochter stand, mit angehört. „Halt!“ dachte er bei sich, „da gibts was zu fischen! Nun, ihr sollt Beide Recht haben! Dem Narren gehört die Welt!“ Mit diesen Worten zog er seine Stiefel aus und warf die Beinkleider von sich. Er wußte zwar recht wohl, daß bei Todesstrafe kein Mann es wagen durfte, das Haus der schönen Kaiserstochter zu betreten, aber er stürmte laut lachend in das Zimmer hinein, und während er nackt vor der schönen Maid und der Bedienerin stand, *geberdete er sich wie ein Narr*, und wenn ihn die Beiden etwas fragten, *so stammelte er nur die Worte: Rút a rúdam!*“ (Häßlich ist meine Stange.) Bei diesen Worten besah er stets seine

beiden Beine und das, was zwischen den Beinen steht, — und das war wahrlich eine tüchtige 'Stange'! „Das ist ein Narr!" rief die schöne Kaiserstochter, „was sollen wir mit ihm anfangen?" — „Ich wüßte es schon!" versetzte die junge Bedienerin, aber ich fürchte mich, daß der Narr es ausplaudert!" Hierauf versetzte die Kaiserstochter: „Laß dich nicht auslachen! Der weiß ja nicht, was mit ihm geschieht! Sieh' nur, ich will es dir gleich zeigen!" Und sie entzündete eine Kerze und hielt die Flamme derselben an den Hintern des Drabancsos. Dieser verzog keine Miene, sondern lachte hell auf und rief: „Rút a rúdam!" Da umarmte ihn die Bedienerin und zog ihn zu sich aufs Lager. Das war wohl dem lustigen Drabancsos nicht gerade recht, denn er hätte gerne die schöne Kaiserstochter unter sich gehabt; aber — er machte seine Sache gut, und als dann später auch die Kaiserstochter unter ihn kam, da gings noch besser zu. Nun folgten für Drabancsos gar herrliche Tage! Er bekam von der schönen Kaiserstochter die besten Speisen und Weine, von denen er tagtäglich auch seinem lieben Kameraden Bakancsos einen Theil mit ins Gefängniß nahm. Dieser fragte ihn gar oft, wo er diese Sachen hernehme, doch er antwortete ihm stets ausweichend, bis er ihm endlich gestand, daß er mit der Kaiserstochter allerlei Kurzweil treibe. Sie habe ihm heute auch einen Schlüssel gegeben, mit welchem er die Kerkerthüre öffnen könne. Heute Nacht wolle er wieder zu ihr und werde sich mit ihr und der Bedienerin gütlich thun. Und wahrlich so geschah es auch. Als Abends der Kerkermeister die beiden Gefangenen in ihre Zelle einsperrte und sich entfernte, da nahm Drabancsos seinen Schlüssel hervor und eilte zu den Weibern. Seinem Kameraden, dem armen Bakancsos, wurde es inzwischen kalt und heiß, und schließlich wollte er der Sache ein Ende machen, indem er bei sich dachte: „Wo drei sind, da hat auch der Vierte Platz!" Und er schlich auch hinaus ins Freie, stellte sich unter das Fenster der Kaiserstochter und klopfte leise an die Fensterscheiben. Da erschraken die Drei dort drinnen im Zimmer. Drabancsos aber — der schon längst nicht mehr den Narren spielte — erkannte, als er behutsam hinausblickte, seinen Kameraden und dachte bei sich: „Warte nur, Kerl, du sollst für diese Störung büßen!" Er öffnete das Fenster und flüsterte seinem Freunde zu: „Heute kannst du nicht hereinkommen! Aber wenn du willst, so legt sich die Kaiserstochter ins Fenster und erlaubt dir, daß du sie küssest!" — „Vorderhand auch gut", versetzte Bakancsos, „wenn der Hund kein Fleisch bekommen kann, benagt er auch die Knochen!" Inzwischen sprach Drabancsos

zu seiner Geliebten, der schönen Kaiserstochter: „Süßes Lieb, wir sind verrathen und verloren! Wir können unser Leben nur dadurch retten, daß du deinen blanken Hintern zum Fenster hinaussteckst und ihn von meinem Kameraden küssen läßt!“ Was blieb da Anderes übrig! Die Kaiserstochter that also und der arme Bakancsos küßte mehrmals ihren blanken Hintern: er suchte mit seinen Lippen nach ihren Lippen, und als er sie gefunden zu haben glaubte, da rief er geärgert aus: „O du verfluchter Hund! du bist es ja!“ Da verschwand das vermeintliche Gesicht, dessen Bart er eben erwischen wollte, vom Fenster und zwei Arme packten ihn von hinten: „Nein, ich bin hier, Freundchen!“ flüsterte ihm Drabancsos zu, „doch jetzt haben wir keine Zeit zu unnöthigen Erörterungen (*szószaparitás* = Wortvermehrung)! Vor dem Hause stehen vier Pferde mit Schätzen beladen. Ich, die Kaiserstochter und ihre junge Bedienerin fliehen in meine Heimat; wenn du willst, so komme mit!“ — „Na freilich komme ich mit“, versetzte freudig Bakancsos. Kurz, sie entflohen und erreichten glücklich ihre Heimat. Doch da sah es recht traurig aus! Die Türken hatten Alles verwüstet, und die Gattin des Bakancsos war gestorben. Nun er tröstete sich und wollte die schöne Kaiserstochter heiraten, aber sein Freund Drabancsos sagte: „Die wird meine Frau! heirate du die Bedienerin, denn es schickt sich nicht, daß ein Mann ein Weib heirate, dessen blanken Hintern er geküßt hat!“ Nun wußte der arme Bakancsos Alles, was er zu wissen brauchte. Er ergab sich in sein Schicksal und heiratete die Bedienerin, während Drabancsos die Kaiserstochter ehelichte und bei sich dachte: „Ja, der Narr hat das Glück!“ ....

Diese ungarische Erzählung ist aus mehreren Gründen, die ich hier nur kurz anführen will, interessant. Vor Allem ist ihre Verwandtschaft mit dem Gedichte des Grafen Wilhelm von Poitiers, welches anfängt mit den Worten: „En Alvernhe part Lemozi“ (in Bartsch's Provenzal. Lesebuch II. Ausgabe, s. Liebrecht a. a. O. S. 146) und in welchem der Verfasser erzählt, „wie er *als Narr und stumm sich stellend,* wobei er unartikulirte Töne (Tarrababart etc.) ausstößt, von *zweien Edelfrauen* in ihr Haus aufgenommen und am wärmenden Feuer *mit Speise* gepflegt wurde, worauf sie ihn entkleideten und, *um sich zu überzeugen, ob seine Narrheit keine angenommene wäre,* ihn von einer Katze tüchtig kratzen ließen; er indeß hielt Stand und genoß alsdann die Gunst beider Damen.“ Den Zug des zweiten Theiles dieser Erzählung finden wir in der deutschen Erzählung vom Bäcker, welche A. v. Keller in seinen Fastnachtspielen III, 1446 (Bibl. des

litter. Vereins Bd. 29) aus einer Handschrift des 15. Jahrhs. in den ersten 32 Versen mittheilt, Felix Liebrecht (a. a. O. S. 147 ff.) aber die noch übrigen ergänzt hat. Der Bäcker — gleich dem Villain in dem Fabliau *Berenger au long cul* (Liebrecht a. a. O. S. 149) — muß, von der als Ritter verkleideten Dame beim Holzdiebstahle ertappt — „*in dat flach antlit*“ küssen; er rächt sich später, indem er *als Narr verkleidet* und unter dem steten Ausruf 'jo je, je jo' sich bei ihr einführt, wo er an den Ofen gesetzt wird und dann sein „kunter“ dieselbe Wirkung hervorbringt, wie die „rúdam“, in welcher freilich der Kuß ins blanke Antlitz ganz anders motivirt ist; in dieser Beziehung lehnt sich diese ungarische Erzählung an die „Erzählung des Müllers“ in Chaucers Canterbury-Geschichten an, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich nebenbei bemerke, daß diese ganze Erzählung unter dem Einfluss von Chaucers Canterbury-Tales entstanden ist, besonders da auch die „Erzählung des Ritters“ sich mehr oder weniger in ihren Grundzügen hier nachweisen ließe. Ich will hier noch eines besonderen Umstandes gedenken: es gibt nämlich in der ungarischen Litteratur ein Poëm aus dem 15. Jahrhundert unter dem Titel: „Szilágyi és Hajmási“ (herausgegeben von Fr. Toldy 1822; noch früher aus dem Manuscript ins Deutsche übersetzt und unter dem Titel: „Die Kaiserstochter, oder die Historie des Michael Szilágyi Ladislaus Hagymási“ veröffentlicht in Hormayr-Mednyánszky: Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1822, S. 453—456), das sich, wie ich mich in jüngster Zeit überzeugt habe, auffallend an die „Erzählung des Ritters“ in den Canterbury-Geschichten anlehnt (vgl. die siebenbürgischen Verwandten aus meiner Sammlung bei A. Herrmann in den: Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn I. Bd., S. 63). Dies Poëm ist jedenfalls unter dem Einflusse Chaucers entstanden, und die hier mitgetheilte Erzählung „von den beiden lustigen Freunden“ ist eine etwas ungeschickte Vereinigung der erwähnten Canterbury-Geschichten.

Noch näher zum deutschen „*pek*“ und zum erwähnten französischen Fabliau „*Berenger au long cul*“ steht ein Volkslied der transsylvanischen Rumänen, dessen Originaltext Herr Prof. A. Moga mir gütigst mitgetheilt hat. Es lautet deutsch also:

War ein Bursche schön und jung,
Lebte ohne Anstrengung,
Lebt' stets in den Tag hinein
Sonder Schmerz und sonder Pein!

Manche Frau hat ihm bestellt
Speis' und Trank auch ohne Geld.
Ja warum? o darum!
Wenn der Winter aber kam,
Kält' und Frost ihm doch benahm

Seine Lust und seine Freud'.
Nicht wie andre arme Leut'
Sucht' er Holz zur Sommerszeit;
Nur wenn er beinah erfror,
Er den Pfarrhof sich erkor,
Wo er Holz und Bretter stahl —
Hin und wieder, manchesmal!....
Einmal die Frau Pfarrerin
Ihn belauscht, springt vor ihn hin!
„And're Frauen hast du lieb,
Kommst zu mir doch nur als Dieb!
Laß' dich führen vor Gericht:
Küßt du meinen Hintern nicht!"
Was denn sollt' der Bursche thun?
Wollt' im Kerker ja nicht ruh'n, —
Ihren Hintern er drum küßt;
Doch die Schmach ward bald gebüßt!
Unser Bursch färbt Wang' und Haar
Sich und machte wie ein Narr,
Als er kam zur Pfarrerin,
Die mit ihrem Töchterlein
Einst zu Haus war ganz allein.
Unser Bursch zum Ofen hin
Stellt sich, lacht mit närr'schem Sinn,
Zieht sich spiegelnackt dann aus,
Setzt sich hin zum Abendschmaus.
„Tochter, du bist sechzehn Jahr',
Bist zu jung noch, ja fürwahr!
Solche Sachen anzuseh'n;
Sollst drum in die Küche geh'n!"
Ging hinaus das schöne Kind,
Pfarrerin nun streichelt lind
Unsres Burschen festes „Bein";
Irgendwohin paßt's hinein!
Ja wohin? ja dorthin!
Als der Bursche fertig war,
Sprang er ganz so wie ein Narr
In die Küch' zum schönen Kind,
Macht' mit ihr die Sach' geschwind;
Zog sich an und lief davon.
„Pfarrerin, das ist der Lohn!" —
Schrie er laut aus voller Kehl',
„Wer ich bin: ich's nicht verhehl'!
Hab' den Hintern ich geküßt,
Hat's die Vord're drum gebüßt!"

Die verwandten Züge ergeben sich selbst bei flüchtiger Vergleichung; ich will hier nur noch des Umstandes erwähnen, daß in den meisten der hieher gehörigen Erzählungen sich der „verstellte Narr" an den „Ofen" begibt oder — wie im „*pek*" — von den Frauen zum Ofen geführt wird, „*dasz im die wermd anschin dest basz, Wan er gar fast erkaltet was* (vgl. Wilhelm von Poitiers angeführtes Gedicht „En Alvernhe part Lemozi", das Fabliau „Berenger au long cul" und v. d. Hagens Gesammtabenteuer Nr. X „Die halbe Birne"), während in der Eingangs erwähnten Märchenreihe die „kalten Hände und Füße" einen gemeinschaftlichen Zug bilden.

Hinsichtlich des charakteristischen Zuges der in Rede stehenden Märchenreihe bemerkt Liebrecht (a. a. O. S. 146), daß auch Masello da Lamporecchio bei Boccaccio Decam. III, 1 sich *als närrisch und taubstumm anstellend* zum Gärtnerdienst in einem Frauenkloster gelangt, dann aber auch in anderer Beziehung alle Nonnen bedient, endlich sogar die Äbtissin selbst, die ihn eines Tages im Garten unter einem Baume schlafen sieht 'e avendogli il vento i panni davanti levati indietro, tutto stava scoperto. La qual cosa riguardando la donna e sola vedendosi, in quel medesimo appetito cadde che cadute erano le sue monacelle: e destato Masetto, seco nella sua camera

nel menò.' Einestheils an diese, anderntheils an die oben erwähnte Erzählung: „Die halbe Birne“ (in v. d. Hagens Gesammtabenteuer Nr. X) lehnt sich eine Erzählung der Böhmen in Oberungarn', die mir der leider früh verstorbene Karl Miltscher so freundlich war mitzutheilen. Miltscher, der viele Jahre hindurch Erzählungen sammelte, die mit Boccaccio's Decamerone verwandte Züge aufweisen[1]), hinterließ ein reiches folkloristisches Material. Diese böhmische Erzählung lautet in Miltschers Übersetzung also:

Die erzürnte Geliebte.

Es lebte einmal ein armer Edelmann, der das Obst für sein Leben gerne aß. Er war sehr arm und lebte bald hier, bald dort bei den adeligen Familien des Landes. Da traf es sich einmal, daß er auf eine Burg kam, deren Besitzerin eine schöne Jungfrau, Marinka genannt, war. Sie lebte von der Welt zurückgezogen und wollte in ein Kloster gehen, um dort in Frieden und Ruhe zu leben. Der arme Edelmann gab sich alle Mühe, die Gunst der Dame zu gewinnen, und mit der Zeit brachte er es auch so weit, daß Marinka ihren Plan, ins Kloster zu gehen aufgab und nahe daran war, den Liebesworten des Edelmannes Gehör zu schenken. Da traf es sich aber einmal, daß der Edelmann einen Apfel aß, den er im Garten von der Erde aufgehoben hatte. Marinka schmähte ihn deshalb und sprach: „Meine selige Mutter hat doch Recht gehabt! Sie sagte stets, daß die Männer Schweine sind! Ich gehe lieber ins Kloster, als daß ich mich an einen Schweinemagen binde!“ Diese Worte verletzten den armen Edelmann gar schwer, und scheinbar zog er von dannen. Als er am nächsten Tage aber auf die Burg zurückkehrte, da war Marinka schon fort ins benachbarte Kloster. Da erlebte der arme Edelmann gar trübe Tage. Kummer und Gram entstellten sein Antlitz, seine Beine schlotterten, sein Gang wurde schleppend und langsam. Sein treuer Diener bemerkte mit Bangen die Veränderung an seinem Herrn. Einmal sprach er zum Edelmann: „Herr, ich habe einen Plan! Wenn Ihr ihn befolgt, so könnt Ihr vielleicht noch die Burgfrau als Gattin heimführen! Die Klosterfrauen benöthigen einen Gärtner, doch muß derselbe ein Narr sein. Zieht zerfetzte Kleider an, besudelt euer Antlitz, und stellt euch als stummer Narr! So könnt Ihr in die Nähe der geliebten Dame gelangen und vielleicht wieder ihre Liebe er-

[1]) Vielleicht werde ich diese Erzählungen aus dem Nachlasse Miltschers bei Gelegenheit veröffentlichen.

werben!“ Der Edelmann that auch also, und als er schon einige Tage im Kloster als Gärtner bedienstet war, schlief er einmal zur Mittagszeit im Garten unter einem Baume. Da kamen einige Klosterfrauen heran, darunter auch seine Geliebte, — und eine sprach zu ihrer Schwester: „Mit dem früheren Gärtner haben wir gute Zeiten verlebt! Auch dieser ist ja ein Narr und kann nichts ausplaudern! Kommt, laßt uns ihn wecken und uns unterhalten!“ Sie weckten den Edelmann auf und führten ihn in ein Gartenhaus. Nun, als die Unterhaltung begann, machte er den Anfang mit seiner Geliebten, und als er fertig war, sprach er zum Schrecken der Nonnen also: „Erinnerst du dich, Marinka, an den schmutzigen Apfel? Jetzt ist geschehen, was geschehen ist, und verläßt du das Kloster nicht willig, so werde ich es der ganzen Welt erzählen, und man wird dich mit Schmach und Schande beladen aus dem Kloster jagen!“ Marinka erschrak und verließ noch am selben Tage das Kloster. Sie wurde die Frau des armen Edelmannes und Beide hatten ihre Wahl nicht zu bereuen, denn sie lebten in Glück und Frieden bis an das Ende ihrer Tage ...

In allen hier angeführten Erzählungen finden wir als Motiv: die Bezwingung der weiblichen Sprödigkeit und des Hochmuths, während eine andere Erzählungsreihe gleichsam „das Widerspiel dazu bildet“ und „die Anerkennung der weiblichen Obergewalt“ zum Gegenstand hat. Im geraden Gegensatz zu der besprochenen Erzählungsreihe steht — wie Liebrecht (a. a. O. S. 150) bemerkt, — die achtzehnte Erzählung des Siddhi-Kür (bei Jülg, Mongol. Märchen, die neun Nachtragserzählungen des Siddhi-Kür und die Gesch. des Ardschi-Bordschi Chan S. 23 ff.: „Die verrätherische Trompete“), auf deren Verwandtschaft mit dem oben erwähnten Fabliau *‘Berenger au long cuf’* bereits Benfey, Pantschatantra Bd. I, S. XXV hingewiesen hat. Ich will hier nur noch, als weitere Ergänzung dieser Erzählungsreihe, ein Märchen der Siebenbürger Sachsen (aus Urwegen) mittheilen (zugleich als Nachtrag zu meinen: „Märchen des Siddhi-Kür in Siebenbürgen“ in der Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft Bd. XLI, S. 448 ff.). Dies Märchen, das ich im Herbste 1887 aufgezeichnet habe, lehnt sich auch an den Märchenkreis „Von den drei Frauen“ (s. meinen Aufsatz in der Germania Bd. XX N. R. S. 442 ff.) einigermaßen an, und lautet also:

Der Dumme hat das Glück,

Es lebten einmal in einem Dorfe zwei Schwestern, die das Glück hatten, von zwei recht dummen Brüdern geheiratet zu werden. Der

Ältere hatte trotz seiner Dummheit ein großes Glück im Leben, denn was er immer begann, hatte Erfolg, und so kam es, daß er in einigen Jahren ein reicher Mann wurde, während sein Bruder in Noth und Elend seine Tage verlebte. Einmal saßen die beiden Schwestern beieinander und sprachen über die Dummheit ihrer Männer. Da sagte die Jüngere: „Mein Mann ist doch viel dümmer als der deine! Glück würde er auch schon haben, aber womit sollen wir einen Handel beginnen? Wenn ich nur wenigstens einen Metzen Weizen hätte, ich würde ihn damit in die Stadt zu Markt schicken, und gewiß bekäme er dafür einen zehnfachen Werth!“ Hierauf versetzte die Ältere: „Nun gut, ich will euch einen Metzen Weizen geben!“ Am nächsten Tage also machte sich der Jüngere mit dem Metzen Weizen auf den Weg und kam gegen Abend in einen Wald, wo er ein verlassenes Häuschen fand. Er dachte bei sich: Ich will meinen Weizen ins Häuschen stellen und die Nacht auf einem Baume zubringen, damit mich die Wölfe nicht fressen. Die Thüre des Häuschens nehme ich mit mir hinauf auf den Baum, denn es könnten Räuber kommen und die Thüre absperren, dann könnte ich morgen meinen Weizen nicht herausholen! So dachte der Mann und handelte in seiner Dummheit auch also. Er zog mit schwerer Mühe die Thür auf den Baum und band sich mit dem Hosenriemen an einen dicken Ast an, damit er nicht herabfalle, und schlief nun ein. Spät in der Nacht wachte er durch einen großen Lärm auf und sah unter dem Baume vierzig Räuber gelagert, die viel Geld, goldene und silberne Geräthe, die sie zusammengeraubt hatten, untereinander vertheilen wollten. Als der Dumme das viele Geld sah, da lachte sein Herz vor Freude, und er dachte bei sich: Hei! wenn das mir gehören sollte! Da stieß er zufällig mit seinem Fuße an die schwere Thüre, die polternd und krachend vom Baume herab auf die Erde stürzte. Die Räuber liefen nun, wie wenn der Blitz unter sie gefahren wäre, kopfüber von dannen und ließen die vielen Schätze am Boden liegen. Der dumme Mann stieg nun vom Baume herab, leerte seinen Weizen aus und füllte den Sack und alle seine Taschen mit Gold und Silber und ging dann nach Hause, wo er seiner Frau erzählte, er habe im Walde den Teufel begegnet und ihn an einen Baum gebunden. Der Teufel habe ihm die vielen Schätze gegeben, deren Rest er morgen abholen wolle. Dies glaubten ihm nun die beiden Schwestern nicht, und seine Frau sprach zu ihrer Schwester: „Jetzt glaubst du es vielleicht, daß mein Mann doch viel dümmer ist als der deine! Morgen wollen wir ihm nachschleichen, und dann sollst du dich von seiner schrecklichen

Dummheit überzeugen!“ Am nächsten Tage ging der Dumme hinaus in den Wald, um den Rest der Schätze zu holen. Die beiden Frauen aber schwärzten ihr Gesicht mit Ruß und schlichen ihm nach. Als sie den Dummen sahen, wie er die Schätze der Räuber sammelte, traten sie hinzu, und seine Frau sprach also: „Wir sind zwei Teufel, und uns gehören diese Schätze! wir werden dich jetzt in Stücke zerreißen, wenn du nicht unsern Hintern küssest!“ Am ganzen Leibe zitternd, sprach der Dumme: „Bitte gar schön, meine gnädigen Herren, ich will sie ja gerne küssen!“ Als er den Hintern der Frauen geküßt hatte, liefen diese lachend davon, und als der Dumme mit den Schätzen nach Hause kam, da fragten ihn die Frauen, wie der Teufel aussehe? Er sagte: „Heute habe ich gar mit zwei Teufeln zu thun gehabt! Nun, der Teufel sieht einer Frau ganz ähnlich aus, doch hat er im Hintern zwei Löcher!“ Da lachten ihn die Frauen aus und dachten bei sich: Ja, der Dumme hat das Glück ....

Dies das Märchen der Siebenbürger Sachsen. Welches die ursprüngliche Quelle dieser ganzen Märchenreihe sei, läßt sich vorderhand wohl kaum entscheiden; so viel aber ist gewiß, daß sie im Orient zu suchen ist, besonders da die griechische, noch mehr aber die zigeunerische, sich an die Erzählung vom Prinzen Almâs anlehnt, die wohl auch nicht die ursprüngliche Quelle ist, nachdem sie „in ihrem weiteren Verlauf durch Verflechtung mit der Erzählung von Gül und Sanaubar Einbuße erlitten zu haben scheint“ (Liebrecht a. a. O. S. 151). Jedenfalls werden in verschiedenen Ländern und an verschiedenen Orten noch Erzählungen, die zu dieser Reihe gehören, umlaufen und noch zum Vorschein kommen, die dann vielleicht die ursprüngliche Quelle zu bestimmen helfen werden.

MÜHLBACH (Siebenbürgen), 1. Februar 1888.

Dr. HEINRICH v. WLISLOCKI.

DIE REIMBRECHUNG IN GOTTFRIEDS VON STRASSBURG TRISTAN UND DEN WERKEN SEINER HERVORRAGENDSTEN SCHÜLER.

In der Einleitung seiner Tristanausgabe[1]) p. XL—XLII handelt R. Bechstein über den Stil und die Metrik Gottfrieds von Straßburg und weist im Einzelnen nach, daß, obgleich uns im Tristan nur ein Torso erhalten ist, dieser doch so mächtig und reich ist, daß wir an ihm den Künstler völlig erkennen und bewundern können. Die glatte und flüssige Diction Gottfrieds wird außer durch die vielen und feinen Wortspiele auch nicht wenig verschönt durch die Anwendung eines Princips — das der Verfasser an dieser Stelle nicht berücksichtigt — nämlich der sogenannten Reimbrechung. Näher ausgesprochen hat sich R. Bechstein über die Reimbrechung in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Tristan von Heinrich von Freiberg[2]) und vor allen Dingen in seinem Aufsatz „Der Heliand und seine künstlerische Form" mit einem „Excurs zur Reimbrechung im Heliand"[3]). Vereinzelt finden sich dann noch Notizen über die Reimbrechung in den Einleitungen zu Ausgaben, wie in Behaghels Ausgabe der Eneide Heinrichs von Veldeke u. a., sonst aber beschäftigen sich die größeren Metriken nicht eingehend mit diesem Capitel der Verslehre; so vermisse ich auch in J. Schippers altenglischer Metrik (Bonn 1881) jede Erörterung über Reimbrechung. Mir scheint es aber durchaus nothwendig, daß diese Erscheinung bei den einzelnen mittelalterlichen Dichtern untersucht wird, da sie in neuester Zeit als Kriterium gebraucht wird zur Datirung von Denkmälern, zur Feststellung des Verfassers von uns ohne Autornamen überlieferten Stücken[4]), zur Anordnung der Werke eines Schriftstellers[5]) — allerdings immer zusammen mit vielen anderen Kriterien, und das mit vollstem Recht, denn auf sie allein wichtige

[1]) Deutsche Classiker des Mittelalters Bd. 7 und 8. 2. Auflage 1873.

[2]) Deutsche Dichtungen des Mittelalters Bd. V.

[3]) Jahrbuch des Vereins für nd. Spr. X, 1884, p. 133—148.

[4]) In seiner Schrift „Heinrich von Freiberg als Verfasser des Schwankes vom Schrätel und vom Wasserbären (p. 19—21)" räumt Jul. Wiggers der Reimbrechung einen bedeutenden Platz ein.

[5]) Das Kriterium der Reimbrechung stellt Hartmanns armen Heinrich an die letzte Stelle. Ob diese Stellung die richtige ist? Vgl. K. Stahl, Die Reimbrechung bei Hartmann von Aue. Rostocker Diss. 1888.

Schlüsse bauen, ist durchaus unzulässig. Die Reimbrechung ist ein ästhetisches Princip, dessen Geschichte wir, wie die des Enjambements an den Erzeugnissen unserer Literatur verfolgen können. Um dasselbe vollständig zu erkennen, bedarf es vor allen Dingen Einzeluntersuchungen, und wir wollen eine solche bei Gottfried und Heinrich von Freiberg anstellen. Die Reimbrechung ist das Streben, am Schlusse eines Gedankens die Reimworte nicht, wie man erwarten sollte, zusammenzuhalten, sondern sie auf die letzte Zeile des den Gedanken ausdrückenden Satzes und die erste Zeile des folgenden zu vertheilen. Dieser Bruch der für Ohr und Auge zusammengehörenden Reimworte ist ein künstlerisches, verbindendes Mittel, um die rein äußerliche Nebeneinanderstellung einzelner Gedanken und dadurch eine gewisse Einförmigkeit zu vermeiden und der Diction den Anstrich des Ganzen, Zusammengehörigen und Fließenden zu geben.

Bei der Frage nach dem Brechen der Reime kommt als Satzganzes nicht der Theil der Rede in Betracht, nach welchem wir einen Punkt oder Strichpunkt zu setzen pflegen, sondern bloß was durch Über-, beziehungsweise Unterordnung zu einer unlösbaren Einheit verbunden ist; was paratactisch durch und, oder etc. angereiht wird, ist ein neues Satzgebilde. Doch wird man immer verschiedene Grade in der Stärke der Reimbrechung unterscheiden können, je nach der Tiefe des logischen Einschnitts zwischen den beiden Sätzen. (Behaghel, H.'s v. Veldeke Eneide, Einleitung S. CXX.)

Wie bei Gottfried das lyrische Princip, die bestimmte Abwechslung von Hebung und Senkung noch durchaus nicht systematisch streng durchgeführt ist, wie noch die Senkung bei ihm oft fehlt, wie noch bei ihm jambischer und trochäischer Rythmus wechseln, so ist er auch in der Anwendung der Reimbrechung durchaus natürlich, nur von seinem Kunstgefühl geleitet, ohne in irgend einer Weise erkünstelt zu erscheinen. Dieses „von Gottfried mit bezaubernder Grazie durchgeführte ästhetisch schöne Princip“ [1]) war da, es war vor ihm angewendet und ist auch nach ihm nicht ausgestorben, aber in den meisten Fällen wirkt es durch die regelmäßige Wiederkehr und äußerliche Anwendung auf die Dauer ermüdend. Man kann bei manchen Dichtern sofort angeben: in diesem Falle wendet er die Reimbrechung nie an oder in jenem immer, gegen welche Regel dann in allen seinen Werken fast nie gesündigt wird, ein Verfahren, das die belebende Wirkung der Reimbrechung geradezu aufhebt.

[1]) R. Bechstein, Heinrichs von Freiberg Tristan p. XV.

Ich will als Typen für diese Erscheinung nur zwei bedeutende Dichter herausgreifen, einen Vorgänger und einen Schüler Gottfrieds, Heinrich von Veldeke und Konrad von Würzburg. Durch Vergleichung mit beiden wird uns Gottfrieds wahres Dichtertalent erst recht in die Augen fallen.

Bei Heinrich von Veldeke[1]) geschieht das Brechen der Reime immer nur innerhalb der einzelnen Abschnitte. Daß der erste Vers eines Reimpaares den Schluß, der zweite den Beginn eines Abschnittes bildet, kommt in der Eneide gar nicht, im Servatius nur einige Male vor.

Also die Reimbrechung hat sich dem Zwange eines gewissen Gesetzes unterwerfen müssen! Aber das Streben nach dem Brechen der Reime geht doch wieder so weit, daß sogar am Ende von Abschnitten es gerne vermieden wird, zwei zusammengehörige Reime demselben Satze zuzutheilen, sondern oft schließt mit dem vorletzten Reime des Abschnittes der Satz, und der letzte Vers bildet einen Satz für sich. Dieselbe Eigenthümlichkeit auch bei Eilhart. [Ausgabe von Lichtenstein, Einl. p. 113.]

Wiederum ein Gesetz, welches allerdings öfter durchbrochen wird als das erste.

Konrad von Würzburg als gelehriger Schüler Gottfrieds folgt dem gleichen Princip der Reimbrechung, aber er treibt es im Verlaufe seiner Dichterthätigkeit immer mehr auf die Spitze, hebt dadurch den Vortheil der Spruchform für die Erzählung gegenüber der Strophe völlig auf und verurtheilt sich selbst zu einer athemlosen Geschwätzigkeit. Allerdings sucht Konrad das Gleichgewicht dadurch wiederherzustellen, daß er bei Abschluß der Gedankenreihe, bei den Absätzen, wie wir zu sagen pflegen, allemal das Reimpaar zusammenhält, aber auch diese absichtlichen Pausen machen in ihrer regelmäßigen Wiederkehr einen ermüdenden Eindruck[2]).

Gottfried dagegen legt seine Sprache nicht in Fesseln, er hält sich durchaus fern von aller solcher, die Eintönigkeit befördernder Regelmäßigkeit. Es handelt sich bei ihm eben nicht um Regel und Ausnahme.

Man sollte meinen, daß Gottfried am Ende jener großen und tiefen logischen Einschnitte, die in der Bechstein'schen Ausgabe als Capitel bezeichnet sind, die Reime zusammengehalten hätte, weil sie gleichsam kleine selbständige Geschichten im Rahmen des Ganzen

---

[1]) Heinrichs von Veldeke Eneide, ed. O. Behaghel Einleitung p. 120.

[2]) Vgl. Bechstein, Heinrichs von Freiberg Tristan, Einleitung p. 16.

bilden. Unter den 30 Capiteln, die wir finden, hat der Dichter auch 29 Mal die Reime nicht getrennt, aber zwischen Cap. XI und XII finden wir eine Reimbrechung. Cap. XI schließt:

er (Tristan) fuor von dannen z'Engelant,
von Engelanden al zehant
ze Kurnewâle wider heim.

Cap. XII beginnt:

Nu Marke sîn oeheim
und daz lantliut vernam,
daz er gesunde wider kam etc.

Die Brechung ist hier allerdings nicht so bedeutend als am Schlusse vieler anderer Abschnitte, was besonders das *sîn* (Cap. XII, v. 1) und *er* (Cap. XII, v. 3) beweisen, die sich auf das *er* (Cap. XI) beziehen.

Man könnte annehmen, daß Gottfried in der That die Absicht hatte, bei so einschneidenden Abschnitten die Reime zusammenzuhalten, und nur hier, wo der Einschnitt nicht so tief ist, durch die Reimbrechung die beiden Gedanken verbinden wollte.

Ein anderes Mittel, die Reimbrechung am Ende dieses Abschnittes fortzuschaffen, wäre noch das, daß man den Anfang des XII. Capitels verlegte, und zwar, was am nächsten läge, nach v. 8314, wo der horizontale Strich der Ausgabe eine tiefe logische Pause bezeichnet. In diesem Falle müßten wir aber eine mindestens ebenso starke Reimbrechung zugeben, wie die weggeschaffte.

Der einzige Ausweg bliebe nur der, den Anfang von Cap. XII nach v. 8305 zu verlegen. Dann würde Cap. XI mit dem Preise der Schönheit der jungen Isolt schließen:

sie zieret unde kroenet
wîp unde wîplîchen namen.
v. 8304 des ensol sich ir deheiniu schamen.

Auch dem Sinne nach scheint mir diese Trennung mindestens benso gut möglich als die in unserer Ausg abe.

Cap. XII, v. 8305:

Nu Tristan haete gesaget
von sîner frouwen der maget
. . . . . .
si haeten alle muot dâ van.
Jetzt ein einfacher Absatz:
Der wol gemuote Tristan
der greif dô wider an sîn leben.

} Reimbrechung.

Dies würde der Manier Gottfrieds entsprechen; man vergleiche die Anfänge von

Cap. V: *Nu* kom es in kurzer stunde.

Cap. VI: *Nu* Tristan der ist ze hûse komen
unwizzende, als ir habet vernommen.

Cap. XIII: *Nu* Tristan der ist ze fride komen.

Besonders Cap. XIX:

v. 13101 *Nu* Tristan was gemuothaft.

. . . . . .

v. 13107 so ez an der zît alsô geviel
In den zîten kom ein kiel
ze Kurnewâle in Markes habe.

} Reimbrechung wie in unserem Fall.

Mir scheint nur das dem Stile Gottfrieds angemessen, daß er die angeführten 29 Mal frei, ungesucht und natürlich durch den zweiten Reim den Gedanken zum Abschluß gebracht hat und sich anderseits nicht scheute, bei dem Absatze, der in unserer Ausgabe die Grenze von Cap. XI und XII bildet, die Reimbrechung eintreten zu lassen.

Eine andere Art von logischen Pausen sind die, die innerhalb der einzelnen Capitel durch einen horizontalen Strich bezeichnet sind. Deren finden sich im ganzen Tristan 12, wovon 7 ohne und 5 mit Reimbrechung sind. Betrachten wir nun zunächst rein äußerlich, wie diese 12 Fälle auf die einzelnen Capitel vertheilt sind, so finden wir nichts Gesetzmäßiges.

(8) Capitel.	(12) Abschnitte.	(7) Ohne Reimbrechung.	(5) Mit Reimbrechung.
II	3	3	0
X	1	1	0
XII	1	0	1
XIII	2	1	1
XVIII	1	1	0
XXVII	1	0	1
XXIX	1	0	1
XXX	2	1	1

Unter diesen 5 Reimbrechungen finden sich zwei besonders starke: Cap. XIII, v. 9624:

Wie sie Tristan pflegen sollten, daz was ir meiste
unmüezekeit.
———
Hier under haete michel leit
sîn kiel und sîn geselleschaft.

} Reimbrechung.

Cap. XXX, v. 18689.

v. 18687 si dienten ime ze manegen tagen
turnieren, birzen unde jagen,
swaz kurzewîle er wolte pflegen.

Nu was ein herzentuom gelegen } Reimbrechung.
zwischen Britanje und Engelant,
daz was Arundêl genant.

Größer und daher für die Beobachtung maßgebender ist die Anzahl der kleineren, durch Einrückung bezeichneten Absätze innerhalb der einzelnen Capitel, die mehr oder weniger abgeschlossene Satzperioden darstellen. Ich habe hier alle 30 Capitel durchgeprüft in Bezug auf die Anwendung und Nichtanwendung und auch auf die Schwere der Reimbrechungen, aber auch nur ein annähernd allgemein giltiges Gesetz aufzustellen ist unmöglich.

In den Capiteln I und XXVI z. B. finden wir die Reimbrechung auf den Absätzen gar nicht angewendet. In Capitel I sind die 15 Ausgänge der vierzeiligen Strophen in Abzug zu bringen, in denen der Dichter, wie in allen Strophen des Gedichts, die Reime mit Absicht zusammenhält. Solche Strophen, die nach dem Ende des Gedichts zu abnehmen, finden sich im ganzen Tristan 24. In den übrigen 5 Absätzen des I. Capitels findet sich keine Reimbrechung. Ebenso fehlt in Cap. XXVI, wo die Verbannung Tristants und Isolts in einfach epischer Darstellung ohne eingeschaltete Strophen geschildert wird, jede Art der Reimbrechung auf den Absätzen.

Hält also Gottfried in diesen beiden Capiteln die Reime bei einschneidenden Pausen immer zusammen, so finden wir anderseits solche, wo die Reimbrechungen in diesem Falle überwiegen, wenn auch kein Capitel mit lauter Reimbrechungen auf den Absätzen vorkommt. Z. B.:

Cap. XXII 7 Reimbrechungen und 2 ohne Reimbrechung.
Cap. VI 7 „ „ 6 „ „
Cap. XIX 7 „ „ 5 „ „

Die verschiedensten Verhältnisse von Reimbrechungen und Nichtreimbrechungen finden wir vertreten.

In Capitel X doppelt so viele Reimbrechungen als Nichtreimbrechungen (24-12), in Capitel XX gleichviel von jeder Art (4-4), in den drei Capiteln V, XVIII und XXV zufällig 6 Reimbrechungen und 13 Nichtreimbrechungen.

Tabelle *A*.

Capitel	Anzahl der Absätze	Absätze ohne Reimbr.	Absätze mit Reimbr.	Capitel	Anzahl der Absätze	Absätze ohne Reimbr.	Absätze mit Reimbr.
I	21	21	0	XVI	11	9	2
II	35	28	7	XVII	15	11	4
III	8	6	2	XVIII	19	13	6
IV	15	8	7	XIX	12	5	7
V	19	13	6	XX	8	4	4
VI	13	6	7	XXI	17	12	5
VII	22	14	8	XXII	10	3	7
VIII	13	11	2	XXIII	14	9	5
IX	22	15	7	XXIV	20	13	7
X	36	24	12	XXV	19	13	6
XI	30	17	13	XXVI	5	5	0
XII	19	12	7	XXVII	16	10	6
XIII	30	22	8	XXVIII	11	8	3
XIV	25	16	9	XXIX	19	12	7
XV	17	12	5	XXX	24	14	10
Summa . .	...	..	..	..	30	545	366	179

Im Allgemeinen überwiegt, wie aus der Tabelle hervorgeht, das Zusammenhalten der Reime. Aber überall folgt Gottfried nur seinem Künstlersinn, nie wird er regelmäßig oder schablonenhaft. Dies zeigt sich auch in der Anordnung der Reimbrechungen innerhalb der einzelnen Capitel. Keine regelmäßige Abwechslung von Reimbrechung und Zusammenhalten der Reime in irgend einer Weise. Reimbrechung folgt auf Reimbrechung und Zusammenfassung der Reime auf Zusammenfassug und beide gemischt in beliebigen Verhältnissen.

Betrachten wir z. B. das Capitel XXII, so zeigt der erste Absatz keine Reimbrechung, dann folgen 7 Absätze mit Reimbrechung und endlich der letzte ohne Reimbrechung. In Capitel XX, wo sich Reimbrechung und Nichtreimbrechung die Wage halten, sind sie so vertheilt: 2 Reimbr. — 3 Nichtreimbr. — 2 Reimbr. — 1 Nichtreimbr. In Capitel II folgen von den 7 Reimbrechungen, die auf das sehr umfangreiche Capitel vertheilt sind, 3 aufeinander (v. **1605**, v. **1635** und v. **1653**).

Ich komme zu den Reimbrechungen, die innerhalb der Absätze einzelne Sätze mit einander verbinden. Man könnte meinen, daß der Dichter dieses, seine Diction so sehr verschönernde technische Mittel gegen Ende des Gedichts mehr ausgebildet hätte als zu Anfang, aber es findet keine Zunahme und Vervollkommnung statt, wie ich an einigen beliebig ausgewählten Capiteln nachweisen will. Ich wähle die ersten 200 Verse der Capitel II, V, VIII, XVI, XX, XXVI und XXX.

Cap.	II:	Auf	200	Verse	kommen	20	starke	Reimbrechungen.
Cap.	V:	„	200	„	„	37	„	„
Cap.	VIII:	„	200	„	„	23	„	„
Cap.	XVI:	„	200	„	„	25	„	„
Cap.	XX:	„	200	„	„	40	„	„
Cap.	XXVI:	„	200	„	„	18	„	„
Cap.	XXX:	„	200	„	„	24	„	„

Die beiden Capitel V und XX, welche in den ersten 200 Versen bedeutend mehr Reimbrechungen zeigen als die übrigen, tragen diesen Charakter bis zum Schlusse.

Das Capitel V, wo uns die Jagdkünste Tristans in herrlicher Darstellung vorgeführt werden, ist auch an den Stellen, wo der rein epische Ton herrscht, reich an Reimbrechungen; doch wegen der zahlreich eingestreuten Dialoge will ich über dieses Capitel später handeln.

Das Capitel XX, diese kleine, hübsche, rein in Hartmanns Weise erzählende Episode von der Belauschung Tristans durch den Truchseß Marjodo wimmelt von Anfang bis zu Ende von Reimbrechungen, von denen viele sehr stark sind. Fast bei jeder größeren Pause finden wir sie angewendet; Zusammenhalten der Reime ist äußerst selten. In 221 Versen 43 Reimbrechungen. Besonders der Anfang häuft Reimbrechung auf Reimbrechung.

v. **13455** Tristandes lob und êre
die bluoten aber dô mêre

ze hove und in dem lande. } Reimbrechung.
si lobeten an Tristande }
sîne fuoge und sîne sinne. } Reimbr.
er und diu küniginne }
si wâren aber frô unde fruot. } Reimbr.
si gaben beide ein ander muot, }
so si iemer beste kunden. } Reimbr.
In den selben stunden etc. }

Doch hält sich Gottfried auch hier fern von aller erkünstelten Übertreibung; laut vorgelesen ist das Capitel von der wohlthuendsten Wirkung für das Ohr. Umgekehrt sind auch diejenigen Capitel, wo die Reimbrechung weniger angewendet ist, von derselben Schönheit, denn der Leser und noch mehr der Hörer hat immer das Gefühl, daß das Zusammenhalten der Reime ungesucht geschieht.

Durch die vorhergehende Betrachtung hoffe ich nachgewiesen zu haben, wie wenig regelmäßig Gottfried in der Anwendung der Reimbrechung ist, und dies ist gewiß ein großer Vorzug seiner Diction. Aber auch positive Schönheiten verleiht dieses künstlerische Princip seiner leichten und gewandten Sprache. Die Reimbrechung ist das verbindende Band, das die schön und glatt gebauten Verse zusammenhält. Man muß doch annehmen, daß anziehende Episoden aus dem herrlichen Gedichte Gottfrieds an den Höfen vorgelesen wurden, und da gerade zeigt sich die Wirkung der Reimbrechung für das Ohr. Die Sätze reihen sich unmerklich zu einem harmonischen Ganzen aneinander in einer Weise, die keiner von des Tristansängers Kunstgenossen erreicht hat, nicht Hartmann, keiner von seinen Schülern, erst recht nicht der ihm in manch anderer Beziehung vielleicht überlegene Wolfram, dessen gehackte Diction, mitveranlaßt durch die seltene Anwendung der Reimbrechung in den an sich schon kurzen und knappen Sätzen, Gottfrieds Talent besonders hervortreten läßt.

Einen äußerst künstlerischen und effectvollen Gebrauch macht unser Dichter von der Reimbrechung bei der Einführung von Monologen oder Aussprüchen abwesender Personen, sowie hauptsächlich im Dialog, der im Tristan oft die schlichte epische Darstellung unterbricht.

Ich habe alle Stellen aus dem Gedicht ausgezogen, und wenn auch Gottfried sich hier wiederum keinem Zwange fügt, so läßt sich doch von dem Vorherrschen einer bestimmten Manier sprechen.

Der erste Vers des Monologs oder der einfach angeführten Aussage eines Dritten steht gewöhnlich in Reimbrechung mit dem vorher-

gehenden, der die directe Rede einleitet. Innerhalb der Rede wird dann, um sie als Ganzes erscheinen zu lassen, die Reimbrechung ziemlich häufig angewendet, wenn überhaupt längere Sätze vorkommen. Vielfach repräsentirt jeder Vers in der leidenschaftlichen Sprache einen Frage- oder Ausrufesatz, die dann nebeneinander stehen, ohne daß man gerade von Reimbrechung sprechen könnte. Am Ende des Monologs — besonders des viele Verse umfassenden — werden dann die Reime sehr oft zusammengehalten.

Man vergleiche z. B. den Monolog [v. 980—1074, also 94 Verse] der Blanscheflur:

v. **979** und (Bl.) sprach vil dicke wider sich: } Reimbr.
(Cap. II) „owê, got hêrre, wie leb ich! }
wie unde waz ist mir geschehen?
ich hân doch manegen man gesehen,
von dem mir nie kein leit geschach;
. . . . . .

Es folgen nun ziemlich viele Reimbrechungen in dem Capitel (II), das sonst durchgehends eine beschränkte Anwendung derselben zeigt (auf 200 Verse 20), bis dann am Schlusse die Reime zusammengehalten werden.

v. 1071 der süeze herzesmerze,
der vil manc edele herze
quelt mit süezem smerzen, } Reime zusammengehalten.
v. 1074 der liget in mînem herzen.“ }
v. 1075 Nu daz diu hövesche guote etc.

Füllen die Einführungsworte wie hier — und sprach vil dicke wider sich — einen ganzen Vers aus, so finden wir die Reimbrechung fast immer. Z. B.:

v. **10489** Brangaene diu sprach aber z'ir: } Reimbr.
„nu, liebiu frouwe, volget mir }
. . . . . .
v. **2791** sprach aber der hövesche Tristan: } Reimbr.
„lât stên! durch got, waz gât ir an? }
v. **3041** Aber sprach der guote Tristan: } Reimbr.
„nû nemet iuwer hût hin dan etc. }

Füllen die Einführungsworte keinen Vers aus, sondern ist das ‘sprach er’ oder ‘sprach si’ einfach in den ersten Vers der directen Rede eingeschaltet, so tritt sehr häufig keine Reimbrechung mit der vorher gehenden Erzählung ein. Z. B.:

v. 3273 den jäger den besande er dar
„sage an", sprach er, „wer ist diz kint
des wort sô wol besniten sint?" } Keine Reimbrechung.

v. 3165 Sus kômen sî zem bürgetor:
Tristan gehabete dô dâ vor.
„ir hêrren", sprach er aber dô z'in,
„ich enweiz, wan ich iu fremede bin,
wie iuwer keiner ist genamet. } Keine Reimbr.

Ich habe gesagt: es tritt keine Reimbrechung mit der vorhergehenden Erzählung ein; gehen directe Worte vorher, so ist das Verhältniß anders, wie wir beim Dialog sehen werden. Diese Beobachtungen, die sich aber auf den ganzen Tristan, auf jedes beliebige Capitel in gleicher Weise anwenden lassen, beziehen sich also nur auf die Einführung des Monologs und der vereinzelt in die Erzählung eingestreuten Worte eines Dritten; vom Dialog kommen die Worte der zuerst redenden Person hinzu, die sich an die Erzählung anschließen.

Die übrigen Theile des Dialogs sind von Gottfried mit großer Meisterschaft behandelt, künstlerisch im höchsten Grade und doch natürlich, dem Leben und seinem Verkehr abgelauscht. Frage und Antwort, Rede und Gegenrede werden durch die Reimbrechung zusammengehalten. Der Hörer wird schon durch den letzten Vers der Frage auf den ersten der Antwort vorbereitet, und das Ende des Dialogs schließt dann häufig mit dem Zusammenhalten der Reime.

Die Beispiele für diese wichtige Erscheinung, welche durch den ganzen Tristan zu verfolgen ist, entnehme ich dem XVII. (das Geständniß) und dem V. (die Jagd) Capitel, die besonders reich an Dialogen sind; doch will ich auch Beispiele anführen aus den Capiteln II, XVI etc. Z. B.:

Tristan und Isolt gestehen der Brangaene ihre Liebe.

v. 12082 Si (Brangaene) gesaz in eines tages bî
heinlîchen unde lîse
diu stolze, diu wîse:
v. 12085 „hie ist niemen", sprach si, „wan wir driu:
saget mir ir zwei, waz wirret iu?
ich sihe iuch z'allen stunden
mit trahte gebunden,
siuften, trûren unde klagen."
höfsche, getorste ich'z iu gesagen,
ich sagete ez iu", sprach Tristan.
„jâ hêrre, vil wol sprechet an;

Keine Reimbr. zwischen Erzählung und dem Beginn des Dialogs.

Reimbr.!

Reimbr.!

swaz ir welt, daz saget mir!“ } Reimbr.
„saelegiu, guotiu“, sprach er z'ir, }
i'n getar niht sprechen vürbaz,
irn gewisset uns ê daz
mit triuwen und mit eiden,
daz ir uns armen beiden
guot unde genaedic wellet wesen: } Zusammenhalten der Reime am Ende des Dialogs.
anders sô sîn wir ungenesen.“ }

Ferner Cap. V:

v. **3095** Tristan erzählt seine Abkunft.

v. **3121** i'ne weiz, wie'z iu gevalle.“ } Reimbr.!
v. **3122** „â trût kint“, sprachen s'alle }

. . . . . .

v. **3133** „dîn hövescher vater, wie nante er dich?“ } Reimbr.!
v. **3134** „Tristan“, sprach er, „Tristan heiz' ich.“ }

v. **3153** „ei“, sprach er, „lieber meister mîn,
saget waz bürge mac diz sin?
diz ist ein küniclîch kastêl.“ } Reimbr.!
der meister sprach: „(deist) Tintajoêl.“ }
„Tintajoêl? â welch kastêl! } Reimbr.!
dê te sal, Tintajoêl }
und allez dîn gesinde!“ } Reimbr.!
„â wol dir süezem kinde“ }
sprachen sîne geverten dô
„wis iemer saelic unde frô
und dir müez' alse wol geschehen, } Zusammenhalten der Reime am Ende des Dialogs.
alsô vil gerne wir'z gesehen!“ }

v. **3167—3187** spricht Tristan:

v. **3187** und ob ez iu gevalle.“ } Reimbr.!
„jâ, trût kint“, sprachen s'alle }
„swie sô du wilt, als wellen wir.“ } Reimbr.!
„diz sî, sprach er, nu lîhet mir }

In Capitel V finden sich noch mehr Beispiele.

Capitel II. Die Stelle, wo Isolt ihrer Erzieherin ihre Liebe zu Tristan gesteht:

v. **1211** ir hende sî zesamene vielt,
flêhlîche sî die vür sich hielt:
„ach mînes lîbes!“ sî do sprach,
„ach“, sprach si, mînes lîbes, ach,

ach, herzeliebiu meisterîn,
nu tuo mir dîne triuwe schîn,
der vil und wunder an dir ist!
. . . . . .
v. 1223 dune helfes mir, sô bin ich tôt.“ } Reimbr.
„nu, frouwe, waz ist iuwer nôt
und iuwer klägelîchez klagen?“ } Reimbr.! (nicht stark, weil die Antwort nur eine Zeile umfaßt).
„ei, trût, getar ich dir'z gesagen?
„jâ, liebiu frouwe, sprechet an!“
„mich toetet dirre tôte man,
von Parmenîe Riwalîn:
. . . . . .
ich engân dir niemer nihtes abe, } Zusammenhalten der Reime.
v. 1236 die wîle und ich daz leben habe.

In derselben Art finden wir die Reimbrechung angewendet in Capitel XVI (Minnetrank), v. 11576 ff.; ferner v. 11962, 12127 u. s. w.

Daß aber Gottfried bei der Anwendung der Reimbrechung auch in diesem Falle nicht nach einer bestimmten Regel seine Kunst gehandhabt hat, zeigen viele Beispiele in denselben Capiteln neben den vorher angeführten. Besonders fällt dies auf am Schlusse des Dialogs, wo in den bisher angeführten Beispielen die Reime meist zusammengehalten waren. Doch finden sich viele Fälle, wo der Schluß des Dialogs mit der folgenden Erzählung in Reimbrechung steht, z. B. v. 1423, v. 1563 (starke Reimbrechung zwischen dem Schlusse des Dialogs und der Erzählung), v. 1635 etc. Im Allgemeinen überwiegt das Zusammenhalten der Reime in diesem Falle.

Weit besser als alle Schüler Gottfrieds hat nun der fast 100 Jahre später dichtende Heinrich von Freiberg dem Meister die kunstvolle Anwendung der Reimbrechung abgelauscht. Im Ganzen ist das Princip seltener als Schmuck der Diction benutzt, im Übrigen läßt sich kein Unterschied constatiren, wie die folgende Tabelle zeigt.

Tabelle *B*.

	Capitel	Absätze ohne Reimbr.	Anzahl der Absätze	Absätze mit Reimbr.	Capitel	Anzahl der Absätze	Anzahl der Absätze	Absätze mit Reimbr.
	I	26	27	1	VII	5	6	1
	II	11	11	0	VIII	13	17	4
	III	20	21	1	IX	4	5	1
	IV	15	16	1	X	16	17	1
	V	3	8	5	XI	15	20	5
	VI	4	7	3	XII	19	24	5
Summa . .	...	..	..	..	12	151	179	28

Wie Gottfried ist Heinrich frei von jeder Künstelei, und wie sehr er auch in anderer Beziehung hinter dem unsterblichen Meister zurücktreten mag, den künstlerischen Gebrauch dieses metrischen Princips hat er bis in die Details erfaßt und auch dadurch seiner Sprache den Gottfriedischen Charakter gegeben.

WISMAR, 2. November 1887. O. GLÖDE.

ZUM SEIFRID HELBLING.

Der neueste Herausgeber hat sich bei der Herstellung des Textes der Überlieferung möglichst treu angeschlossen und ist damit der ursprünglichen Fassung näher gekommen. Doch scheinen mir, auch nach den Besprechungen von Martin (Anzeiger f. deutsches Alterthum XIII, 152—155) und Paul (Literaturblatt 1887, 154—158) in Text und Anmerkungen einige Besserungen und Nachträge nöthig.

V, 13—14:

Sô mir die Unger nement rê,
sô vert er jagen hin ze lê.

Karajan führt als Lesart der Hs. an (Zs. 4, 120): „*rex, lex*“, Seemüller: „*rex* (oder *rep*?), *lex* (oder *lep*?)“ . Es ist offenbar *rep* : *lep*

anzunehmen, und dies entspricht der Mundart des Dichters, denn *w* wird bairisch im Auslaut zum Verschlußlaut. Im Vokalspiel ist zwar *lê, rê* mit *gê, stê, mê* gebunden, aber dessen Reime beweisen nichts für die Aussprache des Verfassers (vgl. Paul, Literaturblatt 1887, 154).

VI, 9 Martins Besserung: *geriht als ein gert* (Anzeiger XIII, 154) ist einleuchtend. Die Gerte als Bild für aufrechte Haltung: Konrads Trojanerkrieg V. 20006. 7 (Keller) und Gr. Myth.[4] 814. Derselbe Vers, aber *ruote* statt *gerte* im Engelhard, V. 3000 und Haupts Anmerkung.

VI, 150: *Si gwunnen sust und gerne wol.*

Die Lesart der Hs. *sust ungern* (Karajan *sus vugn*') gibt einen guten Sinn: Wenn es zum Kriege käme, so würden sie nicht leicht wohl Weizen und Korn bekommen. *Gern* in der Bedeutung 'leicht, wohl, vielleicht' ist allgemein obd., vgl. Schmeller Fr. I, 936, Schöpf, Tirol. Idiot. 187, Schmid, Schwäb. Wb. 228, Staub-Tobler II, 427, fürs mhd.: Mhd. Wb. I, 535 und Behaghels Anmerkung zu Eneide 7518. Das Gegentheil ist *ungerne* = 'nicht leicht', vgl. Staub-Tobler a. a. O.

XIII, 80—86. Derselbe Gedanke bei Suchenwirt X, 74—85. Bei der schablonenmäßigen Manier der Wappendichtung ist es denkbar, daß dieses Motiv ein öfter angewandtes war, und es braucht also nicht angenommen zu werden, daß es Suchenwirt direct aus S. H. entlehnt hat.

XIII, 129 *ûfgebrieren* wird mit J. Grimm, Zs. f. d. Alt. 4, 281 zu *brîsen* gestellt. Dem Sinne nach paßt besser *ûfbriuwen* aufrühren, anstiften (Lexer, 2, 1689). Auch lautlich ist diese Participialform erklärlich als Nachbildung der im Bairischen sehr beliebten r-Formen *schriren, spiren* (Weinhold, bair. Gramm. §. 268).

XIII, 154 *Stantbîderfletschen* wird doch wohl von *Îlinzgrap* angeredet, das Anführungszeichen gehört also vor *St.*

I, 175: *oben sam neyger drauch.*

Mit *neyger* = *nabiger* (Karajan, Zs. f. d. Alt. 4, 6) ist nichts anzufangen, auch wenn man *drûch* in der sonst unbelegten Bedeutung = *swertes chilz* (Schönbach, Mittheilungen aus altd. Hss. I, 23) nimmt. Es ist wohl einfach verschrieben aus: *sam in eyner drûch.* Ähnlich ist *in* mit dem folgenden Worte zusammengeschmolzen I, 851 *mainem* statt *in einem*, VIII, 787 *mòsterlandt* corrigirt in *Inòsterlandt.* Es bedeutet dann: er ist so festgeschnürt wie in einer Falle, vgl. Walthers Vokalspiel *ê daz ich lange in selher drû beklemmet wære.* In diesem Falle ist nicht die Gestalt des *muoders* — denn um dieses handelt es sich, wie V. 176—177 zeigen — sondern die Wirkung des engen Einschnürens

gemeint (vgl. Karajan Zs. 4. 251 in tantum etiam artabant fere omnes tunicas u. s. w.). Damit kann auch *cheuerpeunt* V. 177 in Einklang gebracht werden, eine Peunt für einen Käfer, so eng, daß nur ein Käfer darin Platz hat. Es mag dabei auch an den eng geschnürten Leib mancher Käfer gedacht sein. Man braucht dann *cheuerpeunt* nicht für einen Eigennamen zu halten, wodurch außerdem die Stelle nicht klarer wird, noch mit Seemüller in *twerpiunte* zu ändern.

I, 184—185: *hert îsen unde grebel,*
örter zuo den slozzen.

Grebelörter scheint ein Wort zu bilden. Enjambements sind bei S. Helbling häufig (Einl. S. LXXV). Nicht die ganzen Grebel (Werkzeug, Rüben auszugraben, Schmeller Fr. I, 982), sondern nur die eisernen Spitzen tragen sie in den Ärmeln. XIII, 163 ist dann für das handschriftliche *Grólnörtt* statt *Grebelhart* mit leichterer Änderung *Grebelort* einzusetzen. Dafür spricht auch, daß ein anderer Schnapphahn den Namen eines weitern in den Ärmeln verborgenen Instrumentes *Geizfuoz* trägt. (XIII, 171 = I, 189). Auch *Hertîsen* wird als ein Wort aufzufassen sein. Und zwar ist es wohl das nämliche wie *aerdîsen* in Karajans Sprachdenkmalen 6, 16 (Mhd. Wb. I, 756). Beide aber scheinen Entstellungen aus *artîsen* (vgl. *arthouwe* Lexer I, 757), das so viel ist wie *pfluocîsen,* wie sich aus der Stelle bei Karajan ergibt.

I, 282: *diu kornsât hât im gevaelt.*

Der Schreiber hatte *Ney Thorn satt* geschrieben, welches der Verbesserer in *Deu chorn satt* änderte (Karajan Zs. 4, 9). *Ney* führt auf *neȳ* = nein: Keine Saat hat ihm fehlgeschlagen. Oder ist *ney* verschrieben aus *nye*?

I, 400 *klunkel.* Es sind folgende drei Wörter zu unterscheiden: 1. *lumbus, lumbel.* 2. *Die Lanken* (Schmeller Fr. I, 1493). Beide bedeuten nicht nur Lende, sondern auch Nieren, dann überhaupt Eingeweide. 3. *Lungel* (pulmo), *Glüng* = Lunge und sämmtliche edlern Eingeweide (Schm. I, 1493). Durch die Ähnlichkeit in Laut und Bedeutung entstehen Mischformen, z. B. *lungelbrâte* = Lendenbraten (Lexer I, 1984); nebeneinander *Lungenbraten, Lungelbraten, Lunkenbraten* (Schmeller a. a. O.). Auf ähnliche Weise scheint *klunkel* zu erklären aus *Lungel* und *Glüng* mit Einwirkung von *Lanken,* also ein Gericht aus den Eingeweiden, das nämliche wie *beischerl* I, 1014.

I, 430: *ich viselet iu ein ohsendiech.*

Hs. *viselieht.* Der Überlieferung näher steht: *ich visel eht iu.* Das

veraltete *eht* wurde von dem Abschreiber des XVI. Jahrhs. nicht mehr verstanden.

I, 657. Die Lesart der Hs. kann beibehalten werden: *daz man im niht des enlie : Rinder, schâf, swîn und lamp* u. s. w., „daß man ihm nicht Folgendes" oder „nichts von Folgendem ließ". Dann ist der Satz mit V. 662 abzuschließen.

I, 789—790:

die vînd einen scherben
habent niht gesocht vor im.

Hs. „*geusacht* (oder *-socht*)". Mit leichter Änderung ergibt das passende *gevlœht.* Die Vorlage hatte wahrscheinlich *geulôht, l* hielt der Abschreiber für langes *ſ*, wie umgekehrt *ſ* für *l* in *imilt* statt *im ift* II, 354. Nicht das Geringste haben die Feinde vor ihm in Sicherheit gebracht. Ähnlich Parz. 419, 24 *ine gevlœhe nimmer vor iu huon.*

I, 994—995:

'frou, daz ist billîch, zeiner stunt
sô spîs in lîht iuwer munt.

Die Lesart der Hs. *so leithe speise in eurn munt* führt eher auf *sol iht spîse in iuwern munt. iht* war dem Abschreiber unverständlich. Die Magd billigt das Verfahren der Hausfrau, hinter dem Rücken des Gemahls es sich wohl sein zu lassen.

I, 1149 und Anmerkung S. 313 „*vilzel* ist wohl ein Stückchen Filz, mit dem die Wange gerieben wird". Als Deminutiv zu *vilz* wird es auch im Mhd. Wb. und bei Lexer angegeben. Aber sowohl an unserer Stelle als an der von Bech Germ. 28, 385 beigezogenen kann es nur ein rothes Schminkemittel sein. Als solches faßt es offenbar auch Bech auf (Luxusartikel zum Schminken). Es ist wohl eine volksthümliche Umbildung des italienischen *verzino,* venetianisch *verzelà,* fleischfarbig, das Diez Wb.[3] I, 82 für identisch mit *brasil* hält. Dieses „Holz zum Rothfärben" wurde aus dem Orient bezogen (Diez a. a. O. 81). Denkt man sich Venedig als den Stapelplatz für die österreichischen Lande, so erklärt sich leicht die Entlehnung des Wortes aus dem Italienischen.

II, 16 *gerner,* Hs. *gerne.* Über *gerne — danne* für *gerner — danne* vgl. Rückert Anm. zu König Rother V. 1575 und Lambel, Steinbuch Anm. zu V. 518. (Ebenso ags. *thonne* nach Positiv, vgl. Zs. f. d. Phil. IV. 193, Anglia I, 185. O. B.)

II, 73. und Anm. S. 317. *stampfhart* ist das nämliche wie *Stanfort* (bei Schultz, Höfisches Leben I, 271) und demnach ein ursprüng-

lich in England verfertigter Stoff (Stanford, Grafschaft Lincoln); vgl. auch Lappenberg, Engl. Geschichte I, 623.

II, 370: *umb diu durchgründen wart.*

In der Anmerkung zu Reuaus V. 279 (Wagners Archiv S. 239) citirt Lambel aus Rosenblüt *„der aller creatur ist ein befrider, dem durchgründen si all sein glider“*: Die Hassigen und Neidigen verleumden und beschimpfen selbst die Glieder Gottes, durchwühlen sie bis zum Grunde, um an ihnen schlechte Eigenschaften zu finden. Oder ist *durchgrinden* zu lesen? Vgl. Reuaus 281 ff. *Es nennt auch ein zornig man Das got nie an im gewan, So er spricht unglück, laus und grint, Die an got nie kumen sint.* Dann wäre es hergeleitet aus der Beschimpfung *grint* und beeinflußt durch *grînen*. Das Schwören bei den Gliedmaßen Gottes wird in der altengl. Literatur mehrfach erwähnt, vgl. Mätzner, altengl. Sprachproben I, 129, 11 und dessen Wörterbuch 2. Abth. S. 185ª. Übrigens wird man an unserer Stelle lesen müssen: *umb diu durchgründunden wort*, woraus sich die handschriftliche Entstellung leicht erklärt.

II, 407—412. Das Geschichten, aus Gregors Dialogen, wird ausführlich erzählt im Renner 13, 686—711.

II, 1044: *daz ir bî iu selben sît.*

Zur Erklärung muß VIII, 819—820 verglichen werden: *ich kêr allen mînen sin, daz ich bî mir selben bin.* An dieser Stelle passen die Auffassungen Pauls (Literaturblatt 1887, 157) und Seemüllers (Anm. zu II, 1044 erste Hälfte) nicht. Auch VIII, 819 hat zu wenig Charakteristisches, so daß die Bedeutung der Phrase nicht scharf umrissen hervortritt. Eine sinngemäße Übersetzung wäre, im Anschluß an das nhd. ‘bei sich sein’, nur prägnanter: ‘bei richtiger Besinnung sein, genau wissen oder überlegen, was man zu thun hat, so daß man sich auf sich selbst verlassen kann, mit sich selbst im Reinen sein.’ Dies würde der zweiten Auffassung Seemüllers nahe kommen, jedoch ist der Ausdruck in II, 1044 so gut wie VIII, 820 allgemein zu fassen und an eine historische Anspielung nicht zu denken. — *Bî sich selben sin* = bei Sinnen sein ist zu vergleichen mit: *zime selbin comen, ze (sînen) sinnen komen* bei Kinzel, Lampr. Alex. Anm. zu V. 1816, wo u. a. noch auf D. Wb. 5, 1669 verwiesen ist. Hildebrand hat dort die Begründung der Ausdrucksweise schön auseinander gesetzt. Vgl. noch daselbst *von im selben kumen*, ferner I, 1349 *bei sich sein* und I, 1031 *aus sich sein.*

II, 1296. *Rüebentunst* als Spottname für die Spielleute. Man vergleiche hiezu die Fabel Heinrichs von Mügeln (W. Müller, Nr. III,

S. 12), worin die anmaßlichen und stümperhaften Singer gerügt werden: *Ein gans die sprach, si wêre ein meister aller kunst: si sorget kleine vor den swêren ruben dunst, wie das ir muter drinne gesoten wêre.*

II, 1448: *ein valsch ros erhunken.*

Seemüller hat mit Unrecht die Conjectur Bechs (*valwez ros*, Germ. 28, 386) verworfen, vgl. Jähns, Roß und Reiter I, 46: „Für die schlechtesten Pferde galten die Falen", worauf eine Reihe Belege folgen, u. a. Sprichwörter und Priameln. Ebenso in Nr. LIII der von K. Euling herausgegebenen Sammlung (Hundert noch ungedruckte Priameln des XV. Jhs., Göttinger Beiträge II, 1887). Also gerade in den Priameln war ein fahles Pferd ein üblicher Terminus. Auch Cundrîes *mûl* ist *val* (Parz. 312, 7). Endlich gibt noch eine Menge von Citaten das D. Wb., Bd. III, 1240 und 1267—1268.

III, 125 und Anm. Über *rôter munt* in der Bedeutung Mädchen, Frau vergleiche außerdem A. v. Keller: die altdeutsche Erzählung vom rothen Munde, Anm. zu V. 353; auch Strauch, Anm. zu Marner II, 46.

III, 163 und Anm.:

swîe sô ich arme taet.

Hs. *dem arme* kann bestehen bleiben: Wenn ich so mit dem Arme umgienge, daß sich von ihm aus eine Geschwulst hinaufblähte bis an meine Wangen.

IV, 12—15 ist zu interpungieren: *wunderlîch was der kneht, m ir ze lîden swaere sîn frâge, sîniu maere wâren wunderlîche.* Das beweist IV, 139: *lâ dir mîn frâg niht wesen swaer.*

XV, 69—71. Folgende Interpunction scheint mir vorzuziehen: *zem sumer einen zendâl under einem huote, hin zetal einen roc ân sukkenîe.* Während der Winterhut mit Pelzwerk versehen ist (*vêher huot* V. 66), wird beim Sommerhut Zendal verwendet. *underm huot* bedeutet den *underzoc* (vgl. Anm. zu III, 371), das Futter, wie auch II, 67 *underm huot ân haerîn tuoch* (ohne Pelzwerk). Möglich ist, daß dieses Zendalfutter noch weit über den Hut hinausreichte, dann würde *hin zetal* noch zu der Beschreibung der Kopfbedeckung gehören. Doch ist an die spätern Sendelbinden noch nicht zu denken.

XV, 330—331 Interpunction:

daz setze got ze buoze
aller unser vordern sêl!

Wenn unsere Vorfahren unsere Schande schauen würden, so wäre dies für sie eine Strafe, so groß, daß sie damit einen Theil ihrer Sünden abbüßen könnten (*wîze* V. 335). Möge Gott es ihnen als Buße

in Anrechnung bringen. Der Sing. *sêl* in Bezug auf einen Plural, wie in Ezzos Gesang V. 12, erklärt sich als festgewordene Redensart wie *got sî mîner u. s. w. unserer sêle etc. gnaedic.*

XV, 456 und Anm.:

der hof wirt entlendet,
daz man in siht blôzen.

Die Erklärung *entlenden* = ausschiffen ist zu künstlich. Dem Dichter schwebte als Bild die Entblößung der Lende vor, und er bildete sich dazu nach dem Muster von *enthoupten, enthenden,* aber sprachlich in diesem Falle nicht ganz richtig, das Zeitwort *entlenden.* Correcter wäre *entlendenieren.*

XV, 853: *des hant geschuof den êrsten man,*
der tuo uns aller sorgen ân. Amen.

sieht aus wie der Schlußzusatz eines Schreibers.

VIII, 212—213:

zwiu möht sie spil gewunnen
wâgen, daz ir viele wol?

Die Übersetzung in der Anmerkung „das ihr zugefallen wäre" gibt den Sinn nicht ganz entsprechend wieder; es heißt, wie Jänicke Zs. 16, 416 überträgt: das für sie günstig ausgefallen ist. Das Bild ist vom Wurfzabel genommen, die Würfel sind *wol gevallen,* im Gegensatz zu *vervallen* (Lexer 3, 285 und Mhd. Wb. II^a, 500^b). — Das gleiche Bild, aber vom Schâchzabel, in Lutwins Adam und Eva 487—498.

VIII, 443: *die liute sint sô benzlîch.*

Hs. *wensleich.* Seemüllers Änderung wird von Martin (Anzeiger XIII, 154) verworfen. Auch alle andern bisherigen Conjecturen genügen nicht. Ich möchte *venzlîch* vorschlagen, als Ableitung zu *vanz, nebulo. Vanz* berührt sich eng mit *fant,* „Knabe, Bub, gern mit dem Nebensinn eines leichtfertigen Menschen, Schalkes und Gecken". Über beide und deren Ableitungen D. Wb. 3, 1318—1321 und 1527, Schmeller Fr. I, 738—740. Unter letzteren stehen *venzlich* nahe: *fantlicht* (Schm. 734) stutzermäßig und *fänzig* galant etc. vgl. Schm. 735, wo die Beispiele gerade von besonders eleganter Kleidung, mit dem Nebensinn des Übertriebenen, genommen sind; Schmid, Schwäb. Wb. 1, 176 *fänz machen* prahlen, Wind machen; Höfer, Etym. Wb. I, 197 *fanzen* kindisch thun, ebenso Schöpf, Tirol. Idiot. 119.

VIII, 657—672. Die Erklärung der Stelle gibt Roth von Schreckenstein, Die Ritterwürde und der Ritterstand S. 324 (nach Seemüllers Ausgabe erschienen). Gold zu tragen ist ein Vorrecht der Ritter, den

Knechten ist nur Silber erlaubt. Der Edelknecht von 30 Jahren sollte aber Gold tragen, d. h. Ritter sein. Die in der Anmerkung zu V. 660 ausgesprochene Vermuthung trifft also nicht das Richtige. Auch ist unter dem Goldschmuck nicht zunächst die Schwertfessel zu verstehen (Anm. zu V. 667), sondern das hauptsächlichste Abzeichen des Ritterstandes, die goldenen Sporen, dann der goldene Ring und die Spangen am Gewande, vgl. den von Bartsch md. Gedichte herausgegebenen Ritterspiegel, Einleitung S. XXVIII ff. und, unter andern Versen, besonders V. 850, 1249 ff., 1583 f., 1660; den technischen Vorgang zeigen 1695—96 *Wo man vorgulte spangin macht, Daz golt man uf daz silbir sled.* Die Schmuckgegenstände sind also nicht aus reinem Gold, sondern silbervergoldet. Die Beispiele dafür, daß Gold das Abzeichen des Ritterstandes ist, sind häufig; außer den in der Anmerkung zu V. 667 citirten Versen Suchenwirts z. B.: L. L. S. II, 11, V. 15—20 (vom Teichner) und III, 305 ff., Neidhart S. 231 und Strauch, zum Marner IX, 19. 20; fürs XV. Jahrh. Krieg, deutsches Bürgerthum im M. A. S. 581, V. 133; fürs XVI. Birlinger, Aus Schwaben II, 457.

VIII, 1061—65. Das Gerücht, daß Hermann, Herzog von Österreich und Steiermark und Markgraf von Baden eines unnatürlichen Todes gestorben, hatte weitere Verbreitung, siehe Reusner opus geneal. kath. (Francofurti MDXCII) fol. 513: obiit ... non absque suspicione veneni. Gegen Reusner, offenbar gerade gegen die angeführten Worte, polemisirt Sachs, Einleitung in die Geschichte der Marggravschaft Baden I, 368: „Ja es haben einige Schriftsteller sich nicht gescheuet zu melden, er sey eines gewaltsamen Todes durch beygebrachtes Gift, gestorben.“ Zu V. 1064 vgl. Diemer, D. Gedichte Anm. zu V. 220, 2—3 (am Schluß): *Da von noch niemant waiz Vber al der welt chraiz, Wa chuenig Etzel ye hin cham.*

VIII, 1203—1229. Ich glaube nicht, daß diese ganze Partie als Rede des Knechtes aufgefaßt werden darf. Der Herr schildert die wichtigsten Ereignisse der letzten Jahrzehnte. Ausführlich verbreitet er sich über König Rudolf. Da fällt ihm der Knecht in die Rede V. 1204—1207. Aber der Herr fährt in der Erzählung von Rudolfs Thaten ruhig fort und kommt auf die jüngste Vergangenheit zu sprechen mit V. 1221: *nû ist der ander künic tôt umb disiu lant, daz ist ein nôt, und eîn werder herzog* — hier hält der Herr plötzlich ein, er scheut sich, über die unerquicklichen Zustände der Gegenwart offen zu reden. Darauf der Knecht, dies merkend: *lieber herr, sô iuch*

betrüg, sô lât diu maer an der stunt u. s. w. Ist dies richtig, so redet der Knecht V. 1204—1207, der Herr 1208—1223, darauf wieder der Knecht 1224—1229. In dieser Annahme bestärkt mich eine Änderung, die mir im Texte nothwendig erscheint. Nämlich V. 1219 *dâ sag dem künic niemen van* hat die Hs. *niem,* und dieses ist diesmal in *niene* zu bessern, nicht in *niemen,* wofür es allerdings sonst in der Hs. sehr oft steht. Die Aufforderung an den Knecht, von diesen letzten Dingen dem König nichts zu sagen, entspricht ganz der Situation; der Herr heißt ihn ja dem König diese ganze Geschichte vortragen.

IX, 59 und Anmerkung. *lancleben* ist, wie die Wörterbücher zeigen, nicht so selten, vgl. auch v. Monsterberg-Münckenau, der Infinitiv in den Epen Hartmanns von Aue S. 173. Abschreiber lassen es für älteres *lanclîp* eintreten, so Freidank 177, 5 die Hs. B, Renner V. 23770 die Hss. I²Bg. Umgekehrt setzen neuere Herausgeber *lanclîp* ein für *lancleben,* bezw. *langez leben*: Bech, arm. Heinrich 720, Bartsch, Albr. v. Halberstadt XVI, 192.

X, 85: *jube, domne, benedicere!*

ist aus dem Brevier; die Vorschrift lautet: Si autem post Vesperas immediate sequatur Completorium, dicto Fidelium animae ... incipitur Versus *Jube, domne, benedicere.* Die Bedeutung dieser Worte erklärt in mystischem Sinne Hugo v. St. Victor spec. eccl. III, 342 (Migne); ferner Honorius Aug. gemma animae Sp. 618 (Migne), im deutschen Lucidarius (Karlsruher Hs. aus St. Georgen Cod. pap. Germ. LXX, fol. 25ᵇ) *Da sprich der leser Jube dn̄e bn̄dicè Damit betütt er Daß nieman predigen sol on vrlob.* Dem Dichter konnten die Worte schon aus dem kirchlichen Gebrauche bekannt sein, Einwirkung des deutschen Lucidarius braucht nicht angenommen zu werden.

VII, 12 *mirabilis deus* ist aus Psalm 67, 36. Vgl. übrigens Schröder, Sanct Brandan S. 44.

VII, 290: *wer mac der ander vîent sîn?*

Hs. *voent* (nach S. LXXXVI). Die Vergleichung mit 270 ff. und 304 ff., wo immer zuerst der Fahnenträger genannt ist, macht wahrscheinlich, daß *vener* statt *vient* zu lesen ist. Die Vorlage mochte *vaenr* gehabt haben, woraus die Entstellung in *voent* leicht abzuleiten. V. 928 hat die Hs. richtig *venr.*

VII, 537: *sô füert die fünften schar bereit.*

Man erwartet *breit,* denn dieses ist das gewöhnliche nur des Reimes wegen gesetzte Epitheton zu *schar,* so V. 291, 462, 561, 574, 654, 824; *schar bereit* nur V. 348, aber hier als charakterisirender und

wohl begründeter Ausdruck. Vgl. übrigens Kinzel, Anm. zu Lampr' Alex. V. 3760.

VII, 273: *ûz Abrahames gêren.*

Hs. *guetten.* Es muß heißen: *Abrahames garten.* Darunter wird auch sonst das Paradies verstanden, vgl. Mhd. Wb. I, 5, Gr. Myth.[4], S. 1020, 1039, Nachtrag S. 371, HMS. III, 223[b] und nach einem andern Drucke in etwas anderer Fassung bei Robertag, Narrenbuch 244, 2612.

PFORZHEIM, 27. Mai 1888. G. EHRISMANN.

ZU REINKE DE VOS.

Bei den nachfolgenden Bemerkungen citire ich nach der Ausgabe von Prien.

214. *'Ja', sprak Isegrym, 'eyn gud morsel*
Hebbe ik dy vorwaret, holt unde eth,
Begnage yd wol, yd is wol veth.'

Schröder erklärt *holt* = *hol it*, was unmöglich ist. Es ist entweder = *holt it* oder wahrscheinlicher = *holt* von *holden* : halt (nimm) und iß.

808. *He leep, dar he welke honre wyste;*
Der nam he eyn unde leep ok seer
Al nedderwert by deme suluen reuer.
He dede syne maeltyd myt deme sulften hoen
Unde ghynck vort, dar he des hadde to don,
Na deme reuer unde dranck ok tho.

Schröder erklärt *dar he des hadde to don* 'als er das Bedürfniß danach fühlte'. Ich vermuthe, es soll heißen 'wo er es zu thun pflegte'. Die Thiere des Waldes haben ihre bestimmten Stellen, wo sie zur Tränke gehen.

1002. *Spyse gheyt hir gantz rynge to.*

togan wird von allen Herausgebern mit 'vorhanden sein, vorkommen, sein' übersetzt, was den Sinn ja trifft, aber warum nicht wörtlicher mit 'zugehen, gelangen'? = 'hierher gelangt, kommt'. Vgl. Gerhard von Minden 21, 32: *se geit mit kraft mi jutto to.*

2300. *Wo luttyk wuste he, dat de deue*
Em synen schat hadden ghenomen!
Ja, haddet em ok mogen vromen
Alle de werlt to den stunden,
He en haddes nicht eynen pennynck ghevunden.

Hoffmann übersetzt: 'Ja, hätte es ihm auch eben jetzt die ganze Welt, Alles verschaffen können.' Ebenso Lübben: 'hätte es (nämlich das Geld) ihm auch jetzt die ganze Welt verschaffen können'. Ganz ähnlich übersetzt Schröder, d. h. alle machen *alle de werlt* zum Objecte. Einen bessern Sinn aber gibt es, meine ich, wenn man *alle de werlt* zum Subjecte macht. Der König ahnte nicht, daß die Diebe ihm seinen Schatz genommen hatten; ja, hätte auch die ganze Welt es ihm (wieder) verschaffen wollen, er hätte keinen Pfennig davon gefunden, nl. so sicher war der Schatz geborgen.

2326. *Dar twalff hundert kempen by namen*
Van Isegryms magen al in stunden,

Lübben erklärt *twalf* für eine holländische Form, und Walther scheint ihm hierin beizupflichten, denn in seinem Aufsatze „Mundartliches im Reinke Vos" im nd. Jahrbuch I, p. 92—101 hat er auf Seite 100, wo die Formen mit *a* statt mit *e* behandelt werden, *twalf* nicht mit aufgeführt. Beide irren jedoch, *twalffe* kommt mehrfach im Ilsenburger Urkundenbuche vor. Ob diese Form auch heute in der Gegend von Braunschweig, Wernigerode und Helmstedt üblich ist, kann ich freilich nicht sagen, wohl aber sind andere mit *a* gebräuchlich, namentlich *fafteine*, z. B. in Lochtum bei Vienenburg und in der Umgegend von Oschersleben. Auch *spâgel* = Spiegel, s. meine Schrift „Die pronominalen Formen für „uns" und „unser" auf dem nd. Harze etc.", p. 20. Weitere Formen habe ich im Correspondenzblatt f. nd. Sprachf. X, p. 83 angeführt.

2978. *He hyndert my nicht eynen kattensterd,*
Den eyd mene ick, vorstaet my recht.
Ick blyue hir, so gy hebben ghesecht.
Ick hebbe to Rome nicht vele vorloren.
Ja, hadde ick ock teyn eyde ghesworen,
Ik en kome ock nummer to Jherusalem.

So interpungiren Schröder und Prien. Lübben setzt hinter Vers 2980, 2981, 2982 jedesmal ein Komma. Richtiger hat schon Hoffmann interpungirt, der hinter Vers 2980 und 2981 ein Komma, hinter 2982 ein Semikolon setzt. Es ist offenbar zu verbinden: 'Ich bleibe hier und hätte ich auch zehn Eide geschworen.' Hinter V. 2982 wird besser ein Punkt gesetzt.

3822. *Seet, neue, nu hebbe ick yw vortelt*
Al wat ick weet van myner myssedaet.
Id is myslyck, wo yd my nu gaet

To houe; wente nu byn ick sunder vaer
Unde dar to van mynen sunden klaer.

Daß *wente* als Causalpartikel 'denn, weil' hier keinen Sinn gibt, wird von allen Herausgebern zugestanden, und daher haben auch Hoffmann und Schröder Textesänderungen vorgenommen. Lübben möchte *wente* als Adversativpartikel fassen, da eine Hinneigung des Wortes zu dieser Bedeutung nicht ganz zu leugnen ist, und Prien setzt *wente* = 'aber' im Glossar an. Wenn man jedoch *wente* nicht adversativ nehmen will, so läßt sich, da ein Mißverständniß der klaren Worte im Reinaert:

misselic (ist) hoet mi vergaet
te hove; nochtan ben ic sonder vaer,
want ic ben nu der sonden claer.

seitens des Übersetzers nicht anzunehmen ist, vielleicht vermuthen, daß der Übersetzer die Vorlage ein wenig ändernd schrieb: *id is my glyck, wo yd my nu gaet.* Vgl. V. 1160: *Id was em lyke vele, wat he bedreff.* Heute ist *glîk sîn* 'gleich, einerlei sein', sehr gewöhnlich[1]).

3937. *Vele prelaten synt gud unde gherecht,*
Noch blyven se darumme nicht umbesecht
Van der meenheyt in dessen daghen,
De nu dat quade erst konnen uthvragen
Unde se ok dar nicht by vorgetten
Unde konnen ock dar meer tosetten.

In Vers 3940 nimmt Sprenger Germania XXXIII, p. 222 einen Fehler der Überlieferung an; er will *uthdragen* statt *uthvragen* lesen, denn „auch damals wird man sich wohl davor zu hüten gewußt haben, das Böse durch Ausfragen aus sich herauslocken zu lassen". Es liegt kein zwingender Grund vor, hier an ein Ausfragen der angeklagten Personen selbst zu denken. Viele Prälaten sind gut und gerecht, deswegen bleiben sie aber noch nicht unangeklagt, unverleumdet von dem gemeinen Haufen heutzutage. Warum denn nicht? Nicht die Prälaten sind schuld daran, sondern die *menheit*, deren Eigenthümlichkeit es ist, daß sie „*nu dat quade erst konnen utvragen*". Wenn wir *uthdragen* lesen, wie soll dann *nu — erst* übersetzt werden? 'jetzt — erst'? 'nie — erst'? Beides ist ohne Sinn. Außerdem ist das Ausschwatzen nicht bloß der *menheit* eigen, sondern das ist ihr eigen, daß sie auf guten Glauben, urtheilslos und mit einer gewissen Schadenfreude als

[1]) Anm. Ist nicht einfach *wente nu* = bis jetzt? O. B.

wahr hinnimmt, was sie über andere, selbst gute Leute hört, ohne nach dem wahren Sachverhalte zu fragen. *dat quade uthvragen* heißt 'durch Fragen, Nachforschen feststellen, ob das *quade* auch vorhanden oder erlogen ist'. Vgl. V. 4838 *de klenode uthvragen. nu erst* = nie — erst, *dar — by* = bei dem *beseggen. uthvragen* halte ich also für das Richtige.

4759. *Baren unde wulue verderven de lant,*
Se achten weynich, wes huss dar brant,
Mogen se syck by den kolen wermen.
Se laten syck ock nicht entfermen,
Mogen se men krygen vette kroppe;
Den armen laten se nauwe de doppe,
wan se en der eyger hebben berouet.

Sprenger will a. a. O. p. 222 gegen alle Herausgeber die Bedeutung von *krop* als 'Kropf' nicht gelten lassen, sondern es durch 'Kröppel, Fettkroppel', in reichlichem Schmalze gebackene Pfannenkuchen übersetzen. Formell läßt sich wenig dagegen einwenden. Wenn aber Sprenger geltend macht, daß in übertragener Bedeutung sich nur: *einen guten krop drinken* (mnd. Wb. Nachtr. p. 188), aber nicht *eten* finde, so ist dieser Grund hinfällig. Bekannt genug ist die Stelle aus Wolframs Parz. 132, 2: *ein guoten kropf er az.* Sollte eine Wendung, die sich im Mhd. findet, nicht auch im Mnd. möglich sein? Sie ist sicher erst von Thieren auf Menschen übertragen. Von Gänsen, auch von anderem Federvieh, ist „sek nen krop frēten" heute am Harze ganz gewöhnlich. Außerdem paßt in die allgemein gehaltene Schilderung, wie Bären und Wölfe das Land verderben, nicht die Anführung eines ganz speciellen Gebäckes, die einen seltsam komischen Eindruck hervorruft. Es kann meiner Ansicht nach nur heißen: Sie lassen sich nichts zu Herzen gehen, wenn sie nur reichlich zu leben haben, wenn sie sich nur *en fet mûl mâken* können, wie man heute am Harze sagt.

5072. *Mannyghe vromde ystorye uppe stunt,*
Under yslyker ystoryen de worde
Mit golde dorch, so syck dat behorde.

Sprengers Erklärung von *dorch* a. a. O. p. 223 ist offenbar richtig; *dorch* findet sich auch heute noch gern nach den Präpositionen *von, under, oppe*, meist von diesen getrennt, bisweilen damit verbunden. So steht auch bei Jacobs, Urkundenbuch des Klosters Ilsenburg, Nr. 367: *vehr morgen then uppen Sarxtedeschen grauen uppedorp*, wo *dorch* statt *dorp* zu lesen ist.

5524 ff. Abweichend von allen Herausgebern interpungire ich folgendermaßen:

Id is war, Reynke, du byst besecht,
Dattu weest van Lampen dode,
(Wente ick vorloss Lampen node,
Vorwar ik hadde Lampen leff!)
Wo Bellyn dat myt eme dreff,
He brachte uns hir syn hövet.
Ik bedrouede my meer, wan yennich löuet.

5714. *Men se leep dar na so ghyrichlyk,*
Up dat se dar draden mochte komen,
Do se de vyssche horde nomen.
So enhelt nicht den wech noch de wyse;

So interpungiren Lübben und Prien. Schröder setzt hinter V. 5716 ein Kolon, Hoffmann ein Komma. Ich würde hinter V. 5715 einen Punkt, hinter V. 5716 ein Komma setzen.

6455. *Ik beghere ok nergens vor yw to leyden.*

Hoffmann las *ju to beleden* und übersetzte: 'ich will euch für nichts beleidigen, Leid zufügen.' Lübben verwarf diese Erklärung, weil *leiden* oder *beleiden* im Sinne von 'beleidigen' nicht nachweisbar ist. Latendorfs Erklärung: 'ich begehre nirgends vor euch das Geleitsrecht auszuüben' hielt Lübben für möglich, aber nicht für wahrscheinlich, weil nirgends gesagt ist, daß der Wolf dieses Hoheitsrecht gehabt und der Fuchs dieses Recht gekränkt habe. Lübben selbst nimmt *leiden* im Sinne von 'verleiten, verführen' und übersetzt: 'ich will euch aus keinem Grunde verleiten und verführen.' Schröder übersetzt: 'ich begehre auch um keinen Preis (*nergens vor*) euch zu verleiten', fügt aber hinzu, 'vielleicht wäre es noch eine Verbesserung, zu lesen: '*nergens to ju verleiden*, ich begehre auch zu nichts euch zu verleiten. Das fehlende *to* bei *begere vorleiden* wäre unanstößig, da dasselbe wenigstens bei einfachem *gern* (begehren) nicht selten fehlt; vgl. Mhd. Wb. I, 533[b]'. Prien bespricht diese Stelle weiter nicht, *leiden* übersetzt er mit 'verleiten'. Mich wundert es einigermaßen, daß alle Herausgeber von dem *ik beghерde* des Druckes abgewichen sind und *ik begere* lesen. Das ist vielleicht ein Grund mit gewesen, warum diese Stelle so schwer verständlich schien. Mir scheint sie weniger schwierig. Reinke Vos bietet dem Wolfe als Sühne V. 6442 bis 6454: 1. alle seine Freunde, sein Weib und seine Kinder sollen in Gegenwart des Königs ihn demüthig grüßen und bitten, er möge

dem Reinke vergeben und ihn am Leben lassen. 2. Reinke will offen bekennen, daß er Unwahres gesprochen und schändlich auf den Wolf gelogen und ihn betrogen habe. 3. Reinke will auch einen Eid schwören, daß er nichts Böses von dem Wolfe weiß. In V. 6455 bietet Reinke ein viertes als Sühne, das aber nicht in einem Wunsche, dessen Erfüllung erst in der Zukunft liegt, bestehen kann, sondern, wie das Präteritum 'ik begherde' richtig andeutet, sein früheres Verhalten gegen den Wolf betrifft. Daher ist es mir auch wahrscheinlich, daß *'vor'* gar nicht mit *'nergens'* zu verbinden ist, was an sich ja möglich ist, sondern 'früher' bedeutet. Noch handelt es sich um die Bedeutung von *'leiden'*. Aus dem mhd. *leiden* = betrüben (Mhd. Wb. I, 983[a]) glaube ich an unserer Stelle doch ein *'leiden* = betrüben, Leid zufügen' folgern zu dürfen, da diese Bedeutung besser paßt als 'verleiten', wozu man noch eine nähere Bestimmung erwartet. Ich übersetze also: 'auch wünschte (wollte) ich euch um keinen Preis (nirgends früher) zu betrüben, Leid zuzufügen.' An dieses pater peccavi schließt sich nun vortrefflich V. 6456 an:

Wat kan ik yw grotter soene beden?

BLANKENBURG a. H. ED. DAMKÖHLER.

Mittheilungen.

Der außerordentl. Professor Dr. Kögel in Leipzig ist an Stelle des nach Gießen übersiedelnden Professors Behaghel nach Basel berufen worden.

Dr. Theodor Siebs hat sich an der Universität Breslau für germanische Philologie habilitirt; ebenso Dr. W. Golther an der Universität München.

Dr. F. Holthausen hat sich an der Universität Göttingen für englische Philologie habilitirt.

Berichtigung. In Heft 2, S. 256 fehlt die Angabe, daß die Mittheilung „Aus alten Handschriftenkatalogen" von K. Bartsch herrührt.

DER MINNESÄNGER ALBRECHT VON JOHANSDORF.

A. Person des Dichters (Name, Heimat, Stand, Wappen, Leben).

Der Name des in folgender Darstellung zu behandelnden Dichters lautet Albrecht von Johannesdorf in der Weingartener, Albrecht von Jansdorf in der Heidelberger, von Johansdorf in der Pariser, jetzt Heidelberger Liederhandschrift (cf. MF. S. 269). Die Strophe Reinmars von Brennenberg in der Heidelberger Hs. 350 (Bl. 43ª) schreibt ihn Johannisdorf. In Urkunden kommen außerdem noch die Formen: Jahensdorf(f) z. B. Monumenta Boica 29, 2, 363, Jahinsdorf Mon. Boic. 29, 2, 252 und Janestorf Mon. Boic. 4, 268 vor (cf. MF. S. 269).

Der Vorname schwankt zwischen Albertus und Adalbertus (so in der letzten der angeführten Urkunden).

Nicht zu verwechseln sind mit dem Geschlechte unseres Dichters die Herren von Jonstorff, welche bisweilen in derselben Urkunde neben den Johansdorfern erscheinen (z. B. Hund, Metropolis Salisburgensis 2, 293, Ausg. von 1719).

Wo der Ort Johansdorf liegt, bez. gelegen hat, darüber scheint eine Gewißheit nicht zu erlangen zu sein. Nur so viel steht fest, daß derselbe nach Baiern, wahrscheinlich nach Niederbaiern gehört. Förstemann [1]) verlegt ihn in die Nähe von Wolfersdorf westlich von Mosburg; doch bezeichnet Freudensprung [2]) denselben von Förstemann „auf einer alten Karte“ als Jehensdorf gelesenen Namen als Jägersdorf (cf. Förstemann a. a. O.). Röhricht in seinem Kreuzfahrerkatalog (Ztschr. f. d. Phil. VII, 155) folgt Förstemann.

In der Festschrift des Bischöflichen Klerikalseminars St. Stephan zu Passau: Das historische Alter der Diöcese Passau in ihrem gegenwärtigen Umfange (1880) S. 25 wird der Weiler Jahrsdorf an der Vils, Pfarrei Dornach, etwa 20 Km. südöstlich von Osterhofen, als

[1]) Altdeutsches Namenbuch II, 931.

[2]) Die im I. Tom. der Meichelbeck'schen Historia Frisingensis aufgeführten, im Königreiche Baiern gelegenen Örtlichkeiten. Freising 1856. S. 43.

Stammsitz der Edlen von Jahenstorf bezeichnet[1]). Nun gibt es aber ein Geschlecht von Jarstorf. Im Urkundenbuch des Landes ob der Enns S. 240 cod. trad. Ranshof. kommt als Zeuge ein Albo de Jarstorff et filius eius Fridericus c. 1180 vor. S. 223 in demselben Traditionscodex als Zeuge ein Hartmannus de Jarrestorf c. 1140. Das Wappen der Jarsdorfer[2]) stimmt mit keinem der von den Johansdorfern überlieferten Wappen überein (cf. unter Wappen S. 390), und Seyler, der Bearbeiter des VI. Bandes von Siebmachers Wappenbuch bemerkt ausdrücklich S. 149 unter Jagensdorf, daß die Jarsdorfer ebenso wie die Jagensdorfer durchaus verschieden von den Johansdorfern, Jahensdorfern seien, so oft auch die Namen durcheinander geworfen würden. Ortschaften mit dem heutigen Namen Jahrsdorf kommen drei in Betracht: eines ist das in der angeführten Festschrift genannte; ein anderes liegt in der Oberpfalz bei Hilpoltstein, ein drittes in Österreich ob der Enns bei Braunau, also dicht an der baierischen Grenze. Die Herren von Jahrsdorf, denen das Wappen in Siebmacher Bd. VI. T. 114 angehört, werden als ansässig bezeichnet in der Herrschaft Hilpoltstein (ebenda S. 114). Als Güter derselben werden außerdem Hausen, Amerfeld und Zell in der Herrschaft Heideck (in derselben Gegend der Oberpfalz) aufgeführt. Daß das bei Hilpoltstein gelegene Jahrsdorf nach ihnen benannt ist und ihnen gehört hat, ist demnach zweifellos. — Dagegen weisen die als Zeugen in Ranshofener Urkunden auftretenden Albo und Fridericus de Jarstorff und Hartmannus de Jarrestorf auf das in Österreich etwa eine Meile ostnordöstlich von Ranshofen gelegene Jahrsdorf hin. Das Geschlecht der Jahrsdorfer muß also auch nach dem Süden des Herzogthums Baiern verbreitet gewesen sein, und auch das in der Festschrift genannte Jahrsdorf an der Vils hat zweifellos diesem Geschlechte gehört[3]). Danach muß die Ansicht, daß dieser Ort Stammsitz der Johansdorfer gewesen sei, als beseitigt gelten.

Trotzdem werden auch sie aller Wahrscheinlichkeit nach in dem südöstlichen Theile Baierns ihre Besitzungen gehabt haben. Darauf

[1]) cf. Keinz, Alte Passauer in der deutschen Literaturgeschichte.

[2]) Siebmachers großes und allgemeines Wappenbuch in Verbindung mit mehreren neu herausgegeben und mit historischen, genealogischen und heraldischen Motiven begleitet von Dr. Otto Titan v. Hefner. VI. Bd. Abgestorbener Bair. Adel, bearbeitet von Seyler. Nürnberg 1884. Taf. 114.

[3]) Aber „Stammsitz" kann es auch von diesem Geschlechte nicht gewesen sein, da die Jahrsdorfer nach Kneschke's Allgemeinem deutschen Adelslexikon Bd. IV (Leipzig 1863) und nach Siebmacher (Ausgabe von 1605 und 1667) ein fränkisches Geschlecht waren.

weisen, abgesehen von dem später zu besprechenden Umstande, daß die Johansdorfer Passauer Ministerialen waren, noch deutlichere Spuren hin. In den Mon. Boic. 29, 2, 219 findet sich folgende Traditionsurkunde:

Haec exposuerunt (= haben ausgethan, zu Lehen gegeben, bez. die von den Grundstücken zu erhebenden Einkünfte übertragen) *illi de Janstorph* illi, qui dicitur Steinpuhel. Da zv *Zidelhub* I lehn soluit VI solidos et XXX caseos. Daz lehn hinterm hove dimidium talentum et XV caseos. *Zu der hohen linden* I Curia dimidium talentum et XXX caseos. Zv *Golderpach* I Curia et I lehn XII solidos et LX caseos. In *Pirchech* I huba. Zv *Immelholuesheim* I huba, ubi faber sedit. Jahrzahl fehlt.

Den hier verzeichneten Ortsnamen dürften folgende moderne, in Nieder- und Oberbaiern liegende Ortschaften entsprechen:

Zidelhub = *Zitterhub*, Einöde in Oberbaiern, Landgericht Mühldorf.

Zu der hohen linden = *Hohenlinden*, Pfarrdorf in Oberbaiern, $1^1/_4$ Meile nördlich von Ebersberg.

Golderpach = *Gollerbach*, zwei Ortschaften gleichen Namens in Niederbaiern, eine im Landgerichtsbezirk Eggenfelden, die andere in dem von Pfarrkirchen.

Pirchech. Orte mit dem Namen *Birkach* gibt es heutzutage eine größere Anzahl, über ganz Baiern zerstreut, *Birka* mehrere in Niederbaiern: eine Einöde bei Gangkofen, Landgericht Eggenfelden, eine andere *Pircha* ebenda, Landgericht Griesbach, *Pirka*, ein Weiler in derselben Gegend. Man hat also hier die Wahl. Auf die Variante Pirka für Birkach ist zwar von Rudolf (Ortslexikon S. 3408 unter Pirka) hingewiesen, dieselbe aber am citirten Orte nicht nachgewiesen, doch werden wir sie unbedenklich annehmen dürfen, da die bedeutendere Abweichung Birken für Birkach und Pirken für Pirkach belegt ist (Rudolf, Ortsl. S. 329 unter Birken und 3408 unter Pirkach).

Ein moderner Ort mit dem Namen *Immelholuesheim* kommt nicht vor, aber ein *Immelsheim*, ein Weiler im Landgerichtsbezirk Pfarrkirchen, Pfarrei Triftern, ein *Immelsöd*, Einöde ebenda.

Die vier genannten Städte Mühldorf, Eggenfelden, Pfarrkirchen, Griesbach, in deren Umgebung die fraglichen Orte liegen, lassen sich durch eine etwa neun deutsche Meilen lange Bogenlinie verbinden, welche von Südwesten nach Nordosten gehend drei Meilen südwestlich von Passau endet. Am weitesten ab liegt Ebersberg, noch bedeutend südwestlicher als Mühldorf.

Die in Betracht kommenden Orte fallen nun nicht alle in die Grenzen der Diöcese Passau (der alten D.) hinein; nur Pircha (Pirka, Birka), Immelsheim, Gollerbach; dagegen liegt Zitterhub in der Salzburger Diöcese, doch ziemlich nahe an der Passauer Grenze, Hohenlinden in der Freisinger Diöcese. Doch will dies auch wenig besagen, da sich weltlicher Besitz und Diöcesanbezirk eines Bisthums nicht decken. So gehört der ganze Umkreis von Osterhofen, obwohl in der Passauer Diöcese gelegen, doch dem Bamberger Bisthum an. Und außerdem brauchen die Johansdorfer die genannten Ortschaften ja gar nicht von Passau zu Lehen getragen zu haben. Die Identität von Golderpach mit Gollerbach bei Pfarrkirchen gewinnt dadurch in hohem Grade an Wahrscheinlichkeit, daß auch andere Güter der Johansdorfer in der Nähe von Pfarrkirchen gelegen haben. Nach Mon. Boic. V, 364 vertauschte der Canoniker Eberhardus de Jahenstorf seine Güter in Padersberg bei St. Mariakirchen und sein stark vernachlässigtes Gut in Diepoldingen (Rudolf: Diepolting) bei Pfarrkirchen an das Kloster Aldersbach gegen einige Güter in Kohlsdorf bei St. Mariakirchen und ein Gut in Grube bei Pfarrkirchen (cf. Festschrift S. 25). Mariakirchen liegt $2^1/_2$ Meilen nördlich von Pfarrkirchen.

Der Reichsministerial Heinrich von Johansdorf (Jahansdorf) verzichtet auf eine schon früher dem Kloster Ranshofen geschenkte Hufe zu Retenpach (Urk. ob der Enns I, 267) und auf zwei Güter in Perherbing (Urk. ob der Enns I, 251). Orte mit dem Namen Rettenbach gibt es eine große Zahl in Ober- und auch in Niederbaiern (bei den Städten Deggendorf, Grafenau, Kötzting, Passau, Vilsbiberg). Perherbing dürfte vielleicht das heutige Perbing in Niederbaiern, 2 Meilen südöstlich von Landau, oder der bei Wegscheid gelegene Weiler, oder auch Berbing $1^3/_4$ Meilen nordöstlich von Passau sein.

Sicherlich also ist das Geschlecht der Johansdorfer im südöstlichen Baiern ansässig gewesen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die genannten modernen Ortschaften zu ihrem Besitze gehört haben.

Stand. Nur in B wird Johansdorf als 'Her' bezeichnet. Die Urkunden bestätigen, daß derselbe ritterlichen Standes war und zwar Ministerial der Passauer Bischöfe Diepold (nach Ebeling[1]) 1172—1190), Wolfkêr (1190—1204), Manegold (1206—1215), cf. Haupt MF. S. 269. Es werden aber auch Johansdorfer als Ministerialen des Bamberger Bisthums urkundlich erwähnt und gleichzeitig als Passauer Mini-

[1]) Die deutschen Bischöfe. Leipzig 1858. II. S. 362.

sterialen. In der von Haupt (a. a. O.) beigebrachten Urkunde des Bischofs Hermann von Bamberg vom Jahre 1172 werden erwähnt: Albertus et frater eius Eberhardus de Jahenstorff (Hund, Metrop. Sal. 3, 9,: Mon. Boic. 12, 344). Nun aber bringen Mon. Boic. 4, 264 eine von Diepold von Passau ausgestellte Urkunde, welche fälschlich auf 1155 datirt ist, mit den Zeugenunterschriften: Adalbertus et frater eius Eberhardus de Janestorf. Diepold regierte 1172—1190; die Urkunde könnte demnach sehr wohl in das Jahr 1172 fallen und die als Zeugen auftretenden Personen dieselben sein wie in der Bamberger Urkunde (der Herausgeber des Urkb. des Landes ob der Enns I, 591 datirt dieselbe Urkunde auf 1190). Der hier bezeugte Albertus, bez. Adalbertus wird ferner mit dem in einer Passauer Urkunde von 1185 an erster Stelle genannten Albertus (datis testibus Alberto de Janestorf et filio suo Adalberto Mon. Boic. 4, 268) identisch und demnach der Vater unseres Dichters gewesen sein. Der an zweiter Stelle genannte ist dann der Dichter (cf. Haupt a. a. O.), und nichts hindert, auch die 1188 mit dem Namen Albertus de Jahenstorf unterzeichnete Urkunde des Bischofs Otto von Bamberg (Metr. Sal. 3, 10) auf ihn zu beziehen. Man hat also nicht nöthig, wie Wolfram[1]) dies thut, sich für die Bamberger o d e r Passauer Lehnsmannschaft zu entscheiden. Der Dichter war eben Lehnsmann beider Bisthümer. Aus dem Umstande, daß Johansdorf gelegentlich des sogenannten dritten Kreuzzuges sich in der Gefolgschaft des Passauer Bischofs Diepold wahrscheinlich nicht befindet, möchte ich durchaus nicht, wie Wolfram, schließen, daß derselbe nicht Passauer, mithin Bamberger Ministerial war, gerade darum nicht, weil der Bamberger Bischof an dem Zuge überhaupt nicht theilnahm. Konnten denn nicht Krankheitsrücksichten oder sonst dringliche Angelegenheiten den Dichter am augenblicklichen Aufbruch hindern und ihn veranlassen, seinem Passauer Lehnsherrn mit einem Nachzuge zu folgen? Die Möglichkeit aber, daß der Dichter Bamberger und Passauer Ministerial zugleich war, ist schon dadurch gegeben, daß das Bamberger Bisthum in der Passauer Diöcese Ländereien besaß.

Neben den Bamberg-Passauer Ministerialen erscheint ein Johansdorf als Reichsministerial, welcher offenbar einen vornehmeren Zweig desselben Geschlechtes repräsentirt. Urkb. ob der Enns I, 267. Cod. trad. Ranshof.: Heinricus de Johannistorf ministerialis regni a. 1215, derselbe ohne diese Bezeichnung S. 251 c. 1230, wo Jahansdorf geschrieben steht.

[1]) Kreuzpredigt und Kreuzlied Ztschr. f. d. Alt. XXX, 114.

Das Wappen unseres Dichters, welches die Pariser Handschrift gibt, ist von v. d. Hagen Minnesinger 4, 252 und Bildersaal S. 253 beschrieben, doch zeigt sich zwischen der einen und der anderen Beschreibung ein Widerspruch. In MSH. heißt es: der Schild des Minnesängers ist quer getheilt und hat oben in rothem Felde zwei schwarze fünfblätterige Rosen mit weißem Mittelkreis und fünf weißen Spitzen; unten von der Mitte wie Strahlen ausgehend drei abwechselnd goldene und blaue Felder. Eben solche drei Rosen mit Stielen und Blättern stehen auf dem geschlossenen Helme.

Im Bildersaal werden die Rosen als „silbern (jetzo schwartz)" in silbernem Felde bezeichnet, die Felder der unteren Schildhälfte als roth und blau.

In Wirklichkeit ist die obere Schildhälfte roth, die untere zerfällt in silberne und blaue Felder. Die Blüthenblätter der Rosen sind silbern, umrändert und netzförmig überzogen von weißen Linien (meist vier zu vier Linien auf jedem Blüthenblatt). Der Fruchtboden (ohne Andeutung der Staubfäden und des Stempels) erscheint golden und mit einem Kreise von weißer Farbe umgeben. Zwischen den Blüthenblättern ragen fünf grüne Kelchblätter hervor. Das bei der Malerei verwandte Silber ist hier wie fast in allen Bildern der Handschrift schwarz geworden[1]).

In der Weingartener Handschrift ist am Rande nur das Bild des Helmes nachgetragen. Das Kleinod besteht ebenfalls aus drei Rosen, deren mittelste dicht unter der Blume noch zwei Blättchen hat. Dagegen fehlen die je zwei Blättchen am Fuße der beiden äußeren Rosen, welche C hat. Die Rosen sind roth, Fruchtböden, Stengel, Blättchen gelb.

Grünenberg bringt auf Tafel CXXVIII unter zehn Wappen auch das von „Her Aulbrecht von Jansdorff"[2]). Über seine Quelle spricht er sich folgendermaßen aus: „Item dis nachgende wappen han Ich funden In aim Buch, schacz Ich wol *acc* Jar alt". Stillfried vermuthet, daß es heißen soll: an C Jar (also c. 1383) und identificirt die Person des Wappenträgers mit unserem Minnesänger. Der Schild zeigt auf weißem Felde drei Rosen mit Stengeln und Stengelblättern (die äußere drei, die mittlere zwei). Die Blumen sind roth, Blätter

[1]) Ich verdanke die genaue Beschreibung der Wappenfarben der gütigen Mittheilung des Herrn Oberbibliothekar Professor Dr. Zangemeister in Heidelberg.

[2]) Des Konrad Grünenberg Ritters und Bürgers zu Konstanz Wappenbuch aus dem Jahre 1483. In Farbendruck neu herausgegeben von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Prof. A. M. Hildebrandt. 3 Bände. Frankfurt 1883.

und Stengel grün, Fruchtböden weiß. Das Kleinod entspricht vollständig der Schildfigur, nur daß die Fruchtböden gelb sind. Helmdecke grün und weiß; die Helmzier würde also im Wesentlichen der in B und C gezeichneten gleichen. Die Figur stimmt wenigstens im Gegenstande mit C überein.

Ein vollständig anderes, sehr einfaches Wappen bringt Siebmacher in seinem Wappenbuche: der Schild hat auf weißem Felde zwei rothe Balken. Das Helmkleinod besteht nach den Ausgaben von 1605 (S. 82) und 1667 (I, 82) in einem weißen Flug mit ebenfalls zwei rothen Balken. In der neuesten Ausgabe (VI, 1, Taf. 44) ist dasselbe nach dem Helmsiegel Alberts von Jahenstorf a. 1321 (vgl. S. 45 des Textes ebenda) in einen Mannesrumpf, welcher die Hände emporhält, umgeändert. Helmdecken sind roth und weiß.

Das Helmkleinod ist durch das Siegel sicher verbürgt. Für den Schild fehlt offenbar eine ebenso sichere Quelle, doch grundlos wird die abweichende Darstellung desselben auch nicht sein. Angenommen nun, daß dieses letztere das wirkliche Wappen der Johansdorfer war, so brauchen wir unserem Dichter dennoch das ihm in Grünenbergs Wappenbuche zugeschriebene mit den drei Rosen nicht zu entziehen. Möglich ist doch, daß Johansdorf sein angestammtes Wappen geändert habe. Solche Wappenänderungen kommen in älterer Zeit vor. Motivirt erscheint dieselbe im Parzival (Ausgabe von Lachmann) I, 14, 12. II, 10, 17, wo Gahmuret für das Stammwappen des Hauses Anjou (Panther) ein anderes Wappen (Anker) sich beilegt, so lange er nicht regierender Fürst des Hauses ist. v. d. Hagen, der schon die Abweichung bemerkt, sagt Bildersaal S. 254: ‚aber bei den älteren edlen Dichtern zeigt sich solche Abweichung öfter als bei späteren'. Nach seiner Darstellung freilich scheint es, als ob das Wappen der Johansdorfer (nach Siebmacher) das eines noch in Baiern lebenden Geschlechtes sei. MSH. S. 252: ‚Es gibt ein baierisches Geschlecht dieses Namens, dessen Wappen jedoch von dem in der Manesse'schen Handschrift verschieden ist.' Ähnlich im Bildersaal S. 254. Aus Siebmacher Band VI, welcher die Wappen der abgestorbenen Geschlechter bringt, geht hervor, daß dasselbe nicht mehr existirt.

Von dem Leben unseres Dichters wissen wir nur sehr wenig. Zu den von Haupt aufgeführten urkundlichen Belegen aus den Jahren (circa) 1185, 1201, 1204, 1209 kann ich nur noch eine Urkunde Diepolds (1172—1190), welche, ohne Jahreszahl, die Zeugenunterschrift: Albertus de Jahinstorf enthält, hinzufügen (Mon. Boic. 29, 2, 252).

Vom Jahre 1209 an verschwindet unser Albrecht in den Urkunden, dagegen tritt seit 1212 ein Otto und seit 1220 ein Eberhardus de J., seit 1220 öfter beide in derselben Urkunde auf. Letzterer ist Passauer Canoniker und bekannt durch das traurige Ende, welches er gelegentlich eines Streites des Bischofs Gebhard von Passau mit den Canonikern im Jahre 1232 fand[1]). Entschieden nicht dieselbe Person mit dem 1172 (und 1190?) bezeugten, welcher der Oheim unseres Dichters ist, könnte er, ebenso wie Otto, ein Bruder oder ein Sohn desselben gewesen sein.

Aus Albrechts Liedern geht hervor, daß er an einem Kreuzzuge theilgenommen oder wenigstens die Absicht gehabt habe, an einem solchen theilzunehmen. Geschichtlich nachweisen läßt sich diese Theilnahme nicht. Nun hat aber Wolfram (a. a. O. S. 111 f.) gezeigt, daß die Lieder eine Reihe von Anklängen an die Bulle Gregors VIII., welche am 27. März 1188 zu Mainz zur Verlesung gelangte, enthalten, und daraus geschlossen, daß die betreffenden Lieder bald nachher entstanden seien, Johansdorf also dem sogenannten dritten Kreuzzuge beigewohnt habe. Aus Anspielungen in den Liedern auf eine bevorstehende Meerfahrt schließt Wolfram weiter, daß unser Dichter nicht unter dem Heere Friedrichs I., welches den Landweg wählte, und dem auch der Passauer Bischof Diepold folgte, im Jahre 1189, sondern unter dem Leopolds von Österreich, das im Sommer 1190 zur See nachzog, sich befunden habe. Ich kann diesen Ausführungen nur beipflichten. Hiermit ist aber auch Alles erschöpft, was sich über das Leben Johansdorfs ausfindig machen läßt.

B. Lieder.

I. Überlieferung. Die Lieder unseres Dichters sind in den drei großen Liederhandschriften A, B, C überliefert:

in A 6 Strophen unter Johansdorf, 3 unter Niune (48—50), 4 unter Gedrut (20—23);

in B 18 Strophen

und in C 39 unter dem Namen des Dichters, C wiederholt Str. 39 als erste Rubins von Rûdeger.

Nur in A finden sich 4 Strophen: A 3—6 = MF. 86, 25 bis 87, 28;

nur in C 15 Strophen: C 21—35 = MF. 91, 22—35. 92, 7 bis 94, 14.

[1]) Ebeling a. a. O. S. 363; genauer bei Hund, Metr. Sal. I, 209 f.

BC gemeinsam sind 18 Str.: B 1—18. C 2—19 = MF. 86, 1—24. 87, 29—88, 4. 88, 19—91, 21. 91, 36—92, 6;

AC gemeinsam 6 Str.: A 3, C 1, letztere am Rande nachgetragen = MF. 86, 25; A Niune 49, C 20 = MF. 88, 5; A Gedrut 20—23. C 36—39 = MF. 94, 15—95, 15;

ABC gemeinsam 4 Str.: A 1. 2, B 1. 3, C 2. 4 = MF. 86, 1. 17; A Niune 48. 50, B 4. 6, C 5. 7 = MF. 87, 29. 88, 19.

Bei näherer Betrachtung zeigen sich fünf Gruppen der Überlieferung.

1. Gruppe, BC, deren Zusammenschluß sich aus der gleichen Reihenfolge der Strophen und der gleichartigen Textüberlieferung A gegenüber ergibt. I. B 1—3, C 2—4 = MF. 86, 1—86, 24. II. B 4, C 5 = 87, 29. III. B 5, C 6 = 88, 33. IV. B 6, C 7 = 88, 19. V. B 7. 8, C 8. 9 = 89, 9. 15. VI. B 9—11, C 10—12 = 89, 21 bis 90, 15. VII. B 12. 13, C 13. 14 = 90, 16. 24. VIII. B 14. 15, C 15. 16 = 90, 32. 91, 1. IX. B 16. 17, C 17. 18 = 91, 8. 15. X B 18, C 19 = 91, 36. — Zehn Lieder, (18 Strophen) von denen vier den Kreuzzug erwähnen und kurz als Kreuzlieder bezeichnet werden mögen im Gegensatz zu denen, welche nur von Minne handeln, schlechthin Minneliedern. 91, 36 ist während der Abwesenheit des Dichters von der Geliebten, schwerlich auf dem Kreuzzuge entstanden.

2. Gruppe, C. I. C 20 = MF. 88, 5. II. C 21, 22 = 91, 22. 29. III. C 23 = 92, 7. IV. C 24—26 = 92, 14—34. V. 27. 28 = 92, 35. 93, 5. VI. C 29—35 = 93, 12—94, 14. Sechs Minnelieder (16 Strophen). — 92, 7 beziehe ich nicht auf den Kreuzzug. Die den Anfang der Gruppe bildende Strophe C 20, welche in der Sammlung BC fehlt, aber in A unter Niune der Str. 48 = B. 4, C 5 angeschlossen ist, kann allenfalls wie Haupt annimmt, mit dieser ein Lied gebildet haben, nöthig ist dies aber durchaus nicht.

3. Gruppe, AC. I. A Gedrut 20, C 36 = MF. 94, 15. II. A Gedrut 21, C 37 = 94, 21. III. A Gedrut 22. 23, C 38, C 39 (1) [C Rubin von Rüdeger 1 (2)] = 94, 35. 95, 6. — Drei Kreuzlieder, (4 Strophen), so nehme ich mit Burdach [1]) im Gegensatz zu Haupt an, welcher die 4 Strophen zu einem Liede verbindet. C(2) stammt aus einer anderen Quelle als C(1), A hat mit beiden Überlieferungen der Strophe Stellen gemein.

[1]) Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. Leipzig 1880. S. 78.

4. Gruppe, A^1. I. A 1. 2 = MF. 86, 1. 17. II. A 3 = 86, 25. III. A 4—6 = 87, 5—28. — Drei Lieder (6 Strophen), von denen zwei Kreuzlieder (86, 25. 87, 25).

5. Gruppe, A^2. A Niune 48. 49 = MF. 87, 29. 88, 5. II. A Niune 50 = MF. 88, 19. — Zwei, eventuell drei Kreuzlieder (cf. S. 393 (3 Strophen). Im Ganzen haben wir 42 Strophen, die sich zu 20, resp. 21 Liedern, 11 Minneliedern und 9 bezw. 10 Kreuzliedern ordnen.

Von ihnen insgesammt sind 7 resp. 9 einstrophig: 86, 25. 87, 29 (?). 88, 5 (?).88, 19. 88, 33. 91, 36. 92, 7. 94, 15. 94, 25;

8 resp. 7 zweistrophig: 87, 29 (?). 89, 9. 90, 16. 90, 32. 91, 8. 91, 22. 92, 35. 94, 35;

4 dreistrophig: 86, 1. 87, 5. 89, 21. 92, 14;

1 siebenstrophig: 93, 12.

Was nun den Werth der einzelnen Handschriften anlangt, so bietet A, wo es mit BC oder C zusammensteht, im Wesentlichen den besseren Text, allerdings ist es lückenhaft: in dem dreistrophigen Liede 86, 1 läßt es die mittlere Strophe weg, in Str. 88, 5 (A Niune 49) läßt es 4 Verse fehlen.

In der dreifach überlieferten Strophe 95, 6 verdient $AC^{(2)}$ vor $C^{(1)}$ den Vorzug.

Das nur von A gebotene Lied 87, 5 ist lückenhaft und schlecht überliefert, Vers 17 trümmerhaft, die Verse 18 und 19 fehlen ganz.

Eine gewisse Eigenthümlichkeit in BC besteht im Weglassen der Negation *en*[1]) 86. 6. 7. 87. 38. 88, 24. C allein in 86, 10. 16. 91, 4) und im Beibehalten des zweisilbigen Auftakts (89, 10. 22. 36. 90, 8. C allein in 87, 2. 88, 6. 92, 23. 26. 31. 36. 93, 3. 4).

Von der Lachmann-Haupt'schen Textrecension weiche ich in folgenden Punkten ab:

Die 2. plur. ind. oder imp. praes. erscheint in MF. bald auf *-t* bald auf *-nt* ausgehend: 88, 3 *sprechent* (ABC), 88, 28 *merkent* (A), 94, 18 *dienent* (A, *verdienent* C); dagegen 89, 19 *sprechet* (BC), 89, 38 *lât* (BC), 94, 21 *lîdet* (A. *lîdent* C). — Das Lied 93, 12, in welchem die Form auf *-nt* durchgeführt ist, lasse ich als unecht außer Betracht[2]). Der Dichter hat selbstverständlich nur eine Form gebraucht, und man kann nicht einmal mit A *lîdet* (94, 21) und dann wieder mit derselben Handschrift *dienent* (94, 18) schreiben. Da aber die Form

[1]) Eventuell *ne, niht,*

[2]) Bartsch, Deutsche Liederdichter, II. Ausg. 1879, XI, 16 ff. setzt überall die Form auf *-t*.

auf *-nt* vorzugsweise alemannisch ist und demnach unserem Dichter nicht zukommt, so schreibe ich überall die Form auf *-t*.

In gleicher Weise verhält es sich mit den Worten *vröide* (vröude), *wan* (man), *dur* (durch).

Mit dem Diphthong *öi* geschrieben findet sich das erstere Wort: 86, 3 (ABC); 87, 8 (A); 92, 30 (C); 93, 7 (C);

mit *öu*: 86, 15 (BC); 88, 17 (AC); 90, 23 (BC). 31 (BC); 91, 1 (BC); 92, 14 (C). 16 (C); 94, 20 (AC). 38 (AC); *vröuwen* 91, 2 (BC).

Ich schreibe überall *öu*, außer in den von mir für unecht gehaltenen Liedern 92, 14 ff. und 92, 35 ff., wo ich es dahingestellt sein lasse [1]).

wan findet sich zweimal: 88, 37 (BC) und 89, 20 (BC), *man* nur einmal: 95, 8 (AC). Ich schreibe *man* [2]).

dur findet sich öfter als *durch*, und zwar 87, 23 (A). 33 (AC); 95, 1 (AC); 95, 15 (AC); 88, 2 (AC);

durch: 86, 25 (*C* gegen A), 89, 21 (BC).

Da *dur* vorzugsweise alemannisch ist [3]), so ziehe ich *durch* vor [4]).

selhen, als in dem unechten Liede 93, 12 (v. 27) stehend, behalte ich bei.

Den Vers 91, 5 bringe ich auf 6 Hebungen durch Synkope von *e* in *lachen* und *genâde*. *Ich sol ze mâze lachen unz ich ir genade erkenne.* Die Synkope in dem letzteren Worte findet sich bei Albrecht sonst nur einmal 87, 12 *gnedic* (wo A die einzige Überlieferung bietet) und zwar gegen den daktylischen Rhythmus, weshalb Lachmann-Haupt und Bartsch *genædic* schreiben, und gewiß mit Recht. Doch ist dies bei dem geringen Material kein Beweis für das Unstatthafte der Synkope an obiger Stelle. Dasselbe gilt für das einzig dastehende *lachen*.

In v. 90, 8 *ich gedenke also vil manege* (C *mange*) *naht* [BC] beseitige ich den doppelten Auftakt durch Streichung der Vorsilbe *ge* in *gedenke*. Haupt läßt *also vil* weg und tilgt damit den Auftakt überhaupt, welcher nach der Mehrzahl der Fälle in den ersten Stollenversen dieses Tones doch gefordert wird.

Für die Lachmann-Haupt'sche Recension entscheide ich mich in 87, 5 ff. gegen Bartsch, welcher den daktylischen Rhythmus mög-

[1]) Weinhold, Alemannische Gramm. §. 69 a; Baier. Gramm. §. 98.
[2]) Weinhold, Aleman. Gramm. §. 166[b]; Baier. Gramm. §. 136.
[3]) Weinhold, Aleman. Gramm. §. 236.
[4]) Vgl. zu allen drei Worten Pfeiffer, Germ. III, 504.

lichst genau herzustellen sucht, dabei aber willkürlich verfährt[1]: 87, 6 *ander(e)s.* v. 8 (*wand ich si hân zeiner vröude erkorn* gegen die Wortstellung in A:) *wand ich zeiner vröude si hân erkorn.* v. 14 *diu* (*vil*) *guote.* v. 15 (*mir*). 22 *iemer* (*mê*). Dagegen 87, 14 ziehe ich die Conjectur von Bartsch vor: *daz kriuze dô sprach diu guote ê* (MF. *do*) *ich gie*; und 87, 27: *daz méine ich, sô die sêle wérden gevâge* (MF. beseitigt *sô*). 87, 9 ändern Lachmann, Bartsch und Weißenfels 'erarn iren' in: *erarne ir*[2]), nur wünschen die beiden ersteren daktylische Lesung und führen damit Hiatus ein, während Weißenfels trochäisch liest und auch die sonst vorkommenden Hiatus mit Ausnahme eines Falles zu beseitigen sucht[3]), was ihm nicht gelingt, cf. unter Elision.

II. Echtheit. Zunächst werden die Strophen, welche entweder nur in einer Handschrift oder bei mehrfacher Überlieferung in der einen unter fremdem Namen auftreten, zu prüfen sein.

Unter Niune sind uns in A drei (87, 29—88, 34), unter Gedrut vier Strophen überliefert (94, 15—95, 15), von denen die letzte C auch unter Rubin von Rûdeger bringt. Da unter den beiden ersten Namen die Lieder der verschiedensten Dichter gesammelt sind, so werden wir nicht nöthig haben, die außerdem in BC, eventuell C, Johansdorf zugesprochenen Lieder diesem zu entziehen, wenn sie sonst ihrer Form und ihrem Inhalt nach den Stempel der Echtheit an sich tragen. Und das ist allerdings der Fall, man müßte denn 94, 25 wegen der hier auftretenden Personification (der Minne), welche sonst nur in einem entschieden unechten Liede (92, 35) verwandt wird, beanstanden. Daß die letzte Strophe noch unter Rubin von Rûdeger sich findet, will ebensowenig besagen, da anderseits die letzte der vier unter diesem Namen in C überlieferten Strophen eine echte Neithartstrophe ist (Neith. ed. Haupt 65, 37), cf. HMS. 4, 250. 254[4]).

Von den nur in einer Handschrift überlieferten Strophen entsprechen die drei in A (87, 5. 13. 21) durchaus dem Charakter von Johansdorfs Dichtung, lassen also keinen Zweifel, hingegen fordern die von C allein gebotenen (91, 22—35. 92, 7—94, 14) größtentheils ernste Bedenken heraus.

---

[1]) Weißenfels, der daktylische Rhythmus bei den Minnesingern. Halle 1886. S. 2 u. 34 ff.

[2]) Und mit Recht; cf. Weinhold, Mittelhochd. Gramm.[2] §. 481.

[3]) a. a. O. S. 36.

[4]) Ev. nhold Becker dagegen (der altheimische Minnesang. Halle 188?. S. 164) hält 92, 22 is zum Schluß, also auch die unter Gedrun überlieferten Lieder für unecht.

Obwohl die Form und Inhalt betreffenden Fragen erst weiter unten ihre Lösung finden sollen, so sei doch für diese Lieder das Ergebniß vorausgenommen. Bei der ferneren Untersuchung werden die Citate aus den als unecht befundenen Liedern durch Sternchen bezeichnet.

Am verdächtigsten erscheinen 92, 14 ff. 92, 35 ff. (Ton XI). 93, 12 ff. (Ton XII). Ton XI deckt sich mit dem von Carm. Bur. 102[a] und Reinm. 193, 22, nur daß nach Beckers Recension [1]) der Letztere den fünften und siebenten Vers der Strophe trochäisch bildet, dagegen Johansdorf und Carm. Bur. den fünften und sechsten. Für Carm. Bur. trifft dies allerdings zu, bei Johansdorf aber stimmt die Überlieferung damit nicht überein. Doch auch abgesehen davon würde die Veränderung des Tones nur eine sehr geringe sein, und Becker behauptet, daß auch eine auf diese Weise begrenzte Nachahmung nur selten vorkomme, also nicht beliebt gewesen sei. Es ist nicht anzunehmen, daß Johansdorf, der doch sonst ziemlich selbständig ist, wenigstens nie sklavisch nachahmt, dies in dem einen Falle gethan haben sollte. Viel eher dürfen wir das einem Vaganten zutrauen, welchen Becker als Verfasser vermuthet (S. 219). Dafür spricht nicht nur der fröhlich freche Ton, der fromme Leichtsinn, sondern auch die gewandte Handhabung der poetischen Technik, das Hereinziehen von Bildern aus der geistlichen Dichtung (93, 4) und vor Allem die Strophe Carm. Bur. 102[a] selbst. Hinsichtlich der Häufung poetischer Kunstmittel verweise ich auf die Responsion 92, 21 : 25. 22 : 24. 30 : 32, den parallelen Bau der Bedingungsperioden in 92, 28 ff., die parallele Stellung der Nebensätze der zweiten Periode, zwischen die der Nachsatz tritt, die doppelte Anwendung der Personification in 92, 35 ff., 93, 11. Auch der Umstand scheint beachtenswerth, daß der Dichter von 92, 14 ff. die Dame sofort direkt anredet, was Johansdorf nie thut, so sehr auch das Lied auf die Kenntnisnahme der Dame berechnet sein möge, wie z. B. 91, 8 ff., v. 16. Das eine Mal, wo dies aber geschieht, wagt es der Dichter erst in der dritten Strophe und motivirt es durch den fingirten Dialog. 87, 21.

Was das in Frage kommende dritte Lied 93, 12 anlangt, so finden wir gleich in der ersten Zeile den bei Johansdorf sonst nicht belegten Ausdruck *huote. küneginne* kommt nur in dem unechten 92, 35 (v. 93, 1) vor als Bezeichnung der Sælde, wie hier der Geliebten. Der sonst nicht gerade seltene siebenhebige Vers zeichnet sich hier

[1]) a. a. O. S. 223.

durch die streng beobachtete (abwechselnd männliche und weibliche) Cäsur nach der vierten Hebung aus. Eine genaue Responsion geht durch die ganze Strophenreihe, indem die beiden ersten Zeilen die Rede des Ritters, die zwei folgenden die der Dame enthalten, die beiden letzten Ritter und Dame wechseln lassen. Das Lied wäre auch das einzige Denkmal bei Johansdorf für eine so lange ausgesponnene Conversation, die sich zwar in den glättesten, höfischen Ausdrücken bewegt, aber ohne tiefere Empfindung ist. Alle anderen Lieder endlich übersteigen nie die Strophenzahl drei.

Zweifellos unecht erscheint auch das Lied 92, 7, vorausgesetzt daß man es, wie Burdach[1]), erst auf der Kreuzfahrt entstanden sein läßt; denn ein so elendes Machwerk, ein solches Zusammenstoppeln von Minnephrasen dürfen wir Johansdorf in einer Zeit, wo sein dichterisches Können bereits vorgeschritten war, nicht mehr zutrauen. Schon die Strophenform, welche höchst unregelmäßig ist und nur mühevoll die Dreitheilung erkennen läßt, würde auf eine frühe Entstehungszeit hinweisen. Nun aber erst die Gedanken und der Gedankenausdruck: 92, 9. *Ich engetorste ir nie gesingen disiu liet, wær si vil reine niet und alles wandels frî.* Es ist, als ob sich der Dichter wegen seiner Liebe entschuldigen wollte. Wie paßt nun dazu: *si sol mir erlouben, daz ich von ir tugenden spreche?* Und auch der letzte Gedanke ist wenigstens schief ausgedrückt. Anstatt: *Mich wundert, ist si mir doch niht ein wenic bî, waz si an mir reche*, müßte es heißen: *M. w., bin ich ir doch niht ein wenic bî etc.* = Mich wundert, was sie an mir zu strafen hat, da ich ihr in Folge meiner Abwesenheit doch keine Gelegenheit dazu gebe. Soll aber der erste Satz stehen bleiben, so muß der zweite geändert werden, etwa: *wie sie sich an mir reche* = wie sehr sie mich strafe. Abgesehen von dieser Ungeschicktheit des Ausdrucks ist es kaum glaublich, daß Johansdorf zu einer Zeit, wo er schon ernste Kämpfe mit der Geliebten bestanden (87, 29), auch harten Tadel gegen sie nicht gescheut hatte (86, 9 ff.), endlich aber (nach 94, 35 ff. zu schließen) zu einem innigen Verhältnisse mit ihr gelangt war, noch in so höflich-kaltem Tone zu ihr gesprochen haben sollte (92, 11 *si sol mir erlouben, daz ich von ir tugenden spreche*). Gehört das Lied Johansdorf an, so fällt es in die früheste Periode seines Dichtens und ist nicht auf dem Kreuzzuge, sondern gelegentlich einer anderen Entfernung von der Geliebten außer Landes entstanden.

III. Rhythmik und Metrik. Bei meiner Untersuchung habe ich die Schrift von Richard M. Meyer, Grundlagen des mittelhoch-

[1]) a. a. O. S. 41.

deutschen Strophenbaues (Straßburg 1886), die ein vollständig neues System einführt, unberücksichtigt gelassen, da nach seinem eigenen Ausspruche seine Aufstellungen noch der Discussion bedürfen.

Gottschau hat in einem Anhange zu seiner Abhandlung über Heinrich von Morungen (Beiträge VII, 408) die Perioden des Minnesangs vor Walther von der Vogelweide behandelt, worin er die älteren Minnesänger nach ihrer Technik zu drei Gruppen ordnet, deren mittlerer Johansdorf zugewiesen wird.

Strophenbau. Die Lieder Johansdorfs vertheilen sich auf 13 Töne in der Weise, daß drei Töne einmal wiederholt sind (86, 1 in 86, 25 mit geringer Veränderung: Auftakt in den Versen des Abgesangs; 91, 8 in 91, 22; *92, 14 in *92, 35), ein Ton doppelt (94, 15 in 94, 25 und 94, 35) und ein Ton doppelt, bez. dreifach wiederholt ist (87, 29 in 88, 19 und 88, 33 bez. in 88, 5, wenn man diese Strophe als selbständiges Lied auffaßt).

Innerhalb der einzelnen Strophenschemata werden wir zwischen wenig- und reichgegliederten zu unterscheiden haben, zwischen solchen, deren einzelne Theile organisch fest zusammengeschlossen sind, und solchen, wo der Zusammenhang derselben nur ein loser ist oder ganz aufhört. Ob 92, 7 überhaupt gegliedert ist, erscheint zunächst zweifelhaft; die Strophe soll besonders besprochen werden.

Zu den wenig gegliederten Strophen, bei denen die Verse alle gleich sind und die Gliederung nur durch den Reim bewirkt wird, gehört die nach romanischem Muster gebildete 87, 5; ferner 91, 8, wo der fünfhebige Vers nur durch eine dreihebige Waise im Abgesange unterbrochen wird. In 86, 1. 86, 25 und 90, 32 [1]) sind Auf- und Abgesang bereits je durch eine besondere Versart bezeichnet. Die übrigen Strophen zeigen eine reichere Gliederung.

Was nun den Zusammenhang zwischen Abgesang und Stollen anlangt, so ist ein solcher nicht vorhanden
in 86, 1 und 86, 25: 5a 5b | 4c ⏑ 4d 4c ⏑ 4d [2])
in 89, 9: 3a ⏑ 6b | 7c 7c, in 93, 12: 3a ⏑ 5b | 4c 7c,
in 90, 32: 7a 7b | 6c ⏑ 6x [3]) 3c ⏑.

Genau wird der ganze Stollen nur im Abgesange von 92, 14 wiederholt. Als Zusatz tritt der erste Stollenvers an den Anfang des Abgesangs:

4a 3b ⏑ | 4c 4c 3b ⏑ (1. Str.: 4a 3b ⏑ | 4a 4a 3b ⏑).

[1]) Hier weicht allerdings schon der letzte Vers des Abgesangs ab.

[2]) Der Stollen wird nur einfach bezeichnet, der Auftakt überhaupt nicht.

[3]) x = Waise.

Nur theilweise oder verändert findet sich der Stollen im Abgesange von 87, 29 und 89, 21. Im Abgesange von 87, 29 fällt der zweite Vers des Stollens (4a 3b 5a 3b) hinweg, der letzte erhält klingenden Ausgang und zu Anfang und Ende des Abgesangs tritt ein Zusatz, welcher keine Verwandtschaft mit Versen des Aufgesangs zeigt:

6e —— 4e 5f 3'g ⏑ – – 5g ⏑ 6f.

In 89, 21 wird der erste Vers der Stollen um eine Hebung vermehrt und erscheint im Abgesange als Waise, der letzte erhält ebenfalls klingenden Ausgang; der mittlere Stollenvers wird als Zusatz am Anfange des Abgesangs, mit verändertem Ausgange zweimal wiederholt: 4a 6b ⏑ 4c | 6d 6d —— 5x 6f ⏑ 4f ⏑.

Der umgekehrte Stollen wird ohne Zusatz wiederholt in **91, 36**, verschieden vom Aufgesange außerdem durch den Inreim und durch den umgekehrten Ausgang der Verse.

7a 5b ⏑ | 5d 7c ⏑
= . . | (3c ⏑ + 2d) (4d + 3c ⏑).

Nur der mittlere Vers der Stollen wird am Anfange des Abgesangs wiederholt in 94, 15:

3a 6b 4c | 6d — 5d 5e 7e.

In allen den bisher genannten Strophen ist der Theil des Abgesangs, welcher den Stollen nachahmt, außer in 92, 14 nicht durch die Reime mit diesem verbunden. Der Zusammenschluß zwischen beiden Theilen erscheint im Ganzen ziemlich lose; vollständig erreicht wird er allein in 92, 14.

Die Stollen selbst sind mit Ausnahme von 87, 29 und des noch zu besprechenden 92, 7 einander gleich gebildet. In 87, 29 sind aber die Reime verschieden: a b a b | c d c d ||; ganz ebenso Hartmann 209, 55.

Was den Umfang der Stollen anlangt, so ist die gewöhnliche Zahl der Stollenverse zwei, nur zweimal finden sich drei Verse: 89, 21 und 94, 15[1]), einmal vier: 87, 29.

Das Verhältniß der Stollenverse zu denen des Abgesangs ist meist: 2 : 2 : 3 (90, 32. 91, 8. 91, 22. 92, 14. 92, 35), 2 : 2 : 4 (86, 1. 86, 25. 87, 5. 90, 16) und 2 : 2 : 2 (89, 9. 91, 36. 93, 12); außerdem kommt vor: 3 : 3 : 4 (94, 15), 3 : 3 : 5 (89, 21), 4 : 4 : 6 (87, 29).

Schwierigkeit bereitet die Auffassung der Strophe 92, 7, deren Schema nach der Versabtheilung in MF. folgendermaßen aussieht:

4a 3a 6a | 6b 7c ⏑ | 6b 3c ⏑.

[1]) Über das spärliche Vorkommen dreiversiger Stollen bei den älteren Minnesängern vgl. Lehfeld, Friedrich von Hausen Beitr. II, 376.

Wir erhalten somit eine unregelmäßige Dreitheilung, bei welcher die sich annähernd entsprechenden Theile am Ende statt am Anfange stehen; es würde demnach eine Vertauschung von Auf- und Abgesang stattgefunden haben, die allerdings Schneider[1]) für möglich hält, wogegen sich aber Meyer (a. a. O. S. 126) ernstlich erklärt. Ich schlage eine andere Abtheilung vor, durch welche die Stollen ihre natürliche Stelle behalten. Auf- und Abgesang sind durch den Reim getrennt, die Gruppirung der Stollen wird durch die Wiederholung des dreihebigen Verses gegeben:

4a 3a | 6a 3a || 3b 7c ⏑ 6b 3c ⏑.

Der Satz: *wær si vil reine niet | und alles wandels frî* wird freilich zerrissen und zwischen Auf- und Abgesang vertheilt; doch kommt dieser Fall auch sonst vor, cf. Reinm. 190, 27. Auch die Thatsache, daß beide Stollen gleiche Reime haben und in einzelnen Versen ungleich sind, ist anderweitig belegt. Beide Unregelmäßigkeiten weist Veldecke 62, 11 auf: 3a 2a | 4a 2a ||, wo die Wiederkehr des zweihebigen Verses die Gruppirung ermöglicht. Der Abgesang wiederholt die drei Versgattungen des Aufgesangs in derselben Reihenfolge: || 3c 4c 2c. — Ungleiche Zahl der Hebungen in einem Stollenverse hat Morungen 143, 22 (Tagelied): 4a 3b | 3a 3b ||.

Für den ersteren Fall, daß beide Stollen gleiche Reime haben, vergleiche man noch Rugge 102, 27: 4a ⏑ 4a ⏑ | 4a ⏑ 4a ⏑ || 4a ⏑ 3b 7b, wo allerdings in Folge des gleichen Baues der fünf ersten Verse die Dreitheilung aufgehoben wird. Ich werde aber später zu erweisen suchen, daß diese Strophenform auf ein dreigliedriges Schema zurückgeht. Zum Beleg für den zweiten Fall, Ungleichheit der beiden Stollen, können auch diejenigen Strophen herbeigezogen werden, in denen der eine Stollen von dem anderen um einen ganzen Vers verschieden ist, die Dreitheilung aber in Folge der Reime unverkennbar bleibt. Der überschüssige Vers erscheint als Waise im zweiten Stollen, entsprechend der Waise des Abgesangs, bei Hausen 42, 1:

4a 4b | 4b $4x^1$ 4a || 2a 4c $4x^2$ 4c,

als Reimvers zum ersten oder zweiten Stollen gehörig: Veld. 64, 10:

4a ⏑ 4b ⏑ | 4b ⏑ | 4b⏑ 4a ⏑ || 4c 4c,

zum ersten Stollen gehörig 67, 25:

5a 5a 5a | 4b ⏑ 4b ⏑ || 4a 4b ⏑,

wo auch noch die Zahl der Hebungen differirt.

[1]) Dr. Johann Immanuel Schneider, Systematische und geschichtliche Darstellung der deutschen Verskunst von ihrem Ursprunge bis auf die neuere Zeit. Tübingen 1871, S. 31 u. 190.

Hebungenzahl und Reime sind ungleich, ohne doch eine gewisse Entsprechung vermissen zu lassen, bei Reinmar 180, 28[1]), nach der Recension von Regel (Germ. XIX, 163 f., 168):

6a 5b ⏑ 6a | 6a 5b ⏑ 5b ⏑ || 5c 5c.

Noch unregelmäßiger ist das Schema nach der Recension von Lachmann-Haupt: 6a 5b ⏑ 6a | 5a 5b ⏑ 5b ⏑ || 5c 5c.

Im Hinblick auf so viele Unregelmäßigkeiten anderer Strophen, bei denen die Dreitheilung dennoch vorhanden ist, werden wir auch unserer Strophe dieselbe nicht absprechen dürfen.

Auch für die übrigen Töne Johansdorfs sollen Analoga gesucht werden. Denselben Strophenbau wie 87, 5:

4a ⏑ 4b | 4b 4a ⏑ 4b 4a ⏑

haben Veld. 57, 10 und Hausen 53, 31, nur daß die Verse nicht Daktylen sind und bei Letzterem auch der abwechselnd klingende Ausgang mangelt. Vgl. auch Hausen 49, 37, Veld. 60, 29. 65, 28. Mor. 140, 32. 133, 13. Der vierhebige daktylische Vers wird als strophenbildend verwendet von Hausen 53, 15; Fenis 80, 1. 25. 82, 26. 83, 11. 25. 36; Gutenburc 77, 36 ff.; Rugge 101, 15. 108, 22; Horheim 113, 1. 33. 114, 21. 115, 3. 27; Steinach 118, 1; Hartm. 215, 14; nur theilweise Hausen 43, 28; Mor. 129, 14. 135, 9. 141, 15. 37; bis auf einen Vers die ganze Strophe einnehmend in 140, 32 und 133, 13.

Annähernd gleiche Reime wie 87, 5 hat auch Johansdorfs Landsmann Rute 116, 1: a ⏑ b | b a ⏑ b (= Steinach 118, 19).

Joh. 86, 1 und 86, 25: 5a 5b | 4c ⏑ 4d 4c ⏑ 4d.

Die Reimstellung ist nicht selten anzutreffen: Rugge 103, 3; Mor. 130, 31; Adelnburc 148, 1; Reinmar 151, 1.

Die Vertheilung von fünf- und viermal gehobenem Vers auf die Stollen einerseits, der Abgesang andererseits findet sich sonst nicht. In den Stollen durchgehend fünfhebige Verse hat auch Reinm. 175, 1 und 190, 3; den viermal gehobenen Vers durchgehend im Abgesang Eist 34, 19. 36, 5. 39, 30; Reinm. 191, 34. 192, 25. 203, 24; Mor. 125, 19.

Joh. 91, 8: 5a 5b | 5c 3x 5c.

90, 32: 7a 7b | 6c ⏑ 6x 3c ⏑.

Die Reimstellung a b | c x c findet sich ungemein häufig bei Reinm. 170, 1. 170, 36. 175, 1. 178, 1. 184, 31. 191, 34. 197, 15. 198, 28; auch bei Mor. 140, 11. 142, 26. 144, 17; Eist 36, 34.

[1]) Nach Pauls Recension (Beiträge II, 544): 5a 5b ⏑ 5a | 5a 5b ⏑ 5b ⏑ || . . Weißenfels nimmt wieder Silbenzählung an (a. a. O. S. 5—13), was höchst unwahrscheinlich ist.

Den Vers von fünf Hebungen durch die ganze Strophe gehend haben Hausen 47, 9; Fenis 81, 30; Rute 116, 1 = Steinach 118, 19; Reinm. 194, 18; Hartm. 205, 1; die Verbindung mit dem Verse von drei Hebungen im Abgesange allein Mor. 131, 25:

5a ⏑ 5b | 3c 5d ⏑ 2d ⏑ 5c.

Wechsel zwischen sieben, sechs- und dreihebigen, wenn auch in anderer Folge als 90, 32 hat ebenfalls nur Mor. 134, 6:

6a 7b | 7b 7a 3a 6b.

Joh. **89, 9**: 3a ⏑ 6b | 7c 7c.

***93, 12**: 3a ⏑ 5b | 4c 7c.

Die Reimstellung a b | c c finden wir ausschließlich bei Reinmar: 168, 30. 169, 9. 171, 32. 177, 10. 182, 33. 185, 27. Meist erscheint bei ihm ebenfalls der längere Vers an zweiter Stelle im Stollen und Abgesang. Den umgekehrten Stollen von 89, 9 hat Mor. 138, 17: 6a ⏑ 3b | , Reinm. 168, 30: 6a 3b ⏑ |. Das ganze Strophenschema ist mit geringer Veränderung gleich Mor. 143, 4: 4a 6b | 7b 7b.

Ebenso ist das Schema von 93, 12 nur wenig modifizirt bei Reinm. 171, 32: 4a 5b | 4c 7c. 182, 34: 4a ⏑ 5b | 4c 7c; der Stollen umgekehrt in 185, 27: 5a 4b | 4c 7c. Der Abgesang von 93, 12: 4c 7c findet sich auch Eist 40, 19; Reinm. 201, 33. Den Schluß der Strophe resp. des Abgesangs bildet die Verbindung des vier- und siebenhebigen Verses bei Rute 117, 1; Reinm. 195. 10. 197, 15; Hartm. 209, 5. Den umgekehrten Stollen von 89, 9 verbindet mit dem Abgesange von 93, 12 Reinm. 168, 30: 6a 3b ⏑ | 4c 7c.

Joh. **90, 16**: 4a ⏑ 5b | 3c ⏑ 2c ⏑ 5d 5d.

Der vierversige Aufgesang mit abwechselnd vier- und fünfmal gehobenem Verse kommt vor bei Eist 34, 19; Mor. 130, 31; Reinm. 155, 27. 171, 22. 172, 23. 191, 34. 192, 25. 162, 7: 4a 5b | c c d x d. Stollen umgekehrt 163, 23: 5a 4b | c c d x d. Auch die Ausgänge der Stollenverse entsprechen genau denen von 90, 16 bei Mor. 125, 19: 4a ⏑ 5b, ebenso 147, 4; Reinm. 182, 34.

Die Reimordnung a b | c c d d ist vertreten bei Eist 39, 30; Hausen 52, 37; Rugge 101, 7; Horheim 115, 3; Mor. 138, 17; Reinm. 190, 3; Hartm. 212, 13. 215, 14.

Joh. ***92, 14**: 4a 3b ⏑ | 4c 4c 3b ⏑,

aber in der ersten Str.: 4a 3b ⏑ | 4a 4a 3b ⏑.

Den Ton der übrigen Strophen hat Reinm. 193, 22, den der ersten ganz annähernd Veld. 61, 18, nur der letzte Vers hat hier vier Hebungen. Denselben Aufgesang hat Eist 36, 5. 39, 30; Veld. 60, 13;

61, 25; Hartm. 209, 5. Seinen ersten Stollen bildet das Morungensche Tagelied (143, 22) ebenso.

Die Reime des Tones 92, 14, abgesehen von der ersten Strophe, bietet Mor. 126, 8, nach der Schematisirung von Gottschau[1]) a b | (Inreim b) c c b.

Joh. 91, 26: 7a 5b ⏑ | 5d 7c ⏑ [= (3c ⏑ + 2d) (4d + 3c ⏑)].

Der Stollen und die entsprechenden Verse des Abgesangs finden sich umgekehrt bei Mor. 132, 27: 5a 7b | 7b 5a ...,

fünf- und siebenhebiger Vers gebunden am Schluß des Abgesangs bei Reinm. 190, 3. — Die Bindung der Reime c d d c als Endreime findet sich ziemlich häufig, der erste und dritte als Inreim sonst nur noch bei Reinm. 179, 8 ff.[2]).

Joh. 89, 21: 4a 6b ⏑ 4c | 6d 6d 5x 6e ⏑ 4e ⏑.

Der Vers von vier ist mit dem von sechs Hebungen sonst nur im zweiversigen Stollen gebunden: 4a 6b: Mor. 127, 34; 129, 5; Reinm. 165, 1. 166, 16. 174, 3. 194, 34. 197, 15; Hartm. 216, 1; 6a 4b: Reinm. 173, 6. Diese Verbindung auch im Abgesange durchgeführt Reinm. 156, 27: 4a 6b | 4c 6c 6d 4e 4e 6d. — Nur im Abgesange Mor. 140, 11: | 4c 4x 6c. 127, 1 | ... 6x 4d ⏑.

Die Reimordnung a b c im dreiversigen Stollen ist durchaus die gewöhnliche. Veld. 58, 11. 67, 33 und sonst. Die Reimordnung des Abgesangs d d x e e ist sehr selten und kommt nur noch ein einziges Mal bei Hartmann 214, 34 bei zweiversigen Stollen vor. Statt dessen findet sich bei Reinmar mit kleiner Umstellung häufig die Form d d e x e 165, 1. 10. 166, 16 etc., auch d d e e e 159, 1, überall bei zweiversigem Stollen.

Joh. 94, 15: 3a 6b 4c | 6d 5d 5e 7e.

In anderer Ordnung wiederholen sich die Verse des Stollens bei Mor. 130, 9: 4a 3b 6c, bei Reinm. 186, 19: 6a 3b 4c ⏑. Verbindung von sechs- und dreimal gehobenem Verse im zweiversigen Stollen Mor. 138, 17; Reinm. 168, 30. Zu dem Abgesange von 94, 15 vgl.

Mor. 145, 1: | 6b 5a ⏑ 5a ⏑ 6b.

Reinm. 189, 5: | . 6c 5d ⏑ 4x 7d ⏑.

Über die Reimordnung d d e e ist schon unter Joh. 90, 16 gehandelt.

Joh. 87, 29: 4a 3b 5a 3b | 4c 3d 5e 3d || 6e 4e 5f 3g ⏑ 5g ⏑ 6f.

Jeder Stollen zerfällt dem Reime nach in zwei einander gleiche, denen des anderen nur congruente Theile; ebenso Hartm. 209, 25:

[1]) Beiträge VII, 366.

[2]) Bartsch Germ. III, 484.

4a 2b 4a 2b | 4c 2d 4c 2d. Verschiedene Reime in den beiden Stollen auch sonst, doch in anderer Anordnung cf. Fenis 84, 37; Reinm. 199, 25; Steinach 119, 13. Derselbe hat vierversigen Stollen, ebenso wie Fenis 83, 25. 36; Rugge 102, 1; Mor. 123, 10; Reinm. 187, 31; Veld. 62, 25 (?). Die gewöhnliche Reimstellung im vierversigen Stollen ist a b c d.

Die Versverbindung 4a 3b 5a 3b, doch auf beide Stollen vertheilt, hat Johansdorfs Landsmann Rute 117, 26. Sonst wechselt der vier- mit dem drei- und fünfmal gehobenen Verse nur im dreiversigen Stollen ab: Reinm. 160, 6. 167, 31.

Anordnung der Reime im Abgesang c c d e e d auch Mor. 127, 34; Reinm. 151, 33. 156, 27, sonst nicht.

Überblicken wir noch einmal das Ganze, so sehen wir, wie trotz der vielen verwandtschaftlichen Beziehungen hinsichtlich des Strophenbaues, die Johansdorf mit den übrigen älteren Minnesängern verbinden, und wie sie sich nothwendiger Weise einstellen mußten, derselbe doch seine Selbständigkeit bewahrt.

Ganz allein bei ihm findet sich der vier- und fünfmal gehobene jambisch-trochäische Vers auf Stollen einerseits, auf Abgesang andererseits vertheilt.

Eigenthümlich ist ihm ferner die Versverbindung 4a 6b ⏑ 4c im Stollen (89, 21).

Gewisse Berührungen finden mit Hartmann, Reinmar, Morungen, Rute und Fenis statt, die theils auf Zufall, theils auf freier Nachahmung beruhen können. Aber nur in einem einzigen Falle und zwar in den unechten Liedern 92, 14. 35 zeigt sich vollkommene Gleichheit mit einem anderen Tone. — Die übrigen bedeutenden Berührungen stelle ich hier kurz zusammen:

1. Joh. 87, 29. Die Versverbindung 4a 3b 5a 3b bildet einen Stollen, Rute 117, 26: 4a 3b | 5a 3b beide Stollen.
2. Joh. 87, 5: 4a ⏑ 4b | 4b 4a ⏑ 4b 4a ⏑, Daktylen.
   Fenis 83, 11: 4a ⏑ 4b | 4b 4a ⏑ 4b, Daktylen.
3. Joh. 89, 9: 3a ⏑ 6b | 7c 7c.
   Mor. 143, 4: 4a 6b | 7b 7b.
4. Joh. 91, 36: 7a 5b ⏑ | 5d 7c ⏑.
   Mor. 132, 27: 5a 7b | 7b 5a . .
5. Joh. 94, 15 Aufgesang: 3a 6b 4c;
   Mor. 130, 9 Aufg.: 4a 3b 6c.
   Reinm. 186, 19 Aufges.: 6a 3b 4c.
6. Joh. 94, 15 Abges.: 6d 5d 5e 7e.
   Mor. 145, 1 Abges.: 6b 5a ⏑ 5a ⏑ 6b.

7. Der fünfhebige Vers bildet die Strophe mit einmaliger Unterbrechung durch den dreihebigen Vers. Joh. 91, 8: 5a 5b | 5c 3x 5c. Mor. 131, 25: 5a ⏑ 5b | 3c 5d ⏑ 5d ⏑ 5c.

8. Wechsel von sieben-, sechs- und dreihebigem Verse bei Joh. 90, 32: 7a 7b | 6c ⏑ 6x 3c ⏑ und Mor. 134, 6: 6a 7b | 7b 7a 3a 6b.

9. Geradezu auffallend ist, daß die allereinfachste Reimbindung a b | c c Johansdorf nur mit Reinmar, die folgende: a b | c x c nur mit Reinmar und Morungen (einmal auch Eist 36, 34), die Reimbindung d d x e e im Abgesang nur einmal mit Hartmann (214, 34) gemein hat. Man muß annehmen, daß diese Verbindungen gerade wegen ihrer Einfachheit nicht beliebt gewesen sind, die genannten Dichter aber sich nicht daran gekehrt haben. Auch die Reimordnung im Abgesang: c c d e e d haben außer Johansdorf (87, 29) nur Morungen (127, 34) und Reinmar (151, 33 und 156, 27). — Weniger nimmt es wunder, wenn bei dem seltenen Vorkommen des vierversigen Stollens Joh. (87, 29) nur mit Hartmann (209, 25) in der Reimstellung a b a b | c d c d zusammentrifft.

Die Strophenform des unechten Liedes *93, 12: 3a ⏑ 5b | 4c 7c hat mehrere Seitenstücke bei Reinmar, 171, 32: 4a 5b | 4c 7c. 182, 34: 4a 5b | 4c 7c. 185, 27: 5a 4b | 4c 7c. Das Lied gehört aller Wahrscheinlichkeit nach in die Reinmarsche Schule.

Zu *92, 14: 4a 3b⏑ | $4\frac{a}{c}$ $4\frac{a}{c}$ 3b ⏑ ist außer Reinm. 193, 22 noch Veld. 61, 18: 4a 3b ⏑ | 4a 4a 4b ⏑ zu stellen.

Unter den Berührungen der echten Lieder mit fremden verdient diejenige von Joh. 89, 9 mit Mor. 143, 4 die meiste Beachtung.

Nach der größeren oder geringeren Kunst des Aufbaues nun könnte man die Töne Johansdorfs etwa folgendermaßen gruppiren:

I. Gruppe: Zweiversiger Stollen. *a*) Eine Versart beherrscht die ganze Strophe. 87, 5: 4a ⏑ 4b | 4b 4a ⏑ 4b 4a ⏑. Im Abgesang tritt eine ungleich gebaute Waise hinzu. 91, 8: 5a 5b | 5c 3x 5c.

b) je eine Versart beherrscht den Auf- und den Abgesang. 86, 1. 86, 25: 5a 5b | 4c ⏑ 4d 4c ⏑ 4d; ein ungleich gebauter Vers im Abgesang: 90, 32: 7a 7b | 6c ⏑ 6x 3c ⏑.

II. Gruppe: Zweiversiger Stollen. Verschiedene Versarten gemischt. 89, 9: 3a ⏑ 6b | 7c 7c. *93, 12: 3a ⏑ 5b | 4c 7c. *92, 14: 4a 3b ⏑ | 4^{a}_{c} $4\frac{a}{c}$ 3b⏑. 90, 16: 4a ⏑ 5b | 3c ⏑ 2c ⏑ 5d 5d. 91, 36: 7a 5b ⏑ | 5d (mit Inreim) 7c ⏑ (mit Inreim).

III. Gruppe: Mehrversiger Stollen. Verschiedene Versarten gemischt. 89, 21: 4a 6b ⏑ 4c | 6d 6d 5x 6e ⏑ 4e ⏑.

94, 15: 3a 6b 4c | 6d 5d 5e 7e.

87, 29: 4a 3b 5a 3b | 4c 3d 5c 3d ‖ 6e 4e 5f 3g ⏑ 5g ⏑ 6f.

Gehen wir nun zu der Besprechung der **einzelnen Versarten** über.

Vers von zwei Hebungen

findet sich nur einmal als zweiter Vers des Abgesangs, jambisch mit klingendem Ausgange, gebunden mit dem dreihebig-trochäischen in 90, 16.

Vers von drei Hebungen:

a) stumpf: in den Stollen als erster Vers 94, 15, trochäisch, abwechselnd mit dem jambisch-stumpfen Verse von sechs und vier Hebungen; als zweiter und vierter Vers 87, 29, jambisch mit Ausnahme von 87, 30 und 88, 20, abwechselnd mit dem jambisch-trochäischen Verse von vier und fünf Hebungen mit stumpfem Ausgange; als zweiter Vers in 92, 7, jambisch, im ersten Stollen mit dem vierhebig-jambischen, im zweiten Stollen mit dem sechshebig-jambischen Verse gebunden.

Im Abgesange steht der dreimal gehobene Vers als erster 92, 7, jambisch, durch überschlagenden Reim mit dem sechshebig-jambischen verkettet; als zweiter Vers in 91, 8, Waise, jambisch, ausgenommen 91, 27;

b) klingend: in den Stollen als erster Vers 89, 9, trochäisch, ausgenommen v. 89, 11, abwechselnd mit dem trochäischen, eventuell jambischen (89, 10) Verse von sechs Hebungen mit stumpfem Ausgange; als erster Vers auch in *93, 12, trochäisch, ausgenommen 93, 12, abwechselnd mit dem trochäisch-stumpfen von fünf Hebungen; als zweiter Vers in 92, 14, jambisch, abwechselnd mit dem jambisch-stumpfen Verse von vier Hebungen;

im Abgesange als erster Vers 90, 16 trochäisch; als dritter Vers in 90, 32, trochäisch, gebunden mit dem Verse von sechs Hebungen, getrennt durch die sechshebige Waise; an dritter Stelle ebenfalls in 92, 14, jambisch, gebunden mit dem gleichgebauten Stollenverse; als vierter Vers in 87, 29, trochäisch, ausgenommen 89, 6, gebunden mit dem fünfhebig-jambischen, eventuell trochäischen (88, 17) Verse; an gleicher Stelle in 92, 7, trochäisch, durch überschlagenden Reim mit dem siebenhebig-trochäischen gebunden.

Vers von vier Hebungen:

daktylisch[1]): in 87, 5 durchgehend, abwechselnd klingend (der erste, dritte, sechste und achte Vers der Str.) und stumpf (zweiter,

[1]) Weißenfels sucht nachzuweisen, daß Johansdorf das Princip der Silbenzählung angewendet habe. Bei dem geringen Material aber und der lückenhaften und unsicheren Überlieferung des einzigen, in Betracht kommenden Liedes scheint mir bei diesem Dichter eine sichere Entscheidung, ob Silbenzählung oder ob Daktylen, nicht zu gewinnen zu sein. Ich fasse die Verse als Daktylen auf.

vierter, fünfter und siebenter Vers). Auftakt steht ganz unregelmäßig. Weißenfels hat nachzuweisen gesucht (a. a. O. S. 34 ff.), daß in diesem Liede die romanische Silbenzählung angewandt sei.

Der jambisch-trochäische Vers steht:

a) stumpf: in den Stollen als erster Vers 87, 29, jambisch, ausgenommen 88, 37, durch überschlagenden Reim mit dem fünfhebig-jambischen, eventuell trochäischen (87, 31. 88, 11) gebunden; als erster Vers auch 92, 14, jambisch, abwechselnd mit dem jambisch-klingenden Verse von drei Hebungen; an dritter Stelle 94, 15, jambisch, abwechselnd mit dem jambisch-stumpfen Verse von sechs und dem trochäisch-stumpfen von drei Hebungen; als erster und dritter Vers in 89, 21, jambisch, mit Ausnahme von 89, 23. 35. 90, 10, den jambisch-klingenden Vers von sechs Hebungen umgebend; nur im ersten Stollen von 92, 7 an erster Stelle, jambisch, gebunden mit dem dreihebig- und sechshebig-jambischen;

im Abgesange von 86, 1 und 86, 25 an zweiter und vierter Stelle, wechselnd mit dem vierhebig-klingenden an erster und dritter Stelle, in 86, 1 trochäisch, in 86, 25 jambisch; als erster Vers in 93, 12, trochäisch, abgesehen von 94, 13, gebunden mit dem siebenhebig-trochäischen; als zweiter Vers in 87, 29, jambisch, gebunden mit dem sechshebig-jambischen, eventuell trochäischen (88, 13. 89, 3) Verse; als erster und zweiter Vers in 92, 14, mit einander gebunden, jambisch, ausgenommen 92, 18. 19. 92, 33. 93, 2.

b) klingend: als erster Stollenvers in 90, 16, jambisch in der ersten, trochäisch in der zweiten Strophe, abwechselnd mit dem trochäisch-stumpfen Verse von fünf Hebungen;

im Abgesange als erster und dritter Vers in 86, 1. 86, 25, mit dem vierhebig-stumpfen wechselnd, in dem ersten Liede trochäisch, im zweiten jambisch; als fünfter (letzter) Vers des Abgesangs 89, 21, jambisch, gebunden mit dem sechshebig-jambischen.

Vers von fünf Hebungen:

a) stumpf: In den Stollen von 86, 1 und 86, 25 durchgehend, jambisch; ebenso 91, 8, trochäisch, mit Ausnahme von 91, 11. 18; als zweiter Vers 90, 16, trochäisch, mit dem jambisch-trochäischen Verse von vier Hebungen und mit klingendem Ausgange wechselnd; ebenso 93, 12, trochäisch, mit Ausnahme von 93, 21, mit dem (jambisch-) trochäischen von drei Hebungen und mit klingendem Ausgange wechselnd; als dritter Vers 87, 29, jambisch, ausgenommen 87, 31 und 88, 11, durch überschlagenden Reim mit dem (jambisch-) trochäischen Verse von vier Hebungen gebunden;

im Abgesange an erster Stelle 91, 36, trochäisch, mit dem trochäisch-klingenden Verse von sieben Hebungen durch Inreim gebunden; an erster und dritter Stelle 91, 8, trochäisch, abgesehen von 91, 21, mit einander gebunden, getrennt durch die dreihebige Waise; an zweiter und dritter Stelle 94, 15, in ersterem Falle trochäisch und gebunden mit dem trochäischen Verse von sechs Hebungen, im zweiten Falle jambisch, ausgenommen 95, 14, und gebunden mit dem siebenhebig-jambischen Verse; an dritter Stelle 87, 29, jambisch, durch umschließenden Reim mit dem sechshebig-jambischen Verse gebunden[1]; an dritter Stelle 89, 21 als Waise, trochäisch, dagegen 90, 2 jambisch; an dritter und vierter Stelle 90, 16, trochäisch, ausgenommen vielleicht 90, 22 (wenn man *so ist* nicht mit Synaloephe liest), beide Verse mit einander gebunden.

b) klingend: als zweiter Stollenvers 91, 36, im ersten Stollen trochäisch, im zweiten jambisch, abwechselnd mit dem trochäisch-stumpfen Verse von sieben Hebungen;

als fünfter Vers des Abgesangs 87, 29, jambisch, mit Ausnahme von 88, 17, gebunden mit dem dreihebig-trochäischen, eventuell jambischen (89, 6) Verse;

Vers von sechs Hebungen:

a) stumpf: in den Stollen als zweiter Vers 89, 9, trochäisch, nur 89, 10 jambisch, abwechselnd mit dem trochäisch- resp. jambisch-klingenden Verse von drei Hebungen, an gleicher Stelle in 94, 15, jambisch, zwischen dem trochäisch-stumpfen von drei und dem jambisch-klingenden von sechs Hebungen; als erster Vers des zweiten Stollen von 92, 7, jambisch, gebunden mit dem drei- und vierhebig-jambischen Verse;

im Abgesang von 87, 29 als erster Vers, jambisch (87, 37. 88, 27) und trochäisch (88, 13. 89, 3), gebunden mit dem vierhebig-jambischen; in demselben Liede als sechster Vers den Abgesang beendigend, jambisch und durch umschließenden Reim mit dem fünfhebig-jambischen, eventuell trochäischen (? 89, 5) gebunden; als erster Vers noch in 94, 15, trochäisch, gebunden mit dem fünfhebig-trochäischen; als erster und zweiter Vers in 89, 21, jambisch (dagegen 90, 12 trochäisch), mit einander gebunden; als zweiter Vers in 90, 32, trochäisch, Waise; als dritter Vers in 92, 7, jambisch, durch überschlagenden Reim mit dem dreihebig-jambischen gebunden.

---

[1]) In v. 89, 5 fehlt entweder eine Hebung (es sind statt fünf Hebungen nur vier) oder man muß „die“ als taktfüllend betrachten und den Vers trochäisch lesen.

b) klingend: als zweiter Vers der Stollen in 89, 21, jambisch, umgeben von dem trochäisch-jambischen Verse von vier Hebungen mit stumpfem Ausgang;

im Abgesange desselben Tones als vierter Vers, jambisch, gebunden mit dem jambisch-vierhebigen; als erster Vers in 90, 32, trochäisch (90, 36) und jambisch (91, 5), gebunden mit dem dreihebig-trochäischen, durch die sechshebige Waise getrennt.

Vers von sieben Hebungen:

a) stumpf: durch den ganzen Aufgesang von 90, 32, im ersten Stollen trochäisch, im zweiten jambisch; als erster Vers der Stollen in 91, 36, trochäisch, abwechselnd mit dem jambisch-trochäischen Verse von fünf Hebungen mit klingendem Ausgange;

den zweiversigen Abgesang bildend in 89, 9, trochäisch, mit einander gebunden; als zweiter Vers des Abgesangs in 93, 12, trochäisch, gebunden mit dem (jambisch-) trochäischen Verse von vier Hebungen; an vierter Stelle in 94, 15, jambisch, gebunden mit dem fünfhebig-jambischen, eventuell trochäischen (95, 14) Verse.

b) klingend: als zweiter Vers im Abgesang von 91, 36, trochäisch, durch den Inreim des vorhergehenden fünfhebigen, trochäisch-stumpfen Verses gebunden; an zweiter Stelle des Abgesanges auch in 92, 7, trochäisch, durch überschlagenden Reim mit dem dreihebig-trochäischen gebunden.

Den breitesten Raum nimmt der fünfmal gehobene Vers mit stumpfem Ausgange ein (klingend nur im Aufgesange von 91, 36 und im vorletzten Verse des Abgesangs von 87, 29). Es folgt der Vers von vier Hebungen', überwiegend stumpf, der von drei, gleichmäßig stumpf und klingend, schließlich der sechs- und siebenmal gehobene, welche beide den stumpfen Ausgang bevorzugen. — Die Waise hat drei, fünf, sechs Hebungen und ist immer stumpf.

Johansdorf bindet oft lange mit kurzen Versen oder läßt sie miteinander abwechseln. Der Vers von drei Hebungen tritt neben den sechsmal gehobenen 94, 15 f. und entsprechend in den übrigen Strophen, 89, 9 f. 90, 36 ff. 92, 9 f. 12 f., neben den siebenmal gehobenen Vers 92, 10 f. — Der Vers von vier ist mit dem von sieben Hebungen gebunden *93, 16 f.

Nicht immer stellt der Dichter die kürzeren Verse in die Stollen, die längeren in den Abgesang, um so einen breiteren Abschluß zu gewinnen. Im Gegentheil wird 90, 32 der Aufgesang von siebenmal gehobenen Versen gebildet, der Abgesang läßt auf zwei Verse von

sechs einen von drei Hebungen folgen. — Auch wenn man den Abgesang für sich betrachtet, bilden nicht immer die längeren Verse den Beschluß. So 89, 21: 6d 6d 5x 6e ⏑ 4e ⏑. 92, 7: 3b 7c ⏑ 6b 3c ⏑.

Auftakt. Unbedenklich dürfen wir einsilbigen überall annehmen, da diejenigen Stellen, wo zweisilbiger erscheint, leicht geändert werden können, durch einfache Synkope von *u*: *Jer(u)salem* 89, 22; durch Synkope von *e* mit Auflösung des vorhergehenden Consonanten: *gegen* in *gein* *92, 23. 36; durch Synaloephe: *daz ist* in *deist* 89, 19, *si ist* in *sist* *93, 4; durch Apokope: *swenne* *92, 31; durch Inclination mit verbundener Apokope: *sone* *92, 26. 93, 3, mit verbundener Synkope: *ichn* 87, 38, *dern* 88, 24, *desn* 88, 6, *ezn* 89, 36; durch Kürzung des Stammvocals in *niemer* 88, 13: *Ine erwache nimer ezn sî mîn êrste segen*; durch Beseitigung der Vorsilbe *ge-* 90, 8: *ich (ge)dénke alsó vil manege naht.*

Was die Anwendung des Auftakts anlangt, so ist Johansdorf sehr frei verfahren. Geregelt ist sein Vorkommen nur in Ton I (86, 1), wo er durch den ganzen Aufgesang angewandt ist, einmal auch im Abgesang (86, 15); ferner in Ton XIII (94, 15), wo ihn die zweiten und dritten Stollenverse und der dritte und vierte des Abgesangs haben, mit der einzigen Ausnahme von 95, 14. Die Modification des I. Tones (86, 25) zeigt nur jambisch gebildete Verse, trochäisch durchgeführt ist Ton *XI (93, 12), mit Ausnahme von *93, 12. 21. *94, 13. Alle drei Fälle lassen sich leicht beseitigen, wenn man mit Bartsch in dem zweiten und dritten Verse die kürzere Form für die 2. pers. plur. wählt: *93, 21 *ír mugt íuwer klage wol lâzen sîn*, *94, 13 *wie meint ír daz froúwe gúot*, im ersten Verse (*93, 12), wenn man *si* streicht und damit den Parallelismus aufgibt: *ich vant âne húote die vil minneclîchen eine stân.* — Nur in den Stollen regelmäßig erscheint der Auftakt in Ton *XI (92, 14); im Abgesang von Ton VI (90, 16) hat ihn regelmäßig der zweite Vers.

Der jambische Rhythmus überwiegt. Von 312 Versen sind 172 jambisch (die daktylischen Verse sind unberücksichtigt gelassen).

Ausgang der Verse. Nur stumpfen Ausgang haben die Verse von 91, 8. 94, 15.

Der Aufgesang wird aus Versen von nur stumpfem Ausgang gebildet in 86, 1. 86, 25. 87, 29. 90, 32. 92, 7.

Stumpfer Ausgang durch den ganzen Abgesang in 89, 9. *93, 12.

Der stumpfe Ausgang wechselt mit dem klingenden ab.

a) durch Auf- und Abgesang: 91, 36;

b) in den Stollen: 87, 5. 89, 9. 90, 16. *92, 14. *93, 12; in dem

dreiversigen Stollen von 89, 21 hat der mittlere Vers den klingenden Ausgang;

c) im Abgesang: 86, 1. 86, 25. 87, 5. 92, 7.

Der stumpfe zwischen zwei klingenden Ausgängen 90, 32.

Zwei Versen mit klingendem folgen zwei mit stumpfem Ausgange 90, 16.

Zwei Versen mit stumpfem folgt einer mit klingendem Ausgange *92, 14;

drei Versen mit stumpfem zwei mit klingendem Ausgang 89, 21.

Von den Versen des Abgesangs in 87, 29 sind die Ausgänge des dritt- und vorletzten klingend.

Bevorzugt erscheint demnach der stumpfe Ausgang. Nur etwa ein Viertel sämmtlicher Verse sind klingend.

Reim. Die bei Gottschau (Beitr. VII, 418 ff.) zerstreuten Bemerkungen stelle ich zunächst zusammen:

Vocalisch-unreiner Reim: *a* : *â*: *began* : *hân* 86, 1 : 3. *wâr* : *gar* 88, 6 : 8. *hân* : *kan* 89, 32 : 35. *brâht* : *naht* 90, 5 : 8. *gar* : *jâr* 92, 4 : 5.

Consonantisch-unreiner Reim: *b* : *g*: *besnaben* : *gevage* (Conjectur von Haupt) 87, 25 : 27. *nn* : *mm küneginne* : *gimme* *93, 1 : 4.

Übergreifendes *n*: *genomen* : *kome* 86, 25 : 27. *haben* : *grabe* : *besnaben* : *gevage* 87, 22 : 24 : 25 : 27. *sêre* : *kêren* 87, 26 : 28. *wîchen* : *himelrîche* *92, 24 : 27.

Übergreifendes *t* (von Lachmann hergestellt): *gemüete* : *wüetet* : *güete* *92, 15 : 17 : 20.

Ich füge nun weiter hinzu: erweiterter Reim findet sich: 87, 25 : 27 *besnaben* : *gevage*. 90, 24 : 26 *gerungen* : *gesungen*. 95, 2 : 3 *geleben* : *gegeben*.

Erlaubter rührender Reim[1]: 87, 21 (: 23) : 26. *sêre* (: *êre*) : *sêre*. *92, 16 (: 18) : 19. *lît* (: *strît*) : *lît*. 92, 7 (: 8 : 9) : 10. *niet* (: *schiet* : *liet*) : *niet*.

Inreim begegnet, abgesehen von 94, 24 : 22, wo der außerdem rührende Reim als Zufall erscheint, bloß einmal: 92, 3 ff., als solcher von Bartsch (Germ. III, 483) zuerst erkannt, in MF. noch als Endreim aufgefaßt. Die beiden Verse des Abgesangs reimen kreuzweise, ein Wort innerhalb jeder Zeile reimt mit dem Schlusse der andern:

swer si vor mir nennet der hât ***gar***
mich ze friunt ein ganzez ***jâr,*** *het er mich joch verbrennet.*

[1] Schneider a. a. O. S. 149 unter c).

Beispiele für diese seltene Art des Inreims sind von Bartsch[1]) bei Ulrich von Winterstetten (MSH. 1, 168[b]), Reinmar (MF. 179, 8) Ulrich von Liechtenstein (ed. Lachmann 456, 27) nachgewiesen.

Selten fällt der Inreim bei dem trochäisch-stumpfen Verse von, fünf Hebungen auf die dritte Hebung und Senkung, sondern gewöhnlich auf die zweite (Bartsch a. a. O. S. 166 c), doch hat Bartsch auch für ersteren Fall mehrere Beispiele nachgewiesen (S. 168)[2]). Der Regel ist wenigstens insofern entsprochen, als zu stumpfem Endreim klingender Inreim steht. Der zweite Vers, trochäisch-klingend mit sieben Hebungen hat den Inreim an der gewöhnlichen Stelle, auf der vierten Hebung (Bartsch S. 171); dem klingenden Endreim entspricht stumpfer Inreim.

Ich habe oben dem Tone 87, 29, wie auch Lachmann-Haupt, vierversigen Stollen zugeschrieben und nach der gegebenen Überlieferung mit Recht. Ich will aber hier wenigstens die Möglichkeit einer anderen Auffassung nicht unerwähnt lassen, bei welcher wir Inreim erhalten würden. Es lassen sich nämlich allemal zwei Verse der Stollen in einen zusammenfassen, abgesehen von 87, 29. 30, da der letztere Vers keinen Auftakt hat. Zu dieser Auffassung stimmt auch die Interpunktion vorzüglich. Wir würden dann in jedem Stollen einen sieben- und einen achthebigen Vers mit gepaartem Endreim, an Stelle der bisherigen Endreime des ersten und dritten Verses aber Inreim erhalten. Beim siebenhebigen Verse würde der Inreim an der gewöhnliche Stelle auf der vierten Hebung (Bartsch, S. 170), beim achthebigen auf der fünften zu finden sein (cf. S. 171: Inreim auf der fünften in Verbindung mit Inreim auf der zweiten Hebung). Die Reime der beiden Stollen bleiben verschieden: a a | b b; doch vgl. Veld. 67, 3. 67, 25.| Fenis 84, 37. Die längeren Verse würde auch hier, wie in 90, 32, der Aufgesang haben. Das Vorkommen des achtmal gehobenen Verses kann uns nicht wundern, da ihn auch Eist 32, 1 und Reinm. 195, 37. 196, 35. 195, 10. 163, 23 verwenden. Freilich fügt sich die Überlieferung in 87, 30 nicht: es fehlt die erste Senkung. Man müßte aber annehmen, daß *nu* aus *un*(*z her*) verderbt wäre, was bei der ziemlich schlechten Überlieferung nicht unmöglich ist. — Das für die Reimordnung im vierversigen Stollen als Analogon herbeigezogene Lied Hartmanns 209, 25 würde sich ebenfalls in Verse mit

[1]) Der innere Reim in der höfischen Lyrik. Germ. XII, 161.

[2]) *wan hoert aber klingen durch den walt.* MSH. 2, 132[a]. *loterriter boese phliht geselle,* ebenda 3, 52[b].

Inreim umschreiben lassen. Derselbe würde auf die vierte Hebung des sechsmal gehobenen Verses fallen, wie bei Morungen 137, 31 (cf. Bartsch S. 170). Trotzdem halte ich bei Johansdorf an der ersten Auffassung des Strophenschemas fest, da sich so eine harmonische Gliederung (kürzere Verse im Aufgesang, Verwandtschaft des Abgesanges mit den Stollen) ergibt, welche bei dem offenbar spät entstandenen Liede uns nicht wunder nimmt, ebensowenig wie der vierversige Stollen.

Schlagreim. 90, 34 *wunder under. wunder* ist allerdings erst von Lachmann ergänzt, es kann aber kaum etwas Anderes dagestanden haben. Auch die folgende Zeile hat Schlagreim, wenn auch unreinen: *daz was*, und sonst noch finden sich Künsteleien in den beiden Strophen des Tones.

Eine dem Emjambement verwandte Erscheinung ist die Lostrennung des Objects von dem regierenden Verbum durch den Reim in 94, 15, was um so auffälliger ist, als das Verbum die imperativische Form hat und somit eine Pause schlechterdings nicht zuläßt:

guote liute, holt
die gâbe, die got unser herre selbe gît.

Reimstellung. Überschlagender Reim findet sich meist in den Stollen. 86, 1. 25. 87, 5 etc., über zwei Verse schlagend 89, 21. 94, 15, im Abgesang 86, 1. 25. 87, 5. 92, 7.

Paarweiser Reim nur im Abgesang.

Der paarweise Reim unterbrochen durch eine Waise 90, 32. 91, 8.

Die Waise zwischen zwei Reimpaaren 89, 21.

Umschließender Reim im Abgesang von 87, 29 und mit Hinzunahme des zweiten Stollenverses in 92, 14, dort der klingende Reim vom stumpfen umschlossen, hier umgekehrt.

Gehäufter Reim im Aufgesang von 92, 7. Die vier Verse beider Stollen reimen miteinander.

Entschieden auf romanischen Einfluß weist die Verknüpfung zweier Strophen durch den Reim, verbunden mit Reimentsprechung.

Der erste Reim der ersten und zweiten Strophe von 87, 5 ist derselbe, wenn auch nicht ganz vollkommen:

1. Str. *scheiden* : *leiden* : *heiden* : *beiden.*
2. Str. *kleide* : *beide* : — : *leide.*

Diese Erscheinung finden wir bei den romanisirenden Lyrikern nicht selten. Hausen (47, 9) verknüpft die zweite und dritte Strophe in den

zweiten Stollenversen und in dem ersten und vierten Verse des Abgesangs: 2. Str. . *nan* : *verban* : | *man* : *ergân.*

3. Str. . *lân* : *enpfâ* : | *ergân* : *getân.*

In den beiden Strophen von **49, 37** bindet er die ersten Stollenverse und den zweiten und vierten des Abgesangs:

1. *kan* : *getân* : | *hân* : *ergân.*
2. *man* : *verlân* : | *gewan* : *bestân.*

Dazu kommen die gleichen Reimworte des zweiversigen Refrains: *tuo* : *zuo.*

Morungen **127, 34** sind die Schlußverse aller fünf Strophen durch den Reim verknüpft:

1. *sê* : 2. *ê* : 3. *mê* : 4 *mê* : 5. *ergê.*

Die viertletzte Zeile wird durch den Ausruf *ôwê* gebildet.

Rugge **109, 9** reimen die drei letzten Verse der ersten und dritten Strophe (unrein): 1. *getân* : *wân* : *hân.*

3. *man* : *gewan* : *began.*

Die dritte reiht sich an die zweite durch Wiederholung der Schlußreime im ersten und dritten Verse (also nicht an den entsprechenden Stellen). 2. Str. *niht* : (*geschiht*) : *siht.* 3. Str. *niht* : — *siht.*

Auch findet Verknüpfung durch mehr als einen Reim statt:

Hausen **51, 13** reimen die zweiten Stollenverse und der erste Vers des Abgesangs rein:

1. Str. *hân* : *getân* : | *erlân.*
2. Str. *undertân* : *enhân* : | *getân,*

die Schlußverse des Abgesangs unrein:

1. Str. *hât* : *begât* : *rât.*
2. Str. *aldâ* : *anderswâ* : *nâ.*

In Gutenburc **78, 15 ff., 24 ff., 33 ff.**, welche Burdach[1]) im Gegensatze zu Scherer[2]) in Folge der Responsion als Strophen eines Liedes auffaßt, sind die zweiten Stollenverse und der vorletzte Vers des Abgesangs in der zweiten und dritten Strophe durch Reim gebunden:

2. Str. *belîben* : *vertrîben* : ***vermîden.***
3. Str. ***vermîden*** : *lîden* : *belîben.*

Hiezu kommt die Wiederholung des ersten und dritten Reimwortes in umgekehrter Folge. Nicht so regelrecht ist die Entsprechung der

[1]) a. a. O. S. 89.

[2]) Scherer, Deutsche Studien I, 335.

übrigen Verse. Es findet hier Verknüpfung durch grammatischen Reim statt: 2. Str. *begân* : (*wan*) : *gân* : (*verban* : *man*) : ***gestân.***

3. Str. *ergât* : *gât* : ***bestât*** : (*rât* : *hât* : *missetât*).

Fenis **80**, 1. Die ersten Stollenreime lauten in der

1. Str. *wân* : *hân*,

in der 3. Str. *lân* : *hân*.

Die Verse des Abgesangs sind theils durch den gewöhnlichen, theils durch den unrein rührenden, theils durch den grammatischen Reim gebunden: 1. Str. (*stîget*) : ***belîbet*** : *kan* : ***trîbet.***

3. Str. ***vertrîben*** : ***lîbe*** : *ban* : ***vertrîbe.***

Eine andere, der eben besprochenen verwandte Erscheinung ist die, daß in den verschiedenen Strophen die gleichen Reimvokale an den entsprechenden Stellen auftreten. Es ist dies eine freie Behandlung des romanischen Princips, wonach dieselben Reime in jeder Strophe wiederkehren. Das Durchführen des gleichen Reimvokals aber in mehreren aufeinander folgenden Versen entspricht der Neigung der Romanen zur Reimhäufung, wie sie z. B. in den altfranzösischen Pastourellen auftritt[1]). Johansdorf hat in den beiden Stollen beider Strophen von 90, 32 den Reimvokal *a*, in der Waise des Abgesangs *â*:

1. Str. *gras* : *blat* . *was* : *stat* | *hân*

2. Str. *sanc* : *mac* : *lanc* : *tac* | *stât*.

Wir haben hier also 1. die Häufung vokalischen Gleichlauts an den Reimstellen von vier einanderfolgenden Versen, 2. die Entsprechung der Stollenverse und der Waise des Abgesangs zweier Strophen im vokalischen Gleichlaut des Reimes.

Dieses feine Hören vokalischer Gleichlaute war ja dadurch ermöglicht, daß die Lieder gesungen wurden, beim musikalischen Vortrage aber die Silben länger gezogen werden als beim declamatorischen. Hat doch selbst ein moderner Dichter dieses poetische Mittel nicht verschmäht, ohne sich auf den Gesang stützen zu können. Chamisso läßt in seinem Gedichte „Nacht und Winter" innerhalb von vierzehn Strophen, die terzinenartig gebaut sind, an Stelle des Reimes die Vokalisation *e, i, e* und *i, e, i* wechseln[2]):

Von des Mondes kaltem Wehen
Wird der Schnee dahergetrieben,
Der die dunkle Erde decket.

---

[1]) cf. Eduard Tischer, Über Nithart von Riuwental. Leipz. Doctordiss. Leipzig 1872. S. 52.

[2]) cf. Wilhelm Seyd, Beitrag zur Charakteristik und Würdigung der deutschen Strophen. Berlin 1874. S. 20.

Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne,
Nur der Schnee im Dunkel schimmert.

Daß man aber schon damals auf solche Kleinigkeiten achtete, lehrt die Betrachtung der übrigen Minnelieder. Von der Quantität des Reimvokals muß man allerdings absehen und darf ihn auch nicht auf männliche oder weibliche Reime beschränken wollen.

Ich ziehe nun zunächst die Durchführung desselben Reimvokals durch mehrere hintereinander folgende Verse in Betracht.

Steinach 119, 3 hat den Reimvokal *a* in den acht Versen des Aufgesangs: *mac. tac. wart. vaster* | *same. schame. art. laster.* ||

Veld. 67, 9 (*â. a*) *gestât. gras. rât. was.* |

Mor. 129, 5 (*e. ê*) *wert. geschên. gert. vergên.* |

Der Gleichlaut erstreckt sich auch auf den Abgesang, natürlich, da die Stollenreime in den Abgesang übergeführt werden:

Veld. 66, 9 *man sal. span. geval.* | *swan. sal. an.*

57, 26 *râte. ergân. spâte. missetân* | *entstân. bâte. umbevân.*

57, 10 *tâge. lanc. klâge. getwanc.* | *danc. trâge. kranc. verzâge.*

59, 23 *jâre. lanc. klâre. offenbâre. sanc. mâre.* | *danc. (minne.) wanc.*

62, 4 *wanc. klâr. kranc. wâr.* | *danc. sanc. vâr.*

Steinach 118, 19 *jâren. alt. wâren. gestalt.* | *gewalt. gebâren. engalt.*

Rugge 99, 29 *hân. walt. val. stân. kalt. nahtegal.* | *sanc. gedanc . . .* vgl. auch die 2. Str.

Andere Vokale: *ô.* Veld. 63, 18 *schône. gelôbet. krône. hôbet.* | *tôbet. schône.*

66, 32 *trôst. tôt. erlôste. nôt.* | *tôte. nôte.*

Mor. 134, 6 *gesworn. tôt. erkorn. nôt.* | *rôt. verborn. zorn. gebôt.*

î. i. Hausen 45, 19 *zît. twinget. lîp. bringet.* | *nît. wîp. vollebringet.* Fenis 82, 5 *twinge. bin. gedinge. hin.* | *sin. gelinge. ungewin.*

Entwickelt sich der Gleichlaut des Reimvokals zum Reim, so geht natürlich die Gliederung der Strophe verloren. Nur auf diese Weise ist überhaupt ein Ton wie Rugge 102, 27 verständlich:

1. Str. *munde. kunde.* | *stunde. gunde.* | *hunde. muot. entuot.*
2. Str. *stœte. missetœte.* | *rœte. bœte.* | *wœte. muot. guot.*

Diese Strophenform setzt offenbar in ihrer Entwickelung ein Schema mit zweiversigem Stollen und dreiversigem Abgesang, an dessen Anfang der eine Stollenvers wiederholt ist, voraus.

Die Wiederkehr zweier Vokale im Auf- und Abgesange findet statt:

Veld. 66, 1 *a. î (i). an. blîde. strîde. enpfân.* | *ar. winde. gewar. linden.*

58, 35 *a. i.* | *î. â. .danc. küneginne. twanc.* | *winne. danc. gedranc.* || *minne. sîn. wolgetâne. âne. dîn. mîn.*

Hausen 44, 5 *î. a. frî. man. mîn. gewan.* | *lîden. haz. baz. belîben.*

Reinm. 188, 31 *î. â. i. a.* | *î. a. zît. gân. pflige. mac.* | *strît. getân. lige. tac.* | *schîn. mîn. sanc. sîn. gedanc.*

Die Verbindung der Reimvokale *a* und *i* werden wir auch ferner als besonders beliebt kennen lernen.

Auch für den zweiten Punkt, welcher die Wiederkehr eines oder mehrerer Reimvokale an den entsprechenden Stellen verschiedener Strophen betrifft, findet sich eine größere Anzahl von Belegen.

Hausen 44, 12. Der erste Reim aller drei Strophen hat *â* (*a*):

1. Str. *getân. kan.* | *hân. gewan. lân.*
2. Str. *getât. hât.* | *stât. rât. begât.*
3. Str. *erhaben. gesage.* | *vertragen. klagen. verdagen.*

Besonders ist Mor. 139, 9 erwähnenswerth, wo derselbe Vokal dem zweiten Reim angehört, der sich in jeder der drei Strophen über sieben Verse erstreckt:

1. Str. *sanc. kranc. gedanc. ranc. swanc. sanc. spranc.*
2. Str. *naz. vermaz. haz. baz. daz. saz. vergaz.*
3. Str. *gesant. gepfant. lant. verbrant. schant. bant. enblant.*

Mor. 127, 34 entsprechen sich die vorletzte und drittletzte Zeile des Abgesangs, abgesehen von denen der letzten Strophe:

1. *gebat* : *stat.* 2. *gelanc* : *sanc,* 3. *jâr* : *wâr.* 4. *sach* : *sprach.*

Zwei Vokale wechseln ab, Hausen 54, 1 *î* (*i*). *a* in den zwei ersten Strophen, die dritte hat nur den zweiten Reimvokal übereinstimmend:

1. Str. *wîp. gewan. lîp. man.* | *gan.*
2. Str. *vil. sage. wil. trage.* | *klage.*
3. Str. . *ungemach.* . *geschach.* | *gesach.*

Auch der zweite Reimvokal im Abgesang ist gleichlautend:

54, 18. 1. Str. *sîn. gewan. bin. man.* | *enkan. sîn* . . *mîn.*
2. Str. *niht. mac. giht. jach.* | *gepflac. wîp* . . *lîp.*

Reinm. 190, 27 entsprechen sich die Vokale der drei Stollenreime in beiden Strophen, *i* (*î*). *î. û* (*o*):

1. Str. *bite. sî. vrô.* | *site. bî. sô.* ||
2. Str. *mîn. lîp. wol.* | *gesîn wîp. dol.* ||

In 192, 25 lauten die Vokale der zwei Stollenreime in der ersten, dritten, vierten, fünften Strophe *a* (*â*). *i* (*î*), in der zweiten Strophe stimmt nur der Vokal des zweiten Reimes:

1. Str. *man. wil. enkan. spil.*
3. Str. *erlât. vil. stât. wil.*

4. Str. *stat. mich. bat. ich.*
5. Str. *baz. mîn. daz. sîn.*
2. Str. . *in.* . *bin.*

Dazu kommt noch theilweiser Reim und gleiche Reimworte im Refrain bei dem schon früher erwähnten Hausen 49, 57:

1. Str. *kan. wîbe. getân. lîbe.* | *lîde. hân. belîbe. ergân. tuo. zuo.*
2. Str. *man. minne. verlân. sinne.* | *inne. gewan. ingesinde. bestân tuo. zuo*

Fenis 80, 1:

1. Str. *wân. gedingen. gelingen. hân.* | *stîget. belîbet. kan. trîbet.*
3. Str. *lân. mîden. lîden. hân.* | *vertrîben. lîbe. ban. vertrîbe.*
2. Str. *gewant* . . *erkant* . | . . *hânt.*

Wenn wir die Reime mit in Betracht ziehen, haben wir wieder den Wechsel der Reimvokale *a* und *i*.

Die Bindung durch den bloßen Gleichlaut des Reimvokals ist die Voraussetzung für die nächst höhere Entwickelungsstufe, die Reimbindung, wie wir sie sowohl innerhalb derselben Strophe bei einander folgenden Versen (cf. Rugge 102, 27), als auch innerhalb verschiedener Strophen an entsprechenden Stellen (Joh. 87, 5. Hausen 49, 37 etc.) kennen lernten. Bei der Entsprechung innerhalb verschiedener Strophen führt uns die Entwickelung noch einen Schritt weiter, von der bloßen Reimbindung zur Gleichheit der Reimwörter.

Rugge 110, 8: *sol. hân. wol. ergân.* | . . *bî. sî. frî.*
2. Str. *wol.* . *sol.* . | . . *bî. sî. frî.*

Im Aufgesange haben allerdings die beiden Reimwörter ihre Plätze getauscht.

Mor. 130, 31: Abgesang. *niht. sîn. siht. mîn.*
„ 2. Str. . *sîn.* . *mîn.*
„ 3. Str. *niht. sîn. siht. mîn.*

Obwohl die genannten Erscheinungen bei Johansdorf nur einen kleinen Raum einnehmen (zehn Verse innerhalb zweier Strophen), so habe ich sie doch an dieser Stelle mit so großer Ausführlichkeit, mit Beibringung eines zahlreichen Belegmaterials und mit Ausblicken auf ihre Weiterentwickelung besprechen zu müssen geglaubt, da ja der Beweis für die Richtigkeit der Beobachtung erst zu führen war.

Alliteration. Auf die Reste der alten Alliterationszeile hat Arnold Berger in seinem Aufsatze: die volksthümlichen Grundlagen des Minnesangs (Zs. f. d. Phil. XIX, 474) aufmerksam gemacht und eine lange Reihe sogenannter alliterirender Lang- und Halbzeilen aus

MF. zusammengestellt. Da aber in ihnen die Gesetze der alten Alliterationspoesie nicht mehr in Kraft stehen, so ist es sehr fraglich, ob bei den Dichtern überhaupt noch das Bewußtsein der Alliteration vorhanden war. Altüberlieferte, formelhafte, mit Alliteration versehene Ausdrücke bietet der Vers 90, 32.

(Wîze,) rôte rôsen, blâwe bluomen, grüene gras.

Es erübrigt noch, einzelne Erscheinungen innerhalb des Verses zu besprechen.

Hebungen und Senkungen. Die Hebungen pflegen mit den Senkungen regelmäßig abzuwechseln, nur an zwei Stellen fehlt eine Senkung. Die eine ist schon erwähnt, 89, 5: *díe áber mit lísten wéllent sîn.* Der Sinn läßt hier eine starke Betonung des ersten Wortes zu und gestattet damit zugleich eine kleine Pause hinter demselben, so daß der Takt vollkommen ausgefüllt wird. Fehlen einer ganzen Hebung, welches sonst eintreten würde, ist nicht anzunehmen.

Sodann 90, 35: *dar ûfe súngen vógele. dáz wás ein schœniu stát.* Becker (a. a. O. S. 56) verschleift die beiden ersten Silben in *vogelé* und läßt vor dem betonten *e* der Endung die Senkung fehlen („scheinbar ausgefüllte Senkung"). Ich nehme den Ausfall der Senkung zwischen den Worten *daz* und *was* an; denn „*daz*" verträgt wieder einen starken Ton und damit zugleich eine Pause hinter sich.

Verschleifung von Silben findet meist auf der Arsis statt, in der Thesis nur: 88, 5 *mêre gesehe.* 89, 38 *krúze gerúowet.* 91, 4 *sine gewunne.* 91, 6 *dánne bevínde.* Der Artikel als eine der beiden verschleiften Silben 88, 27 *jâre der.*

Einerseits verschleift, anderseits den ganzen Takt ausfüllend werden folgende Silben gebraucht: *rede* 90, 3. 91, 16. *94, 1; aber *réde* 91, 33. *réde an* 90, 1. *bete* 94, 6; aber *béte* 87, 2. *gote* 80, 10. 89, 34; aber *góte* 88, 35. *gótes* 90, 2. 94, 33. *tugenden* 92, 11. 86, 11; aber *túgentlîcher* 89, 2. *manege* 87, 30. 90, 8; aber *mánic* 88, 25. 91, 8. *kumet* 88, 4. *komen* 89, 33; aber *enkúme ich* 90, 12. *leben* (subst.) : *geben,* stumpfe Reime, 90, 25 : 27; aber *lében* inf. *93, 7. *gébe* conj. 87, 4. *verloben* 87, 38; aber *lóbe* (subst.) 88, 15. *geschehen* 89, 16. *93, 16. *94, 6; aber *geschéhe* 88, 18.

Die Endung *-er* nimmt gewöhnlich die ganze Senkung ein[1]):

[1]) Vgl. Wilmanns, Ausgabe von Walther, S. 37 der Einleitung.

súmer 90, 23. 31. *wíder* 86, 27. 88, 3. 90, 9. 94, 28; *áber* 90, 33. 94, 30; aber sonst verschleift, bez. einsilbig, auf der Hebung 89, 5, in der Senkung 88, 1. 90, 20. 94, 31. *über* 89, 14 neben *über* 95, 8. *übersiht* 89, 37. *nider* 86, 20. Neben dem sonst gebräuchlichen *niemer* einmal *nímer* 88, 13 (so Haupt, AC: *niemer*).

Betonung. Widerstreit zwischen logischer und rhythmischer Betonung. *a*) am Anfang des Verses: 88, 30 *diu werlt ist unstæte.* Becker (a. a. O. S. 229) liest *die werelt,* weil das Wort in der älteren Lyrik als zweisilbig gegolten habe. 89, 31 *daz sint von ime die sælden ármen.* 90, 7 *des was mîn hérze hér niht frî*;

b) in der Mitte, resp. gegen Ende des Verses: 89, 6 *für die wil ich niht vallen.* 89 (22). 23 (*daz Jersalem . . . .*) *helfe noch nie noeter wárt.* 91, 23 *wie sie énde nímt, des weiz ich níht.* *93, 35 *wérte ich íuch, des hetet ir êre, só wær mîn der spót.*

Die mit dem Praefix *un-* zusammengesetzten Reime haben den Ton immer auf der Stammsilbe: *unnôt* 89, 28. *unnæher* 89, 13. *unstæte* 89, 17. 88, 30. *unmære* 90, 21. *also* wird zum Theil auf der ersten: 90, 24. 88, 18, zum Theil auf der zweiten Silbe betont: 91, 33. *93, 9. *93, 16. Neben *iemen* 91, 13 und *niemen* 89, 10. 87, 26. 91, 31 findet sich *iemán* 91, 36.

Cäsur. Wirkliche Cäsur findet sich nur in dem siebenhebigen Verse des unechten Liedes *93, 12 ff., nach der vierten Hebung abwechselnd männlich (in der 1., 3., 6., 7. Str.) und weiblich (in der 2., 4., 5. Str.). Ebenso steht der Inreim des siebenhebigen Verses 92, 5 regelrecht auf der vierten Hebung. Sonst ist die Cäsur nicht durchgeführt; im Verse von sechs Hebungen ergibt sich aber die Pause nach der dritten Hebung so natürlich, daß der Dichter sie unbewußt öfter eintreten läßt. So im III. Ton 87, 29 ff.:

88, 6 *si kúmet mir niemer tác | ûz dén gedánken mîn.*
88, 13 *íne erwáche nímer, | ezn sî mîn êrste ségen.*
88, 32 *den wírt ze júngest schîn, | wies án dem énde túot.*
89, 3 *kúnden sí ze réhte | beídiu sích bewárn.*
89, 8 *als ích mit triúwen túon | die lieben fróuwen mîn.*
Ton IV: 89, 10 *deist állez úmbe níht : | mir weíz sîn niemen dánc.*
89, 12 *dár ich hân gedíenet, | da ist mîn lôn vil kránc.*

Ton XIII: 94, 19 *der dén vil sǽldehâften | dórt behálten lît.*
94, 21 *lîdet eíne wîle | willeclîchen nôt.*
94, 36 *wie víl mir dóch von líebe | leides íst beschért.*
94, 39 *wie wíl du dích gebâren, | swénne er hínnen vért?*
95, 7 *diu mít ir wîbes güete | dáz gemáchen kán.*
95, 12 *swénne sí gedénket | stílle an sîne nôt.*

Elision. Dieselbe ist meist vollzogen, gewöhnlich auf der Senkung. — Auf der Hebung nur 86, 8 *het ích.* 92, 1 *het — ér.* 86, 5. 12 *danne (eíne. — óbes).* 86, 7 *minnet ích.* 89, 1 *hab íemer.* 89, 16 *frâg ích.* 91, 17 *wurd álze.* 94, 33 *vüer ích.* 95, 4 *kund ích.* 90, 29 *swenne íchz.* Abgesehen von dem letzten Falle und von 86, 5. 12 ist das *e* bereits in der Überlieferung von der einen oder von mehreren Handschriften beseitigt.

Hiatus zeigt sich an folgenden Stellen: 87, 1 *vínde án.* 87, 9 *erárne ír* (von Lachmann ist der Hiatus erst hergestellt. *A erarn iren*). 88, 18 *geschéhe álso.* 89, 13 *háure án.* 89, 30 *kríuze únd.* 90, 3 *nâhe án.* 90, 5 *sórge úf.* 91, 36 *sáhe ích.* 91, 37 *wære ích.* *92, 32 *würde ích.*

Weißenfels' Versuch (a. a. O. S. 36 Anm.), den Hiatus in einer Anzahl von Fällen zu beseitigen, wird schon dadurch überflüssig, daß er ihn an zwei Stellen, an einer ganz bestimmt, zugibt, nämlich in 89, 30. — Der Hiatus in 88, 18 erscheine gemildert wegen des Satzabschnittes, lasse sich aber auch beseitigen[1]). Betrachten wir die übrigen Fälle, so würde sich 87, 1 entfernen lassen, wenn wir mit C lesen: *daz ich si vinde mít ir êren,* A bietet aber die bessere Überlieferung (*an ir êren*); 90, 5, wenn *sorge* (Hss. BC) in *sorgen* geändert würde, ebenso 92, 32 mit Tilgung des Auftakts: *sô wurd ích von sórgen frî*; niemals aber 91, 36, wo durch den Wegfall einer Hebung die Harmonie des Strophengebäudes gestört würde. Schema nach Bartsch[2]): 7a 5b ⏑ | 5c 7d ⏑,
nach Weißenfels: 6a 5b ⏑ | 5c 7d ⏑.

Was die Herbeiziehung des folgenden Tones (92, 7) als Analogon für das so gewonnene Strophenschema soll, verstehe ich nicht. Weißenfels theilt ohne Rücksicht auf Reime und Betonung die Strophe 92, 7 nach dem oben construirten Schema ab, ohne doch dieselbe voll-

[1]) *daz ír geschéhe, alsó müez éz ouch mír ergên.* Die Lesung mit Hiatus erscheint jedenfalls sinngemäßer.

[2]) Germ. III, 483.

ständig hineinpressen zu können. Denn soll etwa v. 92, 10 *Wandels frî. si sol mir erlouben, daz ich* ein Vers von fünf Hebungen mit klingendem Ausgange sein? und 92, 11 ein solcher mit stumpfem Ausgange? *von ir tugenden spreche. mich wundert.* Wenn aber wirklich die Abtheilung gelänge, was nützte es, sobald der Reim nicht an das Ende jedes Verses tritt? Da es nun nicht möglich ist, den Hiatus ganz zu tilgen, so behalte ich ihn auch in den Fällen bei, wo er sich beseitigen ließe (90, 5. 92, 32).

Synaloephe. *a*) auf der Hebung 89, 12 *dâ ist.* 90, 22. 91, 21 *sô ist*;

b) auf der Senkung 87, 21 *nû entrûre.* 88, 29 *nû erkenne.* 89, 10 *deist* (BC *das ist*). *93, 4 *sist* (*si ist* C).

Inklination. *a*) Enklisis. Vorzüglich wird die Negation *en* (*ne*) und das geschlechtliche Pronomen enklitisch gebraucht: *ichn* 87, 38. *93, 22. *ine* 88, 3. *ern* 87, 7. *ezn* 88, 13. 89, 36. *desn* 88, 6. *dern* 88, 24. *sôn* *92, 26. *93, 3. — *obes* = *obe si* mit Apokope 86, 12. *wies* = *wie si* 88, 32. — *wiez* 88, 20. *erz* 89, 1. *ichz* 90, 29;

b) Proklisis: 87, 8 *zeiner.* 87, 22 *zeim.* *93, 7 *zaller.*

Apokope. Nomina: *frou* (Hs. C *fro*) für *frouwe* im Auftakt *93, 11. Verba: *wæn* 86, 20. 91, 27. *wær* 91, 33. 92, 10. *93, 35 (Bartsch: *und wære*). *mües* *92, 30. Partikeln: *swenne* im Auftakt *92, 31. *dan* *94, 9.

Synkope: *lachen* 91, 5; *genade* 91, 5. *sen(en)den* *93, 18. *Jer(u)salem* 89, 22, *aber* einsilbig gebraucht 88, 1. 90, 20. 94, 31; ebenso *oder* 95, 13. Von Lachmann-Haupt sind darum gleich die gekürzten Formen eingesetzt: *ab, od.*

Synkope des *e* mit Ausfall oder Auflösung des vorhergehenden Consonanten oder Assimilation an den folgenden. Es betrifft dies die Consonanten *w*; *g, b*; *n.*

w: *iur* = *iuwer* *93, 28.

g, b: *gelît* = *geliget* 86, 20 (: *zît*). — *gît* : *lît* : *lît* (= *gibet* : *liget* : *liget*) *92, 14 : 16 : 19. *gît* : *lît* 94, 16 : 19. *treit* : *geseit* (= *traget* : *gesaget*) 88, 33 : 35. *gegen* *92, 23 im Auftakt, *92, 25 innerhalb des Verses in der Senkung, also einsilbig zu lesen.

n: *dî(ne)me* 88, 17. *ei(ne)me* 88, 27. *mî(ne)me* mit Apokope 87, 13.

IV. Sprache.

Vorausgeschickt werden einige Bemerkungen über den Laut.

1. Vokale. Umlaut durchgeführt in *heldet* 87, 32. *iu* wirkt nicht umlautend. *alliu* 88, 9. 90, 17.

Vokalschwächung. *a*) in Stammsilben. *a* in *e*: *denne* (: *erkenne*) 91, 7. „Unechter Umlaut", Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik 2. Ausg. §. 21. *niemen* 89, 19. 87, 26. *iemen* 91, 13. Weinhold, Bairische Grammatik §. 13: „irrationales *e* im zweiten tonlos gewordenen Theile der Composition." Dagegen 91, 36 *iemán*. — *selhen* *93, 27. specifisch alemannische Form, cf. Pfeiffer, Germ. III, 504, doch von Lachmann auch in den Ausgaben von Walther und Wolfram verwendet. cf. Mhd. Wb. II², 465;

b) in Endsilben. *ô* in *e*: *alse* 86, 21, sonst *alsô*, z. B. 88, 18. *iu* in *e*: *beide* (: *kleide* : *leide*) 87, 15; innerhalb des Verses 94, 23 (AC); dagegen *beidiu* 89, 3. 19 (BC). Es läßt sich nicht entscheiden, welche Form der Dichter innerhalb des Verses gebraucht hat; denn schwerlich wird er die eine und die andere abwechselnd gebraucht haben [1]).

Zusammenziehung von *ie* in *î*: *vînt* 91, 37 (B *vient*, C *vîent*) ist von Lachmann vorgenommen, weil nur die Hebung ausgefüllt werden darf.

Vokalabfall. Neben gewöhnlichem *im*, dat. des geschlechtlichen Pronomens findet sich einmal *ime* 94, 24.

2. Consonanten. Ausfall von *r*: *welte* 94, 17. 95, 15; dagegen *werlte* *92, 14. *werlde* 95, 2; von *h*: *niet* (: *schiet* : *liet*) 92, 7. 10. cf. Weinhold, Mhd. Gramm.² §. 494.

Assimilation: *hete* 86, 18. *hetet* 93, 35, aus *hebte* und *hebtet* entstanden, aleman. besonders beliebt, doch auch baier. und österr. verwendet, mehr innerhalb des Verses, wie auch von Johansdorf, als im Reime gebraucht, cf. Weinhold, Mhd. Gramm.² §. 394; Baier. Gr §. 320.

Syntax.

Über die Syntax und poëtische Technik der älteren Minnesänger hat Burdach (a. a. O. von Seite 55 ab) im Zusammenhange gehandelt. Die folgende Untersuchung soll anschließend an die von Letzterem und Wilmanns (Einleitung zur zweiten Ausgabe Walthers von der Vogelweide, Halle 1883) aufgestellten Gesichtspunkte eine ausführliche Darstellung der Syntax und poëtischen Technik unseres Dichters geben, wobei die bereits von Burdach aufgeführten Beispiele durch eckige Klammern bezeichnet werden.

Zunächst ein paar Bemerkungen, welche einzelne Satztheile betreffen: das Substantiv *wîp* bevorzugt das natürliche vor dem grammatischen Geschlechte. 86, 28 *ein wîp, diu* ... — Das Possessivum ist mit dem Artikel verbunden. *92, 25: *den dînen haz*. — Das Adjectiv

[1]) (Warum nicht? Übrigens ist *beide* nicht „Schwächung" für *beidiu*. (O. B.)

ist construirt wie das inhaltlich entsprechende Particip. praet. eines transitiven Verbums. 89, 31: *daz sint von ime die sælden armen.* Lachmann (Anm. MF. 271): *‚vor* zu vermuthen ist nicht nöthig, *die sælden armen* ungefähr so viel als *verfluochet'*.

Satz. 1. Parataxe. *a*) ohne jede Verbindung. Zu dem vorher gehenden Satze steht der folgende in einem inneren Abhängigkeitsverhältniß:

95, 5 *ez nahet. er wil hinnen varn.*

Nach den Verben des Glaubens und Wissens folgt ein Hauptsatz:

88, 7 *dâbî geloube mir, swes ich ir jehe, ez gêt von herzen gar.*
88, 21 *ich weiz wol, ez verkêret allez sich.*
92, 7 *got weiz wol, ich vergaz ir niet.*

Die nachfolgenden Sätze stehen dem vorhergehenden inhaltlich parallel:

89, 9 *Swaz ich nu gesinge, deist allez umbe niht:*
mir weiz sîn niemen danc;
ez wiget allez ringe.
dar ich hân gedienet, deist mîn lôn vil kranc.

Ebenso 86, 19 ff. 90, 11 ff. 91, 18 f. 94, 11 f. 94, 36 ff. 94, 25 ff., wo der dritte Satz von den beiden vorangehenden innerlich abhängig ist.

b) Verbindung durch demonstrative Pronomina und Adverbia. Erstere findet sich 87, 5 f. *Mich mac der tôt von ir minnen wol scheiden: anders nieman: des hân ich gesworn. daz* 87, 22. 27. *diu* 88, 22. 89, 24. *den* 88, 32. *die* 89, 25. *disen* 91, 28.

Demonstrative Adverbia: *sô* 87, 2. 90, 11 etc. *alsô* 93, 9. *dar ûf* (final) 86, 18. *dar ûfe* (local) 90, 35. *dâ* 87, 26. *dar nâch* 88, 16. *dâ bî* 88, 7. 28. *hie* 90, 23.

Häufig ist die Anknüpfung durch die Partikel *nu* (cf. Burdach S. 93), bei Adhortativsätzen: 86, 27 *nu helfe er mir.* Wiederholt: 87, 21 *nu mîn herzevrowe, nu trûre niht sêre.* 88, 3. 88, 29. 89, 38; beim Ausruf und zugleich die Rede fortführend: 89, 33 *nu waz gelouben wil der hân* etc.; einen Einwand einführend 89, 27 (nicht adhortativ wie Burdach will): *Nu mugen si denken, daz* etc.; den Satz mit dem vorhergehenden demonstrativ verknüpfend: 89, 30 *swen nu* (= unter diesen Umständen, bei diesen Erwägungen) *sîn kriuze und sîn grap niht wil erbarmen, daz ...*; in ursprünglicher Bedeutung als Zeitadverb = jetzt 86, 19. 87, 30. 33. Im Übrigen werden die Hauptsätze mit temporalen (*noch* 87, 32. 90, 37. *sâ dô* *93, 14) und adversativen Partikeln (*iedoch* 86, 4. *ab* 88, 1. *doch* 91, 4) eingeleitet.

Hypotaxe. 1. Conditional- und Concessivsätze. Bei den ersteren fehlt die einleitende Conjunction vielfach. Subject und Prädicat haben dann die Stellung der Fragesätze: 87, 3. 89, 3. 94, 28. 94, 31. 33, mit Weglassung des pronominalen Subjects: 91, 24 *ist, daz* .., mit Hinzutritt der Conjunction *und*: 90, 18. 91, 13. 20. 21. *92, 24. 28. Häufiger ist *ob* verwandt, die Stellung von Subject und Prädicat ist dann die gewöhnliche: 86, 11. 27. 87, 35 etc. Am wenigsten erscheint *swenne,* nur 87, 9. 90, 29. *92, 31. *93, 2.

Die Bedingungssätze lassen sich unterscheiden als reale, irreale und potentiale. Die reale Bedingungsperiode stellt die Abhängigkeit zweier Thatsachen von einander als wirklich, die irreale Bedingungsperiode als unwirklich, die potentiale als nur gedacht dar.

a) Reale Bedingungsperiode. Im Haupt- und Nebensatze steht der Indicativ praes.: 90, 27 *‚Wol mich' singe ich gerne, swenn ichs gelerne.* 90, 18. 91, 20 *und wil si, ich bin vrô. und wil si, so ist mîn herze leides vol.* 93, 2 *swenne ich die vil schoenen hân, son mac mir niemer missegân.* cf. auch 94, 3 f.

b) Irreale Bedingungsperiode. Im Haupt- und Nebensatze steht der Conjunctivus praeteriti: 89, 25 *wær ez unserm herren ande, er ræch ez ân ir aller vart.* 92, 9 *ich engetorste ir nie gesingen disiu liet, wær si vil reine niet und alles wandels frî.*

Weit zahlreicher und mannigfaltiger in der Form ist die dritte Classe:

c) Potentiale Bedingungsperiode.

α) Im Nebensatz steht der Indicativ, im Hauptsatze der Conjunctiv (Adhortativ) praesentis: 94, 36 *Wilt ab du ûz mînem herzen scheiden niht, ... vüer ich dich dan mit mir in gotes lant, sô sî er umbe halben lon der guoten hie gemant*; mit Umschreibung im Nebensatze durch *ist daz* und das Hilfsverb *soln*: 91, 26 *ist daz ich es inne werden sol, wie dem herzen ...., so bewar mich vor dem scheiden got.*

β) Im Nebensatze steht der Conjunctivus praesentis (Potentialis), im Hauptsatze der Conjunct. praes. (Adhortativ, Optativ) oder Imperativ. praes. Adhortativ: 86, 27 *nu helfe er mir, ob ich herwider kome, .., daz ..* — 87, 3 *sül aber si ir leben verkêren, sô gebe got, daz ..* ebenso 87, 35. Optativ: 89, 1 *tuo erz mit triuwen, sô hab iemer danc sîn tugentlîcher lîp.* 91, 13 *und werde ich iemen liep, der sî sîner triuwe an mir gemant.* Imperativ: 94, 28 *komest du wider bî, als ..., sô wis mir aber willekomen.* Unentschieden bleibt, ob der Modus des Nebensatzes Indicativ oder Conjunctiv ist, in 87, 9 *swenne*

ich von schulden erarne ir zorn, sô bin ich vervluochet vor gote als ein heiden.

γ) In Haupt- und Nebensatz steht der Conjunctivus praeteriti: 86, 5 *solde ich minnen mêr dan eine, daz enwære mir niht guot, sône minnet ich deheine.* 91, 17 *spræch ich mêre, des wurd alze vil.* 91, 33 *wær diu rede mîn, ich tæte alsô.* 34 *verlür ich mînen friunt, seht, sô wurde ich niemermêre frô.* 91, 36 *sæhe ich ieman, der jæhe er wære von ir komen, wære ich dem vînt, ich wolte in grüezen.* 92, 1 *allez, daz ich ie gewan, het er mir daz genomen, daz möhte er mir mit sînen mæren büezen.* 92, 28 *und solde ich iemer daz geleben, daz ich si umbevienge, sô mües mîn herze in vröuden sweben*; ebenso 92, 31. 93, 35.

Nach Comparativ im Hauptsatze wird der Nebensatz mit *dan obe* eingeleitet: 86, 11 *waz möht ir an ir tugenden bezzer sîn, dan obes ir umberede lieze sleht, tæte an mir einvalteclîche.*

δ) Im Nebensatz steht der Conjunctivus praeteriti, im Hauptsatz der Indicativus praesentis: 89, 3 *kunden si ze rehte beidiu sich bewarn, für die wil ich ze helle varn.*

Praeteritale Bedeutung des Conj. praet. liegt nirgends vor.

Einmal erscheint anstatt eines Bedingungssatzes ein Imperativsatz[1]): 89, 38 *Nu lât daz grap und ouch daz kriuze geruowet ligen. die heiden wellent* (sind im Begriff, werden) *einer rede an uns gesigen daz ..* Die Ausführung des Befehls ist die Bedingung, unter welcher der folgende Satz zurecht besteht.

Mit den Bedingungssätzen sind verwandt die Relativsätze. Ein solcher vertritt einen Bedingungssatz: 89, 18 (*wær ez niht unstæte,*) *der zwein wîben wolte sîn für eigen jehen?* 91, 10 *dâ daz ende denne unsanfte tuo, ich wæne des wol, daz ensî niht guot.*

Das relative Verhältniß löst das conditionale ab: 89, 3 *kunden si ze rehte beidiu sich bewarn, für die wil ich ze helle varn. die aber mit listen wellent sîn, für die wil ich niht vallen.*

Die verallgemeinernden Relativsätze werden eingeleitet mit *swer, swaz* etc., nur einmal findet sich *der* 88, 5. Überall erscheint der Indicativ.

Verallgemeinernd tritt die Partikel *der* zum relativen Adverb *wie*: 89, 15 *wie der einez tæte, ...*

swie dient in Verbindung mit anderen Adverbien zum Ausdruck des concessiven Verhältnisses: 87, 35 *Swie vil daz mer und ouch*

[1]) cf. Paul, Mittelhochdeutsche Gramm. 2. Aufl. S. 130.

die starken ünde toben, ich wil si niemer tac verloben. 88, 19 *swie gern ich var, sô jâmert mich* ... Sonst wird das concessive Verhältniß durch die Stellung des Fragesatzes und *joch* oder *doch* gegeben. Je nachdem der Satz etwas Thatsächliches oder bloß Gedachtes bezeichnen soll, erscheint Indicativ oder Conjunctiv. 92, 6 (*swer si vor mir nennet, der hât gar mich ze friunde ein ganzez jâr,*) *het er mich joch verbrennet.* 92, 12 (*mich wundert,*) *ist si mir doch niht ein wênic bî,* (*waz si an mir reche.*)

2. Consecutiv- und Causalsätze. Zu diesen bemerkt Burdach S. 57: ‚Und wer aus Allem etwas schließen will, könnte hieraus (nämlich aus dem geringen Vorkommen der Consecutivsätze), wie aus dem seltenen Gebrauch der Causalsätze einen Schluß machen auf seine (Johansdorfs) Abneigung gegen eine rationalistische Betrachtungsweise der Welt nach dem Gesetze der Ursache und Wirkung, eine Abneigung, die seiner stark ausgeprägten theologischen Richtung recht wohl entspräche.'

Faßt man aber wie Burdach die consecutio als Wirkung irgend einer Ursache, gleichviel ob beabsichtigt oder nicht beabsichtigt, und zieht auch noch die Explicativsätze (wie B. für 48, 15 und 45, 1 f. dies thut) hinzu, so muß man außer den a. a. O. citirten Stellen [90, 6], [90, 25], [93, 5], [95, 8] noch folgende herbeiziehen: 88, 13 *Ine erwache nimer, ezn sî mîn êrste segen, daz got ir êren müeze phlegen.* (Explicativsatz.) 90, 10 *Waz sol ich wider got nu tuon, ob ..., daz er mir genædic sî?* (Finalsatz.) 87, 1 *nu helfe er mir, ob ..., daz ich si vinde an ir êren.* 87, 4 *sô gebe got, daz ich vervar.* 95, 8 *ir sint âne sinne, daz ir bringent mich in selhen zorn.* 92, 28 *und sold ich iemer daz geleben, daz ich si umbevienge.* (Alles Explicativsätze.)

Als Causalsätze führt B. nur die mit *wand* (*wan*) eingeleiteten, welche die Wortstellung unabhängiger Sätze haben, an [87, 8. 90, 30. 95, 11]. Es gehört aber auch ein Satz wie 87, 33 hierher: *dur daz ich var.* Und ehe man auf eine Abneigung unseres Dichters gegen eine rationalistische Betrachtungsweise der Welt schließen kann, muß man die Sätze auch auf die übrigen ursächlichen Bestimmungen hin untersuchen. Nun sind aber solche vorhanden in der demonstrativen Anknüpfung der Sätze: 86, 3 *an fröuden ich des dicke schaden hân.* *92, 37 *des muoz ich iemer êren dich*; ferner in Sätzen, welche eine Frage nach der Ursache, nach dem Urheber enthalten *93, 15. *93, 17. *93, 27. 91, 2 *unde enweiz och rehte niht, wes ich mich vröuwen mac*; ferner in den Relativsätzen, in denen das Relativum von der Präposition *durch* abhängt. 88, 2 (*der donreslege möht ab lîhte sin,*) *dâ si*

mich dur lieze. 95, 1 *durch den du wære ie hôchgemuot*; ebenso 95, 15; schließlich innerhalb eines Satzes in Wendungen wie: 86, 10 *durch keine liebe niht wan durch daz reht.* 86, 25. 26 *durch got — durch mîne missetât.* 87, 33 *durch des rîchen gotes êre.* 87, 31 *von ir zorne.* Der obige Schluß dürfte also ungerechtfertigt sein.

3. Temporalsätze, eingeleitet durch *dô* 87, 13. *sô* 87, 28. *als* 91, 6. 94, 29. *swenne* 94, 39. 95, 12. *ê* 91, 8. *sît* 92, 8. *unz* 91, 5. 32.

4. Wunschsätze: 86, 22 *hulfe ez iht!* 95, 4 *kund ich mich beidenthalben nu bewarn!* Haupt zieht 86, 22 als Nebensatz zu dem vorhergehenden, 95, 4 zu dem folgenden Satze. Ich fasse beide selbständig auf und interpungire dem entsprechend. Eine andere Art der Wunschform (*daz* — und Conj. praes.) zeigt *93, 25: *daz mîn dienest sô iht sî verlorn.* cf. Paul a. a. O. §. 375, 2.

Wo eine Aufforderung mit dem Wunsche verknüpft ist, steht der bloße Conjunctiv praes.: 86, 27 *nu helfe er mir.* 87, 4 *sô gebe got.* 91, 26 *sô bewar mich vor dem scheiden got.* Ebenso *92, 14. *94, 8. 94, 34. *müezen* wird zu Hilfe genommen 88, 18 *daz ir geschehe, alsô müeze ouch 'mir ergên.* 95, 14 *sô müeze sîn der pflegen, ...* Paul meint (Gram. §. 285), daß *müezen* nur dann herbeigezogen werde, wo der Wunsch nicht an eine Aufforderung streife. In dem letzteren Falle scheint diese aber doch vorhanden zu sein, vgl. auch die Beispiele im Mhd. Wb. II, 270ᵇ. Anderseits wird der bloße Conjunctivus praes. des Verbums da angewendet, wo der bloße Wunsch und keine Aufforderung vorliegt: *93, 34 *niene welle got.*

5. Indirecte Fragesätze, eingeleitet vom interrogativen Pronomen: 88, 3 *nu sprechet, wes si wider mich genieze.* 91, 2. 92, 13, mit *ob* 88, 5, mit dem interrogativen Adverb *wie*: 86, 8 *seht, wie maneger ez doch tuot.* 88, 20 *wiez noch hie gestê.* 88, 32. 91, 22. 23. 25. In letzterem Falle steht der Indicativ, ausgenommen 88, 20, in den beiden ersteren Fällen der Conjunctiv, ausgenommen 91, 2.

Syntaktische Eigenthümlichkeiten. Als solche bezeichnet Burdach (S. 65) das unverbundene Nebeneinanderstellen zweier Bedingungssätze: [91, 36] *sæhe ich ieman, der jæhe er wære von ir komen, wære ich dem vînt, ich wolt..* Ebenso 86, 13. *Obes ir umberede lieze sleht, tæt an mir einvaltecliche.* Umgekehrt einfacher Bedingungssatz, doppelter Nachsatz: 86, 5 *solde ich minnen mêr dan eine, daz enwære mir niht guot, sône minnet ich deheine.* Eine zweite Eigenthümlichkeit gesellt sich hinzu, nämlich, daß zwischen die beiden parallelen Sätze ein anderer Satz tritt, zwischen zwei Bedingungssätze ein Relativsatz: 94, 31 *wilt ab du ûz mînem herzen scheiden niht, daz*

vil lîhte unwendic doch geschiht, vüer ich dich dan mit mir in gotes lant, sô .. Zwischen die Bedingungssätze tritt der Nachsatz und außerdem ein parenthetischer Satz: [92, 31] *swenn daz alsô ergienge, sô wurde ich von sorgen frî (ir genâde stânt dâbî), ob sie mir des verhienge.* Der Hauptsatz steht zwischen zwei von ihm abhängigen Relativsätzen: 88, 25 *der leben sol, dem wirt manic wunder kunt, daz alle tage geschiht.*

Poëtische Technik.

1. Lebendigkeit der Rede.

a) Anrede

α) An die Frau: *frouwe* *92, 18. 21. *93, 22. 28. 34. *frouwe guot* *94, 13. *vil liebe frouwe mîn* *93, 19. *nu mîn herzevrowe* [87, 21]. *vil minneclîchez wîp* *93, 31. *küneginne* *93, 24.

β) An den Ritter: *ir tumber* *93, 20. *vil lieber man* *93, 29.

γ) An den Zuhörer: *guote liute* [94, 15]. *seht* [86, 18]. *nu sprechet* [88, 3]. *dâbî sô merket gotes zorn* [88, 28]. 89, 38. Einzelne Person angeredet 88, 7. *dâbî geloube mir.* 89, 16 wirft der Dichter erst im Allgemeinen die Frage auf und wendet sich dann v. 19 an einen Standesgenossen: *sprechet herre.*

δ) An die Minne: 94, 25.

ε) An die Sælde: 93, 1. *vil werde küneginne,*

ξ) An die eigene Person in der Frauenstrophe 94, 38 *vröudelôser lîp.*

η) Am wirkungsvollsten ist die Anrede an Gott, vorzugsweise am Schluß einer Strophe oder eines Liedes. Der erstere Fall: 87, 12 *heileger got, wis genædic uns beiden.* Der letztere Fall: 86, 23 *herre, wan ist daz mîn lêhen, daz mir niemer leit geschiht.* 88, 16 *darnâch êwecliche gip ir herre vröude in dîme rîche.* 90, 15 *got herre daz vervâch ze guote.* Das Gebet enthält öfter die directe Anrede nicht, sondern der Dichter spricht in der dritten Person: 86, 27 *nu helfe er mir, ob..., daz ich si vinde an ir êren.* 87, 4. 95, 4. Übergang aus der dritten in die zweite Person findet 88, 13 statt: *ine erwache nimer ezn sî mîn êrste segen, daz got ir êren müeze phlegen. darnâch êwecliche gip ir, herre ....*

b) Ausrufe und Betheuerungen: 90, 4 *ôwê, war hât sich der gesellet!* 94, 35 *ôwê, sprach ein wîp, wie vil mir doch von liebe leides ist beschert! Waz mir diu liebe leides tuot!* etc. *93, 20 *wê, waz sagent ir tumber?* *93, 24 *Neinâ, küneginne, daz ..!* 90, 27 *‚Wol mich' singe ich gerne.* 95, 6 *wol si sælic wîp, diu..!* Betheuerung: 92, 7 *got weiz*

wol! 93, 34 *niene welle got!* Besonders wirkungsvoll erscheint die Schwur- und Fluchform: 87, 5 *Mich mac der tôt von ir minnen wol scheiden: anders nieman. des hân ich gesworn.* 88, 9 *ich minne si für alliu wîp und swer ir des bî gote.* 87, 37 *Swie vil daz mer und ouch die starken ünde toben, ich wil si niemer tac verloben.* Fluchform: 87, 9 *Swenne ich von schulden erarne ir zorn, sô bin ich verfluochet vor gote als ein heiden.* 87, 25 *got vor der helle niemer mich bewar, ob daz mîn wille sî.* 89, 30 *Swen nu sîn kriuze und sîn grap niht wil erbarmen, daz sint von ime die sælden armen.*

c) Rhetorische Frage: [86, 11] *waz möht ir an ir tugenden bezzer sîn, dan obes ir umberede lieze sleht, tæte etc.?* [89, 32] *Nu waz gelouben wil der hân und wer sol im ze helfe komen an sînem ende, der gote wol hulfe und tuot ez niht?* 87, 15 *wie wiltu nu geleisten diu beide, varn über mer und iedoch wesen hie?* Anrede an die eigene Person in einer Frauenstrophe [94, 29]: *wie wil du nu gebâren, swenne er hinnen vert, ...?* [95, 2] *wie sol ich der werlde und mîner klage geleben?* Hierher rechne ich auch die an Gott gerichtete Frage [86, 23], die Burdach nicht zu den rhetorischen Fragen zählt: *herre, wan ist daz mîn lêhen, daz mir niemer leit geschiht?*

d) Parenthese: [*92, 33] *swenn daz alsô ergienge, sô wurde ich von sorgen frî (ir genâde stânt dâbî), ob si mir des verhienge.* Der ganze antithetische Satz steht in Parenthese 89, 5 ff. *kunden si ze rehte beidiu sich bewarn, für die wil ich ze helle varn, (die aber mit listen wellent sîn, für die wil ich niht vallen,) ich meine die dâ minnent âne gallen, als ...* Haupt vergißt hier die Klammern zu setzen, während er sie 94, 32 unnöthiger Weise anbringt.

e) Ellipse: *93, 29 ‚*Wer hât iuch, vil lieber man, betwungen ûf die nôt?' Daz hât iuwer schoene* scil. *getân.* *94, 14 ‚*âne lôn sô sult ir niht bestân.' Wie meint ir daz, frouwe guot? ‚Daz ir deste werder sît und dâbî hôchgemuot.'* Zu ergänzen ist: *‚daz sol iuwer lôn sîn, daz ...'*

f) Ein Mittel, die Rede zu beleben, gewinnt der Dichter besonders dadurch, daß er andere Personen redend einführt, vor Allem die Geliebte: 87, 14. 94, 35. 95, 13. 93, 14 ff.; die, welche die Theilnahme am Kreuzzuge verweigern: 89, 25. Der Dichter führt ein Selbstgespräch: 90, 80. *Ich denke alsô vil manege naht: waz sol ich wider got nu tuon, ob ich belîbe, daz er mir genædic sî? etc.* Es ist hierbei von Wichtigkeit, ob die Person die Rede einführt, oder ob die Bezeichnung des Redners in die Rede eingeschaltet ist[1]).

[1]) cf. Richard Meyer, Die Reihenfolge der Lieder Neitharts v. R., S. 80.

Während der ältere Minnesang die Einschaltung, der spätere die Einführung bevorzugt, steht Johansdorf in der Mitte, er hat beide Formen.

Einführung: 87, 14 *dô sprach diu guote: ‚wie wiltu ..?'* *93, 14 *sâ dô sprach diu guote: ‚waz welt ir ..?'* 89, 25 *die sprechent: ‚wær ez ...'* 90, 8 *ich denke alsô vil manege naht: ‚waz sol ich ...?'*

Einschaltung: 94, 35 *‚Ôwê', sprach ein wîp, ‚wie vil mir doch von liebe leides ist beschert! ...'* 95, 14 *‚lebt mîn herzeliep od ist er tôt', sprichet si, ‚sô müeze ...'*

Die Bezeichnung des Antwortenden bleibt weg: 89, 20 *sprechet, herre, wurre ez iht? ‚man sol ez den man erlouben und den frouwen niht.'*

In dem langen Dialog 93, 12 ist nur die eine der redenden Personen zum ersten Male bezeichnet, in dem weiteren Verlaufe wird jede durch die Anrede und die genaue Responsion kenntlich.

2. Nachdruck und Fülle des Ausdrucks.

a) Epitheton ornans. Dieses ist in den echten Liedern nur sehr dürftig vertreten, elfmal gegen elf Fälle in den unechten Liedern. Es erscheint bald mehr, bald minder betont. Die auf die Liebe und die Geliebte bezüglichen Verbindungen sind conventionell. 86, 28 *grôzen kumber.* 89, 28 *der grôzen marter.* 87, 37 *die starken ünde.* 89, 27 *den grimmen tôt.* 87, 12 *heileger got.* 87, 23 *des rîchen gotes êre.* 88, 37 *boesen kranc.* 94, 15 *guote liute.* 94, 29 *die reinen gotes vart.* — *92, 20 *mit reines wîbes güete.* *92, 35 *vil werde küneginne.* *93, 29 *vil lieber man.* 89, 8 *die lieben frouwen mîn.* *93, 19 *vil liebe frouwe mîn.* *93, 31 *vil minnelîchez wîp.* 94, 13 *frouwe guot.* *92, 36 *der vil süezen minne.* 95, 14 *er süezer lîp.* *93, 32 *iuwer süezen dœne.* *93, 10 *frou Zuht mit süezer lêre.* *93, 18 *senden kumber.* *93, 5 *ir rôter munt.*

b) Der betonte Begriff wird an die Spitze des Satzes gestellt und an dem ihm eigentlich zukommenden Platze durch das Demonstrativum wiederholt.

α) Der Begriff ist einfach: 86, 28 *ein wîp, diu grôzen kumber von mir hât, daz ich si vinde an ir êren.* [92, 1] *allez, daz ich ie gewan, het er mir daz genomen, ...* 90, 37 *noch gedinge ich, der ich vil gedienet hân daz si mir es lône.*

β) Der Begriff ist zusammengesetzt, steht außerhalb der Construction des Satzes. Der die verschiedenen Elemente einigende Begriff wird herausgehoben und mit dem Demonstrativum verbunden in die Construction des Satzes aufgenommen: 90, 32 *Wize, rôte rôsen, blâwe bluomen, grüene gras, brûne gel und aber rôt dar zuo des klêwes blat, von dirre varwe wunder under einer linden was.*

Kommt dem hervorgehobenen Begriffe schon an sich die erste Stelle zu, so wird er wenigstens durch das Demonstrativum wiederholt: 86, 1 *mîn êrste liebe, der ich ie began, diu selbe muoz an mir diu leste sîn.* 86, 20 *mîn bester trôst, der ..* 94, 12 *âne lôn sô sult ir niht bestân.* 95, 9 *ir vil guoten lîp den ..*

c) Dasselbe Wort oder derselbe Wortstamm wird wiederholt.

α) Dasselbe Wort in derselben Form: 87, 2. 4 *sô.* 87, 21 *nu.* 91, 22. 23. 25 *wie.* *93, 29. 30 *hât.* [94, 36. 37] *liebe leides.* [91, 20. 21] *und wil si.*

β) Dasselbe Wort in verschiedenen Formen: 90, 32 *rôte.* 33 *rôt.* 91, 3 *lanc.* 4 *langen.* *94, 2 *stæten.* 3 *stæte.* 95, 6 *wîp.* 7 *wîbes.* 89, 29 *erbarmet.* 30 *erbarmen.* 90, 26 *gesungen.* 28 *singe.* 30 *gesanc.* 91, 15 *diene dienen.* *93, 33 *wolten.* 34 *welle.* 94, 23 *gegeben.* 24 *gebt* (unmittelbar aufeinander folgend). 94, 25 *lâ.* 26 *lân.*

γ) Das gleichlautende Wort in verschiedener Function: *93, 19 *klage* (Verbum). 21 *klage* (Substantiv).

δ) Der gleiche Wortstamm: 86, 13 *einvaltecliche.* 14 *einvaltic.* 88, 33 *minne minnecliche.* 89, 33 *ze helfe.* 34 *hulfe.* 91, 1 *vröuden.* 2 *vröuwen.*

ε) Dasselbe Wort in Zusammensetzung: 91, 25 *herzen herzeliep.*

d) Responsion. Bestimmte Stellen des Strophengebäudes oder einer Strophe sind durch die Wiederholung desselben Wortes oder derselben syntaktischen Form oder desselben Inhaltes gekennzeichnet.

α) Wörtliche Entsprechung.

αα) innerhalb des Strophengebäudes. Die zweite und dritte Strophe von 86, 1 und die beiden Strophen von 90, 16 beginnen mit *ich.*' In [89, 21] werden die beiden Schlußzeilen der ersten und zweiten Strophe mit dem verallgemeinernden Relativum eingeleitet und entsprechen sich auch inhaltlich (cf. Burdach a. a. O. S. 93):

1. Str. *swen nu sîn kriuze und sîn grap niht wil erbarmen, daz sint von ime die sælden armen!* 2. Str. *swem disiu rede niht nâhe an sîn herze vellet, ôwê war hât sich der gesellet?*

ββ) Innerhalb derselben Strophe. *92, 21: Der erste Stollen und der Abgesang beginnen mit *du*, der zweite Vers jedes Stollens mit *und.* 92, 28 beginnt der zweite Stollen und der Abgesang mit *sô.* Gleichzeitig findet syntaktische Entsprechung statt, indem in beiden Theilen dem Hauptsatze ein Bedingungssatz vorausgeht. 91, 8 fangen beide Stollen mit *dâ* an; 94, 35 der mittlere Vers jedes Stollens und der Abg ang mit *wie.*

β) Syntaktische Entsprechung. 94, 15. Der zweite Stollen und der Abgesang beginnen mit Imperativ, im ersten Stollen steht derselbe am Ende des ersten Verses. Von dem Imperativsatz jedes Stollens hängt ein Relativsatz ab, von dem Relativsatz des ersten Stollens noch ein zweiter. — 92, 28.

γ) Inhaltliche Entsprechung. [89, 30. 90, 2.] In 92, 35 entsprechen sich die Anfangszeilen beider Strophen. 1. Str. *Diu Sælde hât gekroenet mich gein der vil süezen minne.* Worin die Krönung durch die *Sælde* besteht, besagt erst der Anfang der zweiten Strophe: *geprüevet hât ir rôter munt etc.* Hierzu kommt noch

δ) eine Responsion in der Anordnung des Stoffes. In *93, 12 fallen die Wechselreden, abgesehen von der ersten Strophe, auf ganz bestimmte Verse jeder Strophe. cf. Burdach S. 93.

e) Refrain: 90, 23. 31 *vröude und sumer ist noch allez hie.*

f) Parallelismus.

α) Zwei oder mehrere Begriffe (Substantiva, Adjectiva, adverbiale Ausdrücke) verwandten Inhalts werden verbunden durch ‚*und*', ‚*und ouch*' (88, 1. 87, 37. 89, 22. 38), *dar zuo*' (90, 33), ‚*und dâbî*' (*94, 14).

αα) Nomina: 88, 1 *alle mîne sinne und ouch der lîp.* 94, 23 *beide sêle und lîp.* 87, 37 *daz mer und ouch die starken ünde.* 90, 23 *vröude und sumer.* 94, 9 *mîn singen und mîn dienest.* 89, 22 *Jersalem der reinen stat und ouch dem lande.* 89, 30 *sîn kriuze und sîn grap.* 89,38 *daz grap und ouch daz kriuze.*

ββ) Adjectiva: 87, 5 *si ist wol gemuot und ist vil wol geborn.* [92, 10] *wær si vil reine niet und alles wandels frî.* *94, 14 *daz ir deste werder sint und dâbî hôchgemuot.*

γγ) Adverbiale Ausdrücke. Dieselben unverbunden, getrennt durch das Verbum: 88, 33 *swer minne minneclîche treit gar âne valschen muot.*

Hieran schließen sich noch folgende Fälle: *93, 12. Object und prädicative Bestimmung haben parallele Ausdrücke:

ich vant si ***âne huote***
die vil minneclîchen ***eine*** *stân.*

90, 32. fünfgliederiges Gefüge, welches theils aus Substantiven, theils aus Adjectiven besteht, und dessen vier erste Glieder unverbunden sind, das letzte aber mit *darzuo* angeschlossen ist. Das erste und vierte Glied wieder mehrtheilig; die beiden Theile des ersten Gliedes unverbunden, der dritte Theil des vierten Gliedes mit ‚*und aber*' angefügt.

Wîze, rôte rôsen, blâwe bluomen, grüene gras,
brûne gel und aber rôt, darzuo des klêwes blat.

β) Zwei oder mehrere Sätze gleichen oder verwandten Inhalts treten zusammen, verbunden oder unverbunden.

αα) Hauptsätze verbunden: 86, 25 *Ich hân durch got das kriuze an mich genomen und var dâhin durch mîne missetât.* [88, 36] *si (diu minne) tiuret und ist guot.* [88, 37] *Man sol mîden loesen kranc und minnen reiniu wîp.* 91, 15 *der ich diene und iemer dienen wil.* *92, 21 *du nim daz frouwe in dînen muot und tuo genædeclîchen.* 89, 13 *ez ist* ***hiure*** *an genâde unnæher danne vert und wirt* ***über ein jâr*** *vil lihte kleines lônes wert.* Man könnte hierfür den von Burdach an anderer Stelle (89, 3) gebrauchten Ausdruck „antithetischer Parallelismus" (a. a. O. S. 92) verwenden. Dort sind zwei Nebensätze, hier zwei Begriffe (*hiure* und *über ein jâr*) antithetisch. Der zweite Satz durch demonstratives Adverb verbunden 87, 25 f.: *swer dâ bestrûchet, der mac wol besnaben; dâne mac niemen gevallen ze sêre.*

Unverbunden: 89, 9 *Swaz ich nu gesinge, deist allez umbe niht: mir weiz sîn niemen danc: ez wiget allez ringe: dar ich hîn gedienet, da ist mîn lôn vil kranc.* 94, 11 *iu sol wol gelingen. âne lôn sô sult ir niht bestân.* 94, 25 *Lâ mich, Minne, vrî. du solt mich eine wîle sunder liebe lân.* 90, 12 *(sô weiz ich niht vil grôze schulde, die ich habe, niuwan eine,) der enkume ich niemer abe. alle sünde lieze ich wol wan die.*

ββ) Nebensätze, verbunden: 88, 14 *daz got ir êren müeze pflegen und lâz ir lîp mit lobe hie gestên.* [91, 29] *Swâ zwei herzeliep gefriundent sich und ir beider minne ein triuwe wirt.*

Unverbunden: 86, 12 *dan obes ir umberede lieze sleht, tæt an mir einvalteclîche.* [*92, 31] *swenn daz alsô ergienge, sô ...., ob si mir des verhienye.*

g) Antithese.

α) Zweier Worte: 86, 1 *Mîn êrste liebe, der ich ie began, diu selbe muoz an mir diu leste sîn.* 89, 15 *Wie der einez tæte, des frâg ich ...., wær ez niht unstæte, der zwein wîben wolte sîn für eigen jehen?* 86, 10 *durch keine liebe niht, wan durch daz recht.* 89, 20 *man sol ez den man erlouben und den frouwen niht.* [94, 36] *wie vil mir doch von liebe leides ist beschert!* [94, 37] *waz mir diu liebe leides tuot!* 95, 2 *wie sol ich der werlde und mîner klage geleben?* 87, 16 *varn über mer und iedoch wesen hie.* 90, 26 *dicke hân ich wê gesungen. ‚wol mich' singe ich gerne.*

Antithese mehrerer Worte: 94, 21 *lîdet eine wîle willeclîchen* ***nôt*** *vür den iemermêre wernden* ***tôt.*** 94, 24 *gebt ime des lîbes* ***tôt****, daz wirt der sêle ein* ***iemerleben.***

β) Anthithese zweier Sätze: [89, 3] *der gote wol hulfe und tuot ez niht.* 95, 13 *lebt mîn herzeliep od ist ez tôt.* *93, 35 *werte ich iuch, des hetet ir êre, sô wer mîn der spot.* [89, 3] *kunden si ze rehte 'beidiu sich bewarn, für die wil ich ze helle varn. die aber mit listen wellent sîn, für die wil ich niht vallen*; nach Burdach antithetischer Parallelismus. Ebenso könnte man den Bau der folgenden Sätze bezeichnen: [91, 20] *Und wil si, ich bin vrô. und wil si, so ist mîn herze leides vol.* [91, 22] *Wie sich minne hebt, daz weiz ich ich wol. wie si ende nimt, des weiz ich niht.* 90, 19 *Und ist, daz ich genâde vinde, sô gesach ich nie sô guoten lîp. ob ab ich ir wære vil gar unmære, so ist si doch, diu tugende nie verlie.*

Mit Parallelismus und Antithese ist

h) Chiasmus verbunden in 86, 17 *ich hân durch got* ***daz kriuze an mich genomen und var dâhin*** *durch mîne missetât.* 94, 23 *got hât iu beide sêle und* ***lîp*** *gegeben. gebt ime des* ***lîbes*** *tôt. daz wirt der sêle ein iemerleben.*

3. Anschaulichkeit.

a) Personification: *Minne* 94, 25. *Sælde* *92, 35, als Königin vorgestellt *93, 1. *frou Zuht* *93. 11.

b) Bezeichnung und Umschreibung von Personen. Der Geliebten: *diu wolgetâne* 87, 13. *diu vil schoene* *93, 2. 92, 16. *diu guote* 87, 14. 91, 3. 94, 34. *frouwe guot* *94, 14. *ir vil guoten lîp* 95, 9. *aller güete ein gimme* *93, 4. *diu tugende nie verlie* 90, 22. *die vil minneclîchen* *93, 13. *vil minneclîchez wîp* 93, 31. *sælic wîp* 95, 6. *der ich vil gedienet hân* 90, 37. *der ich diene und iemer dienen wil* 91, 15. *herzevrowe* 87, 21. *küneginne* *93, 24.

Bezeichnung des Geliebten: *er süezer lîp* 95, 15. In der Anrede: *viel lieber man* *93, 29. *ir tumber* *93, 20. Der treu Liebenden: *die dâ minnent âne gallen* 89, 7: Der untreu Liebenden: *die mit listen wellent sîn* 89, 5. Der Kreuzfahrer: *die vil sældehaften* 94, 19. Der am Kreuzzuge sich nicht Betheiligenden: *die sælden armen* 89, 21. *die tumben* 89, 24. Gottes: *der al der werlte fröude gît* 92, 14. *got unser herre, der al der welte hât gewalt* 94, 16 f. *der, durch den er süezer lîp sich dirre welte hât bewegen* 95, 14.

Allgemeine Bemerkungen. Die Häufung gewisser Constructionen dient dem Dichter dazu, ganz bestimmte Eindrücke her-

vorzubringen, wobei es natürlich auch auf das Tempo des Vortrags ankommt. So erscheint die Sprache da, wo nur Hauptsätze oder abwechselnd Haupt- und Relativsätze angewandt sind, einerseits mehr ernst, feierlich, wuchtig (88, 19), anderseits mehr leidenschaftlich und eindringlich (87, 5. 89, 9. 95, 5, besonders beachtenswerth 94, 15), in beiden Fällen aber höchst wirkungsvoll. Das gilt auch von der häufigen Verwendung der Ausrufe in 94, 35. Der Eindruck des Leidenschaftlichen, den die Häufung der Bedingungsperioden in 91, 36 erwecken soll, wird allerdings dadurch etwas gedämpft, daß die Virtuosität, die Mache zu sehr hervortritt (: kunstvoller Strophenbau cf. unter „Rhythmik und Metrik". Die drei Bedingungsperioden auf die drei Theile der Strophe vertheilt. Derselbe Gedanke dreimal ausgedrückt mit theilweiser Verwendung von geprägten Formeln).

(Schluß folgt.)

J. HORNOFF.

DIE BEZEICHNUNGEN *her* UND *meister* IN DER PARISER HANDSCHRIFT DER MINNESINGER.

Bislang stand es unumstößlich fest, daß Sänger, welche das Prädicat *her* führten, den Rittern beizuzählen seien, daß dagegen „*meister*" Jemanden aus dem Bürgerstande bezeichne, und noch Bartsch hat in seinen „Schweizer Minnesängern" Seite LXIV, gestützt auf die Autorität der Pariser Handschrift, den Meister Heinrich Teschler als bürgerlichen Sänger bezeichnet und Zweifel ausgedrückt, ob der in den Jahren 1251—56 sich findende Heinrich Teschler mit obigem Dichter identificirt werden dürfe, da dieser in einer Urkunde *her* genannt werde. Wie gesagt, lange Zeit hat diese Meinung unangefochten bestanden: da ließ Heinrich Kurz in der Germania XV, 207 ff. seine Untersuchungen über die Persönlichkeit Gottfrieds von Straßburg erscheinen, und weil er ihn durchaus in dem adeligen *Godefridus Rodelarius de Argentina* erblicken wollte, welchen man — fälschlich, wie sich später herausgestellt hat — in einer Urkunde des Königs Philipp vom Jahre 1207 fand, so mußte er eine andere Erklärung für „Meister" suchen. Nach ihm bedeutet nun dieser Ausdruck, wenigstens bei Gottfried von Straßburg, einen Sänger, welcher ein Meister in seiner Kunst ist, d. h. der mehr als Andere leistet. Will man bei dem einen Dichter diese Erklärung gelten lassen, so

muß man consequenter Weise dieselbe auch auf Alle, welche jenes Prädicat führen, ausdehnen, und dann wäre der ganze Unterschied zwischen *her* und *meister* einfach aufgehoben. Bis jetzt hat man sich vor diesem Schritte gehütet, und wohl mit Recht; denn von den mit *meister* bezeichneten Dichtern sind einige nichts weniger als Meister in der Dichtkunst, und dann führen die lyrischen Sänger, welchen an erster Stelle jener Ehrentitel gebührte, wie Walther von der Vogelweide, Reinmar der Alte u. s. w., ihn nicht.

Wir wollen nun an der Hand der Pariser Handschrift die Bezeichnungen *her* und *meister* einer Untersuchung unterziehen, um die richtige Bedeutung und den Unterschied zwischen beiden zu ergründen. Zu diesem Zwecke ist es nöthig, uns die Handschrift und ihren Inhalt genau anzusehen.

Die Pariser Handschrift der Minnesinger hat mit Einschluß des Königs Tirol, des Winsbeke und der Winsbekin und des Wartburgkrieges im Ganzen Lieder und Gedichte von 140 Personen uns aufbewahrt. Unter den überlieferten Sängern befinden sich vier Kaiser und Könige, drei Herzoge, drei Markgrafen, sieben Grafen, drei Burggrafen, drei Schenken, ein Truchseß, ein Marschall; 54 Dichter werden als Herren bezeichnet, fünf andere sind aufgeführt als: *der von* —, zwei sind Brüder, neun werden Meister genannt, während bei 46 Personen überhaupt kein Prädicat oder Titel aufgeführt wird. Also fast ein ganzes Drittel aller Dichter ist uns einfach nur mit Namen, und häufig sehr mangelhaft, überliefert. Was soll man nun von diesen halten? Sind sie adeliger Abkunft oder aus bürgerlichem Stande? Eine Entscheidung darüber wird so leicht nicht gefällt werden. Am besten könnte man sich aus der Klemme retten, wenn man sagte: der Schreiber der Handschrift hat es selbst nicht gewußt, unter welche Kategorie diese Dichter einzureihen seien, und hat daher die Titel einfach fortgelassen, um womöglich keinen Fehler zu begehen. So könnte es auf den ersten Blick scheinen, und dennoch ist es nicht so. Zwar mag der Schreiber bei einigen älteren oder weit entlegenen, so bei den steiermärkischen Dichtern, aus Unkenntniß die nähere Bezeichnung fortgelassen haben, das Wenigste aber, was wir doch von ihm voraussetzen dürfen, und was auch allgemein angenommen wird, ist, daß er in seiner engsten Heimat gut orientirt sei und daher über die Schweizer Sänger Bescheid wisse, welche fast sämmtlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, ja sogar noch im 14. Jahrh., also zur Zeit der Abfassung der Handschrift gesungen und gedichtet haben. Aber unter den zweiunddreißig Schweizer Dichtern, welche Bartsch

in seine oben erwähnte Sammlung aufgenommen hat, befinden sich nicht weniger als zehn, welche entweder gar kein Prädicat, oder nur die nichtssagende Bezeichnung „der“ tragen; zu diesen käme als elfter noch der Hardegger. Über den Stand und das Leben dieser Sänger mußte der Schreiber unbedingt unterrichtet sein, denn Unkenntniß ist hier durchaus nicht vorauszusetzen. Es bleibt uns also nichts übrig, als die Annahme: nicht das Prädicat vor dem Namen des Dichters habe ausschließlich den Stand desselben bezeichnet, sondern etwas Anderes.

Aber vielleicht gehörten alle ohne ein Beiwort überlieferten Sänger dem Bürgerstande an, und „Meister“ hat dann doch die Bedeutung, welche Kurz ihm beigelegt hat? Um dies entscheiden zu können, müssen wir sämmtliche titellose Dichter durchgehen und auf anderem Wege die Entscheidung bringen, ob sie adelig oder bürgerlich seien. Wir werden uns hierbei an die Reihenfolge der Pariser Handschrift halten. Vorläufig wollen wir annehmen, daß die fünf Personen, welche das Prädicat „der von —“ führen (es sind der von Kürenberg, Gliers, Sachsendorf, Johansdorf und Wildonie) dem Ritterstande angehörten, obgleich es auffallen muß, daß bei Gliers der Vorname nicht überliefert ist. Es mag sich dies aber leicht dadurch erklären, daß die Lieder des v. Gliers, welcher zu den spätesten Minnesingern gehört, zur Zeit der Abfassung der Handschrift noch in aller Munde waren, und jeder Gebildete in der Schweiz wußte, wer unter dem namenlosen von Gliers gemeint sei. Es bleiben uns somit noch jene vorhin angeführten 46 Personen übrig.

Eine sichere Entscheidung über *Wachsmuot von Künzingen* können wir vorläufig noch nicht fällen, da weder er noch ein Anderer seines Geschlechtes bis jetzt in Urkunden nachgewiesen und es zweifelhaft ist, ob der Vogt Johannes ze Kenzingen in einer Freiburger Urkunde aus dem Jahre 1311 obiger Familie angehört. *Engelhard v. Adelnburg* dagegen, den v. d. Hagen, Haupt und der Unterzeichnete in den Jahren 1180—1230 schon nachgewiesen haben, ist, wie ich Germania XXXII, 420 dargethan, entschieden von edler Herkunft. Über *Johannes von Ringgenberg* herrscht schon seit langer Zeit kein Zweifel mehr, daß er aus der adeligen Familie der Vögte von Briens stamme; zur näheren Kenntniß seines Lebens vergleiche man besonders Bartsch: die Schweizer Minnesänger, Nr. XXIX. Der namenlose *von Suonegge* gehört nach v. d. Hagen und Anderen zu den Freien von Saneck in Steiermark, und allgemein wird Conrad I. als der Minnesinger angesehen, der vom Jahre 1202—1241 in Urkunden sich findet. Wenn

man nun auch dieser Familie den Dichter streitig machen wollte, was jedoch nicht wohl angeht, so könnte nur noch ein wiederum adeliges Geschlecht in Betracht kommen, nämlich die herzoglich kärntnerischen Ministerialen von Suneck oder Sunecke, von denen Mitglieder in den Jahren 1183—1263 auftreten. Adelig war also der Minnesinger von Suonegge auf jeden Fall. *v. Scharfenberg* stammt ohne Zweifel aus dem steiermärkischen Ministerialengeschlecht gleichen Namens; auch er ist daher zum Adel zu rechnen. *Cristan von Lupin* war, wie ich in meiner Dissertation: „Der Minnesänger Cristan von Lupin und sein Verhältniß zu Heinrich von Morungen“ und Germania XXXII, 421 dargethan habe, Mitglied einer Familie, welche im Ministerialenverhältniß zu den Grafen von Rotenburg und Beichlingen stand; er war adelig. Über *Thuring, Winli* und *von Munegúr* läßt sich vorläufig nichts Sicheres ermitteln, nur so viel will ich sagen, daß nach meiner Meinung und den folgenden Ausführungen der *Ortwinus ioculator*, welchen Herzog Germania XXIX, 35 anführt, nicht der Minnesinger sein kann. *von Raute* ist schon seit längerer Zeit als aus ritterlichem Geschlechte stammend nachgewiesen. Auch *der Püller* ist mit großer Wahrscheinlichkeit dem Adel des Elsaßes zugetheilt. Unter dem *v. Trostberg* haben wir wohl Rudolf v. Trostberg zu verstehen, einen Schweizer Ritter, über den bei Bartsch a. a. O. Nr. XXV Näheres zu erfahren ist. *Hartmann v. Starkenberg* gehört nach v. d. Hagen zu einem edlen Geschlechte in Tirol, während *v. Stadegge* in Steiermark zu suchen und mit v. d. Hagen und Weinhold für Rudolf II. v. Stadegge zu halten ist, der vom Jahre 1240—1263 in Urkunden erscheint. Welcher Gegend Deutschlands der Minnesinger *v. Stamhein* zuzuschreiben sei, ist noch nicht entschieden, aber mit Sicherheit wird er für adelig gehalten; das letztere gilt auch von dem *Tanhuser*, welcher entweder im Salzburgischen oder in Baiern zu Hause war. Die Heimat des Dichters *v. Buchein* ist wohl im Bereiche des jetzigen Großherzogthums Baden zu suchen, wo es eine weitverzweigte adelige Familie von Bucheim gab, von deren Mitgliedern besonders ein Manegold sich sehr häufig findet. Dagegen gehörte der *Hardegger* der Schweiz an und war, wie wir mit ziemlicher Sicherheit vermuthen können, der St. Galler Ministeriale Heinrich v. Hardegge, der vom Jahre 1225—1275 vereinzelt sich in Urkunden findet. *v. Wissenlo* ist zu der adeligen Familie v. Wiesloch bei Heidelberg zu zählen, während *v. Wengen* zu den Freien gleichen Namens bei Frauenfeld in der Schweiz gehört. Den *Taler* vermuthet Bartsch unter den Herren v. Thal in der Schweiz, welche Ministerialen der Abtei St. Gallen

und der Dynasten von Rheineck waren. Über den *tugendhaften Schreiber* läßt sich vorläufig keine Entscheidung fällen; das Gleiche gilt von dem *jungen* und *alten Meißener,* ebenso *v. Obernburg* und dem *Marner,* während bei *Süßkind v. Trimberg,* wenn wir ihm die erhaltenen Gedichte wirklich zuschreiben wollen, sein bürgerliches, respective jüdisches Geschlecht von vornherein feststeht. Bartsch hält *Gast* für einen bürgerlichen Sänger; nach demselben gehörte *v. Buwenburg* einem edlen Geschlechte an. Mit Sicherheit ist auch *Heinrich v. Tetingen* hierhin zu zählen, wenngleich es noch nicht feststeht, welcher der vielen Familien dieses Namens der Dichter zuzuweisen ist. Über *Rudolf den Schreiber,* in dem wir nicht mit v. d. Hagen Rudolf v. Ems erblicken, können wir vor der Hand kein Urtheil abgeben, dagegen war *Regenbogen* wenigstens nach den Überlieferungen der Meistersinger ein bürgerlicher Dichter. Die Frage über *Kunz v. Rosenhein, Rubin und Rüdiger, Kol von Neunzen,* den *Dürner,* den *wilden Alexander, Spervogel* und *Boppe* muß noch offen bleiben; der *Litschauer* wäre wohl dem Adel zuzuweisen, wenn wir in ihm den dominus Jacobus de Litschau erblicken dürfen, welcher im Jahre 1252 in einer Urkunde des Klosters Neustift in Tirol auftritt, was mit der Lebenszeit des Dichters sich in Einklang bringen läßt. Unter dem *Kanzler* ist wahrscheinlich ein bürgerlicher Sänger zu vermuthen. *Gottfried v. Straßburg,* welcher in der Pariser Handschrift ohne Prädicat erscheint, wird an anderen Stellen Meister genannt. *Rost, Kirchherr zu Sarnen* hat zwar vor seinem Namen keinen Titel, doch wollen wir vorläufig aus der Bezeichnung Kirchherr ihm das Prädicat *her* beilegen. Den fabelhaften *Klingsor* können wir hier mit Fug übergehen, ebenso den *Winsbeke* und die *Winsbekin,* da diese nicht im eigentlichen Sinne zu den Minnesingern zu rechnen sind.

Um nun das letztere noch einmal kurz zusammenzufassen, so fanden wir, daß von den 46 ohne Titel uns überkommenen Dichtern 21, also fast die Hälfte, sicher oder doch höchst wahrscheinlich edlem Geschlechte angehörten, während von den anderen 22 (wenn wir die drei letztgenannten außer Acht lassen) zum größten Theile Bestimmtes nicht zu ermitteln war. Jene 21 waren also doch adelig, ohne daß ihnen der Schreiber der Pariser Handschrift die Bezeichnung *her* beilegte. Aus dieser Thatsache folgt nun mit Gewißheit, daß das Prädicat *her* nicht die eigentliche, ausschließliche Bezeichnung für Mitglieder edlen Geschlechtes war. Wenn nun der Schreiber der Handschrift bei der Zutheilung der Beiwörter so unkritisch verfuhr, so kann uns die Pariser Handschrift, wenigstens nach dieser Seite

hin, nicht mehr als Autorität gelten, um einen Sänger dem Adel oder Bürgerstande zuzuweisen.

Aber angenommen, sämmtliche Träger des Prädicates *her* in der Pariser Handschrift waren adelig, ist dann dieses Wort darum die eigentliche Bezeichnung für einen Edlen? Wir antworten: Nein! *Her* verkündet vielmehr den niederen Adel im Gegensatz zu den Grafen und noch höheren Rangstufen; es führen demnach diesen Titel die sogenannten liberi, wie Gottfried v. Neifen, Walter v. Klingen u. s. w. und vor Allem die Ministerialen. Alle anderen höheren Adeligen haben den Titel *her* nicht, vielmehr hebt ein höherer Rang obige Bezeichnung auf. Wir finden in der Handschrift keinen Fall, wo ein König, Herzog, Markgraf oder Graf noch das Prädicat *her* führte; ja dies geht so weit, daß sogar Ministerialen, wenn sie ein besonderes Amt innehaben, den Titel *her* verlieren. Als Beweise dienen der Schenk v. Limburg, Schenk Ulrich v. Winterstetten, v. Singenberg, Truchseß von St. Gallen, der Burggraf v. Rietenburg, der Burggraf v. Luenz, der Burggraf v. Regensburg, Albrecht Marschall v. Rapprechtswil, sogar Rost, Kirchherr v. Sarnen. Eine Ausnahme von dieser Regel bildet nur Her Conrad Schenke v. Landegge. Hiermit steht vollständig im Einklang, daß auch in Urkunden die oben genannten Kategorien niemals, so viel mir wenigstens bekannt, vor ihrem Namen noch den Titel *dominus* führen, dem doch im Deutschen die Bezeichnung *her* entspricht. — Wir sehen demnach: *her* bezeichnet nicht schlechtweg die adelige Herkunft, sondern ist nur Ehrentitel für die niederen Adeligen, die Ministerialen und liberi.

Was verstehen wir aber nun unter Meister? Uns haltend an die frühere bekannte Erklärung und fußend auf dem Umstande, daß die meisten dieser Sänger sich in Städten nachweisen lassen, so Gottfried in Straßburg, Teschler in Zürich, Walter in Breisach und Freiburg u. s. w. sagen wir: Meister bezeichnet den Einwohner einer Stadt; doch soll damit auf keine Weise angedeutet werden, daß die Träger des Prädicates Meister bürgerlicher Herkunft gewesen seien; vielmehr werden wir weiter unten sehen, daß wir mehrere derselben dem Adel zuzählen müssen. So viel erkennen wir also schon aus diesen Ausführungen, daß *her* und *meister* keine sich einander ausschließenden Begriffe sind, wenigstens nicht in der Weise, wie man bis jetzt annahm.

Wenn aber nun nicht *her* den Ritter, *meister* den Bürger kurzweg bezeichnet, auf welchem Wege sollen wir dann zu einer befriedigenden Lösung dieser Frage kommen? Wie sollen wir mit Sicherheit

den einen Sänger dem Adel, den andern dem Bürgerstande zuweisen? Da die Titel und Überschriften der Pariser Handschrift uns zu keinem Ergebniß führen, so bieten uns die Gemälde noch einen sicheren Anhaltspunkt; auf diese werden wir daher jetzt unser Augenmerk richten. Doch nicht die eigentlichen Scenen, welche sie darstellen, sind für uns von Wichtigkeit; diese sind oft willkürlich vom Maler gewählt, und wenn wir auf die Zeichnung etwas geben wollten, so müßte nach dieser z. B. Johann von Rinkenberg aus der Reihe der Edlen zu streichen sein. Vielmehr sind es die Zuthaten zu den Gemälden, welche für uns von Bedeutung sind.

Zuerst haben wir die Wappen in Augenschein zu nehmen, und da können wir sogleich von vornherein mit Sicherheit behaupten: jeder Adelige zur Zeit der Minnesinger führte ein Wappen; wenn nun auf einem vollständig ausgeführten fertigen Gemälde der Pariser Handschrift das Wappen fehlt, so ist der Sänger, den es vorstellen soll, unbedingt ein Bürgerlicher. Zu dieser Kategorie gehören nun der *Kanzler, Spervogel, Meister Rumslant, der wilde Alexander, Meister Sigeher, der Kol von Neunzen, Rubin und Rüdiger, Kunz von Rosenheim, Meister Conrad v. Würzburg, Rudolf der Schreiber, v. Obernburg, der Schulmeister von Eßlingen, der junge Meißner, Süßkint, der Jude von Trimberg* und auch *Gottfried von Straßburg.* Diese fünfzehn Sänger sind sicher bürgerliche Personen.

Bestimmt sind der Zahl der bürgerlichen Sänger auch diejenigen Dichter beizuzählen, welche in der Handschrift gar nicht durch Bilder vertreten sind; dahin gehören *der alte Meißner, Meister Walter v. Breisach* und *Gast.* Von diesen ist Walter schon als Bürger, als Schulmeister zu Breisach und Freiburg, nachgewiesen. Daß die genannten drei Dichter uns ohne Bilder überliefert sind, hat seinen Grund wohl darin, daß der Schreiber aus ihrem Leben keine Momente wußte, die er zu einem Gemälde benutzen konnte, anderseits auch aus den Liedern sich nichts schöpfen ließ, da von dem alten Meißner nur zwei, von Gast ein einziges und von Walter v. Breisach nur drei Gedichte uns überkommen sind. Die Zahl der nichtadeligen Sänger steigt vorläufig daher auf achtzehn.

Wir haben vorhin schon gesagt, daß nur das fehlende Wappen auf vollständig fertigen Bildern von vornherein die bürgerliche Abkunft sicherstelle. Anders verhält es sich mit den Gemälden, welche uns unvollendet überliefert sind; es sind dies, wenn wir von dem nur in Umrissen gezeichneten Bilde, welches sich ohne Text vor dem Gemälde Göslis von Ehenheim befindet, absehen, zwei, nämlich *Hug von*

Werbenwag und *Nithart*. Bei beiden ist der Rand des Schildes wohl gezeichnet, die Eintragung der Farben aber unterlassen. Die Bilder sind demnach nicht vollendet. Da jedoch beide Sänger das Prädicat *her* führen, da außerdem *Hug* verschiedentlich in Urkunden als Ritter auftritt, so kann das fehlende Wappen hier kein Beweis sein; vielmehr dürfen wir wohl mit Sicherheit in ihnen edle Sänger erblicken; denn daß obige beide ein Wappen führten, scheint aus den Umrissen des Schildes hervorzugehen.

Ist nun aber das Wappen durchgängig das Abzeichen der Edlen? Ich glaube diese Frage verneinen zu müssen; denn nach allen Überlieferungen aus dem Mittelalter ist *Regenbogen* ein bürgerlicher Sänger gewesen, nach dem Zeugnisse der Meistersänger und dem Gemälde der Pariser Handschrift seines Handwerkes ein Schmied — und dennoch führt derselbe ein Wappen. Zwar ist es ein sprechendes, und so könnte man vielleicht behaupten, alle Träger von sprechenden Wappen gehörten dem Bürgerstande an. Dem steht jedoch im Wege, daß selbst als adelig sicher nachgewiesene Sänger ein derartiges Wappen führen, wie Bruno von Hornberg. Das sprechende Wappen zeigt demnach nicht den Bürger an. Dazu kommt, daß *Johann Hadloub*, welcher sicher ein bürgerlicher Sänger war und als solcher auch schon nachgewiesen ist, kein sprechendes Wappen, sondern ein kletterndes Eichhorn mit erhobenem Schwanze im Schilde führt. Da nun Regenbogen und Hadloub, bestimmt zwei Sänger aus nichtadeligem Blute, Wappen haben, so kann das Wappen als solches nicht das Abzeichen der Adeligen gewesen sein. Dagegen müssen wir als das eigentliche Erkennungsmittel der Edlen den Ritterhelm und das Schwert bezeichnen.

Es gibt Bilder, die Wappen haben, ohne daß Helm und Schwert auf ihnen anzutreffen sind, wir finden aber in der Handschrift kein Bild, auf dem das Ritterschwert und der Helm sind, ohne daß ein Wappen zu sehen wäre. Helm und Schwert müssen demnach noch eine besondere hohe Bedeutung haben, und das kann nur die Bezeichnung für den Adel sein. Ein Beweis für die letzte Behauptung liegt in dem Umstande, daß bei Gemälden, welche uns die adeligen Sänger im Hauskleide oder anderen nicht kriegerischen Beschäftigungen zeigen, der Helm, meistens mit Zimier, oder das Schwert, von einem Nagel herabhängend, eigens der Scene hinzugefügt sind. Der Maler wollte dadurch also von vornherein Zweideutigkeiten vorbeugen und bestimmt ausdrücken, daß die unten gezeichnete Person ein Ritter sei, im Gegensatze zu den Bürgerlichen, bei denen jene Insignien nicht zu

finden sind. Wenn wir von den Königen, Herzogen, Markgrafen und Grafen absehen, die ja schon in ihrem Titel die Gewähr der adeligen Geburt tragen, so gehören nach den obigen Ausführungen unbedingt in die Klasse der Adeligen:

I. Ministerialen mit bestimmten Ämtern: der Schenke von Limburg, Schenk Ulrich v. Winterstetten, der Burggraf v. Luenz, der Burggraf v. Rietenburg, von Singenberg, Truchseß v. St. Gallen, Albrecht Marschall v. Raprechtswyl und der Burggraf v. Regensburg = 7.

II. Sänger, welche das Prädicat *her* führen: Heinrich v. Veldeke, Gottfried v. Nifen, Jacob v. Warte, Walter v. Klingen, Heinrich v. Sax, Heinrich v. Frauenburg, Werner v. Teufen, Heinrich v. Stretlingen, Kristan v. Hamle, Ulrich v. Gutenburg, Heinrich v. d. Mure, Heinrich v. Morungen, Reinmar der Alte, Burcard v. Hohenfels, Hesse v. Rinach, Milon v. Sevelingen, Walter v. d. Vogelweide, Hiltbold v. Swangou, Wolfram v. Eschenbach, Wilhelm v. Heinzenberg, Leutold v. Sewen, Walter v. Mezze, Rubin, Bernger v. Horheim, Bligger v. Steinach, Wachsmuot v. Mülnhausen, Hartmann v. Aue, Reinman v. Brennenberg, Otto zum Turne, Gösli v. Ehenheim, Hezbolt v. Wizense, Ulrich v. Liechtenstein, Conrad v. Altstetten, Bruno v. Hornberg, Brunwart v. Ougheim, Göli, Pfeffel, Steinmar, Reinmar der Videler, Hawart, Günter v. d. Vorste, Fridrich der Knecht, Niuniu, Geltar, Dietmar der Setzer, Reinmar v. Zweter = 46.

III. *der von* —: Der von Kürenberg, v. Gliers, v. Sachsendorf, v. Johansdorf, v. Wildonie = 5.

IV. *Brüder*: Bruder Eberhard v. Sax, Bruder Werner = 2.

V. Ohne Bezeichnung: Wachsmuot v. Künzingen, Engelhard v. Adelnburg, Johannes v. Ringgenberg, v. Suonegge, v. Scharfenberg, der Winsbeke, Kristan v. Lupin, During, Winli, v. Munegiur, v. Raute, der Püller, v. Trostberg, Hartmann v. Starkenberg, v. Stadegge, v. Stamhein, der Tanhuser, v. Buchein, der Hardegger, v. Wissenlo, v. Wengen, der Taler, der tugendhafte Schreiber, der Marner, v. Buwenburg, Heinrich v. Tetingen, der Dürner, Boppe und der Litschauer = 29.

VI. *Meister*: Heinrich Teschler, Fridrich v. Sunenburg, Heinrich Frauenlob = 3.

Bei diesen genannten 92 Dichtern findet sich durchgängig neben dem Wappen auch der Ritterhelm; bei Manchen zum Überfluß noch das Schwert. Dieses letztere allein treffen wir als Zeichen des Ritterthums bei Rudolf v. Rotenburg, Heinrich v. Rugge und Conrad

Schenk von Landegge. Rechnen wir zu diesen nun noch die beiden Sänger, deren Gemälde nicht vollendet sind, Hug v. Werbenwag und Nithart, so steigt die Zahl der adeligen Dichter auf 97, mit Einschluß der Könige, Herzoge, Markgrafen und Grafen auf 114.

Es bleiben uns nun noch vier Dichter übrig, welche sich nicht auf die obige Weise in die Zahl der Edlen einreihen lassen; es sind Friedrich v. Hausen, Rost v. Sarnen, Alram v. Gresten und Dietmar v. Eist. Ersterer ist schon in verschiedenen Urkunden als Ritter nachgewiesen, ebenso wird er in den Berichten über seinen Tod miles genannt. Wie kommt es nun, daß ihm auf dem Gemälde die Abzeichen des Ritterthums fehlen? Der Grund mag wohl in der Situation des Bildes liegen, welches uns einen reichgekleideten Jüngling zu Schiffe auf der Seefahrt zeigt, wie er sich nach der Geliebten zurücksehnt. Vielleicht auch sind wir berechtigt, das Helmzimier in den Verzierungen der Schiffsschnäbel zu suchen, von denen der rechte ein goldenes Löwenhaupt mit rother Zunge, der linke einen eben solchen Adler aufweist. Der Hauptgrund für den fehlenden Helm liegt aber in dem Umstande, daß das Gemälde nicht vollendet ist. Im Meere ist nämlich der Kampf zweier Seeungeheuer dargestellt, welche jedoch nur gezeichnet, nicht mit Farbe ausgefüllt sind. Daraus können wir ersehen, daß wir ein unfertiges Bild vor uns haben, und dieses widerspricht daher nicht unserer oben aufgestellten Behauptung.

Rost, der Kirchherr zu Sarnen und Chorherr zu Wettingen und Zürich, muß entschieden aus edlem Geschlechte gewesen sein, da er hohe geistliche Ämter inne hat, wie sie in damaliger Zeit nur an Adelige verliehen wurden. Und dennoch scheint auf dem Gemälde der Pariser Handschrift das Abzeichen der edlen Herkunft zu fehlen. Wir können nicht annehmen, daß der Maler es deshalb ausgelassen, weil er eine geistliche Persönlichkeit darstellte, welche mit Schwert und Helm nichts mehr zu thun hatte. Vielmehr steht diesem im Wege, daß sogar der Bruder Eberhard v. Sax, welcher doch ein Predigermönch war, seinen Ritterhelm bei sich führt in einer Scene, wo derselbe gar nicht paßt. Wir müssen daher eine andere Erklärung suchen. Ich kann nicht feststellen, ob v. d. Hagen wirklich eine richtige Beschreibung des Bildes uns gegeben hat; so viel ich aus der photographischen Nachbildung der Pariser Handschrift in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg ersehen konnte, stellt das Gemälde die Scene dar, wie eine edle Dame einem vor ihr knienden Geistlichen das Haar abschneidet. Ist das wirklich der Fall, so wäre das

Instrument, welches sie in der Hand trägt, nicht die Spelte, wie v. d. Hagen sagt (für diese ist es auch merkwürdig lang), sondern das Ritterschwert des vor ihr Knienden, und somit wäre das Abzeichen der Ritterschaft gefunden. Ich kann dies jedoch nicht bestimmt behaupten; um vollständig sicher zu sein, müßte das Originalbild noch einmal verglichen werden.

Bei Alram v. Gresten nun liegt die Sache etwas anders; er führt das Prädicat *her*, hat aber weder Schwert noch Helm. Er steht also scheinbar im Widerspruche mit unserer ausgesprochenen Behauptung, aber auch nur scheinbar; denn ich glaube annehmen zu dürfen, daß dieser Minnesinger nicht aus edlem Geschlechte war. Dafür spricht zuerst sein phantastisches Wappen, welches sicherlich nicht der Wirklichkeit entspricht, ferner die Ungewißheit seines Vornamens, da nach v. d. Hagen die Vorschrift Waltram zeigt, während der Maler Alram geschrieben hat, und endlich kommt dazu, daß in der adeligen Familie von Gresten, welche ich durch $1^1/_2$ Jahrhunderte ziemlich genau verfolgt habe, sich weder die beiden genannten Namen noch ein entfernt ähnlich klingender gefunden haben. Wahrscheinlich war daher der Minnesinger ein bürgerlicher Dichter, und der Titel *her* ist dem Schreiber in die Feder geflossen, weil sowohl vor als nach Alram ritterliche Sänger verzeichnet stehen. Somit widerstreitet auch dieser Dichter dem von uns behaupteten ritterlichen Kriterium nicht.

Was Dietmar v. Eist betrifft, dem ebenfalls die adeligen Abzeichen fehlen, so können wir wohl kühn behaupten, daß der Verfertiger der Handschrift über ihn vollständig im Unklaren war. Dafür können wir anführen das merkwürdige Gemälde und den Umstand, daß er den österreichischen Dynasten zu einem Mitgliede des Schweizer Geschlechtes von Ast machte und ihm ungefähr auch das Wappen desselben beilegte. Ich glaube daher nicht, daß dieser einzige alte Minnesinger unsere Behauptung umstoßen kann, und wir dürfen darum jetzt unsere Ansicht als begründet aufstellen. Wir hätten also auf diese Weise im Ganzen 117 adelige Minnesinger erhalten.

Wenn wir nun sehen, daß Dichter, welche das Prädicat Meister haben, außer dem Wappen auch noch den Ritterhelm führen, so können sie unmöglich dem Bürgerstande angehört haben, vielmehr sind wir nach den obigen Ausführungen berechtigt, sie für Sänger von Stand zu halten, sie für Ritter zu erklären. Dies ist der Fall bei Heinrich Teschler, Frauenlob und Fridrich v. Sunenburg, von denen der Erstere ja in Urkunden schon als *her* nachgewiesen und auch Frauenlob schon von anderer Seite das Ritterthum zugesprochen ist.

Treffen wir dagegen Meister, welche zwar ein Wappen haben, aber keinen Helm, so sind sie zu den bürgerlichen Sängern zu rechnen; dies ist der Fall bei Hadloub und Regenbogen. Dem Bürgerstande gehören daher mit Alram v. Gresten 21 Personen an, dem Adel 117; zählen wir dazu die Winsbekin und Klingsor, so ist die Zahl 140 der Pariser Handschrift erreicht.

Es erübrigt uns nun noch, eine befriedigende Definition von *Meister* zu geben; nach dem Obigen ist dieselbe nicht schwer, und wir erklären daher das Prädicat *Meister* als die Bezeichnung für einen Dichter, der innerhalb einer Stadt wohnte und Mitglied des städtischen Verbandes war, jedoch ohne jede Nebenbedeutung von bürgerlicher Abkunft. Das Wort muß nun doch einen gewissen Gegensatz zu *her* bilden, und dieser kann wohl nur der sein, daß letzteres diejenigen niedrigen Adeligen andeutet, welche außerhalb der Städte auf ihren Burgen hausen. Deshalb werden als *Meister* aufgeführt, trotzdem sie adelig sind, Teschler aus Zürich, Frauenlob aus Mainz, Fr. v. Sunenburg aus Tirol, ferner nichtadelige: Gottfried aus Straßburg, Walter aus Breisach, Conrad aus Würzburg u. s. w.

Mit der eben gegebenen Erklärung von *Meister* steht nicht im Widerspruche, daß die Ritter Steinmar und Otto zem Turne, welche sich als Bürger von Städten nachweisen lassen, *her* genannt werden und nicht den Titel *Meister* führen. Beide haben sich erst später als Mitglieder der Stadtgemeinden aufnehmen lassen, Otto zem Turne in Luzern gar erst im Jahre 1330, zu einer Zeit, als die Handschrift der Minnesinger wahrscheinlich schon vollendet war. Auch Steinmar kann unmöglich von Geburt ein Städter sein, da Klingnau, wo er wohnhaft war, erst im Jahre 1240 von Ulrich von Klingen, dem Vater des Minnesingers, gegründet wurde, er aber schon seit dem Jahre 1251 als großjährig in Urkunden erscheint. Beide Sänger hatten demnach noch außerhalb ihre Burgen und führen daher den Titel *her* mit vollem Rechte.

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtung angelangt; nach den Ausführungen ist der Unterschied zwischen *her* und *meister* nicht der, daß sie adelig und bürgerlich im Gegensatz bezeichnen, sondern *her* deutet einen niederen Ritter an, welcher außerhalb der Stadt auf seiner Burg wohnt, während *Meister* der eigentliche Titel für einen Bewohner der Städte ist, mag er nun vom Adel oder aus dem Bürgerstande sein.

MÜNSTER i. W., November 1887. FR. GRIMME.

DIE WIELANDSAGE UND DIE WANDERUNG DER FRÄNKISCHEN HELDENSAGE.

Wenn im Folgenden die berühmte Sage von Wieland dem Schmiede[1]) einer genaueren Untersuchung unterzogen wird, so geschieht dies nicht auf Grund neu gewonnenen Stoffes — dieser ist ja längst genau bekannt und in der für ihre Zeit vortrefflichen Abhandlung von Depping[2]) bereits fast vollständig beigezogen worden — sondern von einem neu gewonnenen Standpunkte aus, der dazu geeignet ist, über die dunklen Anfänge deutscher Heldensage Licht zu verbreiten; an Stelle weit und ungenau gefaßter Vermuthungen sollen feste Thatsachen treten; das Verschwommene und Unklare wird durchsichtig und greifbar. Die Wielandsage ist besonders zu diesem Zwecke geeignet, da bei ihr diejenigen Bestandtheile, die vor Allem ins Gewicht fallen, in unleugbarer Deutlichkeit am Tage liegen, während sie sonst erst aus der Umhüllung herausgearbeitet werden müssen, und an eben dieser Arbeit die gegnerische Ansicht ihren Hauptanstoß nimmt, durch deren Ablehnung überhaupt die ganze Frage in Zweifel ziehen zu dürfen vermeint.

Die Wielandsage ist in zusammenhängender Darstellung nur in nordischen Quellen vorhanden, und zwar mit erheblichen Verschiedenheiten: in der Vǫlundarkviđa und in der Þiđrekssaga c. 57—79, In der Þiđrekssaga ist die Handlung klar, einfach und ohne Zuthaten. dagegen ist die Vǫlundarkviđa theils bis zur Dunkelheit und Unverständlichkeit gekürzt, theils aber durch fremdartige Zusätze erweitert. Das Verhältniß der beiden Berichte ist verschiedenartig aufgefaßt worden; da die ursprüngliche Gestalt der Sage, mit deren Erklärung wir es zu thun haben, davon abhängig ist, müssen wir uns in Kürze zunächst damit auseinandersetzen. In der Vǫlundarkviđa erscheint Vǫlundr in Verbindung mit Valkyrjen, Schwanmädchen. Vǫlundr gewinnt die Alvitr zum Weibe, indem er ihr die Gewänder beim Baden

[1]) Die Abhandlung von Niedner (Ztschr. f. d. Alt. 33, S. 24—46) über die Vǫlundarkviđa kam mir erst längere Zeit nach Vollendung dieses Aufsatzes zu Gesicht und konnte darum nicht verwerthet werden. Übrigens liegt auch der Schwerpunkt jener Arbeit auf einer andern Seite als in der meinen. Die Entstehung der Wielandsage berührt Niedner nur kurz, er erkennt in derselben uralte arische Mythen. also keine Entlehnung.

[2]) Véland le forgeron. Dissertation sur une tradition du moyen âge; par G. B, Depping et Francisque Michel. Paris 1833.

wegnahm. Später aber flog sie ihm davon; darauf werden seine weiteren Schicksale berichtet. Wir haben also an Vǫlunds Namen die weitverbreitete Sage von den Wassermädchen[1]) geknüpft mit dem ausschließlich nordischen Sagenzuge, daß diese als *valkyrjur* erscheinen. Vermittelst eines Ringes ist ein Zusammenhang dieser Episode mit der übrigen Sage hergestellt, aber auf sehr ungeschickte und künstliche, offenbar mißglückte Weise. Im Übrigen steht die Episode sehr fremdartig in der Sage. Simrock in seiner Neudichtung „Wieland der Schmied" und Raszmann[2]) nehmen an, daß die Valkyrjensage von Anfang an in der Wielandsage vorhanden war; aber ihre Rettungsversuche sind äußerst unwahrscheinlich und gezwungen; dem gegenüber urtheilen Rieger[3]) und K. Meyer[4]) richtig, daß die Sage von den Schwanmädchen mit der eigentlichen Wielandsage keine Berührung habe, auch wenn sie an Wielands Name, vielleicht eines anderen, vom Schmiede verschiedenen bereits in Deutschland sich angeschlossen hätte, wie aus dem Gedichte „Friedrich von Schwaben" zu entnehmen ist. Wir müssen demnach jene Episode völlig aus der Vǫlundarkviða loslösen und erhalten dadurch einen der Þiðrekssaga genau entsprechenden Bericht[5]). Die also gewonnene Sage erzählte im Wesentlichen: Wieland der Schmied wurde von einem Könige gelähmt, damit er ihm Alles schmiede und schaffe. Aus Rache tödtete er des Königs Söhne; als des Königs Tochter zu ihm in die Schmiede kam, bezwang er sie und zeugte einen Sohn mit ihr; dann machte er sich Flügel und flog davon. Diese Sage und zwar mit allen Einzel-

[1]) Litteraturnachweise bei Tawney, Kathā-Sarit-Sāgara or Ocean of the streams of story, translated from Sanskrit, II (1887), p. 452 Anm.

[2]) Die deutsche Heldensage[2] II, p. 212—214; p. 256 Anm.

[3]) Germ. III, p. 174 Anm.

[4]) Germ. XIV, p. 285—287.

[5]) Kürzungen in der Vǫlundarkvida, die zum nothwendigen Verständnisse des Ganzen aus Þiðrekssaga wiederhergestellt werden müssen, sind folgende: Str. 18 ist von einem Schwerte die Rede; offenbar ist Mimung gemeint, von dem aber sonst in Vkv. nichts vorkommt; der Grund der Lähmung als der Bestrafung des Schmiedes ist in Vkv. weggelassen; vom Anfertigen der Flügel aus dem Gefieder der Vögel weiß die Vkv. nichts; sie berichtet nur „Vǫlundr hófsk at lopti" 20 und 38, was sehr unvermittelt ist, wenn wir vom „wie" nichts hören. Widga (Wittich) wird nicht genannt, obwohl die Sage davon wußte (33). Also der Bericht der Lieder-Edda ist in diesem Falle, wie auch sonst z. B. bei der Nibelungensage, obwohl an und für sich älter, als die anderwärts erhaltenen, schlechter als jene und zeigt willkürliche Neuerungen und Änderungen, während die zeitlich jüngeren und späteren Aufzeichnungen einen älteren und reineren Stand der Sage bewahrt haben. Darum darf die Lieder-Edda nur mit Vorbehalt zum Ausgangspunkt der Forschung gemacht werden

heiten läßt sich als bekannt nachweisen in Niederdeutschland, durch die Þiðrekssaga, welche sich im ausgesprochenen Gegensatze zu den nordischen auf sächsische Quellen stützt, in Deutschland[1]), bei den Angelsachsen[2]) und in Frankreich[3]), wo vielfach der Schmied Galand erwähnt wird. Als unbedingt zusammenhängend ergeben sich die nordischen und französischen Berichte. Die Form des Namens des Schmiedes ist eine zwiefache, welche strenge unterschieden wird[4]), *Wêland* und *Waland*. Sämmtliche Stellen der afrz. Gedichte weisen auf eine ursprüngliche Form *Waland* zurück, welche auch dem nordischen *Vǫlundr* zu Grunde liegt. Noch heute stehen sich also fremdartig die französischen und deutschen Familiennamen Galand und Wieland gegenüber. Wir dürfen demnach mit Sicherheit das Erscheinen des kunstreichen Schmiedes in der afrz. und nordischen Heldensage mit dem Auftreten der Normannen in Verbindung bringen und haben eine fränkisch-nordische Form, gekennzeichnet durch den Namen *Waland*, anzunehmen. Auf der anderen Seite steht die deutsch-angelsächsische Überlieferung mit den lautlich zusammengehörigen Formen ags. Wêland und ds. Wieland, älter ebenfalls Wêland, Wealand, Wialand[5]). Die Übereinstimmung der Wielandsage in allen Einzelheiten, wo sie auch auftritt, verbietet neben anderen Gründen, an eine urgemeinsame germanische Sage zu denken; vielmehr ist die Dichtung zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte entstanden und hat sich von dort aus zu den übrigen Stämmen verbreitet. Es wird sich darum handeln, vor allen Dingen diese Wanderung näher zu bestimmen, weil erst dann weitere Erwägungen möglich sind.

[1]) Zum Beweise für die Wielandsage in Deutschland kommt in Betracht Waltharius 965; Biterolf 156 ff., 177 ff., der Anhang des Heldenbuches HS. p. 288. Die verschiedenen, mit Wieland zusammengesetzten Ortsnamen (Mythol.[3] p. 350) sind kein durchaus sicheres Zeugniß für die Sage, denn der Name Wieland ist ja sehr häufig, ohne daß dabei allezeit Wieland der Schmied im Spiele ist.

[2]) Ausführlichere Angaben über die Sage in Deors Klage 1—12. Waldere I, 2—4; II, 8—9; ferner Beówulf 455; Aelfreds Metra X, 33—34; 42—43; eine Stelle aus einem lateinischen Gedichte des 12. Jahrhunderts HS. p. 41; aus dem 14. Jahrh. King Horn HS, p. 278.

[3]) Am vollständigsten sind die Stellen gesammelt von Michel bei Depping p. 81—95.

[4]) Þiðrekssaga c. 69: *Velent* hin agæti smiðr, er Væringiar kalla *Volond*. Ebenso c. 194. Die Þs. ist sich also des Unterschiedes der deutschen und nordischen Form wohl bewußt.

[5]) Alle diese Formen, auch Weoland und Wioland, Wiland lassen sich mehrfach belegen in den libri confraternitatum Sancti Galli etc. ed. Piper in den MG. Weitere Belege bei Förstemann, Namenbuch p. 1326.

Daß die Sage eine ursprünglich nordische ist und also von dorther zu den deutschen Stämmen kam, ist unwahrscheinlich und steht im Widerspruche zu anderweitigen Thatsachen, z. B. der Wanderung der deutschen Nibelungensage. Außerdem müßte dann die nordische Form Waland auch in deutschen Quellen erscheinen[1]). Auch „Sachsen", d. h. Niederdeutschland (in Folge der niederdeutschen Lieder, auf welche sich die Þiðrekssaga stützt) kann die Heimat nicht gewesen sein. Es kommt als solche nur England und Deutschland selber in Betracht. Die Angelsachsen aber haben vielfach deutsche Sagen bei sich aufgenommen, nicht etwa von Anfang an mit hinübergeführt, sondern in späterer Zeit entlehnt, und so wird es auch hier der Fall gewesen sein. Über England leitet dann häufig die Strömung deutscher Sage zu den nordischen Wikingern. Für die norwegischen Stämme wenigstens — und diese kommen bei Fragen nach altnordischer Sage und Dichtung, wie sie die Edda enthält, in erster Linie vor den Dänen in Betracht — bildet öfters England die Vermittlerin südländischer Cultur und Dichtung; die dortigen Verhältnisse, der längere, oft dauernde Aufenthalt der Wikinger begünstigten derlei Entlehnungen, während die kurzen Streifzüge in Norddeutschland durch heerende Nordleute weniger dazu angethan waren. So könnte auch in unserem Falle vorläufig die Ansicht aufgestellt werden, daß die Nordleute auf diesem Wege in England die Wielandsage überkamen, in welchem Falle sie dieselbe dann aus ihrem Stammlande nach Frankreich mitgebracht hätten. Damit ergäbe sich auch mit der Eroberung der Normandie (876) ein wichtiger Fingerzeig für die Zeitbestimmung. Der Verlauf unserer Untersuchung wird darüber belehren, ob die Voraussetzung einer solchen Verbreitung der Sage gerechtfertigt ist. Der deutsche Ursprung der Wielandsage (d. h. bei einem der deutschen Stämme des Festlandes Gothen, Franken, Alamannen) und deren Verbreitung von hier aus einerseits nach Nordosten (Þiðrekssaga) und anderseits nach Nordwesten zu den Angelsachsen (von diesen weiter vielleicht zu den Nordleuten?) darf als feststehend angenommen werden. Unsere Aufgabe ist, den muthmaßlichen Ort der Entstehung und die Zeit noch enger zu begrenzen und über die Art der Wanderung uns aufzuklären. Die Beschaffenheit der Wielandsage, ihr Inhalt, gibt uns die Mittel dazu an die Hand. Es war von Anfang an nicht zu verkennen, daß eine augenfällige Ähnlichkeit zwischen der Wie-

[1]) Bereits die verderbte Form der Eigennamen in der nordischen Sage Boðvildr, Níðaðr oder Níðuðr gegenüber ags. Beadohild, Nîdhad, ahd. Baduhilt, Nîthad läßt die Ursprünglichkeit des nordischen gegenüber den anderen Berichten erkennen.

landsage und antiken Sagen von Hephaest und Daedalus besteht. Beide Gestalten sind in Wieland vereinigt. Depping[1]) nahm den griechischen Ursprung der Sage als zweifellos sicher an; aber über die Zeit, zu der sie zu den Skandinaviern kam, von dem Wege, den sie langsam von Volk zu Volk bis zu den Gegenden des Nordens nahm, machte er sich keine Vorstellung. Raszmann[2]) meinte, bei dem arischen Urvolke seien solche Mythen bereits vorhanden gewesen, und daraus lasse sich die Gleichheit der einzelnen Sagenzüge erklären. Von Vulkan[3]) wird erzählt, er habe einmal der Minerva nachgestellt, als sie zu ihm kam; Erichthonius verdankt diesem gewaltsamen Auftritt sein Dasein. Der hinkende Schmied ist in antiker Heldensage der Schöpfer aller berühmten Waffenstücke; sie sind ἡφαιστότευκτα. Eine Volkssage der Insel Strongyle weiß von Hephaest zu berichten, was eine englische von Wayland Smith in Berkshire. Daedalus[4]) aber schuf sich Flügel aus Wachs und Federn und entflog so der Macht des Königs Minos; Icarus stürzte herab wie Eigill in Þs. c. 77. Daedalus soll zuerst Bildnisse der Götter gemacht haben; einmal machte er eine Heraklesstatue so täuschend, daß dieser mit Steinen nach ihr warf, weil er sie für lebendig hielt. Damit vergleicht sich Wielands Bild des Regin Þs. c. 66. Daß bei einer so weitgehenden Übereinstimmung jeder Gedanke an zufällige gleichartige Entstehung ausgeschlossen bleibt, liegt auf der Hand; allem Anscheine nach handelt es sich um ein absichtliches Zusammenschweißen der beiden antiken Sagenstoffe. Die Möglichkeit einer bereits dem indogermanischen Urvolke eigenen Masse von mythischen Anschauungen und Bildern soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Zu diesen gemeinsamen Vorstellungen gehört gewiß auch die von Elementargöttern; der über das Feuer als herrschend gedachte Dämon faßte in seinem Wesen die Eigenschaften seines Elementes zusammen. So entwickelt sich unschwer die Vorstellung des Schmiedes; auch die Tücke seines Charakters ist in seinem Ursprunge wohl begründet. Treffen wir auf

[1]) a. a. O. p. 50 „on ne peut donc méconnaître l'origine grecque du roman de Véland".

[2]) Deutsche Heldensage[2] II, p. 272.

[3]) Sagen über Vulkan: Servius ad ecl. 4, 62; ad Aen. 8, 414; Hygin 166; Fulgentius 1, 14; Mythographi vaticani (ed A. Mai, class. auctor. tom. III und Bode, Scriptores rerum mythicarum) I. 128; II, 37 u. 40; III, 10, 3. Sage über Strongyle griech. schol. zu Apollon. Rhod. Argon. 4, 761.

[4]) Sagen über Daedalus: Servius ad Aen. 6, 14; Schol. ad Stat. Ach. I, 192. Mythogr. vat. I, 43; II, 121, 124—127; III, 11, 7. Hygin 40. Griech. (die Statue des Herakles) Apollod. Bibl. II, 6, 3.

Ähnlichkeiten in Sagen von schmiedenden Feuergöttern bei verschiedenen Völkern, so würden diese durchaus nicht zur Annahme von Entlehnungen berechtigen, so lange die selbständige Weiterentwicklung des einfachen Grundbegriffes in logisch klar fortschreitender Ausbildung ersichtlich ist. Die im Einzelnen ausgesponnenen Gedanken sind bereits im gemeinsamen Urbegriffe beschlossen und brauchen darum nur daraus entnommen zu werden. Aber daneben machen sich auch anderweitige fremdartige Einflüsse geltend; in mehr oder weniger willkürlicher Weise werden Anknüpfungspunkte an andere Vorstellungen, die einem durchaus verschiedenen Gedankenkreise entstammen, gesucht. Aus einer willkürlichen Vereinigung von unter sich fremdartigen Bestandtheilen wird eine neue Sage geschaffen, deren Wesen eben in dieser Verbindung besteht. In unserem Falle ist eine uralte gemeinsame Grundlage gewiß auch vorauszusetzen; die schmiedenden Elbe und Zwerge germanischer Volkssage berühren sich vielfach mit Vulkan und verwandten Anschauungen. Das Hinken Wielands, sein tückischer Sinn könnten unschwer aus seinem Elemente erklärt werden. Aber daß dieser Schmied einem Weibe nachstellt und davon einen Sohn gewinnt, daß er sich Flügel schmiedet und davonfliegt aus der Gefangenschaft bei einem feindlichen König, das ist Dichtung; nicht aus einer gegebenen Grundvorstellung bildet dies die dichtende Phantasie der Griechen und Germanen je für sich allein heraus, sondern willkürlich sind mehrere Motive zu einer Sage zusammengefügt. Sobald die genauere Erwägung des Sachverhaltes die Entstehung einer Dichtung aus dem Zusammenfügen mehrerer einfacher Begriffe erkennt und wir dieselbe an mehreren Orten finden, dann bleibt der Zufall ausgeschlossen; die Sage ist einmal gedichtet worden und von dort aus weiter gewandert. Das Übereinstimmende ist allein hierdurch ausreichend erklärt. So kann z. B. der Glaube an das Walten von Schicksalsfrauen, Parzen und Nornen wohl selbständig bei verschiedenen Völkern sich bilden. Aber wenn diese bei der Geburt eines Kindes zu dreien erscheinen und diesem so langes Leben verheißen, bis die neben dem Kinde brennende Kerze niedergebrannt ist, wie bei Meleager und Nornagest, dann darf die Entlehnung einer solchen Sage nicht geleugnet werden. Eine Sage, bei deren Bildung offenbar der bewußt und willkürlich schaffende Verstand eines einzelnen Individuums, nicht etwa der großen verschwommenen und unvorstellbaren Menge des „Volkes“ in der Vereinigung und Verarbeitung der einzelnen Theile sich bethätigt, kann nicht auch noch

einem anderen Volke, bei dem sie vorkommt, als ureigen zugeschrieben werden, weil es doch kaum denkbar ist, daß mehrere unabhängig von einander zu derselben eben in willkürlichen, d. i. nicht durch logische Bande nothwendigen, sondern in zufälligen psychologischen Vorgängen bedingten Zusammenfassung der Einzelheiten gekommen wären. Je freier die Anordnung der Motive — und eben darin, in dem neuen, vorher noch nicht Dagewesenen und Ungewohnten liegt das Wesen origineller und genialer Dichtung — desto mehr beschränkt sich dieser Vorgang räumlich und zeitlich auf ein einmaliges und einzelnes Vorkommniß. Die Beachtung dieses Grundsatzes darf von der vergleichenden Sagenforschung niemals vernachlässigt werden; er kommt natürlich auch bei der Wielandsage zur Anwendung, und damit ist Raszmanns Erklärungsversuch hinfällig. Was nun die Entlehnung der antiken Sage anlangt, so könnte man zunächst an Byzanz denken, zumal wenn dieselbe in früher Zeit geschah. Da aber wohl Deutschland die Heimat der Wielandsage ist, so erheben sich Schwierigkeiten. Wie hätten sich gerade deutsche Stämme aus Byzanz eine classische Sage holen können, falls sie dieselbe nicht gerade durch Vermittlung der Gothen überkamen? Außerdem sprechen entscheidende Gründe dafür, daß die Fabeln, auf deren Grund die Wielandsage erwuchs, in lateinischer Sprache abgefaßt waren. Auch hätte wohl kaum eine antike Sage im germanischen Gewande durch all' die Wirren der Wanderungszeit hindurch ihren Weg nach Deutschland gefunden. Wir müssen nach einer näher liegenden Erklärung uns umschauen, die sich nicht bloß auf den Hinweis allgemeiner Möglichkeiten beschränkt, sondern einleuchtende Wahrscheinlichkeitsgründe beizubringen weiß. — In seinen Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage hat Bugge den Beweis erbracht, daß eine Reihe von Sagen und Mythen, die man als durchaus einzig aus nordischem Geiste entsprungen, als eine dem nordischen Boden bis in ihre letzten Wurzeln hinab ureigene Pflanze zu betrachten gewohnt war, in viel späterer Zeit während der Wikingzüge auf die Inseln im Westmeere entstanden sind und zwar im Wesentlichen auf Grund zweier verschiedener Strömungen, der antiken Sagendichtung und der christlichen Mythen, die beide gleich neu und überwältigend auf die empfänglichen Gemüther der Nordleute einwirkten und zu einer genialen Umdichtung, die uns eben in den nordischen Sagen entgegentritt, Veranlassung wurden. In England und Irland blühten diese Studien in besonderer Ausbreitung in der betreffenden Zeit, wodurch

den Wikingern reichlich Gelegenheit gegeben war, mit den Stoffen ihrer Mythendichtungen bekannt zu werden. Bugges Beweisführung ist so überzeugend und sorgfältig, daß sich auch der anfangs Widerstrebende bei genauerer Prüfung ihr nicht verschließen kann. Die Annahme der Bugge'schen Lehre bedeutet aber einen Umschwung in unseren litterarischen Anschauungen, der für die frühe Zeit in vielen Punkten mit alt überkommenen Ansichten völlig bricht, und dies ist auch der Grund, weshalb man sich im Allgemeinen ziemlich ablehnend und abwartend verhält, obwohl eine geraume Zeit, acht Jahre bereits verstrichen sind, seit Bugge mit seiner Theorie hervorgetreten ist; man versäumte dadurch, sich genaue Rechenschaft über die Tragweite der so vielversprechenden Frage zu geben und an die daraus erwachsende Aufgabe ohne Voreingenommenheit heranzutreten.

Wir können hier nicht eine Einzelkritik Bugges geben, sondern nur einige allgemeine Bemerkungen anknüpfen. In ihren Hauptzügen ist die Schrift so einleuchtend, daß darüber gar keine Worte zu verlieren sind; Entlehnung liegt vor in den nordischen Sagen. Einzig über das „wieweit" kann gestritten werden, und darüber ist freilich nichts Abschließendes bisher erzielt. In Einzelheiten mag Bugge vielleicht hie und da Unrecht haben, aber das ändert nichts an der Hauptsache. Ähnliche Fälle genug können für Bugges Ansicht geltend gemacht werden; so hört man zuweilen den Vorwurf ausgesprochen, daß Bugge zu weit gehe, wenn er schöne und ergreifende Dichtungen aus einer falsch verstandenen und ausgelegten Stelle irgend eines untergeordneten und unbedeutenden antiken oder christlichen Schriftstellers herleitet. Aber verhält es sich nicht mit der gesammten christlichen Mythologie im Ma. ebenso? Welch reiche und phantastische Sagenbildung wächst hier um eine unscheinbare Bibelstelle, und Mißverständnisse des Textes der Vulgata und der Kirchenväter geben Veranlassung zu Sagen, die weiter wuchern und viel bekannt sind. Warum sollten die Nordleute nicht auch befähigt gewesen sein, auf Grund empfangener Eindrücke und Anregungen selbständige Weiterbildungen hervorzubringen? Es ist keine unerhörte Ungeheuerlichkeit, der hier das Wort geredet wird. Wenn einige Sagen ganz und gar nur auf fremde Bestandtheile zurückgehen, so wird es sich bei anderen wieder darum handeln, zu scheiden, was etwa vorher vorhanden gewesen und nur unter den neuen Einflüssen erweitert und umgestaltet wurde. Der nordischen Mythologie erwächst eine anziehende, ergebnißreiche und dankbare Aufgabe in einer völligen Neubearbeitung, und daraus wird auch vieles, was so lange Zeit über deutsches Alterthum

behauptet worden ist, richtiggestellt. Viele Dinge, die frischweg für gemeingermanisch gehalten wurden, erweisen sich als sehr späte nordische Neubildungen. Freilich ist es nicht leicht, von einer lange Zeit gepflegten und liebgewonnenen Ansicht ablassen zu müssen und sich an ganz neue Auffassungen zu gewöhnen. Dazu gehört vornehmlich der germanische Mythus, über dessen Umfang manche dichterisch bedeutsamen Auslegungen von großen Meistern niedergeschrieben wurden. Und doch ist das, was man unter Mythus versteht, zum großen Theile ein Wahn. Wo die Erklärung einer Sage aus irgend welchen Gründen aufhören mußte, da trat der Mythus ein. Die unerklärlichen Züge der Heldensage sind „mythisch", sie entstammen dem uralten Sagenhorte der germanischen Völker. Damit kann man freilich Alles retten. Aber dem nüchternen Sinne wird eine mit den Verhältnissen im richtigen Einklange stehende Erklärung willkommener sein, und sie allein entspricht auch der Wahrscheinlichkeit. Eine dem Mythus ähnliche Rolle spielt z. B. der Begriff der bretonisch-keltischen Sage in der französischen Litteratur. Auch sie erweist sich immer deutlicher als ein leerer, gehaltloser Begriff, der die richtige Einsicht in Wesen und Ursprung der sogenannten bretonischen Epen nur verhindert, weil mit ihm eine durch nichts bewiesene und auf unhaltbare Gründe gestützte Hypothese an Stelle eines befriedigenden Aufschlusses vorgeschoben wird. Wenn hier und dort in den in Frage kommenden dichterischen Werken Fingerzeige genug vorhanden sind, denen wir nur mit Sorgfalt nachzuspüren haben, um zu ausreichender Erklärung vorzudringen, so wird es sicher gerathener sein, auf diese festen Anhaltspunkte sich zu verlassen, von ihnen aus ein Urtheil über Entstehung und Entwicklung der Werke sich zu bilden, als trotzdem zu jener Hypothese, die in Wahrheit wenig genug sagt, zurückzukehren. In Bezug auf das geistige Eigenthum eines Volkes an dichterischen Erzeugnissen war zu sehr die Analogie der vergleichenden Sprachgeschichte maßgebend. In unserem Falle aber ist das Verhältniß in weitaus den meisten Fällen ein umgekehrtes: gleiche Züge in Dichtung und Sage verschiedener Völker, namentlich wenn sie in größerer Anzahl nachgewiesen werden können, führen nicht auf einen urgemeinsamen Hort an gleichen, fertig ausgebildeten Anschauungen und Bildern zurück, vielmehr auf Entlehnung. Was sich im späteren Mittelalter, wo die Beziehungen des Verkehres unter den Völkern weiter entwickelt und namentlich auch für uns deutlicher erkennbar sind, von selber versteht, daß eine Sage, zu welcher ein Seitenstück sonst irgendwo nachweisbar ist, auf Entlehnung beruht, durch

Übertragung vom einen zum anderen wanderte und zu dem gleichsam internationalen Fabel- und Novellenschatze gehörte, aus dem das Repertoire des Spielmannes und Kunstdichters bestand, wird nicht ebenso aufgefaßt und anerkannt, wenn es in einer etwas früheren Zeit begegnet. Und doch sind die Verhältnisse nicht grundsätzlich verschieden. Die vergleichende Litteraturgeschichte hat früher einzusetzen als mit dem Beginne der wandernden orientalischen Novellen und Märchen und der Übersetzung aus schriftlichen Vorlagen, wo sich noch genau das Quellenverhältniß bestimmen läßt. In der älteren Zeit ist der geistige Austausch ein zufälliger, vereinzelt auftretender, und fließt nicht gleich einer ununterbrochenen Strömung dahin. Dafür ist aber auch das Verhältniß von Quelle und Nachahmung ein freieres; sie stehen so weit von einander ab, daß sie in ihrem inneren Zusammenhange kaum mehr erkenntlich sind. Die Quelle ist hier nicht eine Vorlage, die in mehr oder weniger freier Weise nachgeahmt werden soll, sondern sie gab nur die Anregung, den ersten Anstoß und legte so den Keim zu gänzlich Neuem und Verschiedenem. So verhalten sich die nordischen Dichtungen zu ihren letzten Grundlagen. Und dadurch wird das Werk nicht im Geringsten in seinem Werthe herabgesetzt; es ist durch und durch nordische Dichtung und als solche aufzufassen; nur hat sich diese nicht aus einer verschwommenen grauen Urmasse auf räthselvolle Art herausgelöst, sondern den Anstoß gaben Motive aus einer den Nordleuten seither unbekannten, hochinteressanten geistigen Welt. Was aber sollte jemals mehr fruchtbringend für den Aufschwung und die Neubildung der Dichtung sein, als gerade die Eröffnung ungeahnter und großartiger geistiger Ausblicke? Dadurch wird der lebhaft erregten Phantasie neue Nahrung zugeführt, die sie in freier, unbeschränkter Ungebundenheit verarbeitet.

Die Erschließung neuer Cultur wird für ein lebenskräftiges Volk die unerschöpfliche Quelle zahlreicher Anregungen. Der geistige Verkehr vollzieht sich zu jenen frühen Zeiten in ungleich eigenartigerer, originellerer Weise als später, wenn die litterarischen Erzeugnisse, wie heutzutage im Buchhandel, von einem Volk zum andern wandern und Jedem in seiner eigenen Sprache mundgerecht gemacht werden. Dieses Bild bietet aber im Ganzen die mittelalterliche Dichtung dar. Eine völlige Neugestaltung und Wiedergeburt eines Stoffes wird schon darum zur Unmöglichkeit, weil das Quellenwerk selber immer in der Nähe ist und seinen zwingenden, unumgänglichen Einfluß ausübt. Aber in alter Zeit ist die Quelle, deren Kenntniß und Gebrauch schließlich auf dem Walten des Zufalls beruht, nur der äußere Anstoß

und der Ausgangspunkt zu einer neuen Dichtung. Zum Verständniß dieser letzteren gehört es aber, daß wir auch davon uns Kunde verschaffen. In diesem hier in aller Kürze angedeuteten Verhältnisse stehen die Nordleute, als sie im 8. und 9. Jahunderte aus ihrem Stammlande ausziehend, in welchem sie bisher abgeschlossen von der anderen Welt und darum auch nur einfacher geistiger, dichterischer Schöpfungen pflegend gelebt hatten, in England und Irland auf neue Anschauungen trafen, welche sie zur Schöpfung der so viel bewunderten Mythen und Sagen der Edda anreizten, in denen von altem Sagengute, das ihnen von Urzeiten und darum mit den übrigen Germanen gemeinsam angehörig war, nur sehr wenig und dieses wenige in gründlich erneuerter Gestalt übrig geblieben ist. Ganz ähnlich steht es aber auch mit den festländischen Germanen, als sie in die Sitze der Romanen einrückten, und dort noch weniger als die Nordleute in England, bloß Schwerthiebe mit den Bewohnern tauschten, sondern sich zu dauerndem, friedlichem Zusammenwohnen niederließen. In wie hohem Grade die Germanen in frühester Zeit südländischer Cultur zugänglich waren, beweist die Übernahme der lateinischen Schrift in Form des Runenalphabetes, was wir als das Werk eines einzelnen begabten Mannes aufzufassen haben, das sich dann in kurzer Zeit zu allen übrigen Stämmen verbreitete. Auch hierin zeigt sich, wie empfänglich die Germanen für antike Bildung waren, wie sich aber andererseits ihre Eigenart in der durchaus selbständigen Verarbeitung des Fremden (in diesem Falle die neue Anordnung der Buchstaben in drei Geschlechter und ihre Benennung gegenüber dem lateinischen Alphabet) kennzeichnet. Gerade die Kenntniß der Quelle des Runenalphabets läßt uns viel tieferen Einblick in die schöpferische Kraft der Germanen thun, als die frühere Annahme, daß die Runen ein Ureigenthum der Germanen seien. Und wie hier diese Entlehnung sonnenklar am Tage liegt und nicht mehr in Abrede gestellt werden kann, so ist auch kein Grund vorhanden, von vorneherein Stellung zu nehmen gegen die Ansicht, daß auf dem Gebiete deutscher nationaler Dichtung und Heldensage vieles in ähnlicher Weise aus antiken Keimen erwuchs, wie dies später in nordischer Heldensage der Fall war. Die Wielandsage fordert diese Annahme durch ihre Beschaffenheit selbst. Dadurch unterscheiden sich Sagen, die antike Elemente enthalten, bei den festländischen Germanen gegenüber den skandinavischen, daß sie unmittelbar auf die antiken Quellen zurückführen, währenddem die Nordleute dieselben durch Vermittlung der Angelsachsen und Iren überkamen, was natürlich zur Folge hat, daß

die nordische Sage im Allgemeinen noch weiter von ihrer Quelle absteht, als die übrige germanische, da bereits in Folge der Vermittler sich manches Mißverständniß bilden konnte. So deutlich wie bei der Wielandsage ist der Zusammenhang nirgends ersichtlich, und gerade hier steht ebenfalls wieder die Volundsage gesondert, weil die Nordleute sie in ihrer Art ausschmückten. Bugge[1]) hat kurz auf die Wielandsage hingewiesen, mit dem Bemerken, daß diese Sage, obwohl aus antiken Elementen wie die nordischen Götter- und Heldensagen zusammengesetzt, in ihrem ersten Ursprunge auf anderen Ort und andere Zeit bei den Germanen führe. Diese beiden Punkte näher zu bestimmen, soll im Folgenden versucht werden, nachdem wir die allgemeine Giltigkeit und Richtigkeit von Bugge's Lehre erkannt haben, mit der entsprechenden Modification in Bezug auf ihre Anwendung bei den außernordischen Germanen.

Die Wielandsage muß bei einem germanischen Stamme entstanden sein, der mit der antiken Cultur in unmittelbare Berührung kam; also kommen an erster Stelle in Betracht die Gothen, Langobarden, Burgunden und Franken. Für die drei erstgenannten ist die Möglichkeit allerdings vorhanden; zumal die Ostgothen hätten die beste Gelegenheit gehabt, mit den Quellen bekannt zu werden. Andererseits aber ist zu erwägen, daß die Dauer ihrer Herrschaft besonders wild bewegt war und sie der Vernichtung und Auflösung anheimfielen, daß sie mit den deutschen Stämmen jenseits der Alpen in der für die Entstehung der Wielandsage anzusetzenden Zeit in zu loser Verbindung standen, als daß man annehmen könnte, die Sage hätte so rasch den Weg nach dem Innern Deutschlands und von da zu den Angelsachsen gefunden. Wahrscheinlicher wäre der Weg über die Franken, und das Frankenreich hat überhaupt wohl am meisten Anrecht, die Entstehung der Wielandsage und die Bildung derjenigen Sagen, in denen antike Bestandtheile verwerthet sind, für sich in Anspruch zu nehmen, da alle Erwägungen dafür zu sprechen scheinen und sich ungezwungen alles daran anschließende, namentlich auch die Verbreitung der Sage von dort aus erklärt. Während die anderen germanischen Reiche isolirt wurden und darum der Vernichtung anheimfielen, so haben die Franken, schon weil sie keinen vorgeschobenen Posten bildeten, die Verbindung mit den germanischen Stämmen aufrecht erhalten. So vermochten sie allein vieles Alterthümliche dadurch, daß sie vor ihrer gänzlichen Romanisirung es an stammverwandte Völker überlieferten,

[1]) Studien p. 23 Anm.

in die neue Zeit hinüberzuretten, an erster Stelle einen großen Theil unserer Heldensage. Den Franken ist ja ohnedieß die erste Ausbildung der Nibelungensage zuzuweisen, Beweis genug dafür, dass Sang und Sage bei aller Verwilderung der Merowingerzeit unter den Franken gepflegt wurde. In Gallien waren die klassischen Studien noch sehr blühend, als die Franken ins Land kamen [1]). Dort hatten sich die Rhetorenschulen lange Zeit bis zu Anfang des 6. Jahrhunderts erhalten, und die Geistlichen waren zum großen Theil in diesen selber gebildet, waren erfüllt von dem dort gepflegten Lehrstoffe, und so rettete sich eben dieser Stoff hinüber in die neue Zeit und erhielt die Verbindung mit dem klassischen Alterthume aufrecht. Selbst Könige der Franken wie Chilperich beschäftigten sich mit gelehrten Dingen. Die Franken hatten also reichlich Gelegenheit, von antiken Sagen zu vernehmen, und sie ließen dieselbe nicht unbenützt an sich vorübergehen. Die Thiersage entstand unter den Franken zum Theil auf Grund der aesopischen in lateinischer Bearbeitung überlieferten Fabeln. Bei Fredegar (642) erscheint die gelehrte Fabel vom trojanischen Ursprunge der Franken, die rasch volksthümlich wird und auch in unserer deutschen Heldensage eine Rolle spielt. Und dies wird sicher nicht der einzige Fall gewesen sein, daß die Franken aus den antiken Schätzen entlehnten. Im Mittelpunkt des rhetorischen Unterrichtes stand Vergil; zu seiner Erklärung gehörte die Erläuterung der darin enthaltenen oder nur berührten Mythen, die grammatische Auslegung, die in etymologischen Versuchen auch in die Mythen hereinspielt. Die Sammlungen der kurzgefaßten Erzählungen, wie sie in den lateinischen Mythographen vorliegen, waren viel verbreitet und gelesen. Sie geben denn auch fast das gesammte Material in verhältnißmäßig beschränktem Umfange und gedrängter Kürze an die Hand, und vermittelten die antiken Sagen in bequemer Form der neu anbrechenden Zeit. Was im Mittelalter an antiken Mythen im Umlaufe ist, lässt sich meistens hierauf zurückführen. Daneben scheinen merkwürdiger Weise auch einige griechische Fabeln, die in den auf uns gekommenen lateinischen fehlen, bekannt gewesen zu sein, wie dies auch Bugge [2]) bemerkt. In zwei Fällen mußten wir über das, was in lateinischer

[1]) Über den Stand der klassischen Studien in Gallien vgl. im Allgemeinen: Loebell, Gregor von Tours und seine Zeit (1839) p. 375—405; G. Kaufmann, Rhetorenschulen und Klosterschulen oder heidnische und christliche Cultur in Gallien während des 5. und 6. Jahrhunderts; in Raumers histor. Taschenbuch IV, 10 (1869), p. 1—94; Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen[5], p. 84 ff.; L. Roth, Philologus I, 523 ff.

[2]) Studien p. 22.

Form von Vulkan und Daedalus erzählt ist, hinausgreifen [1]). Wie dieser Zusammenhang zu erklären ist, ob weitere lateinische Mythographen vorhanden waren, von denen keine Kunde auf uns kam oder ob wirklich — was sehr unwahrscheinlich — aus dem Griechischen unmittelbar, ohne lateinische Durchgangsstufe, geschöpft worden ist, bleibe hier dahingestellt. Die kurze Fassung der lateinischen Mythen ist von größter Bedeutung für die Ausbreitung des Stoffes selber. In einfachster Sprache niedergeschrieben, oft nur wenige Zeilen enthaltend, eigneten sie sich ganz besonders dazu, im Gedächtniß haften zu bleiben. Die künstlerisch ausgeführte Form der Originale hätte sicherlich keine der Nachahmungen des Mittelalters hervorgerufen. Unüberwindliche Schwierigkeiten wären dem bloßen Erfassen der Handlung entgegengestanden. Aber die fabulae haben alles schmückende Beiwerk fallen lassen, sie geben nur die Umrisse, das Gerippe einer Handlung. Die kleinen Erzählungen bestehen für sich allein, es ist nicht nothwendig, mit Aufwand von Scharfsinn und eindringendem Studium sie von andern erst loszulösen. Keine große Gelehrsamkeit war nothwendig, um von einzelnen unter ihnen sich genügende Kenntniß zu verschaffen; es bedurfte kaum der Einsicht in die Werke selbst, bloße mündliche Mittheilung genügte, um einem weiter bauenden Dichter alles an die Hand zu geben. So mochte es leicht sich fügen, daß um diesen einfachen Kern eine neue Hülle sich anschloß, so daß das also erreichte Ergebniß, zusammengehalten mit der ursprünglichen und echten antiken Dichtung, freilich kaum eine Spur von Ähnlichkeit aufweist, wohl aber werden die Fäden, die vom einen zum andern spielen, deutlich erkennbar bei dem in der Mitte stehenden Auszuge. Aus den oben aufgeführten Fabeln hat also ein Franke die Wielandsage gebildet, ein großartig gedachtes und kunstvoll durchgeführtes Gedicht gegenüber den unscheinbaren ihm gegebenen Thatsachen. Die Vereinigung der beiden antiken Sagen ist sein Werk; in den lateinischen Vorlagen findet sich keine Spur, daß sie vorgebildet gewesen wäre. Zwar heißt im Griechischen Hephäst einige Male *δαίδαλος* [2]) und ein vorauszusetzendes „daedalus Vulcanus“ könnte allenfalls auch für den Dichter der Wielandsage der Grund dafür gewesen sein, statt des Adjectivums daedalus = kunstvoll den Eigennamen Daedalus zu verstehen und darum die Sagenzüge des einen auf den andern zu

[1]) Vgl. oben p. 453, Anm 2 und 3.

[2]) Preller, griech. Mythol. p. 144.

übertragen. Doch vermag ich diese Verbindung nicht nachzuweisen; übrigens wäre dadurch auf dem klassischen Gebiete selber nur der äußere Anstoß für den Schöpfer unserer Sage gegeben; denn in dem allgemeinen Prädicate des Vulkan würde noch keineswegs die Vereinigung aller der verschiedenen Bestandtheile zu einer neuen Sage gegeben sein. Wenn nicht überhaupt nur zufällige Umstände, die wir nicht mehr zu erkennen vermögen, den Dichter zu einer Neuschöpfung bewogen, so lässt sich vielleicht eine andere Erklärung aufstellen, aus welcher äußerliche Gründe ersichtlich sind, Daedalus und Vulcan als identisch aufzufassen. Die Deutung der Götternamen spielt bei modernen wie alten Mythologen eine wichtige Rolle. Varro [2]) führte bereits aus: ab ignis valore vique ac violentia Vulcanus dicitur. Weiterhin werden bei Servius [2]), Isidorus [3]), Fulgentius [4]) u. a. Deutungen vorgebracht ausgehend von einer Form Volicanus, quod per aërem volet; ferner volans candor der fliegende Glanz und volans canus; (volare poetisch [Vergil] vornehmlich von Winden, Rauch, Blitz) gebraucht. Die Zusammenstellung mit Stamm volo — velle, die auch vorkommt, berührt uns hier nicht. So thöricht vom sprachlichen Standpunkte aus solche Etymologien auch sind, so wirkten sie doch zu ihrer Zeit, und darauf kommt es hier allein an. Vulcan ist also Volicanus, der durch die Lüfte Fliegende, und es leuchtet ein, wie ein Franke dazu kommen konnte, die Sage vom Volicanus mit der von Daedalus, der sich Flügel schuf, qui evolavit, falls ihm dieselbe bekannt war, in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen. Die etymologische Deutung des Namens Vulcanus schafft die Verbindung, und nun werden die einzeln überkommenen Bestandtheile der antiken Sagen unter neu gewonnenem Gesichtspunkte geordnet. Wie die zwei Hauptpersonen zu einer einzigen zusammenfließen, wird auch ihr verschiedenes Schicksal ein einheitliches, und die Nebenpersonen, welche sich um die beiden noch getrennten Helden geschaart hatten, gehen, ihrem Beispiele folgend, in einander über. Während Vulcan die Minerva zu bezwingen suchte, Daedalus aus der Macht des Minos entfloh, so ist nach der Neugestaltung Vulcanus in des Minos Macht und thut aus Rache seiner Tochter Gewalt an, d. h. in der Wielandsage treten die Handelnden in neue Verhältnisse ein,

[1]) De lingua latina IV.
[2]) Ad Aen. 8, 414.
[3]) Origines 8, 11, 39—41.
[4]) 2, 14. Ferner Mythographus vaticanus III, 10, 4.

die mit großem Geschicke erfunden sind, aber ihre Handlungen bleiben genau dieselben. Man sieht in die Werkstätte des dichtenden Künstlers, wie er in glücklichem Wurfe aus Gegebenem neues schafft, und oft genügt eine leise Änderung zu diesem Zwecke. Aber gerade im Auffinden des richtigen Punktes beruht die dichterische Kunst.

Wie bereits bemerkt worden ist, haben die angelsächsisch-deutsche und fränkisch-nordische Form der Sage für den Helden die zwei verschiedenen Namen Wêland und Waland gebraucht. Beide sind lautlich nicht zu vereinigen, keiner kann aus dem andern hervorgegangen sein; aber beides sind germanische Namen, die ziemlich häufig vorkommen und sich reichlich belegen lassen. Veland begegnet bereits inschriftlich, vielleicht im 5. Jahrhundert, in einer jetzt verlorenen Grabinschrift, die im Dorfe Ebersheim bei Mainz im vorigen Jahrhundert aufgefunden wurde [1]). Im Übrigen gehört Wêland — Wieland zu den gebräuchlichsten Namen, für deren Vorkommen Piper [2]) und Foerstemann [3]) viele Belege geben. Über die Ableitung und Bedeutung des Namens ist man sich nicht klar. Verfehlt unter allen Umständen ist die Zusammenstellung mit einem Stamm *viola, ags. vîl, engl. wile, frz. guile u. drgl. [4]). Es liegt das germ. geschlossene ê (ags. nord. got. ê) vor, das im ahd. Diphthongirung erlitt. Im Verlaufe des 8. Jahrhunderts verwandelt sich auf deutsch-fränkischem Gebiete dieses ê zu ea, und weiter ia ie. Demnach kann nur ein Stamm wêl- zu Grunde liegen, der sich aber allein in den nordischen Sprachen erhalten hat. Dort heißt vél f. Kunst, Kunstfertigkeit; smiðvélar sind kunstreiche Arbeiten. Das Verbum véla bedeutet sich mit etwas beschäftigen, dann aber auch betrügen. Einige nehmen für die verschiedenen Bedeutungen zwei verschiedene Worte an. Übrigens berührt sich der Begriff „Kunst“ und „Trug“ leicht, man denke nur an unser „List“ im mhd. und nhd. Sprachgebrauche. Wir werden demnach ein germanisches Wort *wêlan (nord. véla) voraussetzen dürfen. Wêland ist das Participium dazu, und als solches das älteste Beispiel eines Eigennamens, der vom Gewerbe genommen ist, und entspricht demnach den antiken *Δαίδαλος*, Faber, Fabricius.

---

[1]) Steiner, Codex inscriptionum romanarum Danubii et Rheni (1852), Bd. I, p. 271, Nr, 575.

[2]) Libri confraternitatum S. Galli etc. in den Indices.

[3]) Namenbuch 1326.

[4]) Mythol.[3] p. 351. Förstemann, Namenbuch 1325. Alle Erklärungsversuche verfehlen sich darin, daß sie Wêland und Waland als denselben Namen betrachten und darum nach einer für beide zugleich ausreichenden Lösung suchen.

Aelfred gibt den Namen Fabricius in der bekannten Stelle [1]) seiner Boethiusübersetzung (ubi nunc fidelis ossa Fabricii jacent?) durch Wêland wieder. Wenn diese Bedeutung unserem fränkischen Dichter noch lebendig war, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er Daedalus als begrifflich entsprechend damit übersetzte. Daneben hat er selber oder ein anderer aber auch den zweiten Namen Waland gebraucht. Vielleicht bedeutet diese doppelte Namensform eine jüngere und ältere Bearbeitung der Sage; vielleicht ist sie zufällig: völlig sicher lässt sich das nicht mehr entscheiden, aber die bestehende Thatsache müssen wir anerkennen. Auch Waland ist ein germanischer Name, der häufig vorkommt [2]). Ob wir denselben vom Stamme *wal* = Tod, Verderben, oder von *walh* = wälsch, fremd, wie Foerstemann meint, abzuleiten haben, ist an und für sich gleichgiltig; unstreitig vorzuziehen ist die Ableitung von *wal*, vgl. *Walo*. Wie aber verfiel der Dichter darauf, dem Schmiede den Namen Waland zu geben, zumal wenn dieser wirklich der ältere wäre, und sich nicht nur zufällig, durch die äußere Ähnlichkeit des Lautes herangezogen, zu Wêland gesellt hätte? Hier tritt die Volksetymologie ein, welche, wie Bugge an vielen Beispielen überzeugend nachwies, eine wichtige Rolle bei Herübernahme fremder Sagen spielt. Wenn die Sage den neuen Verhältnissen angepasst werden und überall verständlich wirken soll, so kommt dabei natürlich sehr viel auf die Form der Namen an, die entweder durch ganz neue ersetzt werden, oder den Lauten der neuen Sprache sich völlig angleichen. Da nun der Dichter von Volicanus wusste und ihm jedenfalls auch die etymologische Ableitung bekannt war, so war damit auch der Stamm volant- gegeben, und dieser Umstand veranlasste ihn, den Schmied mit dem ähnlich klingenden Waland (vgl. Wolantinus im 9. Jh. bei Foerstemann 1335) zu benennen. Demnach gibt Wêland Daedalus wieder, Waland aber Vulkan und so ist allerdings die Möglichkeit vorhanden, daß die doppelte Namensform bereits auch vom Schöpfer der Wielandsage stammt, während die Nacherzählungen, welche sich darüber keine Rechenschaft zu geben

[1]) HS. p. 29.

[2]) Belege bei Piper, libri confraternitatum etc. im Reichenauer Verzeichniß II, 306, 20 Walando; 262, 6 Walaundas. Bei Förstemann 1231 aus dem 8. Jahrh. Belege aus MG, Pol. Irm (hier auch die Form Valand) Pardessus, diplom. etc. Damit ist Hofmanns Ansicht (Germ. VIII, p. 10/11) der Volundr-Waland aus dem finnischen Verbum *walan* = gießen, Metall gießen herleitet, widerlegt. Dazu müßte sich Waland als nordgermanischer Name nachweisen lassen, was nicht der Fall ist.

vermochten, immer nur den einen oder den andern aufnahmen. Diese etymologische Deutung des Namens Volicanus erweist sich somit als äußerst fruchtbringend, als das zusammenhaltende Band der ganzen Wielandsage. Dadurch veranlasst brachte der Dichter zunächst die beiden antiken Sagen zusammen, und sie war schließlich auch der Grund, wesshalb der Schmied gerade den germanischen Namen Waland — Wêland erhielt. Daß der Held der also entstandenen Sage als ein Schmied erscheint, ist leicht verständlich, indem dieser Gedanke durch Vulkan gegeben war, ebenso aber durch Daedalus, da der Begriff „Schmied" in der alten Sprache ein weiterer war, als heutzutage und überhaupt den Künstler bezeichnet. Ich brauche kaum beizufügen, daß es ein gewiss verkehrter Schluss wäre, das häufige Vorkommen des Namens Wieland, wie auch des fränkischen Nibilo und Nibilunc allein aus dem Bekanntwerden der Sagen selber abzuleiten, ja am Ende sogar in den letzteren überhaupt dessen Entstehung suchen zu wollen. Die Sage, wo sie bekannt und beliebt wird, kann zwar viel dazu beitragen, daß ein Name weite Verbreitung gewinnt, aber an letzter Stelle hat sie selber doch den Namen aus der Wirklichkeit übernommen.

Es leuchtet ein, daß nach der hier vorgetragenen Ansicht die Wielandsage keine Spur von einem urgermanischen Mythus in sich birgt, daß bei ihrer Schöpfung auch nicht die verschwommene Masse des „Volkes" Antheil hat, daß sie vielmehr nur im Kopfe eines einzigen wahrhaft genialen Mannes erstand, der wunderbar befähigt war, die verschiedenartigsten Bestandtheile in glücklichster Weise neu zu formen. Ich denke, wenn unter den Franken solche dichterische Genies vorhanden waren, so gereicht das dem germanischen Volk zu hoher Ehre, die dadurch nicht geschmälert wird, daß die Anregungen für jenen Dichter außerhalb der altüberkommenen germanischen Anschauungen lagen. Das Werk wird ein deutsches und volksthümliches, sobald es dem Dichter gelingt, dem Fühlen und Denken seines Volkes entgegenzukommen und gerecht zu werden. Findet er dort Gehör, dann hat er auch das Richtige getroffen. Neben der glücklichen Wahl des Stoffes liegt aber das Geheimniss für die Entstehung einer volksthümlichen, d. h. im Volke gerne gehörten und weitergetragenen, nationalen Dichtung in der Form. Sobald diese leicht fasslich ist und den fast überall in derartigen Fällen typisch geformten Ausdrucksmitteln der Dichtkunst entspricht, so sind alle dazu nothwendigen Bedingungen erfüllt. Zahlreiche Beispiele hiefür liefern die Volkslieder, zumal die nordischen. Bei vielen

läßt sich der genaue Nachweis erbringen, daß sie auf eine an. saga, ja auf eine bestimmte Handschrift sich gründen, wodurch ihr gelehrter Ursprung unleugbar klar ist. Aber weil die Form sich in den einmal üblichen Regeln hält, so wird das Lied rasch beliebt, geht in den Volksmund über, wird viel gesungen und tritt seine Wanderung durch die nordischen Nachbarreiche an, auch wenn der Inhalt gar kein besonders ansprechender ist. Ähnlich haben wir uns das Werk des Dichters der Wielandsage vorzustellen. Auch er hat seine geniale dichterische Schöpfung in die Form des unter den Franken üblichen Liedes oder Gedichtes gegossen, und so wird sie rasch zum Eigenthum des Frankenvolkes, das sich wenig darum kümmert, überhaupt gar nichts davon weiß, daß es antike Sagen, antike Stoffe besingt.

Der Beweis, daß Wêland und Waland bereits im Frankenreiche vorhanden waren und nicht etwa der eine oder andere der beiden Namen auf der Wanderung der Sage nachmals erst in anderen Ländern gebraucht wurde, läßt sich unschwer führen. Ags. Wêland und deutsch Wieland (nd. Velent Þs.) sind identisch. Da nun die Angelsachsen weder unmittelbar von den Deutschen d. h. den im inneren Deutschland ansäßigen Stämmen, noch diese von jenen den Namen übernommen haben können, so ist klar, daß sie denselben aus ihrer gemeinsamen fränkischen Quelle übernahmen. Waland aber ist in die französische Heldensage übergegangen. Von den Normannen kann der Name darum nicht nach Frankreich gebracht worden sein, weil im Nordischen nur die Form Vǫlundr vorkommt, welche sich aus dem fränkischen Waland entwickelt hat, Waland überhaupt aber nur ein fränkisch-deutscher und kein nordischer Name ist.

Damit kommen wir zur Frage nach der Wanderung der Sage. Es versteht sich von selbst, daß Angelsachsen und Deutsche die Sage aus Frankreich überkamen. Nieder-Deutschland, für welches die Þidrekssaga zeugt, könnte vielleicht die Sage ebenfalls von dorther empfangen haben. Doch bedarf das Verhältniß süddeutscher und norddeutscher Heldensage genauerer Untersuchung und Prüfung im Einzelnen, die ich in Bälde anzustellen beabsichtige. Soweit es sich um ursprünglich fränkische Sagen handelt, könnte man an unabhängige Selbständigkeit für beide Theile denken, daß sie nicht in unmittelbarem Zusammenhange untereinander, vielmehr nur in einem durch gemeinsame Quellen vermittelten stünden. Dagegen erhebt sich bei den Nordleuten die Frage, woher ihnen Kunde von der Wielandsage kam. An und für sich könnte sowohl England als

Niederdeutschland in Betracht kommen. Aber dem steht der gewichtige und entscheidende Umstand entgegen, daß die Nordleute die Sage von Waland dem Schmiede übernommen haben. Da nun diese Form des Namens nirgends sonst in der Sage auftaucht, als nur in Frankreich, da es auch äußerst unwahrscheinlich ist, daß das fränkische Wêland — Waland = Daedalus Vulcanus irgendwo weiter hingekommen wäre, sondern jedwede Entlehnung nur einen der beiden Namen benützte, so können die Nordleute nirgends anderswo als nur in Frankreich selber mit der Walandsage Bekanntschaft gemacht haben. Was hier mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, ist von weittragenden Folgen für die Beurtheilung unserer Heldensage, für die Vergleichung der in nordischer und deutscher Form vorhandenen Sagen, indem wir dadurch an Stelle bloßer Hypothesen festen Grund und Boden gewinnen. Mit Sicherheit lässt sich daraus die Zeit der Entlehnung der Walandsage bestimmen: sie kann nicht vor dem Erscheinen der Normannen auf fränkischem Boden, vor dem 9. Jahrhundert erfolgt sein. Vom Jahre 800 ab beginnen die Beunruhigungen der fränkischen Küste dem Canal entlang und weiter hinunter bis zur Seinemündung. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts werden die Einfälle lebhafter und enden mit der Eroberung. Fränkische und normännische Bevölkerung hat sich bald gegenseitig vermischt [1]). Friesland war lange Zeit Stützpunkt für die Unternehmungen der Normannen gewesen. Im Gebiet des Nieder-Rheins und in Flandern, wo die Salfranken unter Chlodovech gesessen waren, war jedenfalls noch reichlich Gelegenheit gegeben, von den alten Sagen zu hören, wenn vielleicht im eigentlichen Frankreich dieselben mit dem Vordringen des Romanischen zurückgedrängt waren. An der nordöstlichen Grenze haftete das Germanische. Noch 881 rief Ludwigs Sieg über die Normannen bei Saucourt in der Picardie deutsche und französische Lieder (Ludwigslied und Gormont et Isembart) hervor; also konnten auch noch fränkische Dichtungen in jenen Gegenden im Umlauf sein. Zweitens darf aus diesem Sachverhalt geschlossen werden, daß die Verbindung Vǫlunds mit Valkyrjen, wie sie in der Vǫlundarkviða berichtet wird, eine sehr späte und eigenartige nordische Neudichtung ist; denn die Franken kannten keinen Valkyrjenmythus, der eine ausschließliche nordische Dichtung aus der Wikingerzeit [2]) ist. Zwischen fränkischer und nordischer Form der Walandsage

[1]) Steenstrup, Normannerne II, p. 26 ff., 34, 38, 150 ff., 351 ff. u. ö.

[2]) Vgl. meine Studien zur germanischen Sagengeschichte I der Valkyrjenmythus, in Abh. d. I. Cl. d. Akad. d. Wiss. zu München, Bd. XVIII, p. 401 ff.

zeigen sich auch außer dem bereits völlig genügend beweiskräftigen gemeinsamen Namen anderweitige Berührungspunkte. In der Vǫlundarkviða stehen neben Vǫlundr zwei Brüder Eigill und Slagfiðr. Dieser Zug gehörte bereits der fränkischen Sage an. In der französischen Heldensage heißt es ebenfalls:

car il furent III frère, tout d'un père engerré:
Galans en fut li uns etc. [1])

Die Lieder-Edda ist bekanntlich ein in Island entstandenes Werk. Die darin enthaltenen einzelnen Lieder sind aber, wenn auch schließlich in Island niedergeschrieben und redigirt, doch von sehr verschiedenartiger Herkunft, d. h. sie können auf ältere zurückgehen, welche in Island nur aufgezeichnet wurden. So ist sicher ein Theil der mythischen Lieder, vornehmlich die von Þorr, aus Norwegen bereits während der ersten Besiedelung herübergewandert. Die Rigsþula scheint unter keltischen Einflüssen auf den brittischen Inseln gedichtet worden zu sein. Der Stoff der Wielandsage und, wie ich hier gleich bemerke, wahrscheinlich auch derjenige der Nibelungenlieder, ist aus Frankreich geholt. Da Island 876 besiedelt wurde, also wohl um dieselbe Zeit, als die Normannen in Frankreich mit der Walandsage bekannt wurden, so liegt kein zwingender Grund vor, anzunehmen, daß dieselbe erst nach Norwegen wanderte und von dort aus nach Island gebracht wurde, vielmehr ist es eher wahrscheinlich, daß diese Errungenschaft der Wikingzeit auch dem Zuge nach Westen gefolgt ist und durch irgendwelche Schicksale von Frankreich unmittelbar nach Island hinübergetragen wurde. Erst später verbreitete sie sich dann von Island aus bei dem regen Wechselverkehr mit dem Mutterlande Norwegen dorthin. Wenigstens sprechen viele Zeugnisse für das Vorhandensein der Sage in Island, wenig oder wenigstens gar nichts Entscheidendes für Norwegen. Übrigens würde auch die norwegische Durchgangsstufe an unseren Ergebnissen nichts ändern. Nur werden die Lieder zum allergrößten Theil als ísländische Dichtungen aufzufassen sein. Waland ist im nordischen Munde zu Vǫlundr umgewandelt worden. Vǫlundr gilt auch als Appellativum zur Bezeichnung eines geschickten Mannes in Prosa und Poesie (z. B. *vǫlundr rómu,* artifex belli, auctor pugnae). Hamðismál 7 *„bœkr þínar ofnar vǫlundum“* = *πέπλος δαίδαλος* [2]). Die sprichwörtliche Anwendung bezeugt auch Þiðrekssaga c. 69. Noch im heutigen Isländisch heißt es: *hann er mesti vǫlundr* = a

[1]) Depping, Véland p. 84.

[2]) Belege bei Sveinbjǫrn Egilsson und Guðbrandr Vigfússon.

great master of a smith. Es ist am ehesten glaublich, daß Waland zu Vǫlundr wurde nach Analogie anderer nordischer Eigennamen z. B. Ǫnundr, und dass dann daraus gleichsam als aus einer „kenning“ sich der sprichwörtliche Gebrauch ableitet. Guðbrandr Vigfússon [1]) ist geneigt, ein ursprüngliches Appellativum anzunehmen etwa wie hǫfundr. In diesem Falle hätte sich das überkommene Waland daran angeschlossen. Unter allen Umständen ist aber nur eine Anpassung des Namens Waland an die nordischen Lautverhältnisse vorauszusetzen. Vǫlundr stammt also auch am Ende aus Vulkan, aber natürlich nur durch die fränkische Zwischenstufe hindurch. Im Isländischen tritt die Bezeichnung *vǫlundarhús* für Labyrinth, also Daedali domus auf und lebt noch heute im Volksmunde. Doch ist dieselbe auf einen späten und gelehrten Ursprung zurückzuführen, und entstand in den Köpfen gelehrter Männer, denen nachmals die Ähnlichkeit zwischen der in isländischen Gedichten überlieferten Vǫlundarsage und der antiken von Daedalus nicht verborgen blieb. Zum ersten Mal begegnet *vǫlundarhús* in der Lilja des Eysteinn Ásgrímsson († 1361) 92 *„en feti þó hvergi burt úr Vǫlundarhúsi“*, und später in der „Stjórn“ (d. i. historia biblica in commentariis ad Genesin ed. Unger 1853): Minocentaurus (sic!) birgt sich *í laborintho, hvert er sumir menn kalla vǫlundarhús.* Damit ist die Geschichte der Vǫlundarsage erschöpft. Es erhellt daraus, daß auch die Vǫlundarkviða, die man ihrer alterthümlichen Ausdrucksweise wegen im Vergleiche zu den Nibelungenliedern immerhin zu den ältesten unter den heroischen rechnen darf, allerfrühestens bis ans Ende des 9. Jahrhunderts hinaufgerückt werden kann, wahrscheinlicher aber erst im Laufe des 10. Jahrhunderts in Island gedichtet wurde. Nach England und Deutschland ist die Sage vielleicht schon früher gelangt. Die erste deutsche Anspielung ist allerdings der Waltharius, also aus dem 10. Jahrhundert. Anders liegen die Verhältnisse fürs Angelsächsische. Bereits im Beówulf (455) wird Wêland erwähnt. Man setzt den Abschluss des Gedichtes ins 6. oder beginnende 7. Jahrhundert. Aber schon die christlichen Elemente machen spätere, vielleicht erst ins 8. Jahrhundert fallende Überarbeitung wahrscheinlich. Die Anspielungen auf deutsche Sagen (Wieland und Nibelungen) sind kaum ein ursprünglicher Bestandtheil des Beówulf, sondern spätere Einschaltungen. Die Erwähnung des Wêland berechtigt

[1]) Dictionary XXXII. Vgl. bereits Depping, Véland p. 48: „le mot vœlund a existé avant qu'on imaginât l' histoire du fameux forgeron Véland, tout comme le mot δαιδάλλω existait avant qu'on eût admis dans la mythologie le personnage de Dédale.“

nicht unbedingt dazu, die Bekanntschaft mit der Wielandsage für die Angelsachsen bereits ins 6. Jahrhundert zurückzuverlegen. Deors Klage, das Wîdsîdlied, Waldere, kurz die ganze Masse der Stellen, welche Kenntniss der deutschen oder besser fränkischen Heldensage zeigen, stehen in gegenseitigem Zusammenhange und weisen auf eine Einwanderung aller dieser Sagen, die kaum vor dem Ende des 7. oder Anfang des 8. Jahrhunderts erfolgt ist. Die betreffenden Dichtungen werden ja auch entschieden als jünger betrachtet, als der Beówulf. Aber dasselbe Recht müssen wir für die Stellen im Beówulf selber beanspruchen. Die irisch-angelsächsische Mission während des 7. und 8. Jahrhunderts setzt immerhin einen gewissen Verkehr zwischen dem Frankenreich und England voraus. Wenn wir die Auswanderung der fränkischen Sage nach England im Verlaufe des 7. Jahrhunderts, jedenfalls nachdem die Angelsachsen bereits sämmtlich bekehrt waren, frühestens anzunehmen haben, so ergibt sich, daß ihre Entstehung im Frankenreiche selbst ins 7. oder 6. Jahrhundert fällt. Das 6. Jahrhundert wird am ehesten in Betracht kommen; früher aber als die Einwanderung der Franken stattfand, über die Zeit der Merowingerkönige hinaus, kann die Entstehung der Wielandsage unter keinen Umständen hinaufgerückt werden.

Wir sind berechtigt, viele von den für die Wielandsage gewonnenen Ergebnissen auch auf andere Sagen zu übertragen, wodurch uns überhaupt ein lichtvollerer Einblick in die Entwicklungsgeschichte unserer Heldensage zu thun verstattet wird, als man seither es vermochte. Wir haben uns zunächst daran zu gewöhnen, nicht im allgemeinen von einer germanischen oder deutschen Heldensage zu sprechen, sondern mit strenger Unterscheidung von einer fränkischen, süddeutschen, norddeutschen, nordischen und angelsächsischen, und unter Umständen von den Wanderungen der einen zu den übrigen. Wir verstehen unter dem Begriffe „fränkische Heldensage“ diejenigen Sagen, von denen der Nachweis erbracht werden kann, daß sie unter den Franken entstanden sind. Es liegt auf der Hand, daß die Entstehung und Ausbildung einer Sage durchaus nicht mit ihrer Wanderung zeitlich zusammenfallen muß, ebensowenig daß die einzelnen Stämme zur selben Zeit eine Sage entlehnten; die Blüthezeit der Heldendichtung im Frankenreich bedingt durchaus nicht die Blüthe der angelsächsischen oder deutschen. Kurz, jeder Stamm will unabhängig und für sich allein betrachtet sein; dann aber ist auch Hoffnung vorhanden, daß mit Hilfe der uns zu Gebote stehenden geschichtlichen Erwägungen sich man-

ches deutlicher hervorstellen wird. Für die Wielandsage durften wir das Frankenreich als Heimat, das 6. Jahrhundert als Entstehungszeit annehmen. Ebenso verhält es sich mit der Nibelungensage, die zur selben Zeit in Frankreich entstand [1]). Die geschichtlichen Ereignisse, aus denen die letztere hervorging, fallen ins 5. Jahrhundert. Aber erst am äußersten Ende des 5. Jahrhunderts, nach der Alamannenschlacht 496, rückten die Franken in das altburgundische Gebiet am Rheine ein, wo seit der Verpflanzung der Burgunden nach Savoyen die Alamannen gesessen waren. Main- und Neckarland ward von dort ab fränkisch, die Alamannen zogen sich nordwärts. Erst in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, also nach Dietrichs Tode (526), konnte die Sage vom Untergange der Burgunden, vielleicht auf Grund älterer, dem Ereignisse noch näherstehender Lieder, zur epischen Darstellung gelangen. Daß die Franken aber eine ziemlich ausgedehnte volksthümliche Epik besaßen, beweisen die vielfachen dichterisch ausgeschmückten Geschichten, die sich an die Namen der Merovinger knüpften, und von denen uns Gregor von Tours, im 7. Jahrhundert

---

[1]) Müllenhoff, Zur Geschichte der Nibelungensage, Ztschr. f. d. Alt. 10, 146 bis 180; die alte Dichtung von den Nibelungen ebenda 23, 113—173 beweist die Entstehung der Sage unter den Franken im 6. Jahrhundert, aber zieht daraus nicht die sich ergebenden Folgerungen für die Wanderung nach Osten, Norden und Westen. Unsere Ansicht weicht vornehmlich darin von der seinigen ab, daß die Nibelungensage nicht schon im 6. Jahrhundert zu den Nordleuten kam, im 9. Jahrh. zum zweiten Male, im 13. Jahrh. zum dritten Male; sondern nur zweimal: im 9. Jahrh. von Frankreich, im 13. Jahrh. zum zweiten Male durch norddeutsche Vermittlung; ferner daß das mythische Element, dem Müllenhoff einen großen Raum in der alten fränkischen Sage einräumt, in dieser gar nicht vorhanden war, sondern erst im 9. Jahrh. aus dem neuerblühten Glauben der heidnischen Wikinger hereindrang. Bei so verändertem Standpunkte tritt die Ansicht von dem Vorhandensein einer fränkischen Sage mit wesentlich neuer und verschiedener Beurtheilung der Gesammtverhältnisse auf. — In Bezug auf den zweiten Theil der Sage, die Ereignisse an Etzels Hofe, ist offenbar die nordische Form alterthümlicher, weil sie sich mit den geschichtlichen Ereignissen deckt. Aber es ist kein Grund vorhanden, deshalb die Sage bereits zwischen 555—583 auswandern zu lassen, wenn alle anderen Erwägungen mit Entschiedenheit dagegen sprechen. Wenn die sogenannte deutsche Sagenform wirklich auf die zweite Vernichtung des burgundischen Reiches durch Chrôdhild 583 zurückzuführen ist, so hindert uns nichts, für Frankreich, zumal bei der Scheidung zwischen nördlicher und südlicher Version [denn an geschichtliche Vorgänge im Süden des Frankenreiches schließt sich ja die deutsche Form an] das Nebeneinanderhergehen zweier Berichte anzunehmen. Doppelte Versionen von einer Sage, die sich ausschließen, sind doch nichts Unerhörtes in einem und demselben Lande. Man denke nur an die altüberkommene isländische Sigurdsage und die neugebildete, welche am Ende sammt der neuentlehnten niederdeutschen alle zugleich nebeneinanderlaufen.

noch in höherem Maße Fredegar und die Gesta Francorum zahlreiche Proben darbieten [1]). Als fränkische Dichtung haben wir auch die Sage von Walthari und wenigstens einzelne Theile der Dietrichsage aufzufassen. Alle diese Sagen sind aber bei einem bereits zum Christenthume bekehrten Volke entstanden; sie lehnen sich, gleichwie nachmals das französiche Nationalepos, an das wirkliche geschichtliche Leben an, oder sie nehmen ihre Stoffe aus der neuerschlossenen Cultur, wie die Wielandsage. Von altheidnischen Göttermythen ist wenig und sicher nur sehr Untergeordnetes darin enthalten. Das charakteristische Wesen der verlorenen fränkischen Sagen geben die mhd. Bearbeitungen, die in England vorhandenen Bruchstücke und Anspielungen, die ndd. in der Þiðrekssaga überlieferten Gedichte in viel treuerer und echterer Weise wieder, als die nordischen Berichte, welche mit dem während der Wikingerzeit neu entstandenen phantastischen, bunten Mythus die überkommenen einfachen Originale durchgreifenden Neugestaltungen unterzogen haben, die aber um fast 300 Jahre jünger sind, als die Entstehung der fränkischen Sage selbst [2]). Es war ein durchaus verfehlter Versuch, aus den nordischen Quellen die deutschen erklären und berichtigen zu wollen, und er ist auch nie in einer irgendwie befriedigenden und wahrscheinlichen Weise gelungen. Die genannten Sagen von Wieland, den Nibelungen und Walthari standen allem Anscheine nach in einem gewissen Zusammenhange und sind darum als ein Ganzes ausgewandert; wenigstens sehen wir überall diese Stoffe zugleich auftreten. So in England im 7. oder 8. Jahrhundert. In Deutschland wurde Walthari im 10. Jahrhundert lateinisch gedichtet; ebenso auch die Nibelungen, wie aus der bekannten Stelle Klage 4145 ff. zu entnehmen ist. In der Þiðrekssaga ist vollends alles bei einander. Auch die nordisch-ísländische Sage hat Vǫlund und die Nibelungenlieder beisammenstehen. Zugleich mit der Wielandsage ist demnach auch die Nibelungensage zu den Nordleuten gewandert, im 9. Jahrhundert. Auf diese Zeit

[1]) Vgl. darüber Pio Rajna, le origini dell' epopea francese p. 47—93; auch 245—73, 285—99.

[2]) Für die Nibelungensage habe ich durch eine Vergleichung der nordischen und deutschen Form diesen Beweis ausführlich zu erbringen versucht in der bereits erwähnten Schrift: Studien zur germanischen Sagengeschichte II. über das Verhältniß der nordischen und deutschen Form der Nibelungensage (Abh. d. Akad. d. Wiss. zu München, Bd. XVIII, p. 439 ff.).

weisen auch alle Zeugnisse für die letztgenannte Sage. Mehrfach schimmert der fränkische Ursprung bei beiden noch in ihrer ísländisch-norwegischen Gestalt durch. Hlǫðvér der Vkv. deutet auf fränkische Form Chlodvech [1]). Valland und Frakkland der Vkv. und der Nibelungenlieder zeigen die Sage auf fränkischem, und zwar wälschem Boden, also im eigentlichen Frankenreich vor sich gehend. Sicherlich erhielten die Nordleute alle geographischen Angaben der Nibelungensage in bester Ordnung überliefert: im Frankenreich oder in Wälschland saßen nach ihrem Begriffe die Vǫlsungar, am Rhein die Burgundenkönige. Etzel war ein Hunne. Auch Herr der Gothen heißt Gunnar [2]) mehrfach. Die ursprüngliche Sage hat das fränkische Geschlecht der Walsinge, Sigmund und Sigfred, den ihnen zum Theile feindlichen Stämmen der Burgunden und Gothen gegenüber gestellt [3]).

---

[1]) So auch Müllenhoff, Ztschr. f. d. Alt. 23, 167. Hlodowech (ahd. Hludwich, hloþo = *κλυτο*) ist fränkisch. Im ahd. ist Hludwîg eine mißverstandene Umdeutung des zweiten Stammes zu wîg = pugna. Allerdings geht nord. i + h in e é, über. Jedoch ist für die Zeit der Übernahme nicht wahrscheinlich, daß dieses Lautgesetz noch so lebendig war, um -vér aus -wich hervorgehen zu lassen. Gewiß hätten die Nordleute ein überkommenes wich wie die Deutschen viel eher an den Stamm víg angelehnt. Sie gaben in Hlǫðvér die fränkische Form wieder. Ebenso scheint mir Sigurðr auf ein fränkisches Sigfred zurückzugehen. Sigurðr ist offenbar als ein nordischer Name aufzufassen, welcher an Stelle eines unverständlichen, jedenfalls ungebräuchlichen fränkischen trat, und nicht lautlich aus Sigfrid abzuleiten. Die Eigennamen auf friþu lauteten im fränk. ebenfalls frid-. Jedoch scheint bald dafür fred- eingetreten zu sein, im 8. Jahrh. herrscht es vor und ebenso später (Waltemath, die fränkischen Elemente in der französischen Sprache p. 48). Die Nordleute hörten das fränkische Sigfred und machten daraus Sigrǫðr, wie Goðrǫðr statt Godfrǫðr. Sigrǫðr wäre kaum aus Sigfrid entstanden. Ebenso scheint das ags. Sigeferð das fränk. Sigfred wiederzugeben; männliche Namen auf auslautendes frid waren diesen Sprachen nicht geläufig. Statt Sigrǫðr wurde Sigurðr gebraucht. Die Ersetzung überkommener Namen durch andere in der entlehnenden Sprache gebräuchliche findet dann statt, wenn sich kein entsprechender vorfindet und der eigentliche Sinn nimmer verstanden wird. Vgl. jetzt Sievers im arkiv for nordisk filologi V, 2 über den Namen Sigurðr.

[2]) Grípisspá 35 *Gunnari til handi Gotna dróttni* Brot af Br. 11 *at hann svá rédi Gjúka arfi ok Gota mengi.* Akv 21 ist Gunnarr *vinr Borgunda* und *Gotna þjóðan.* Guðrúnarkviða II, 16 *Grímhildr gotnesk kona.*

[3]) Die Nibelungensage setzt sich aus zwei Bestandtheilen zusammen: das Geschlecht der Walsunge Sigmund und Sigfred tritt in Verbindung mit dem burgundischen Königsgeschlecht der Gibichunge, oder, wie die fränkische Sage sich ausdrückt, dem fränkischen der Nibelunge; daher sind die Bezeichnungen Franken, Burgunden, Nibelungen, Gibichungen völlig gleichbedeutend. Weder in dem einen noch in dem anderen ist bei nüchterner Betrachtung irgend etwas Mythisches enthalten; keine alte Göttersage ist auf geschichtliche Verhältnisse übertragen worden; Alles bleibt auf rein menschlichem Boden. Dagegen spielen um Sigfred viele märchenhafte Züge:

Durch die Sage selber waren die Burgundenkönige an den Rhein gebunden, und die Handlung wickelt sich dementsprechend auch im alten Burgundengebiete ab. Zur Zeit der Entstehung der Sage saßen aber die Burgunden an der obern Rhône und an der Saône im Süden des Frankenreiches, hinter ihnen die Goten. Es ist daher begreiflich, wie die Sage dazu kommen konnte, Burgunden und Goten in Zusammenhang zu bringen, ja als ein Volk aufzufassen. Daß dies keine

---

Drachenkampf und Hornhaut, die unverletzlich macht; Ausplaudern der Unverwundbarkeit durch die Frau; die Kenntniß der Vogelsprache; die Tarnhaut; der Gestaltentausch mit Gunther; der Gewinn des Hortes in Folge einer schiedsrichterlichen Function über zwei streitende Parteien: der Kampf mit der freierspröden Jungfrau; das Märchen vom Dornröschen. Von allen diesen Zügen lassen sich anderwärts Parallelen, oft indische nachweisen. Aber daraus darf nicht geschlossen werden, Sigfred ist ein vermenschlichter Gott, und seine Geschichte ist darum ein altheidnischer Mythus. Vielmehr erweist sich seine Sage zum großen Theile als Dichtung, in der die Phantasie ungezügelt herrscht. Gegenüber der strengen Einheit der Gibichungen-Nibelungensage flimmert hier Märchenzauber. Die wenigsten der Märchen aber haben ihren letzten Grund im urgermanischen Götterglauben, jedenfalls nicht in dem hier gegebenen Zusammenhange. Wie und woher diese Züge in die Sigfredsage kamen, soll hier nicht entschieden werden. Nur das eine entnehmen wir daraus, daß auch die Sigfredsage eine Dichtung ist, kein Mythus, der im heidnischen Götterglauben wurzelte. Diese Dichtung und ihre Bestandtheile stehen in keinem besonderen Verhältnisse zum heidnisch-germanischen Alterthume, vielmehr gehören sie eher den Franken an, und sind diesen ohne besondere Gründe nicht abzusprechen. Phantastische Erzählungen können an jede Person sich anschließen, ohne daß diese darum eine mythische sein müßte. Die fränkischen Märchenzüge und die nordischen Mythen haben den geheimnißvollen Schimmer um Sigfreds Gestalt gewoben, der dazu Veranlassung gab, auch in der Nibelungensage d. h. der Sage vom Königsstamme der Nibelungen-Gibichungen einen düsteren, unter-weltlichen Nebelmythus anzunehmen, wozu sie selber nicht die geringste Ursache bietet. — Auch die Sage von Sigmund, die Werwolfverwandlung, die wunderbare Heilung des Fitela zeigt solche Märchenzüge; aber hier liegt bereits wieder der Gedanke an antike Erzählungen sehr nahe. Die Frage nach der Entstehung der Nibelungensage ist keineswegs hoffnungslos. Sie läuft auf die zwei Punkte hinaus: 1. wie und woher schlossen sich jene Züge an die Wälsungen; 2. warum sind die Sagen von den Wälsungen und Gibichungen-Nibelungen verbunden worden. Man erklärte dies bisher durch folgende Formel:

Wälsungen und Nibelungen (Gunther, Gibich, Hilde) im Mythus.
Burgunden (Gunther Gibich, Hilde) in der geschichtlichen Sage.

Daher Wälsungen und Burgunden-Nibelungen in unserer Sage.

Also die Gleichheit der Namen bei den mythischen und geschichtlichen Personen sei die Ursache davon gewesen, daß der Mythus von den Wälsungen und Nibelungen auf die Burgundensage überging. Doch ist der ganze Wälsungen-Nibelungenmythus, sicher das Spiel mit den Namen Gunther und Hilde, durch gar nichts Positives zu stützen. Ich hoffe, daß es mir noch gelingt, für diese zwei Fragen eine der Wahrheit nahekommende Beantwortung zu finden.

Zuthat der Nordleute ist, leuchtet ein. Für diese lagen alle diese Reiche einfach im Süden. Von den Hunnen, die den Franken im 6. Jahrhundert, und auch den Süddeutschen im 9. und 10. Jahrhundert dagegen noch sehr wohl bekannt waren, konnten sie sich gar keine Vorstellung machen. Die nordische Sage hat darum diese Angaben als bloße Namen übernommen und in sinnloser Weise Sigfred und Brunhild zu Hunnen gemacht. Schon aus derlei Thatsachen zeigt sich, wie frei und unbekümmert die nordische Sage mit der fränkischen umsprang.

Es wurde bereits bemerkt, daß diese deutsch-fränkischen Sagen von den Wikingern übernommen wurden und sich so unter den nach dem Westen ziehenden Dänen und Norwegern verbreiteten, mit ihnen weiterwanderten, aber wahrscheinlich nicht zurück ins Mutterland; wenigstens haben sie dort nicht festen Fuß gefasst. Dänemark weiß gar nichts von den Sagen der Vǫlsungar und von Vǫlundr. Nach Norwegen gelangten sie allerdings späterhin, aber von Island aus. Für diesen Gang der Ereignisse spricht auch das Bekanntwerden der Sagen von den Nibelungen in Irland durch die Wikinger im 9. oder in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts, welches von Zimmer [1]) nachgewiesen worden ist. Nur ist Zimmer im Unrecht, wenn er annimmt, dies sei die „zweite Einwanderung" der Nibelungensage im Norden. Es ist vielmehr die erstmalige, mit der deutschen Form noch ziemlich übereinstimmende Sagenentlehnung, die von späteren nordischen Zudichtungen noch frei war, wie ich dies bereits in meiner Schrift ausgeführt habe. Eine Spur davon, daß die Sage von den Wikingern übernommen wurde, sehe ich auch in Atlamál 95—6, wo Guðrún von Heerzügen zur See spricht, die sie mit Sigurd unternahm. Darin prägen sich die Zustände der Zeit der Entlehnung ab. Irland im 9. oder 10. Jahrhundert bildet also eine Station der mit den Westfahrern nach Island wandernden Nibelungensage. Man wird dieser unserer Ansicht wohl kaum entgegenhalten, daß die Normandie vornehmlich von Dänen besiedelt wurde und daß die dort Anlandenden auch dort blieben. Denn es ist nicht ausgeschlossen, daß dieses oder jenes Wikingschiff, nachdem es an der normännischen Küste angelaufen war, nicht später wieder weiterfuhr. Und ein einzelnes Schiff, ja ein einzelner Mann genügt, um die Sage weiter zu tragen; nicht die Masse gibt in solchen Dingen den Ausschlag. Der Zug der Schiffe ging durch den Canal, die Straße

[1]) Ztschr. f. d. Alt. 32, p. 289—328.

von Calais der Nordküste Frankreichs, der Südküste Englands entlang, dann nordwärts nach Irland, von wo aus der Verkehr mit Island ein äußerst lebhafter ist[1]). Wohl aber macht der Umstand, daß in der Normandie vornehmlich Dänen anliefen, es um so wahrscheinlicher, daß unsere Sage nicht nach Norwegen und von hier aus nach Island kam, sondern von Frankreich geradewegs über Irland nach Island.

Die Geschichte der Wielandsage, der Nibelungensage, des Walthari und einzelner Theile der Dietrichsage, also ein beträchtlicher Theil der Heldensage lässt sich demnach folgendermaßen bestimmen: die Sagen sind im 6. Jahrhundert unter den Franken in Frankreich entstanden[2]). Sie bestehen aus epischen Liedern, in welchen das mythische Element völlig in den Hintergrund tritt[3]). Auch die Sage von Sigfred ist eine fränkische Dichtung, welche mit der vom Untergange der Burgunden in Zusammenhang gebracht wurde. Im 7. Jahrhundert ist die Sage zu den Angelsachsen gekommen. Im 8. oder 9. wanderte sie nach dem südlichen Deutschland. Das fränkisch-alamannische Main-Neckargebiet war die Straße, auf welcher die Auswanderung stattfand. Da die Nibelungensage im zweiten Theile sich mit den Ereignissen am hunnischen Hofe beschäftigt, so liegt es nahe, hier Ausführungen zu erkennen, die in den süddeutschen Gebieten zum Theile neu hinzutraten. Die Hunneneinfälle waren ja immer noch das Tagesereigniss, und daher fiel ein entschiedenes Gewicht auf die breite Darstellung dieses Theiles, dem gegenüber der erste Theil, der auf fränkisch-burgundischem Boden spielte und dort darum auch im Mittelpunkt des Interesses stand, etwas vernachlässigt wurde. Im 10. Jahrhundert lassen sich lateinische Bearbeitungen der Walthari- und Nibelungensage nachweisen, was eine vorhergehende deutsche voraussetzt. Die Einwanderung der Sagen in Süddeutschland fand aber nicht statt, ehe auch die Elemente neuer christlicher Cultur dort eindrangen. Wann die Sage den Weg ins niederdeutsche Gebiet fand, soll später ausgeführt werden. Man könnte an das Vorhandensein einer von der süddeutschen verschiedenen niederdeutschen oder norddeutschen Heldensage denken, welche sich von der nach Süddeutschland wandernden Sage bereits in den Rheingegenden selbst abzweigte,

---

[1]) Steenstrup, Normannerne II, p. 25/6.

[2]) Anders Kluge in Gröbers Grundriß der roman. Phil. I, p. 393, der die Salfranken die (mythische?) Sage von den Nibelungen in die neue Heimat mitbringen läßt.

[3]) Über das Wesen des Epos im Allgemeinen, das nicht auf alten Göttermythen beruht, richtige Bemerkungen bei Pio Rajna, le origini dell' epopea franc. p. 3—24.

oder aber überhaupt selbständig von den fränkischen abstammt; doch ist eine Rückwanderung aus Süddeutschland im 11. oder 12. Jahrhundert eher wahrscheinlich. Diese angelsächsischen und deutschen Sagen haben den überkommenen Stoff in treuer Weise gewahrt, was darin begründet ist, daß die äußeren Verhältnisse und die herrschenden geistigen Strömungen nicht wesentlich von denen der Franken verschieden sind. Zumal sind alle diese Stämme bekehrt, werden also durch keine Verschiedenheiten im religiösen Glauben, durch keine heidnische Dichtung in Versuchung geführt, irgendwelche gründliche Neuerungen und Umgestaltungen vorzunehmen. Im Allgemeinen spielt das Christenthum zwar nirgends eine Rolle, aber eben dieser negative Zug, der sich im Fernbleiben des Altheidnischen äußert, kommt entschieden zur Geltung, bereits bei Entstehung der fränkischen Sage. Ganz anders aber liegt die Sache bei den Nordleuten. Da war eine gewaltige geistige Bewegung, eine Umwälzung des alten Heidenthums zu einem neuen, großartig und phantastisch angelegten und in schönen Bildern ausgeführten, das den Übergang zur Bekehrung im 10. Jahrhundert vermittelt. Es ist natürlich, daß hier alles aus der Fremde Übernommene demselben Strome folgt und durchgreifende Umgestaltungen erfährt. So ist die nordische Nibelungensage, wie auch zum Theile die Wielandsage eine vollkommene Neudichtung, in der das Original erst bei scharfer Betrachtung wiederzuerkennen ist. Aber es zeigt sich doch deutlich, wie der ganze schimmernde Mythus sich Zug um Zug angesetzt hat. Nimmermehr gestattet dieser einen Rückschluss auf die Sagengestalt bei den übrigen germanischen Stämmen, bei welchen fast keiner von den Zügen jemals vorhanden war, die man ihnen in so großer Masse aufdrängt, sobald man die nordische Form der Sagen, weil noch heidnisch, als älter und echter betrachtet, als die angelsächsisch-deutsche, und die letztere gar aus dieser verhältnissmäßig so jungen Neubildung ableitet. Für die vergleichende Sagengeschichte wird aber auch noch ein weiterer Umstand von Belang: weder die deutsche noch die nordische Form der Heldensage erhalten uns Ursprüngliches; beide sind abgeleitet von der verlorenen fränkischen, die nur noch in vereinzelten Nachklängen des altfranzösischen Nationalepos in ihrer alten Heimat weiterlebt. Man darf also bei einer Vergleichung zwischen nordischer und deutscher Form beide nicht in unmittelbaren Zusammenhang bringen, als ob

die eine aus der anderen geflossen wäre. Vielmehr ist immer auf die den beiden vorausliegenden gemeinsamen fränkischen Quellen [1]) Rücksicht zu nehmen, in welchen die vielleicht durch beiderseitige Abweichung entstandenen kleineren Verschiedenheiten der ältesten nordischen und deutschen Sagengestalt gewiss ohne Rest aufgehen würden. Dieser so gewonnene Standpunkt wird zu einer freieren und richtigeren Einsicht in die Geschichte der deutschen Heldensage verhelfen.

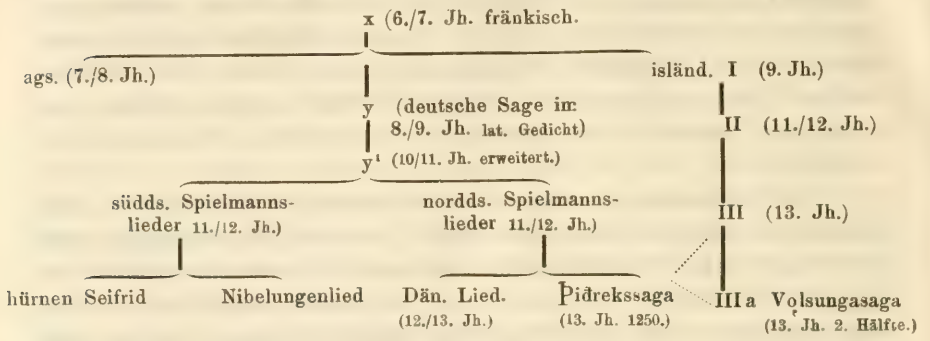
Die Wanderung der Sage läßt sich schematisch darstellen. Dazu bemerke ich, daß die fränkische Sage X mehrere Bearbeitungen, möglicherweise sogar Parallelberichte umfasst, die aber nicht mehr von einander zu scheiden sind. Es soll hier nur darauf hingewiesen werden, daß nicht aus einem und demselben Original die ags., ds. und nds. Sage hervorgingen, vielmehr vielleicht aus verschiedenen, zeitlich aus einander liegenden Bearbeitungen, die aber im Folgenden nicht besonders kenntlich gemacht werden. X = eine Reihe epischer Gedichte von den Nibelungen, Wieland dem Schmied, Walthari und Dietrich, entstanden unter den Franken im 6. oder 7. Jahrhundert. Y = eine besondere Abzweigung der fränkischen Sage, aus welcher die süddeutsche Sage hervorging. I, II, III die Formen der fränkischen Nibelungensage, welche sie auf Island annahm, I die älteste, mit der deutschen übereinstimmende, II und III die jüngeren, durch nordische Neubildungen umgestalteten Formen [2]). Dän. Lied = dänisches Lied vom Untergang der Nibelunge, erhalten in Fragmenten und in dem færöischen Hǫgni [3]). Bemerkenswerth ist, daß in Norwegen die Sagen wieder zusammenstoßen, aber in durchgreifend veränderter Form, die

[1]) Es gibt mehrere Fälle, in welchen deutlich zu Tage tritt, daß weder im Nordischen noch im Deutschen der alte Stand der fränkischen Sage richtig gewahrt wurde. So lassen sich z. B. die Namen des burgundischen Königsgeschlechtes wiederherstellen, die nach germanischem Grundsatze durch Stabreim gebunden waren: Gibica, Grimhild, die Kinder Gunthari, Guntrún, Gislahari, Gundomar; Hagano gesellte sich ihnen vielleicht als Stiefbruder. Die nordische Sage hat Gislahari verloren; Gutthormr ist nicht etwa lautlich aus Gundomar entstanden, sondern ein dafür eingesetzter nordischer Name, durch annähernden Gleichklang an Stelle des fremdartigen überkommenen herangezogen. Dagegen hat die deutsche Sage im Nibelungenliede die Namen arg vernachlässigt; Godomar und Guntrún, sowie Gibeche sind in Wegfall gekommen und durch neue bedeutungslose Namen ersetzt; Grimhild trat für den Namen Guntrún ein, Gernôt für Gundomar.

[2]) Vgl. zu dieser Anordnung meine Schrift über die Nibelungensage p. 487 ff.

[3]) In Bezug auf die Auffassung des dänischen Liedes verweise ich auf einen im nächsten Hefte der Zeitschrift für vergl. Litteraturgeschichte erscheinenden Aufsatz über die nordischen Sigurðslieder (Bd. II, 205).

aus Island stammende nordische Nibelungen-Vǫlundsage und die aus Niederdeutschland übernommene Þiðrekssaga.



MÜNCHEN, November 1888. W. GOLTHER.

ADER = ABER.

ader in der Bedeutung 'aber' führt Gr. Wb. auf mit dem Bemerken, daß dasselbe noch heute unter dem Volke gebräuchlich sei. Nach Lexer, mhd. Wb. I, 21 kommt *ader* in oberlausitzischen Urkunden öfter vor. Die Braunschweigischen Schulordnungen von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1828, von Koldewey, Bd. I haben in dem vom Verfasser Medler eigenhändig in hd. Sprache niedergeschriebenen Entwurfe dreimal *ader* für 'aber'. Medler stammte aber aus Hof im Vogtlande. Ferner finde ich *ader* in einer Urkunde des Erzbischofs Ernst zu Magdeburg vom Jahre 1513 bei Jacobs, Ilsenburger Urkundenbuch Nr. 511: vor unserm official zcu Halberstadt rechtlich austragen, wu ader nicht, uns gelegenheit des handels zcu verstehen geben.

BLANKENBURG a. H. ED. DAMKÖHLER.

MITTHEILUNGEN AUS DER KÖN. UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK TÜBINGEN.

Schon mehrmals sind in dieser Zeitschrift Nachträge zu E. Wellers Repertorium typographicum veröffentlicht worden[1]). Wir geben darum hier einige weitere, berücksichtigen aber dabei nur solche Drucke deutscher Texte aus den Jahren 1500—1526, welche auch in Panzers Annalen der älteren deutschen Litteratur und in T. O. Weigels Thesaurus libellorum historiam reformationis illustrantium (und Supplement) vergebens gesucht werden — somit als große Seltenheiten gelten dürfen. Wenn einige wenige beigefügt sind, welche sich schon in der einen oder anderen der genannten Bibliographien aufgeführt finden, so sind dies nur solche, welche dort entweder gar nicht oder so abweichend beschrieben werden, daß die Identität wirklich zweifelhaft ist.

Die Mittheilungen gründen sich (mit zwei Ausnahmen) auf Drucke, welche die kön. Universitätsbibliothek Tübingen besitzt. Fast die Hälfte der folgenden Nummern (nämlich Nr. 1. 3. 6. 7. 8. 9. 11. 19) sind Einblattdrucke (bezw. Bruchstücke), die auf der Innenseite alter Einbanddecken gefunden wurden — ein neuer Beleg, wie manche Schätze hier noch zu heben sind, und zwar Schätze nicht bloß in bibliographischem Sinne. Auch unter den unten folgenden Nummern sind mehrere, die ein weitergehendes Interesse haben, und auf diese werden wir unter II—IV noch näher eingehen.

I.

Nachträge zu E. Wellers Repertorium typographicum[2]).

1. (Spruch, wie man sich in der Pestzeit verhalten soll. c. 1500.) Wie man sich halten soll | so die pestilencz regnieret. Beginnt links oben zur Seite eines Holzschnitts: Ir lieben | fründ vñ | gůtē ge|sellen. Endigt am Schluß der Seite: An der kein hilff nie ward gespart.

o. O. u. J. (c. 1500, vielleicht noch etwas früher.) Folioblatt mit Holzschnitt: Leichnam Christi von einem Engel gehalten. Zwei

[1]) Vgl. Bd. 25, S. 420, Bd. 28, S. 251, Bd. 29, S. 407.

[2]) Wir glauben uns bei der folgenden bibliographischen Beschreibung der Drucke mit Rücksicht auf den Charakter dieser Zeitschrift auf das Nothwendigste beschränken zu sollen.

Spalten mit 61 Zeilen in der vollen Spalte. — In Tübingen. (S. unten unter Nr. II.)

2. (Ave Maria. c. 1500.) Ain aue maria mit ai [*fett*] | nē curß durch die bibel wie maria durch | vil figuren der alten Ee gefiguriert ist | Beginnt Bl. 2ª: Aue [*fett*] ich griesz dich du iunckfrow rein | Endigt Bl. 8ª p. med.: Sey lob vnd eer ewigklich amen | Gedruckt zu Tüwingen.

o. J. (bei Joh. Otmar, c. 1500, genauer 1498—1501.) Kl. 8°. 8 Bl. mit Titelholzschnitt, die h. Familie im Stalle zu Betlehem darstellend. — Vgl. über dieses anscheinend noch ganz unbekannte Ave Maria des Unterzeichneten Ersten Buchdruck in Tübingen, Tüb. 1881, S. 73 f. — In Stuttgart.

3. (Brief, den Gott selbst geschrieben. c. 1500.) Das ist die abschrifft vō dem brieff dē got selber geschriebē hat [*fett*] | Beginnt unmittelbar darunter: ¶ Ich warer Jesus cristus gottes sůn Amen. Hie hebet | sich an u. s. w. Endigt Zeile 51: | warer Jesus cristus. Amen. ¶ Getruckt zu Straßburg.

o. J. (c. 1500.) Folioblatt mit Holzschnitt, oben zur linken Seite des Textes, den Erzengel Michael darstellend, wie er den Drachen tödtet. — In Tübingen.

4. (Emser, Deutsche Satyra auf den Ehebruch. c. 1505.) Eyn deutsche Satyra vnd straffe des [*fett*] | Ebruchs, vnd in was wurden vnd eren der Eelich stand | vortzeiten gehalten, mit Erclerung vil schöner historien. | Emser [*fett*] | Beginnt mit einem undatirten Widmungsschreiben Bl. A ijª: Der durchluchtigen Hochgeborn Furstin vnd frauen frau|en Barbara u. s. w. Endigt Bl. B 5ᵇ in: Mas gehort forwar, tzu allen dingen' | Darunter das Schöffer'sche Druckerzeichen.

o. O. u. J. (Mainz, Joh. Schöffer c. 1505.) 4°. 12 Bl., letztes leer. Mit Holzschnitt unter dem Titel und auf der Rückseite desselben. Anderer Druck als der von Panzer], Zusätze 561c. aufgeführte von 1505; auch Gödeke, Grundriß 2. A. II. S. 225 unbekannt.

5. (Practica. 1506.) Practica Johānis [*fett*] | hugonis Cōfluētij, vff das Fünffzehūdertst vn. vj. | jare in der loblichē vniuersitet Krackaw practicirt | Jupiter mit hilff Ueneris. [*fett*] |

8°. mit Titelholzschnitt, Jupiter mit dem Viergespann, Venus mit dem Zweigespann darstellend; darunter noch vier Zeilen Text. Nur das Titelblatt noch vorhanden. — In Tübingen.

6. (Gebet an Maria. c. 1510.) Wer das nach geschryben gebet spricht, So man das Aue | maria leüttet, erlangt von dē Bapst

Julio . lxxx . tusent jar | Ablaß, auff ain yegklichs stücklin gehört ain Aue maria. Beginnt: O du aller erwürdigeste kingin d' barmher- | tzigkait u. s. w. Endigt Zeile 41: | hymelsch Jerusalem Amen.

o. O. u. J. (c. 1510.) Folioblatt mit Holzschnitt oben zur linken Seite des Textes, die Himmelskönigin mit dem Kinde darstellend. — In Tübingen.

7. (Ablaßbrief Papst Julius II. zum Zwecke der Auslösung einer von den Arabern gefangen gehaltenen spanischen Familie. c. 1511.) W [*groß u. fett*] Ir Julius der Ander [*fett*] | Vß gôtlicher gnad vnd fursichtigkeit Christi menschlichs geschlechts erlôser vnd behalter: Vicar | Verweser u. s. w. Endigt Zeile 22: | Fyertzig tag Ablaß dar zů geben vnd auch geben werden.

o. O. u. J. (1511.) Querfolioblatt. Über dem Text sechs kleine Holzschnitte. Vgl. Weller 662. — In Tübingen.

8. (Gebet Papst Sixtus IV. 1511—16.) ¶ Diß ist das war gebet das Sixtus der vierd bapst gemacht hat, zu der aller wirdigstē iungfrawē Maria, dar in er erkāt hat ir reine vnd vnbeflecte | empfengnüß u. s. w. Ende Zeile 6: | für mich Jesumdeinen sun, vnd erlöß mich von allem übel. AMEN. Gedruckt zu Tübingen.

o. J. (bei Th. Anshelm, der in Tübingen von 1511—16 druckte). Folioblatt mit großem Holzschnitt über dem Gebet: Maria mit dem Kinde auf dem Halbmonde und von einem Strahlenkranze umgeben, unten Jesajas und Maleachi je in halber Figur. Vgl. Centralblatt für Bibliothekswesen IV, 1887, S. 55. — In München.

9. (Practica. 1518.) Practica deützsch meyster Hansen Vir- [*fett*] | dung von Haßfurt vff das . M . ccccc . x viij. Jaer, gemacht zü Eren | dem durchleüchtigen Hochgeporn Fürsten vnd hern. herren Ludt- | wigen. Pfaltzgrauen hey Rheyn. Hertzogen jn Bayern des heyli|gen Rômischen Reichs Ertzdruchsessen vnd Chüfürsten.

4°. Unter dem Titel ein Holzschnitt, Mars und Saturn darstellend. Näher kann der Druck nicht beschrieben werden, da von dem vorliegenden Exemplar — in Tübingen — nur noch zwei Blätter vorhanden sind (Titelblatt und Blatt C).

10. (Die Wahl Karls V. betreffend. 1519.) ¶ Von der Chür vnnd Wal des großmächtigisten | Kônigs Karolum [*sic*], wie Er yetz zů Franckfurt ver- | schinen, zů römischem Kônig vnd künfftigē Kayser erwôlt ist worden, mitsambt den Sendtbrieffen, so | vō bäbstlicher hailigkeit an die schweytzer geschickt | sint, auch vō den Schweytzern an den babst u. s. w. Rückseite: ℭ Impressum cum priuilegio

u. s. w. Beginn Bl. A ij[a]: D [*Zierinitiale*] Em allerdurchleüchtigstē, großme|chtigsten fürsten u. s. w. Ende Bl. E 4[a] s. med.: ℭ Gedruckt vñ vollenndt in der Fürstlichen Statt | München durch Hannssen Schobsser bůch|trucker, jn kostumb des erbern hannssen Ha|selbergs ...|.. jm̃ Tausendt Fünffhūdert vñ | Neüntzehenden jar. Des zwaintzigistē tags | Septembris.

4°. 18 Bl. Titelholzschnitt. Kaiser Karl V. mit Insignien. Anderer Druck als Weller 1178. — In Tübingen.

11. (Lied: Maria zart von edler Art. c. 1520.) [Ein L]obgesang vō der iunckfrawen Maria [mit Noten]. Dies über einem Holzschnitt, unter demselben: M [*große Initiale*] Aria zart von edler art, ein roß on alle doren, Du hast uß macht herwider bracht, das vor lang was verloren, | u. s. w. Endigt Zeile 10: | ... hie vnd dort mein leben

o. O. u. J. (c. 1520.) Folioblatt. Der Holzschnitt trägt das Monogramm des Ursus Graf und stellt Maria mit dem säugenden Kinde auf einer Bank an der Stadtmauer sitzend (im Hintergrunde die Stadt) dar; bisher noch nicht bekannt. Rechts und links davon und wohl auch zwischen dem Holzschnitte und dem Marienliede waren Noten, die aber im vorliegenden Exemplare sammt einem Theile der Überschrift (s. o.) weggeschnitten sind. — In Tübingen. (S. unten unter Nr. III).

12. (Argula v. Stauff, Christliche Schrift. 1523.) Ein Christennliche schrifft [*fett*] | einer erbarn frawē vom Adel, darin̄ | sie alle Christenliche stendt vnd obri- | keiten ermant, Bey der warheit vnd | dem wort gottes zůpleiben, vñ solchs | aus Christlicher pflicht zum ernst|lichsten zů handthaben. | Argula Staufferin. [*fett*] | M.D.XXiij [*fett*] | Actuum. iiij. | Richtent jr selb u. s. w. Beginnt Bl. a ij[a]: Dem Durchleuchtigen hochge-|borenn u. s. w. Endigt Bl. 6[a] fin.: Argula von Grunbach | ein geborne vō Stauff.

o. O. 4°. 6 Bl. Mit Titeleinfassung. Andere Ausgabe als Weller 2699. Vgl. Panzer II. 1886. — In Tübingen.

13. (Jac. Strauß, Wider den Wucher. 1523.) ℭ Haubtstuck vnd | Artyckel Christen- [*fett*] | licher leer widder den vnchrystēlychē wuecher, darumb et-|lich Pfaffen tzu Eysse nach so gar vnruwig | vnd bemůhet | synt. | Laß her gehē Chri-|stus lebt noch. | D. Jacobus Stranß [*sic*] zu | Eyssenach Ecclesiastes. | M.D.XXIII. Beginnt Bl. 2[a]: Jhesus. | i Gottes gebott sind al vnuberwintlich u. s. w. Endigt Bl. 4[a] s. fin.: Geprediget zu Eyssenach durch | D. Jacob Strauß etc. xxiii.

o. O. 4°. 4 Bl., letztes leer. Mit Titeleinfassung. Andere Ausgabe als die bei Panzer II. 1995. 1996 aufgeführten. — In Tübingen.

14. (Beschwerden des Adels. 1523.) Anbringen der Grauen [*fett*] | Herren. gemeyner Ritterschafft vnnd | andrer Key. Maiestat Stathalter vnd | den Reichs stenden, Szo [*sic*] ym xxiij. yar | zu Nurmberg versamelt gewest vber-|antworr [*sic*] worden. | Zum ersten des Adels beschwerde, wid'|der [*sic*] Fôrsten vnd hohe ôbrigkeyt. L. 24: Zum Newnden beschwerung von dē | Geystlichen ym Rômischtn [*sic*] Reych. Beginn Rückseite: D [*Zierinitiale*] Vrleuchtigster hochgeborner furst Key-|serlicher u. s. w. Ende Bl. E 3ª s. fin.: Etlich von Grauen, herrn | vnd der Ritterschafft etc.

o. O. u. J. (1523.) 4°. 20 Bl., letztes leer. Titelrandleisten. Schlechter Druck. — In Tübingen.

15. (Päpstliche Botschaft an den Reichstag zu Nürnberg und Antwort der Stände. 1523.) Anbrenghen vnde wer [*fett*] | uynghe der Bawstlikē bôdeschop, ny | gelick an Reyserlick [*sic*] maiestadt stadt|holder, dar tho Chôrforsten Forsten | vnde stende des hilligen Rycks | tho Nurnberch gescheen, den | Turcken, vnde Doctor Lu|thern belanghende vnde | ... | ... | ... | darvp gegeuen | antwordt. | M.D.xxiii. [*fett*] | Beginnt Bl. 2ª: Anbrenghen vnde werbinghe der pawstliken bôdeschap | u. s. w. Endigt Bl. 7ᵇ p. in.: Actum Sabbato post octauas Trium regum.

o. O. 4°. 8 Bl., letztes leer. Titelrandleiste. Auf der Rückseite des Titels ein Holzschnitt: Hadrian VI. — In Tübingen.

16. (Diebolt Peringer, Sermon. 1524.) Eyn Sermon geprediget vom [*fett*] | Pawren zu Werdt, bey Nürmberg, am | Sontag vor Faßnacht, vō | dem freyen willen | des Menn-|schen. Beginnt Bl. A ijª: SEyttemal alle ding geschehen, [*fett*] | Endigt Bl. B iijᵇ med.: | Gott der herr. | Amen.

o. O. u. J. (1524.) 4°. 8 Bl., letztes leer (fehlt). Titelholzschnitt, einen Bauern mit einem Dreschflegel darstellend. Vgl. Weller 3094. Der „Pawr zu Werdt" ist Diebolt Peringer oder D. Schuster aus Ulm; s. über ihn Weyermann, Neue Nachrichten von Gelehrten u. s. w. aus Ulm, 1829 S. 388 f.

17. (Rechtfertigung der Reformation in Nürnberg. 1524.) Grund vnd [*groß u. fett*] vrsach ausz der hayligē schrifft [*fett*] wie vnd warumb, die Erwirdigen | herren, baider Pfarrkirchen S: Se-|balt vnd sant Laurentzen Prôbst zu | Nürmberg, Die mißbreuch bey der | hailigen Messz, Jartag, Geweycht | Saltz, vnd wasser, sampt etlich-|en andern Ceremonien abge-|stelt vnderlassen vnnd ge-|endert habenn: |

Nurmberg | Paulus. 2. Corinth. 10. | ℭ Die waffen u. s. w. Beginn, mit einem Brief d. d. 21 des Weinmonats 1524, Bl. A ij[a]: A [*Zierinitiale*] Llen vñ yeden Christlichē [*fett*] | Personen u. s. w. Ende Bl. K iij[b] med.: AMEN | Der Fryd Gottes sey mit euch allen. |

o. O. u. J. (1524.) 4°. 40 Bl., letztes leer. Titelrandleisten. — In Tübingen.

18. (Vermahnung Landgraf Philipps. 1525.) Ein Christ- [*groß u. fett*] | liche vormanunge, Landt-|graff Phlips [*sic*] von Hes-| sen etc. An den Gar-|dian zu Marg-|burg [*sic*] .˙. | Anno Domini | M.D.XX v. | [*groß u. fett*]. Beginn Bl. A ij[a]: Philips vō Gots [*groß u. fett*] | gnaden u. s. w. [*fett*]. Ende Bl. A 4[a] med.: |... abfallen, wolt etc. | ℭ Gedruckt zů Aldenburgk durch Gabriel Kantz. |

4°. 4 Bl. Mit Titeleinfassung. Vgl. Weller 3611. — In Tübingen.

19. (Lied: O Her re Gott dein gött lich Wort u. s. w. 1526.) DISCANTVS [*darunter zwei Reihen Noten*] ALTVS [*wieder zwei Reihen Noten*] BASSVS [*ebenso*] TENOR [*ebenso, zwischen den beiden Notenreihen Beginn des ersten Verses:*] O Herre Gott, dein gôttlich wort, ist lang verdunc kelt bliben. [*Darunter:*] Biß durch dein gnadt, vns ist gesadt, was Paulus hat ge schriben. Vnd andere Apostel mhe [*sic*]. | — Nach den Notenreihen die übrigen Verse; Schluß: | ... frölich vnd willig sterben. | M.D.XXVI. | GOT . MIT . VNS. | A. H. Z. W. S. V. R.

o. O. Großes Folioblatt. Randleisten (zwei Säulen mit Ornamenten). — In Tübingen. (S. unten unter Nr. IV.)

20. (Kaiserliches Ausschreiben eines Reichstags nach Speyer d. d. Eßlingen 1. Febr. 1526.) Karl von gottes gnaden E. Rômischer Kayser, zů allen zeitten merer des Reichs, jn Ger- | manien ... | Beginnt: Rsamer lieber Andechtiger. Als wir jüngst auß treffenlichen obligenden beschwerden u. s. w. Schließt Z. 33: | ... vnserer Reiche des Rômischen im Sibenden, vnd der andern aller im aylfften jaren.

o. O. (1526.) Querfolioblatt. — In Tübingen (das Exemplar unterschrieben von Erzherzog Ferdinand und adressirt an den Abt des Gotteshauses zu Schaffhausen).

II.

Wie man sich halten soll so die pestilencz regnieret.

Der Spruch mit dieser Überschrift, von welchem wir oben im I. Abschnitt unter Nr. 1 einen Einblattdruck verzeichnet haben, ist, so viel wir haben feststellen können, bisher noch nicht bekannt. Es dürfte daher gerechtfertigt sein, denselben hier zum Abdruck zu

bringen, umsomehr, als der genannte Einblattdruck vermöge seiner Seltenheit — ist ja doch bis jetzt nur ein Exemplar nachgewiesen — einer Handschrift fast gleich zu achten ist. Auf welche specielle Gegend von Oberdeutschland die dialektischen Eigenthümlichkeiten des Spruches hinweisen, und wer demnach etwa als Verfasser desselben zu vermuthen sein mag, dies zu entscheiden müssen wir Berufeneren überlassen. Nur das Eine sei bemerkt, daß der Spruch inhaltlich nicht mit den Vorschriften in Heinrich Steinhöwels Regimen pestilentiae[1]) übereinstimmt, und daß somit an diesen Ulmer Arzt nicht wohl als Verfasser gedacht werden kann.

Ir lieben frúnd vñ gůtē gesellen
Die das gern habē wŏllē
Den habe ich dise dinge zesamen gelesenn.
Wůstest du geren wenn pestilencze solt wesē
Machtu doran nemen war
weñ sich das wetter verwandelt gar
Summerzyt mit nebel vnd ouch regen
Mit dunckelheyt vnd ouch mit wegen[2])
Vnd so wúrm sind vnd mucken vil
Vnd so das gefügel im nest nit bliben wil
Vnd dan vil leut geschwer hant
Sie sigend wie sy wŏllen genant
Mit grosser hicze vnd ouch houptwe.
Dar zů nymm war vnd fürbas me
So denn ouch dick fallend die stern
Dann so regnieret die pestilencz fast gern.
wann wir dann ouch solliche zyt hont
So sollent wir dann des sein ermant
Das wir nun gott den herren růffend an
Durch den heiligen herren sant sebastion
Der kan vns wol an gott erwerben
Das niemant doran mag ersterbenn.
wilt sunst wol bewaren dich
So soltu fliehē stestiglich [*sic*]
Wemůt soltu schlahen gancz von herczen
Biß frŏlich vnd sůch lust mit scherczen
Das duncket mich gar fast ein gůter radt.
Des nachtes so man schlaffen gadt
So sol man beschliessen die kammern sein
Vnd ein gůten rouch machen darein
Mit weckolter lorber vnd ouch wermůt
Das ist fúr den recht bŏsen lufft gůt.

[1]) Mitgetheilt von Karl Ehrle im Deutschen Archiv für Geschichte der Medicin III, 1880, S. 357 ff. u. 394 ff.

[2]) *wehen.*

Auch an dem morgen frů so tů es geren.
Darzů so soltu nemē grůbelnuß keren
Sefenboum vnd rautten gelich vil
Zůsammen gemischet ob man wil
Vnd dasselbig ouch nůchtern niessen
Auch wôlte es dich denn nit verdrissen
So súde dar zů in clarem weyn salbey
Lorberbletter holder soll ouch sein dabey
Treyackers saltu [*sic*] ouch thůn dar zů
Vnd trincke das alles nůchtern frů.
Du solt nit gon ausser dem hausse dein
Vntz du sichest der liechten sunnen schin.
Bruch vast essich in dyner speyse
Helß [?] lúczel dar na bistu weyse
Iß dar zů brot das nit sey ze alt
Dein speyse sey weder ze warm noch ze kalt
Ob du ouch nach wilpret verlangen hast
Ist es Jung ich wer dir es nit vast
Fleysch gebraten fůget dir vil baß
Dann gesottenes fúrwar wiß du das
Alles obs das ist dir gar schedelich
On boumnuß die soltu esse [*sic*] frischlich
was vndåwig vnd hiczig ist
Das brauch gar wenig zů aller frist
Halt gar gewonlichen stůlganck
Gůter wein sol seyn dein tranck
Mit wasser gemischt zů sechstem teyl.
In dyner freyden biß nit zu geyl
Vnd lůg das du das nit enlaust
Zů rechter zyt du schlauffen gaust
Alwegen nach dem nachtmal.
Nyeman lenger schlauffen sol
Denn syben stund vnd dar nach wachen.
wúrde es sich sunst anders machen
Das yemans der gebresten an kem
Der dann wermůt vnd rauten nem
Vnd die mit essich wol zerrib
Der gebrest an Im nit belyb
Der es ze stund leyt an die statt.
wer aber des nicht en hat
Der mag senff vnd holder stossen
Dar vff zelegen vnd nit vnder wegē lassen.
Noch weyß ich ein anderen lyst
Eins nem seynen eigen mist
Vnd schla jnn dar vber also warm.
Kumpt es dyr vnder den lincken arm

So soltu fúr sich bald lassen [1])
Zwischen dem cleinen finger vñ dē grossen
Zů der milcz adern on erschrocken.
wúrd es sich aber also brocken
Das es der recht arm empfieng
So aderlauß zů der lungen gering
Zwischen den zweyen miteln [2]) beyden.
Noch wil ich dich eins bescheyden
kummet es zwischen die schultern dir
Schraffens du denn nicht enbir.
wer es dir aber an den halß kommen
So oderlaus vff beyden dummen
Zů dem houpt dem geblůt.
Lůg yederman das er sich hůt
Das er nit schlauff ee er lat.
So es dir by dem herczen stat
So schlach die adern der meren
Soltu by dem cleinen vinger verseren
Vnd die aderen dar neben.
Bleybt sy dir by der schame cleben
Vff der grossen zehen der selben seyten
Die du schlahen solt bey zeyten.
Vnd solt gott getruwen wol
Der vns alle behůten sol
Vnd seyn liebe můter maria zart
An der kein hilff nie ward gespart

III.

Maria zart von edler Art.

Der Text dieses Liedes ist in neuerer Zeit öfter veröffentlicht worden, so von R. Nyerup in Idunna und Hermode, Jg. 1816, S. 81 (nach einem Drucke des 16. Jahrhunderts), von Ph. M. Körner im Marianischen Liederkranz S. 250 ff. (ebenfalls nach einem Drucke des 16. Jahrhunderts, 14 Strophen), von J. Kehrein, Katholische Kirchenlieder II, S. 25, Nr. 391 (29 Str.) und endlich von Wackernagel, Kirchenlied II, S. 804, Nr. 1036 (nach einer Münchener Handschrift, 11 Str.). Die erste Strophe ist außerdem noch in manchen anderen ähnlichen Publicationen gedruckt (so bei Meister-Bäumker, das katholisch-deutsche Kirchenlied, bei Böhme, Altdeutsches Liederbuch, bei Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes). Aber auch nach diesem öfteren Abdruck des Liedes dürfte

[1]) Zur Ader lassen.
[2]) sc. *Fingern.*

der oben unter I, Nr. 11 aufgeführte Einblattdruck desselben, obschon er nur die drei ersten Strophen umfaßt, Beachtung verdienen. Denn der in demselben enthaltene Text zeigt Abweichungen von allen bisher bekannten Texten. Doch genügt es wohl, statt die Strophen selbst mitzutheilen, die Abweichungen von dem bei Wackernagel a. a. O. gegebenen Texte zu verzeichnen. Dabei nehmen wir auch die orthographischen Varianten auf, so daß die genaue Reproduction des gesammten Textes jederzeit möglich ist.

Str. 1, Z. 3 on alle. Z. 4 Du, uß. Z. 5 herwider bracht. Z. 6 verloren. Z. 7 Von Adams val. Z. 8 wal. Z. 9 sanct Gabriel. Z. 11 meyn sünd vnd chuld [sic]. Z. 13 dhein trost nit ist. Z. 14 wa du nit bist. Z. 15 barmhertzigkeit erwerben. Z. 16 letsten end. Z. 17 bit, wend.

Str. 2, Z. 2 dů. Z. 3 Altvåtter. Z. 4 vnd. Z. 5 we vnd clag. Z. 6 hielt. Z. 7 zů, zeyt. Z. 8 wunschten sie streyt. Z. 9 auch das des himelsporten. Z. 10 zerrisß an allen orten. Z. 11 kem. Z. 12 von jn nem. Z. 13 ir süntlich. Z. 14 als. Z. 15 jungkfrőwlich geboren. Z. 16 ist. Z. 17 zelt. Z. 18 ein.

Str. 3, Z. 1 rein. Z. 2 bist allein. Z. 3 vff. Z. 4 Darumb. Z. 5 őwig. Z. 6 můter zů werdē. Z. 7 hőchstē heil. Z. 8 urteil. Z. 9 jüngsten, würt. Z. 11 O edle. Z. 12 zůflucht. Z. 13 ich hab zů. Z. 14 creütz bist. Z. 15 sanct Johanne. Z. 16 du. Z. 17 solt seine [sic].

IV.

Das Lied: „O Herre Gott, dein göttlich Wort“ und sein Verfasser.

Der oben bei I unter Nr. 19 aufgeführte Druck dieses Liedes ist älter als alle bisher bekannt gewesenen [1]). Denn der älteste Druck, von dem man bisher gewußt hat, ist der im Erfurter „Enchiridion geystlicher Gesenge und Psalmen“ von 1527, aus welchem dasselbe sodann in das von Luther besorgte Kluge'sche Gesangbuch von 1529 und weiterhin in eine ganze Reihe Gesangbücher übergegangen ist. Vergleichen wir unseren Text mit den in diesen ältesten Drucken vorliegenden Recensionen, wie sie von Wackernagel, Kirchenlied III, S. 123, Nr. 163 (nach dem Erfurter Enchiridion von 1527 und nach dem von 1531) sowie von Mützell, Geistliche Lieder der Evang.

[1]) Er ist von dem Unterzeichneten aus dem Einbande eines Exemplars von Gersons Opera p. III, Basil. 1489 losgelöst worden.

Kirche I, S. 58, Nr. 43 (nach Val. Bapst's Gesangbuch von 1545) wiedergegeben werden, so zeigt derselbe mannigfache Abweichungen, die sichtlich den Charakter größerer Ursprünglichkeit tragen. Wir dürfen daher den in unserem Drucke vorliegenden Text wohl als den Originaltext betrachten, und von diesem Gesichtspunkte aus möchte es angezeigt sein, ihn vollständig wiederzugeben [1]).

O Herre Gott
dein gôttlich wort
ist lang verdunckelt bliben.
Biß durch dein gnadt,
vns ist gesadt
was Paulus hat geschriben.
Vnd andere Apostel mhe,
auß deim gôtlichen munde
deß dancken dir
mit fleiß das wir
erlebet han die stunde.

Das eß mitt macht
an tag ist bracht,
wie clârlich ist vor augen,
Ach Gott mein herr,
erbarm dich der,
die dein itz thun verlaugē,
Vñ achten mer
vff menschen ler,
dañ dein gôtlich gebothen,
geb ihn verstandt,
das solcher thandt
jo helff auß keynen nothen.

Wiltu nun fein
gůt Christen sein,
so můstu erstlich glauben,
Setz dein vertraw,
daruff fest baw,
lieb bringt hoffnung mit raube,
durch Jesum Christ,
derß alles ist,
dein negsten lieb darneben,
das gwissen frei
reyn hertz darbei,
wirt keyn cretur dir geben.

Alleyn herr du
můst solichs thu
auß ganz lauttern genaden,
Wer sich des trôst,
der ist erlôst,
vnd kann ihm niemandt schaden,
Ap [*sic*] wolten gleich
Babst, Keyser, reich
dich vnd dein wort vertreiben
ist doch ir macht
gen dir nichts gacht,
sie müssens lassen bleiben.

Hilff herre Gott
iñ diser not,
das sich die thun bekeren,
Die nichts betrachtn,
dein wort verachtn,
vnd wôllens auch nit leren,
sie sprechen schlecht,
es sei nit recht,
vnd habens nie gelesen,
auch nitt gehort
das edel wort,
ists nit eyn teufflisch wesen.

Ich glaub gantz gar,
das es sei war,

[1]) Wir bemerken, daß auch die beigefügte Melodie von der bisher bekannten, bei Koch, Geschichte des Kirchenlieds, 3. Aufl. VIII, S. 119 angedeuteten, bei Bäumker, das katholische deutsche Kirchenlied I, S. 347, Nr. 88 vollständig mitgetheilten abweicht, obwohl diese letztere bereits auch im Erfurter Enchiridion von 1527 vorkommt.

was Paulus vns thut schreiben,
Es můß ehe gsche,
das als verghe,
dein gőttlichs wort soll bleiben
Inn ewigkeyt,
wer es schon leyt
vil hart verstockter hertzen,
kern sich nit vmb,
wie wirt am drumb
der teuffel mit ihn schertzen.
Gott ist mein herr,
so binn ich der,
dem sterben kombt zu gůte,
durch das dunß hast
auß aller last
erlőst mit deinem blůte,
deß danck ich dir,
drumb wirstu mir
nach deinr verheyssung geben,
was ich dich bitt,
versagst mir nitt
am todt vnd auch im̃ leben.

Herr ich hoff ie,
du werdest die
in̄ keyner not verlassen,
die dein wort recht,
alß trewe knecht,
im̃ hertz vnd glauben fassen,
Gebst ihn bereyt
die seligkeyt [1]),
vn̄ läst sie nit verterben,
O herr durch dich
bitt ich laß mich
frőlich vnd willig sterben.

Außer dieser ältesten Textrecension ist aber noch etwas Anderes an dem in Rede stehenden Drucke unseres Liedes bemerkenswerth; das ist der Schluß des Ganzen: GOT . MIT . VNS. A. H. Z. W. S. V. R. Es kann kein Zweifel sein, daß hierin der Verfasser sich andeutet, vielleicht schon in dem: „Gott mit uns“ als seiner Devise, sicher aber in den räthselhaften Chiffern. Theilweise, aber eben nur theilweise, sind dieselben auch bisher schon bekannt gewesen, indem Georg Serpilius (Anmerkungen über P. Sperati Lied: Es ist das Heyl uns kommen her, 1707, S. 37 und Schriftmäßige Prüfung des Hohensteinischen Gesangbuchs, 1710, S. 497) über einem Einzeldruck des Liedes die Buchstaben A. H. Z. W. gefunden hatte. Schon Wackernagel a. a. O. S. 124 bemerkt dazu: „das könnte A. Herzog zu Württemberg heißen.“ Der Bearbeiter der dritten Auflage von Kochs Geschichte des Kirchenliedes aber, R. Lauxmann, sucht auf Grund der eben angeführten Chiffern in einem eigenen Anhange zu Bd. VIII (unter dem Titel: „O Herre Gott, dein göttlichs Wort. Eine hymnologische Studie zur württembergischen Geschichte“) den Nachweis zu liefern, daß Ulrich Herzog zu Württemberg und kein Anderer der Dichter unseres Reformationsliedes sei [2]). Auf die näheren Ausführungen Lauxmanns brauchen wir hier nicht einzugehen; doch ist

[1]) Druck: *seligkeyr*.

[2]) Früher galt mehrfach, jedoch mit Unrecht, Paul Speratus für den Dichter des Liedes, das seiner im Übrigen recht wohl würdig wäre; vgl. hierüber Cosack, Paul Speratus' Leben und Lieder, 1861, S. 267. 335.

klar, daß schon nach der bisherigen Lage der Sache der erste Buchstabe (A statt U) wirkliche Schwierigkeit bietet. Es ist doch eine gar zu künstliche Erklärung, wenn man mit Lauxmann darin eine weitere Verhüllung des fürstlichen Dichters erblicken oder aber an Autor, bezw. Alaricus dabei denken will. Viel eher ginge es noch an, die Schwierigkeit damit zu lösen, daß durch ein Versehen in der Druckerei aus dem U des Manuscriptes ein A geworden sei. Nachdem nun aber mit dem ältesten Drucke des Liedes auch die vollständigere Chiffernreihe: A. H. Z. W. S. V. R. zum Vorscheine gekommen, ist jener Hypothese der ganze Boden, auf dem sie aufgebaut worden ist, entzogen. Schon das „Gott mit uns", wenn es anders Devise ist, paßt nicht auf Herzog Ulrich, von dem Lauxmann selbst a. a. O. S. 699 und 702 ganz andere Wahlsprüche anführt und von dem auch wir den eben genannten nirgends zu constatiren vermocht haben. Die erweiterte Chiffernreihe aber: A. H. Z. W. S. V. R. kann vollends gar nicht auf ihn gedeutet werden. S. und R. (V ist jedenfalls = Vnd) bezeichnen sicher Herrschaftsgebiete, so gut wie W, aber wenngleich auch Herzog Ulrich solche Herrschaften besessen hat, deren Namen mit den genannten Buchstaben beginnen, nämlich Sponeck (am Oberrhein, jetzt zu Baden gehörig) und Reichenweiher (im Elsaß), so kann an diese doch keineswegs gedacht werden. Denn man kann nicht ergänzen: Herzog zu Württemberg, Sponeck Vnd Reichenweiher, weil Ulrich nur mit Bezug auf Württemberg und Teck den Herzogstitel führte, nicht auch mit Bezug auf die beiden genannten kleinen Herrschaften. Wollte man aber statt Herzog 'Herr' suppliren, so paßt hiezu wieder Württemberg nicht, und ohnedies hat weder Herzog Ulrich noch irgend ein anderer württembergischer Fürst je einmal Württemberg, Sponeck und Reichenweiher in seinem Titel zusammengestellt[1]), und wollte man sagen, Ulrich habe zum Zwecke der Wahrung des Incognitos die kleinen Herrschaften zu seiner Bezeichnung gewählt, so hätte dies einen Sinn nur dann, wenn nicht gleichzeitig — wie doch ex hypothesi der Fall — auch das Hauptland Württemberg in diese Bezeichnung aufgenommen wäre. Mit Einem Worte, die Schwierigkeiten, welche sich der Deutung der Chiffern auf Herzog Ulrich schon bisher entgegengestellt haben, häufen sich nunmehr so sehr, daß jene Deutung nicht mehr aufrecht erhalten werden kann.

[1]) Ulrich nannte sich auch damals, in der Verbannung, Herzog zu Württemberg und Teck, Graf zu Mömpelgart u. s. w.

Ist nun aber Herzog Ulrich von Württemberg nicht der Dichter des Liedes, wer ist es dann? Daß die Merkmale, welche gerade unser Druck an die Hand gibt, zur Bestimmung desselben an sich genügend sind, ist wohl außer Frage. Ließe sich Jemand nachweisen, auf welchen alle jene Chiffern passen, der ferner den Wahlspruch „Gott mit uns“ geführt hätte und der endlich zugleich der reformatorischen Bewegung mit so lebendigem innerem Interesse zugethan gewesen wäre, wie wir es bei dem Verfasser des Liedes voraussetzen müssen, so dürften wir ihn, zumal wenn auch noch poetische Begabung sich bei ihm constatiren ließe, ohne Weiteres für den Dichter halten. Denn daß es auch nur zwei Männer zu gleicher Zeit gegeben haben sollte, bei welchen dies alles zugetroffen wäre, ist ja nicht anzunehmen. Nun ist es aber eben nicht leicht, auf Grund der genannten Merkmale deren Träger festzustellen. Die adeligen Geschlechter findet man ja gewöhnlich nur nach dem Hauptnamen, nicht nach dem von den verschiedenen Besitzungen hergenommenen vollen Titel bezeichnet; selbst die Adelslexika u. dgl. machen dabei keine Ausnahme, sie führen nicht einmal immer die Besitzungen an. Ähnlich schwierig steht die Sache mit den andern Merkmalen; denn was z. B. den Wahlspruch betrifft, so ist es nur zufällig, wenn die Devisen Einzelner uns überliefert worden sind; in unserem Falle lassen uns hierüber auch die Specialwerke von Dielitz u. A. im Stich. So ist es uns denn auch nicht gelungen, bei irgend einem Manne alle angegebenen Merkmale nachzuweisen, aber einen können wir doch nennen, bei welchem wenigstens die wichtigsten derselben zutreffen. Dieser Mann ist der kursächsische Rath Anark Herr zu Wildenfels, Schönkirchen und Ronneburg. Wie man sieht, passen auf seinen Namen ganz genau die unter dem Liede stehenden Chiffern A. H. Z. W. S. V. R.[1]). Welches aber seine Stellung zur Reformation gewesen ist, geht schon aus der Thatsache hervor, daß er bei den zum Zwecke der Reformirung des Landes angeordneten Kirchen- und Schulvisitationen im Kurfürstenthume Sachsen betheiligt war. So war er im Spätjahre 1528 mit Dietrich v. Starschedel, Georg Spalatin und Anton Musa im Kreise Meißen und im Voigtlande als Visitator thätig. Dabei war — bezeichnender Weise — „in der Annahme der lutherischen Lehre“ gerade sein Herrschaftsgebiet, „die

[1]) Der Name ist dabei nicht etwa willkürlich diesen Chiffern angepaßt worden (durch Umstellung oder dergleichen), vielmehr genau so, wie wir ihn angegeben haben, kommt er in gleichzeitigen Urkunden vor (vgl. Chr. Löber, Historien von Ronneburg, 1722, S. 245. Anhang S. 60. 63. 69).

Ronneburger Gegend weit voraus: dort hatte das Papstthum verhältnißmäßig viel an Boden verloren". (Burkhardt, Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen, 1879, S. 43. 73). Auch später, 1533, ward er mit Anderen zum Visitator genannter Gegenden bestellt (ebd. S. 125). Bedeutsamer noch ist eine andere Thatsache, die schon aus dem Anfange des Jahres 1527 von ihm berichtet wird. Als nämlich der spätere Kurfürst Johann Friedrich auf seiner Hochzeitsreise durch Düsseldorf kam, predigte der Franziskanermönch Johann Korbach gegen die Anhänger Luthers und erklärte sich zu einer Disputation bereit. Da war es eben der im Gefolge des Prinzen befindliche Herr von Wildenfels, der den Mönch beim Worte nahm und trotz seinem anfänglichen Widerstreben ihn zu einer Disputation mit Friedrich Mykonius nöthigte. Diese Disputation fand am 19. Februar 1527 in Anwesenheit des Prinzen, seines Gefolges und vieler Anderen vom Adel und von der Bürgerschaft in des Herrn v. Wildenfels Wohnung statt, wobei der Letztere den Verhandlungen präsidirte, auch mehrmals persönlich eingriff und namentlich einmal in emphatischer Weise für die evangelischen Prediger Zeugniß ablegte. (Ledderhose, Fr. Mykonius S. 131 ff.) Aus dem allem geht hervor, daß Anark von Wildenfels auch jenes andere wichtige Erforderniß aufzuweisen hat, welches wir bei dem Dichter des Reformationsliedes voraussetzen müssen, nämlich die lebendigste persönliche Theilnahme für die von Luther ausgegangene Bewegung. Bedenken wir nun, wie außerordentlich selten die bei diesem Manne zutreffenden Merkmale sich sonst wohl vereinigt fanden: wie wenig der adeligen Familien überhaupt gewesen sein mögen, auf welche die Chiffern W, S und R paßten, wie viel weniger noch derer, welche damals zugleich ein Glied aufzuweisen hatten, zu dessen Vornamen der erste Buchstabe der Chiffernreihe, A, stimmte[1]) und wie dann das weitere Merkmal der persönlichen evangelischen Überzeugung den Fall erst recht zu einem seltenen stempelt, so wird man gestehen müssen: die Identität Anarks v. Wildenfels mit dem Verfasser unseres Liedes hat wirklich

[1]) So würden die Chiffern H. Z. W. S. V. R. z. B. wohl auf die Herren zu Wied, Selters und Runkel oder auf die Huntpiß zu Waltrams, Siggen und Ratzenried passen, aber es ließ sich kein Glied dieser Familien aus der fraglichen Zeit finden, dessen Vorname mit A begonnen hätte. Umgekehrt wo Vor- und Hauptname stimmen und auch die protestantische Gesinnung unzweifelhaft ist, wie bei Adam von Wolfstein oder Alexander von Wildenstein — die in der Begleitung des Markgrafen von Brandenburg bezw. Ottheinrichs und Philipps von der Pfalz auf dem Augsburger Reichstag von 1530 waren — da kommt man mit den letzten Chiffern S. V. R. in Verlegenheit.

sehr viel Wahrscheinlichkeit und hat dies, auch wenn es nicht gelingen sollte, sonstige Belege für seine dichterische Begabung oder aber jene Schlußformel „Gott mit uns“, wenn sie anders des Dichters Wahlspruch war, als seine Devise nachzuweisen[1]). Vielleicht aber

[1]) Man könnte daran denken, auch auf den Druckort des Liedes als eine Instanz zur Lösung der Frage zu recurriren. Allein fürs erste wird sich der Druckort überhaupt nicht leicht feststellen lassen, da die in dem Druck vorkommenden Typen hiefür zu wenig eigenthümlich, die Ornamente desselben aber, weil höher als das gewöhnliche Folioformat, wohl so selten zur Anwendung gekommen sind, daß man sie kaum je in einem anderen Druck finden dürfte. Zum anderen aber: auch wenn der Druckort constatirt wäre, würde er doch keinen sicheren Fingerzeig für unsere Frage geben, so lange es nicht gewiß ist, daß wir in dem Einblattdruck wirklich den vom Verfasser veranlaßten Originaldruck des Liedes vor uns haben. — Bei der hohen Wahrscheinlichkeit, die es nun aber jedenfalls hat, daß Anark von Wildenfels der Dichter ist, sind vielleicht noch einige Notizen über seine Person hier am Platze. Viel ist es freilich nicht, was wir haben ermitteln können. Er gehörte einem sehr alten Geschlechte an, welches sich nach der in seinem Besitze befindlichen Stadt und Herrschaft Wildenfels im sächsischen Erzgebirge nannte, übrigens im Jahre 1602 (nicht wie v. Hellbach, Adels-Lexikon II, 1826, S. 744 und Andere sagen, 1593) ausgestorben ist. Der Sohn eines älteren Anark von Wildenfels — der seltene Vorname kommt in diesem Geschlechte öfter vor — muß er spätestens im letzten Decennium des 15. Jahrhunderts geboren sein. Denn schon im Jahre 1517 ward ihm von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen die Herrschaft Ronneburg verliehen, was 1527 von dessen Nachfolger unter Ertheilung weiterer Rechte bestätigt wurde. Im Jahre 1521 oder 1522 (nicht 1526) heiratete er eine Gräfin Elisabeth von Gleichen. Wie sein Vater, der 1493 Friedrich den Weisen in das heilige Land begleitet hatte, war er in Diensten der sächsischen Kurfürsten, bei denen er wichtige Stellungen einnahm. Einiges ist schon oben angeführt worden. Wir erwähnen noch, daß er zunächst Amtmann in Altenburg war. Des Weiteren finden wir ihn unter den Räthen Johanns des Beständigen auf dem Reichstage zu Augsburg von 1530. Ein Jahr darauf ist er als Gesandter seines Kurfürsten bei dem Landgrafen Philipp von Hessen thätig, als es sich um die Vorbereitungen zur Restitution des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg handelte. Später erscheint er anläßlich von Differenzen, die sich zwischen dem Kurfürsten Johann und dem Landgrafen erhoben hatten, als einer der Vermittler und Schiedsrichter, und eine ähnliche Vertrauensstellung ward ihm auch in anderen derartigen Fällen zu Theil. Seiner Thätigkeit scheint der Tod übrigens frühe ein Ziel gesteckt zu haben, wenn es anders richtig ist, daß er ums Jahr 1538 gestorben. Gewiß ist, daß er in der Kirche zu Härtensdorf bei Wildenfels begraben liegt, wo noch um 1722 Löber sein Bild und seinen Grabstein sah, ohne freilich das Datum seines Todes darauf entziffern zu können. (Vgl. die oben angeführte Historie von Ronneburg Christian Löbers von 1722, S. 110 ff., besonders S. 114—123. 136. 244 f., Zedler's Universal-Lexikon Bd. 56, 1748, Sp. 816 f., (C. Sturm) Warhafftig anzaygung wie Kaiser Carl der fünft ettlichen Fürsten auff dem Reychstag zů Augspurg im MCCCC.XXX jar gehalten Regalia .. gelihen, was auch jr Kai. Maie. und derselben brůder ... auch andere Churfürsten u. s. w. für Räthe und Adelspersonen auff solchem Reichstag gehept haben.)

gelingt es einem Leser dieser Zeilen, was uns nicht ganz geglückt ist: die Kette zu schließen und die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit zu erheben, oder aber — es ist dies freilich nicht wahrscheinlich — mittelst der gegebenen Anhaltspunkte in einem Anderen den Dichter zu entdecken. In jedem Falle wäre es der Mühe werth, den Namen des Mannes der Vergessenheit zu entreißen, der so frühe schon ein so echt evangelisch gedachtes und zugleich so tief empfundenes, so mächtig wirkendes Lied gedichtet hat.

STUTTGART. KARL STEIFF.

ZU GERHARD VON MINDEN.

Fab. 11, 4:

De vos ne hât is nicht gesein,
men horen scrigen unde lêp
do na dem arne.

Im Correspondenzblatt f. niederd. Sprachforschung XII, 6 hatte ich *horen* in *hôr ên* aufgelöst. Sprenger dagegen will Germ. XXXIII, p. 460 *horen* in *hôre ên* auflösen und läßt *hôre* durch Contraction aus *horde* entstanden sein, ähnlich wie *sê* aus *segde* bei Schambach S. 189. Zunächst muß ich bemerken, daß letzterer Vergleich durchaus unzutreffend ist, da *sê* nicht aus *segde*, sondern aus *sede*, welche Form heute noch lebt, entstanden ist; *sede* aber mit Ausfall von *g* aus *segede*. Die Form *sê* scheint im Mnd. nicht vorhanden zu sein, wenigstens findet sie sich weder im mnd. Wb. noch in Lübbens mnd. Grammatik. Die Form *hore* für *horde* würde jedoch auf einem anderen Lautgesetze beruhen, das zwar heute in fast allen niederdeutschen Mundarten zu gelten scheint, in der mnd. Schriftsprache aber so gut wie gar nicht anzutreffen ist. Sprenger hat daher auch seine Annahme durch keine Beispiele gestützt, und auch Lübben hat in seiner mnd. Grammatik keine angeführt, wenn man nicht etwa die Form *leve* hierher rechnen kann, die für *levede*, contrahirt *lefde*, stehen soll. Da mir die Stelle, wo *leve* vorkommt, nicht bekannt ist, so kann ich nicht darüber urtheilen. Schambach hat für das Göttingisch-Grubenhagen'sche *lêwede* und *lêfde*, aber kein *lêwe*. In Kattenstedt am Harz heißt allerdings *hei lêwe* 'er lebte'. Hier ist *lêwe* aber wohl nicht aus *lêvde*, sondern aus *lêwede* mit Abfall von *de* entstanden.

Als ich meine Bemerkungen zu Gerhard von Minden schrieb, glaubte ich die Form *hore* nicht ansetzen zu dürfen, weil ich für den

Ausfall des *d* nach *r* im Mittelniederdeutschen keine Belege hatte. Mich auf die heutigen Mundarten zu stützen, schien mir bedenklich, weil ich damit heutige Lautgesetze auf die mnd. Schriftsprache angewendet hätte, wozu ich ohne Weiteres nicht berechtigt war. Darum ist Sprengers Berufung auf *hôre* bei Schambach zunächst nichts beweisend.

Als ich neulich den Koker las, fand ich auf Seite 323:

De kauher und de swen
De blaset syck süluen uth dem dorpe.

Hier haben wir also ein Beispiel, wo nach *r* nicht blos *d*, sondern sogar *de* abgefallen ist. Heute lautet diese Form im Göttingisch-Grubenhagen'schen *hêre* (Schambach), im Westphälischen *hêr* (Woeste), im Altmärkischen *herr* (Danneil)[1]). *kauher* sowie die ganze Redensart sind offenbar dem Volksmunde entnommen, und daraus erklärt sich die Abweichung von der mnd. Schriftsprache. Wir hätten dann den Nachweis, daß das Gesetz, nach welchem heute *d* nach *r* bei vorhergehender Vokallänge ausfällt, s. mein Programm, Mundartliches aus Kattenstedt am Harz I, Die Media d. Helmstedt 1884, auch schon zur Zeit des Mittelniederdeutschen vorhanden war, daß überhaupt, wie ich aus dem Vergleiche der heutigen Mundarten mit den mnd. Urkunden erkannt zu haben glaube, die mnd. Mundarten den heutigen weit näher standen, als die mnd. Schriftsprache erkennen läßt. — In der Bauernbetrügerei, mnd. Fastnachtspiele, herausgeg. von W. Seelmann, p. 24, Vers 46:

He hadde eynen langen Rock ann
Und ein dinck uppe mit veer oren.

In den Anmerkungen auf S. 80 sagt Seelmann: 'Gemeint scheint ein Mann in Amtstracht mit vierkantigem, in spitze Ecken (*oren*) auslaufendem Barrett.' Demnach wäre in *oren* auch ein *d* ausgefallen, und diese Form würde demselben Sprachgebiete: Hannover, Braunschweig, Hildesheim, s. Einleitung p. XXX angehören, wie *kauher* im Koker. Übrigens glaube ich nicht, daß *oren* von *ort* = Ecke herkommt, sondern halte es für *or* = Ohr, wie solche spitze Ecken noch heute genannt werden. Eine Form *hore* läßt sich also in der mnd. Schriftsprache kaum nachweisen. Wie steht es nun mit der von mir angesetzten Form *hôr*? Sprenger hat ihr keine Beachtung geschenkt. Ich hatte hervorgehoben, daß in Kattenstedt am Harz für das Praeteritum die beiden Formen *ek hêrte* und *ek hôr*, in der 3. Pers. Sing.

[1]) Um Osterwieck nördlich vom Harz heißt es *gauseheer*.

hei hêre und *hei hôr* vorhanden sind. *hêrte* und *hêre* stehen für *hôrede* mit der bekannten Verdünnung von *ö* zu *e* (s. meine Schrift: Zur Charakteristik des nd. Harzes, p. 9). Über die Verhärtung von *d* zu *t* in *hêrte* s. mein Programm. *ek, hei, hôr,* Plur. *hôren* neben *hêrten,* hatte ich für ein starkes Praeteritum erklärt, da ein Abfall des *e* in *hôre* nicht anzunehmen ist, sich sonst wenigstens der Abfall eines *e* in der Kattenstedter Mundart nicht findet. Nachher bin ich in meiner Ansicht wieder schwankend geworden. Beachtenswerth bleiben jedenfalls die Doppelformen *hôr* und *hêre*, von denen die letztere schon wegen des Umlautes jünger sein muß als die erstere. Da beide als schwache Praeterita aus derselben Form *horede* entstanden sein müßten, die jüngere aber das Flexions-*e* bewahrt, so bleibt der Abfall desselben in der älteren merkwürdig. Schambach hat *hôre* neben *höaere,* Woeste *hârde* neben *hâr*. Es scheint mir nicht unmöglich, daß schon im Mnd. ein *hôr* existirte, wenigstens strichweise, und daß der Abschreiber der Handschrift der Fabeln, wie ich auch aus anderen Gründen vermuthe, aus der Gegend von Magdeburg, Halberstadt oder Braunschweig stammte und hin und wieder seine Mundart mit einfließen ließ.

BLANKENBURG a. H. ED. DAMKÖHLER.

EIN BRIEF AN ALBRECHT VON EYB.

Voigt, Wiederbelebung des classischen Alterthums II², 290—292, bespricht einen für die Zeit der deutschen Frührenaissance recht charakteristischen Briefwechsel zwischen Gregor Heimburg und einem gewissen Johannes Rot, welcher der neuen „Rhetorik" den Vorrang vor der Jurisprudenz einräumen wollte und deswegen von Heimburg zurechtgewiesen wurde[1]). Voigt unterläßt es, nähere Angaben über die Persönlichkeit dieses Joh. Rot zu machen, der immerhin einmal eine eingehendere Charakteristik verdiente. Einige Angaben über ihn mögen hier ihre Stelle finden. In zwei große Classen können wir die meisten Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts einreihen, in Vagabunden und Streber, — Rot gehört unter die letzteren, deren Musterbild Aeneas Silvius ist. Wie dieser ist er von niederer Herkunft: sein

[1]) Die beiden uns erhaltenen Briefe, — die Antwort Heimburgs und die Replik Rots sind nicht nur, wie Voigt angibt, im Cod. lat. Mon. 519, sondern auch im Cod. lat. Mon. 518 und in dem Bamberger Codex M II, 9 zu finden. Daß die beiden zuletzt angeführten Handschriften auf einen Archetypus zurückgehen, der sich im Besitze Albrecht von Eybs befunden haben muß, werde ich an anderer Stelle nachzuweisen haben.

Vater, Seifried Rot, war Schuhmacher in dem jetzt zu Baiern gehörigen schwäbischen Städtchen Wemding. Wie Aeneas Sylvius verdiente er sich die Sporen im fremden Lande: 1454 finden wir ihn als Schüler Lorenzo Vallas in Rom, 1457 in Padua (s. J. Facciolati Fasti Gymn. Patav. Padua 1757, S. 12), in demselben Jahre als Secretär bei Ladislaus von Ungarn, dann in wichtigen Stellungen am Hofe Friedrichs III. Wie Aeneas Sylvius gelangte er schließlich in der Heimat zu hohen geistlichen Würden, — 1468 wurde er Bischof von Lavant, 1482 Bischof von Breslau; als solcher ist er 1504 gestorben. Sein Grabdenkmal im Dom rührt von Peter Vischer her. Gehandelt hat über ihn außer Heyne (Gesch. des Bisthums Breslau. Breslau 1868, III, 722—725) besonders ausführlich Tangl 'Reihe der Bischöfe von Lavant' (Klagenfurt 1841) S. 175—197, — hier sind auch einige deutsche Briefe Rots aus seiner späteren Lebenszeit gedruckt; ein Brief vom Jahre 1469 steht im 'kaiserlichen Buch des Markgrafen Albrecht Achilles' ed. Höfler (Baireuth 1850) S. 200—201. Während seines ganzen Lebens war er den humanistischen Studien zugethan, und als rechter litterarisch-politischer Streber knüpfte er mit aller Welt Briefwechsel an, so mit Aeneas Sylvius (vgl. dessen Brief edit. Basil. 312 und Rots Antwort ibid. 324 aus dem Jahre 1457), und mit Gregor Heimburg; daß dem Briefe Heimburgs vom 6. März 1454 nicht nur der verloren gegangene Hauptbrief Rots vom 10. Februar, sondern auch noch ein Brief Heimburgs vorausging, der gewiß nur die Antwort auf ein Rotsches Schreiben war, geht aus dem Eingang des Heimburg'schen Briefes hervor. Rot muß seine Antwort auf letzteren für ein Meisterwerk gehalten haben, denn er sandte ein neues Schreiben, in dem er sich jener Antwort rühmte, sich selbst als den ersten deutschen Humanisten hinstellte und weidlich auf die barbarische germanische Nation schimpfte, an Albrecht von Eyb, der damals (1454) in Italien seinen Studien oblag. Gewiß waren die beiden an einer italienischen Universität zusammen gewesen; Beziehungen mögen auch daher stammen, daß Rots Geburtsstadt Wemding zur Diöcese Eichstätt gehörte und Eyb Eichstätter Domherr war. Das geschickt angerichtete Citatenragout muß Eyb schmackkaft erschienen sein: er sandte es — mit einem Begleitschreiben, das ebenso wie Rots Brief nicht erhalten ist — an einen gewissen Andreas Bauarus. Über die Persönlichkeit dieses Mannes hat sich trotz eingehender Nachforschungen in den kgl. bairischen Archiven nichts ermitteln lassen. Außer dem unten abgedruckten Brief ist von ihm eine Epistel in lateinischen Versen in Hartmann Schedelscher Abschrift

erhalten (Cod. lat. Mon. 504, fol. 1—2ᵃ), die an den Bischof Johann von Eichstätt gerichtet ist und diesen zur Friedensvermittelung auffordert, — man darf danach den Brief in die Zeit kurz vor oder kurz nach 1460 setzen. Es sind 108 Hexameter, die deutlich den Einfluß Ovids verrathen und ebenso voll von antik-mythologischen Anspielungen wie von metrischen Fehlern sind. Zum Schlusse nennt sich der Verfasser 'Andreas bauarus secretarius ducalis', — aber auch diese Bezeichnung führt nicht zur Ermittelung seiner Persönlichkeit. Es liegt nahe, an den berühmten Historiker Andreas von Regensburg zu denken: dieser stand in Beziehungen zu Eichstätt, denn hier war er zum Priester geweiht worden, — er war mit den bairischen Herzögen schriftstellerisch nahe verbunden: daraus möchten sich die Bezeichnungen 'Bauarus' und 'Secretarius ducalis' irgendwie erklären. Gegen die Identität scheint zunächst zu sprechen, daß Andreas Ratisbonensis nach Lorenz' Angabe (Geschichtsquellen I³, S. 193) um 1440 gestorben sein soll. Indessen hat Lorenz dafür jedenfalls keinen anderen Beweis als den, daß des Andreas bairische Herzogschronik nur bis 1439 reicht, und das genügt natürlich nicht, zumal z. B. ein anderes historisches Werk des Andreas, das sogenannte Tagebuch, nur bis 1427 geführt ist. An sich ist es nicht unmöglich, daß Andreas noch 1460 gelebt hat, — daß er 1450 noch am Leben war, scheint mir eine bisher nicht beachtete Urkunde zu beweisen, auf die mich Dr. J. Mayerhofer in Bamberg freundlichst aufmerksam macht. Am 6. August dieses Jahres figurirt in einer Urkunde des Klosters Schönthal (Mon. Boica. XXVI, S. 61) Andreas Predicator Cenobii fratrum Augustinensium Ratispone (das ist St. Mang, wo der Historiker Andreas lebte) als Vidimuszeuge. Es ist doch mindestens sehr wahrscheinlich, daß dieser Andreas der Geschichtsschreiber ist: wir müßten sonst annehmen, daß das gleiche Kloster zur gleichen Zeit zwei Brüder namens Andreas besaß, die durch ihre Bildung eine hervorragende Stellung einnahmen. Wenn ich trotzdem nicht an die Identität des Historikers mit dem Andreas Bauarus glaube, so geschieht das, weil ich nicht annehmen mag, daß der Mann sich im hohen Alter für die humanistischen Studien interessirte, denen er sein Leben lang fern stand; man müßte sich denn auf die vielen dem 'Chronicon generale' eingefügten schlechten lateinischen Hexameter berufen wollen.

Andreas' Antwort auf Eybs Brief steht in dem Augsburger Quartcodex 220, der der Bibliothek Eybs entstammt und über den ich an anderer Stelle nähere Mittheilungen mache. Eine Abschrift Hartmann Schedels bis zu den Worten 'nutriti ac educati' steht im Cod. lat.

Mon. 504, fol. 2[b]. Der Brief ist uns nicht nur durch die Person des Empfängers interessant, sondern auch, weil er einen in Italien längst im entgegengesetzten Sinne entschiedenen Streit behandelt und dabei den deutsch-nationalen Gesichtspunkt hervorhebt, den sogar Gregor Heimburg in dieser Angelegenheit außer Acht gelassen hatte.

[139[a]] Andreas Bauarus Alberto de Eyb, viro praestantissimo, Sal. plur. dicit.

PErlegi cursim, Colende Generose ac iuris utriusque peritissime vir, litteras Jo. Rotte ad te datas, quas tanti facis et opere precium fore existimas. Que et si omni alia erroris macula carerent (quod expresse negari potest), vna tamen ex causa vehementissime et acriter sunt reprehendende: maxime (ne cæteris inhereamus) cum aperte dicere conetur se fore Germanorum primum, qui artes, que humane intitulantur, amplexus sit seque quodammodo patronum earundem profiteatur. Absit procul tantum nephas: sermoque tam detestandus, vt tot tantaque Germanorum perspicua et ardua ingenia in vnum hunc delirantem Johannem sint collata, vt vel omnes alios nesciuisse uel se solum scire affirmet. Ex cuius dictu clare constare videtur longa studia et vigiliis inediis frigoribus estu ac variis laboribus a plerisque Germanis perpessis [139[b]] exquisita ingenia absque artium humanitatis gustu adeo usque orba fuisse et aliena. Si enim hec optimus rei publice protector, eximius Brutus, facundus ac eloquentissimus vir, dum se et moribus et gestis et habitu et vita liberande rei publice causa insanire simularet, tam insulse tamque nude protulisset uerba, hercule illa suo simulate fatuitatis habitui congruissent, queque simulare[1]) coeperat, vtendo prescriptis verbis verificasset. Quem igitur tuum Johannem fore iudicem, ex iam dictis et elicere et imaginare poteris. Quis enim tam rudus [!] ingenio, vt ignoret, quis tam obtuso, suffocato, calligato[2]) intellectu, vt non cognoscat litteras Johannis nostri insanire aut potius Johannem ipsum insanire litteris suis. Que si mature librentur ipsarumque verba ac sententia [!] ponderentur, vnusquisque mentis compos Johannem tuum delirare cen- [140[a]] sebit. Si etenim et mihi pridem itidem doctissimus et eloquentissimus (ob quandam laudis vocem exortam) videbatur, ammodo lectis litteris rite de eius eloquentia aut scientia (vt rectius loquar) hesitare possum. Etsi nullo alio obstante obstaculo ab eius dementia retrotrahi aut abstinere voluit et debuit, que numero sunt infinito, saltem prouerbio attrito rustico et uulgari ‘Chi se loda se esso biasma’ ab eius incondita ac insulsa opinione reuocari debuerat et abstinere. Quis enim (dic queso) vnquam, et si omnes doctissimos et eloquentissimos superiorum etatum viros, quibus omnibus longe ac magis longe quam Johanni tuo perspecta est ipsa eloquentia et cibo quodam Tulliano nutriti ac educati: quorum se huic scientie, que ars humanitatis intitulatur, non dico patrocinium assumpsisse, sed nec quicquam adscripsisse profiteatur? A quibus is noster Johannes uti lux a tenebris, [140[b]] nox a die differt. Qui etiam nondum gustauit, sed quodammodo obnubilatam[3]) artem humanitatis vidit: longeque ab eo est omnis humanitas.

[1]) *In der Hs.* simularet.
[2]) *Dahinter* ingi *durchstrichen.*
[3]) obnubilatem *in der Hs.*

Mediusfidius quippe: si is Johannes veris rationibus et maturioribus consiliis fuisset vsus, se non patrocinium sumpsisse, sed necdum corticem artis humanitatis attigisse aut primos terminos imbibisse profiteretur. O stolidum hominem! O arrogantem atque elatam mentem! O vane glorie refertam ceruicem! Cum profitendo se artis humanitatis patrocinium sumpsisse[1]), non scientiam, non eloquentiam, non humanitatem, sed crassam[2]) ac supinam eius inscitiam ac dementiam profiteatur. Nisi forte quispiam obicere uellet[3]) ipsum non patrocinium rhetorice sumpsisse, sed potius, vt rhetorica sibi patrocinium prestet, dixerit[4]). Quod equidem nichil inficit. Idem enim est dicere vel quod ipse patrocinium rhetorice assumpserit, vel se sub patrocinio rhetorice constituisse dixerit. Vtroque enim modo: [141a] aut quia[5]) se patrocinium rhetorice sumpsisse aut se[6]) sub ipsius patrocinio posuisse profitetur, cum ipsa rhetorica res sit inanimata nec loqui possit, sed potius idem Johannes vt instrumentum ipsius rhetorice locutus sit. Et sic vtraque sententia in vnum tendunt finem. Magnas insuper ait se composuisse epistolas, quas magni pendit, earundemque plerosque doctissimos ac prestantissimos viros copiam appetisse [!]. In quibus (vt accepi) contra utrumque Canonicum videlicet Jus[7]) et Ciuile inuehitur: seque nonnulla inibi in Jurisperitos ac in ipsum ius facete a vera ratione haud differentia disseruisse. Vellem edepol et luce clarius illas visere: et propter earundem eloquentiam et propter hominis scientiam. Non enim existimo paruam rem aut uulgarem esse, cum qua ius ciuile inpugnari potuit, hominemque esse potius diuini quam humani ingenii, qui solus tot tantorumque doctissimorum ac clarissimorum virorum [141b] ac legislatorum doctrinam summam et cœlestem improbarit. Maxima enim debet esse auctoritas et novum scientie genus per eum repertum aut potius diuinitus inspiratum: quo vel Juris utriusque prudentiam a tanto tempore, citra cuius initii e memoria est [!], summis illustrissimorum virorum seuerissimorumque Imperatorum ac legislatorum auctoritate comprobatam ac scientia illustratam flocipenderit vel contra ipsam inuectus sit[8]), quibusue[9]) in partibus correxerit, quasque causas quasue auctoritates in medium adduxerit. Nonne hic ignarus est, si contrarium asseueraret pontificum et Imperiale ius summam fore philosophiam, cum nulla res, nullus ordo, nullaque conditio in illis absque graui maturaque et ponderata sententia omni excluso errore sancitum sit et reperiatur? Vellem et demum videre, quibus modis aut ex quibus causis iuris pontificii et legalis scientiam corripuerit, quibus auctoritatibus strauerit, quibus [142a] verbis Accursium glosatorem virum approbatum atque eruditissimum tam impudenter (ut asserit) inuaserit[10]), vbi, vnde aut in quo loco emendauerit et qua se

[1]) *Brief Rots Cod. lat. Mon. 519, fol. 121a:* Itaque sumpsi eius [*scil. artis oratorie*] patrocinium.

[2]) c *über schlecht ausgekratztem* g.

[3]) uellet *steht am Rand und ist durch Einschaltungszeichen in den Text gezogen.*

[4]) dixerit *am Rand.*

[5]) *Das* a *ist nachträglich angefügt.*

[6]) se *am Rande.*

[7]) Jus *am Rande.*

[8]) vel-sit *am Rande, durch Zeichen in den Text eingeschaltet.*

[9]) ue *übergeschrieben.*

[10]) *Rot a. a. O. fol. 118b:* Auctor illius supersticionis iam pridem inueterate fuit Accursius; qui si reuiuisceret, peniteret eum erroris sui qui tam false Vlpiani

ratione aut auctoritate tueatur. Qui enim fuerunt — respondeat — ipsorum Jurium latores, qui eorumdem interpretes, nisi iustissimi, doctissimi et prestantissimi viri optimarumque artium peritissimi? Nonne et Tullius ipse Rhetorum princeps, fons eloquentie, pater latine lingue, legislator fuit? Quid enim aliud censeri iura possunt quam vera philosophia, recta ratio, summa rhetorica, sine quibus nobis omnia cum beluis communia forent? Sola enim ab illis ratione et legibus discrepamus. Quis enim Rhetorum vsquam fuit etiam doctissimus, qui quicquam contra sacras leges et sanctissimos canones inuectus sit? Saltim aliquis priscorum et auctoritate fulgens? Demosthenem ne se grecum, an Tullium latinum censet? Quorum [142^{b}] quisque dicendo, ut apud omnes legimus, ceteros longe antecellit. Nec tamen se quispiam eorum Rhetorice artis patrocinium sumpsisse nec multo dicendo valere ut is noster Johannes affirmat. Si enim, mi Alberthe, sane haec animaduerteris,[1]) absque graui excessu ac reprehensione Johannem ipsum sicco pede haud transire posse, quin etiam claram dederit causam suo edicto reuocandi: maxime, cum se dyalogum quendam texere, vtque verbis suis vtar, et iuris dignitatem enucleare remque exemplis patefacere ac sarcire, que sola romana curia sibi plurima suppeditabat, seque ab institutis Quintilliani et preceptis Rhetorice Tulliane in ea re haud secessisse[2]), vtque ille sue littere pluribus et publice exiberentur, orauit, vt tanta facundia, tanta eloquentia, tantaque dicendi vis noui oratoris omnibus patefieret. Multosque in arte humanitatis discendi la [143^{a}] bores se perpessum asseuerat solumque ipsum in Romana curia inter Germanos illam sequi, nonnulla aliaque deridenda, que potius obticenda quam narranda fuissent. Et si non monitionibus doctrinis ac prouerbiis a tali[3]) insolentia abstinere et se retrahere voluisset, saltim humanitate motus (cuius se facit[4]) professorem) ne eius uerba et iactantia ab operibus forent aliena, ab huiusmodi suis deliramentis debuit abstinere remque ipsam dicta eiusdem uerba iactantie maturius ponderare humanitatemque operibus, non sermonibus adimplere, cum procul dubio crudelitate potius quam humanitate sit fretus. Dic, egregie vir, que enim maior iniuria, que maior blasfemia, que grauior inertia ipsis Germanis irrogari potuit quam eosdem dici a mundi initio adeo usque artem humanitatis ac optimarum artium ignorasse nec quempiam[5]) ex eis in illis [143^{b}] operam dedisse. In ipso autem solo (etiam in Romana curia, vbi tot Germani doctissimi viri conueniunt) fore repertam et per eum acquisitam, quasi exul ab ipsis et incognita foret. Hocne humanitatem an crudelitatem vis, mi Alberte, iudicem? Quid enim crudelius, quid inhumanius, quid honori Germanorum contrarius et sibi ipsi diaculo nociuius esse potest, quam ipsos dicere ignaros et ab arte humanitatis expertes seque fore primum Germanorum, qui et eiusdem patrocinium assumpsit et in eadem vacauit durosque labores perpessus sit. O quantum detestanda

---

textum quendam de testa. mili. interpretans ad suam uoluntatem detorsisset et nescio quod priuilegium auri portandi vobis indulsisset.

[1]) *Hier fehlt ein Wort wie* 'intelleges.

[2]) *Hier fehlt etwa* dixit.

[3]) *Dahinter* abs *durchstrichen.*

[4]) *Dahinter* press *durchstrichen.*

[5]) quispiam *in der Hs.*

illius est humanitas, qui in patriam patriotas scribendo tam seue inuehitur nec amicis nec parentibus, consanguineis, sociis nec et ipsi patrie pepercit. An ne hoc, mi Alberte, an ne hoc humanitatem an crudelitatem existimes? Homo [1]) is insolentissimus, non laudandus, sed potius omni laude priuandus et diris [144ª] verberibus subigendus. Qui si maledicere consueuerat aut didicerat, saltem in extraneos non in patriotas, in inimicos non amicos, in ignotos non notos, in maliuolos non beniuolos, in crudeles non humanos, in ignaros non doctos eius maledicendi detrahendique venenum euomere debuisset, et hos quos laudare nolebat, saltem nec vituperaret. Et si non ob patrie amorem, saltem ne se stolidum et ingratum exiberet, ne se inuidum omnibus Germanis redderet, ne patrie et patriotis detraheret, tacere debuisset. Vis enim aperte cognoscere, mi Alberthe, Johannem tuum non humanitatem, sed crudelitatem didicisse? Ex hoc accipe argumento. Quis enim sane mentis neget artem rhetorice aut ipsam rhetoricam non esse fundatam sub ratione? nemo certe. Si igitur rhetorica fundata est in ratione, — quid enim rationem dicere possumus quam ipsam philosophiam? Quidquid enim a ratione fieri contigerit, [144ᵇ] reprobatur a philosophis, cum ratio sit ipsa philosophia; — sequitur: si tuus Johannes foret (vt asserit) humanarum artium professor, esset et philosophus, cum rhetoricam rationem rationem philosophiam comprobauimus. Et si philosophus (vt ita loquamur), quis enim vnquam philosophorum [2]) fuisse legitur, qui in amicos, affines ac socios et maxime patriam fuerit inhumanus? certe nullus. Qualiter igitur Johannes tuus, quem philosophum nostro argumento creauimus, (qui potius philocopus mereretur nomen) inhumanitatis euitet in hoc, vt omnes Germanos ab arte humanitatis esse expertes quadam ignauie macula deturpando asserit et se primus (quasi nullus alius) inter eos fore, cui oratoria ars suppeditatur, oratorque nominari uult seque patrocinium rhetorice assumpsisse dicit, quid tibi videtur? Si enim quispiam extraneus et forensis a patria sua hec uerba ipso audiente protulisset, nonne [145ª] ad [3]) vltimum usque supplicium huiusmodi causam ac defensionem Germanorum et patrie et proprii honoris amore inisse debuisset [4])? Si enim sibi crudelis, quibus humanus esse potest philosophus ille nouus? Legimus Mucium Sceuolam Romanum insignem ac prestantem et animo et scientia virum ob amorem et deliberationem patrie menbrum suum passum [5]) esse vri vitamque eius, vt patriam ab obsidione Porsenne liberaret, in manus inimicorum dedisse. Is vero noster Johannes contrarium conatur: non solum patriam non defendit, sed potius iniuriam inferre nititur. Heu nephas hoc et detestabile crimen! Vere si ipsi Germani huiusmodi vsurpationem et eorum honoris et patrie liberationem, surreptionem ac reprobandam opinionem recte animaduerterent, eundem non verbis, sed verberibus mactare atque punire deberent. Qualis enim illi mens, que [145ᵇ] audacia, qualis insulsitas, vnde haec belua hanc eius fundauit temeritatem! Existimabat forsitan nullum fore in Germania, que tam longa et ampla est patria ac inter ceteras maxima, qui

[1]) homos *in der Hs.*
[2]) *Dahinter* esse *durchstrichen.*
[3]) ad *am Rande.*
[4]) debuissent *in der Hs.*
[5]) *Aus* passe *verbessert.*

ob patrie amorem hanc eius opinionem improbaret ipsorumque defensionem susciperet, quam etiam ipse Johannes (fuisset si saue mentis) suscipere debuisset. O virum importabilem, virum detestabilem, ergastulo et carcere dignum, qui non in barbaros sed Germanos, non in alienos sed proprios, non in vnum sed omnes tam seue tanque acriter studuit insanire atque inuehere. Vere, celeberrime Alberthe: si is Johannes presens afforet et eum rationibus vincere non possem, ob patrie nostre defensionem, honoris augmentationem et oris obstructionem saltem pugnis eundem plectere conarer. Non possum, mi Alberthe, non egre ferre istiusmodi [146a] hominis inertiam et prenimia ire accensione, plura haud exarare possum. Judicium tuum in hoc expecto et litteras tuas, in quibus te non ambigo a mea sententia diuersurum et me ex illis non minus voluptatis quam vtilitatis accepturum. Vale.

BERLIN. MAX HERRMANN.

Erwiderung.

Zum Geschlecht Ulrichs von Liechtenstein.

Herrn Anton Schönbachs gestrenge Kritik über meine Frauendienst-Ausgabe in Nr. 31 der Deutschen Litteraturzeitung vom 4. August d. J. lasse ich zunächst auf sich beruhen. Mit den philologischen Einzelheiten, soweit sie überhaupt erwähnenswerth scheinen, werde ich mich über kurz oder lang zu beschäftigen haben, und die andern Wunderlichkeiten und Thorheiten werden wohl auch einmal gelegentlich abgethan. Nur einen einzigen bestimmten Angriff will und muß ich sogleich abwehren, weil ich ihn durch einen Unterlassungsfehler verschuldet und insofern auch verdient habe.

Geradezu in Erstaunen hat mich in Herrn Schönbachs Kritik die folgende Auslassung gesetzt: „Nur eine Angabe (in der Einleitung) ist mir als seltsam aufgefallen: S. XX wird Ulrich als „ein Ahnherr des jetzt noch blühenden fürstlichen Hauses Liechtenstein“ bezeichnet, indeß Jacob Falke in seiner „Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein“ 1, 248 ff., nachweist, daß die steirischen Liechtensteiner im 17. Jahrh. völlig erloschen sind, auch (vgl. ebenda S. 14 ff.) mit dem österreichischen Hause gar nicht verwandt waren“. Wie? das schreibt Herr Schönbach, das kann er schreiben? Ich lebte des Glaubens, daß ich ihn in dieser Frage auf meiner Seite habe, weil ich mich auf seine Seite stellte. Und nun, welche Enttäuschung! Jetzt fällt es ihm seltsam auf, daß ich seine eigene Meinung vertrete!

Den Ausdruck „Ahnherr“ gebrauchte ich nicht in speciellem, sondern in allgemeinem Sinne; ich wählte das poetischere Wort für das gewöhnlichere „Vorfahr“. Ich folgte der bekannten alten, früher allgemein giltigen Ansicht, weil die Gründe, welche Falke für die völlig Verschiedenheit der beiden Häuser Liechtenstein geltend machte, mich nicht durchaus überzeugen konnten. Allerdings wäre es in der Ordnung und meine Pflicht gewesen, dieser Frage wenigstens in einer Anmerkung zu gedenken; ich hätte es thun sollen, schon um mir den Rücken zu decken. Ich wußte nicht und glaubte nicht, daß Falkes Ansicht bei den Historikern, insonderheit bei den österreichischen allgemein angenommen worden sei. Und wer war es denn, der mich irre gemacht, mich in meinen Zweifeln, die ich auch heute noch nicht

völlig überwunden habe, bestärkt hat? Kein anderer als eben Herr Schönbach. Ich glaubte seiner Autorität vertrauen zu dürfen, weil er ein geborener Österreicher ist und sich mit der Genealogie der Liechtensteiner genauer beschäftigt hatte[1]).

In seinem Aufsatze „Zu Ulrich von Liechtenstein" in der Zeitschrift 26, 307 ff. ist von jener genealogischen Frage und von Falkes Nachweise auch kein Sterbenswörtchen die Rede. Und in seinem Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie 18, 620 ff. ist zwar Falkes Werk unter den Litteraturangaben mit aufgeführt, aber die alte und die neue Ansicht, welche doch die Leser und Benutzer besonders hätten interessiren müssen, sind gleichfalls ganz mit Stillschweigen übergangen. Dagegen heißt es gleich zu Anfang: „**Liechtenstein**: Ulrich von L. (bei Judenburg in Obersteiermark, der Murauer Linie des Geschlechtes angehörig ...)" .. Also wohlgemerkt! es steht Linie und der Singular: des Geschlechtes! Hier ist doch so deutlich wie nur irgend möglich ausgesprochen, daß der Biograph nicht zwei völlig verschiedene Familien oder Häuser, sondern zwei Linien, nicht zwei völlig verschiedene Geschlechter, sondern ein einziges Geschlecht annimmt; oder mit andern Worten, daß Herr Schönbach die beiden Häuser Liechtenstein als genealogisch zusammengehörig betrachtet und hiermit der neuen Ansicht Falkes stillschweigend und sie vornehm ignorirend entgegentritt. Denn Falke polemisirt ausdrücklich (S. 13) gegen Hormayrs Annahme und Angabe einer Trennung des Hauses Liechtenstein in die beiden „Linien"; bei ihm, wie besonders in die Augen fallend in den Überschriften zu den einzelnen Abschnitten und zu den Stammtafeln entgegentritt, ist das steirische Haus das Haus Liechtenstein-Murau im Gegensatz zu dem österreichischen Hause Liechtenstein-Nikolsburg. Eine Speciallinie Murau innerhalb des Hauses Liechtenstein-Murau gibt es nicht. Eine etwaige Ausrede, mit jenen Worten in der Biographie sei Ulrich als Angehöriger einer Murauer Linie des steirischen Geschlechtes bezeichnet, gilt also nicht. Bei der bekannten und neidlos anzuerkennenden Schärfe seiner Schreibweise ist auch durchaus nicht anzunehmen, daß Herr Schönbach in seinem biographischen Artikel sich in gesuchtem Lakonismus ungeschickt und irreführend ausgedrückt habe; vielmehr tritt durch eine Vergleichung der jüngst geäußerten Ansicht in der Zeitung (1888) und der früheren im Artikel (1882. 1883) zwischen beiden ein unversöhnlicher Widerspruch zu Tage, über dessen Ursache ich mir kein Urtheil erlaube. Sicher ist, daß Herr Schönbach ein sehr kurzes Gedächtniß hat und auch Andern ein kurzes Gedächtniß zutraut. Im Übrigen werde ich mich hüten, künftighin auf seine Autorität mich zu verlassen.

ROSTOCK, Mitte August 1888. REINHOLD BECHSTEIN.

[1]) Daß mich Schönbach irre gemacht, habe ich auch in einem Privatschreiben an Jacob von Falke berichtet, nachdem er meine Ausgabe im Feuilleton der Wiener Zeitung Nr. 62. 63 vom 15. und 16. März d. J. überaus freundlich und anerkennend, abgesehen von der in Rede stehenden genealogischen Frage, besprochen hatte. Aus einer Stelle seiner Antwort — zu wörtlicher Anführung bin ich nicht berechtigt — geht hervor, daß er Herrn Schönbach in eben dieser Frage auch als seinen Gegner betrachtete.

MISCELLEN.

Ein Scherz Simrocks mit Adalbert von Chamisso.

Während seines Aufenthaltes in Berlin als junger Mann verkehrte Simrock viel mit Chamisso und war bei diesem gern gesehen, weil Simrock bei seiner reichen Kenntniß von Sagen und epischen Stoffen ihn mit Material versehen konnte, während Chamisso als geborener Franzose sich arm an Stoffen fühlte.

Eines Tages gingen beide an einem Laden vorüber. 'Sehen Sie, Herr von Chamisso, der Mann kann Ihnen helfen' — auf dem Schilde stand der Name 'Stoffregen'.

Dergleichen kleine Geschichten aus seinem Leben erzählte Simrock mit einem anmuthigen Humor um die Lippen, gewöhnlich nach der Mahlzeit, bei der er, auch wenn Gäste da waren, seinen sammtenen Schlafrock anbehielt, was den Eindruck der Gemüthlichkeit erhöhte. K. BARTSCH.

Nibelungenfehde.

A ist verstummt,
Nur leis es brummt
'Könnt' ich ihn packen,
Wie wollt' ich zwacken
Den bösen Streiter!'
Der ist ganz heiter.

Nun sehn wir C
Vereint mit B,
Durch Compromiss
Schloß sich der Riß:
Was will man weiter?
Ich bin ganz heiter.

K. B.

Mittheilungen.

Professor Dr. H. Gering in Halle folgt zu Beginn des Sommersemesters einem Rufe an die Universität Kiel.

Der Privatdocent Dr. v. Waldberg an der Universität Czernowitz ist zum a. o. Professor ernannt worden.

Dr. Alois Pogatscher hat sich an der Universität Graz für englische Philologie habilitirt.

† am 19. November 1888 zu Bonn Professor Dr. Nicolaus Delius.

PF
3003
G4
Jg.33

Germania

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY